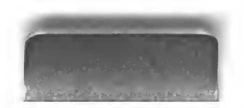
Wiener rundschau ...




Dei
Sub Numine
Viget



WIENER RUNDSCHAU.

Herausgeber:
Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.

BAND III und IV. No. 1—24.

15. November 1897 — 1. November 1898.

WIEN 1898.
I1, SPIEGELGASSE 11.

K. K. HOFTHEATER-DRUCKEREI, WIEN, I. WOLLZEILE 17.
(Verantwortlich A. Rimrich.)



Wiener Rundschau.

15. NOVEMBER 1897.

DER HERBST.

Ein Triptychon.

Von GEORG FUCHS (München).

I.

Der Rufer.

Es stiess ein Rufer rauh ins Horn,
Dess schauert hohl der feuchte Forst,
Im Nebel bricht das Wild vom Born,
Der Fittig schlägt erschreckt den Horst.

Im Osten rauchen noch die Schatten,
Und morscher Hauch entgährt dem Bruch
Durch endlos flachgereihte Matten:
Geborstner Schollen Nährgeruch.

Zu Häupten trägt die Tracht der Frucht
Geschürzten Schrittes stolz die Magd,
Es stützt der Arm die volle Wucht,
Die Kraft der Brüste strotzt und ragt.
Es klingt ein Licht zur Bergeszinne
Noch aus des Abends rothem Dom,
Schon dunkel wogt in tiefer Rinne
Gelabter Gründe grüner Strom
Durch buntbelaubte, goldne Ufer,
Da erdröhnst du, grosser Rufer:

Des letzten Lichtes Auge bricht,
Die rothe Kuppel sinkt im West,
Die weissen Schleier schliessen dicht;
Einmal noch ein Dohlenflug —
Schrill ein Schrei aus hohem Nest;
Gestirne wandeln im steigenden Zug.

II.

Das Pans-Opfer.

DER SÄNGER.

Hier sind die Sitze; Vater, rastet
Bei des Gottes erznen Sohlen,
Lehnt Euch an geschweifte Bohlen,
Dass mit goldner Hand Euch der Ahorn tastet.

DER VATER.

Wie blickt der Gott?

DER SÄNGER.

Froh und gnadenreich und mächtig,
Satt von ungemessnen Spenden
Quillt die Hand von Trauben trächtig,
Prachtvoll schwillt die Kraft der Lenden.

DER VATER.

Wie die Opfer?

DER SÄNGER.

Hoch geschichtet!
Reinlich, ehrfurchtsvoll gesichtet,
Ueberbietend das Gebot,
Prangend unter Seinen Eichen,
Die rings aus den Felsen reichen,
Sie bedachend scharlachroth.

DER VATER.

So schau hinab auf Dorf und Thal,
Melde mir nun von den Dingen
In der Erde breitem Saal:
Lass die Leier mir erklingen!

Blind sind die Augen, die sonst herrisch lohten,
Nimmer kehren die glanzbeschuhten Boten,
Die auf Strahlenpfaden eilen,
In silbernen Gespinnsten schwingen,
Die blonden Knaben, die mit Demantpfeilen
Den bunten Schein der Welt uns bringen.
Ein Abend drang zu meinem Herzen,
Des Gottes Athem verlöschte die Kerzen;
Doch dir verlieh er vor den Menschen allen,
Am tiefsten und am weitesten zu sehn,
Du trachtest nicht aus deinem Kreis zu gehn
Und zu belauern das entrückte Wallen,
Dankbar singst du von den Auen,
Im Glanz der Fülle darfst nur du sie schauen.

DER SÄNGER (spielt und singt):

Töne tief, du meine Laute,
Quill uns rein am höchsten Ort
Träume, die ich dir vertraute,
Und gib Stärke meinem Wort,
Und gib Stärke meinen Händen,
Dass sie dich mit Jubel führen,
Brausend deine Gluthen schüren
Jede Fülle zu vollenden!

Jauchzend von den gelben Hängen
Steigt des Weinstocks blaue Wucht,
Hochgebahrt, mit Festgesängen
Ziehet ein die edle Zucht.
Die schütten die Körbe, die hüten den Spund,
Die treten im Rund,
Die Kelter mit ächzendem Pflock zu beschweren
Und stampfen im Kreisen die quellenden Beeren;
Auf springen die Bronnen:
Braun wie der Rost,
Schiesset der Most
Süss in die sausenden Tonnen.

Und schon fidelt es drauss auf erleuchtetem Plan
Und tritt und schlürfet im Tanze,
Da prasselt der Wimpel, da schwählet der Span,
Da lächelt die Jungfer im Kranze.
Vom bebänderten Baume gebreitet zum Kreis,
Auf beflitterten Schnüren gezogen,
Schwingt Kürbis, Hagebutten und Mais
Mit Aepfeln und Blumen im Bogen.
Die Holde führt des Knaben Arm,
Die Sträubende zu biegen,
Er drängt sie aus dem tollen Schwarm
Mit Küssen und mit Schmiegen.
Ihr Kosen glüht von Scham und Dank,
Er trägt sie in die Grotte,
Der Gürtel springt von Hüften blank,
Er pranget gleich dem Gotte.

Der Vater mit dem Sänger anbetend.

Der du Reiz und Kraft gepaaret,
Der du alle Samen säst,
Der du der Heerden Stamm geschaaret,
Der du Brut und Keime blähst,
Der du lind im Lenze stammelst,
Rauschend dich im Regen regst,
Die Gestirne stet versammelst,
Um dein Herze warm bewegst,
Der du Blut und Blüte letzest,
Brüsten volle Tränke giessest,
Der du hoch die Sonnen setzest,
Verschwiegnen Schooss mit Lust erschliessest:
Allbewegend rollt dein Ruf;
Vor dir beben unsre Glieder,
Vor dir danken unsre Lieder,
Die dem Sohn dein Odem schuf,
Deine Wiederkunft zu künden.
Wir bringen Guss und Opfer dar:
Des Lebens Lichter zu entzünden,
Wandelst du uns Jahr um Jahr.

III.

Tafel des Stifters.

Das Weihgeschenk.

Herrin, empfangt die umflochtene Schale:
Der Ernte Vollendung künde sie dir;
Der Ernte Vollendung im dämmernden Thale,
Neige dein Herze, nimm sie von mir!
Rast gewähre, bis neu ich dir diene:
Siehe, die Früchte brachten wir heim,
Dir trug lieblichen Honig die Biene,
Dir wuchs zum Wipfel Setzling und Keim.
Das Mühlrad peitschet die schnellende Röhre,
Dass es schäumt und malmend kreist,
Im trunknen Gewölbe singen die Chöre
Das Lied der Jugend von Klarheit und Geist.

Ich bin der Winzer, der den Weinstock bindet,
Ich bin der Mundschenk, der den Jährling giesst;
Ich bin der Gärtner, der das Veilchen findet,
Der die reife Ueberfülle spriesst.
Ich bin der Sämann, bin der Schnitter,
Bin der Erde Wirth und Gast,
Ich sättige sie mit Saat
Nach lenzlichem Gewitter,
Ich pflücke von dem süss berauschten Ast
Nach der Väter Brauch und Rath,
Ich bin der Sämann, bin der Schnitter.

Gebet.

Breite deine klaren Linnen,
Senke sanft sie, decke zu,
Schliess aus deiner Kraft die Rinnen,
Grosser Rufer läute zur Ruh!
Könnte noch das Herz uns darben
In den irdischen Paradiesen,
Da wir kühn die Frucht erwarben,
Liebend ihren Geist geniessen,
Da wir ruhen bei ruhenden Gaben,
Bis verjüngt die Quellen fliessen.

IM CAFÉ.

Von ARNOLD GARDE.

Draussen ging ein dichter Abendregen nieder. Nur wenige Gäste. Hinten am Buffet ein paar Lichter. In rosa Seide lag die brünette Buffetière auf einen Stuhl hingegossen und träumte, dem dolce far niente hingegeben.

In einer Ecke — es war nahezu dunkel — sassen zwei Künstler.

Der eine, der beständig das Wort führte, war jung und befand sich heute in miserabelster Stimmung. Er sprach, wie aus der Vogelperspective, über Gott, Welt und Menschen, immer von einem souveränen Standpunkt, und kam dabei vom Hundertsten ins Tausendste.

Der alte Weisskopf neben ihm sprach fast gar nicht, nickte hin und wieder beifällig auf die heftigen Demonstrationen seines jugendlichen Gesellschafters, warf nur manchmal eine kurze, bissige, aufstachelnde Bemerkung hin und kaute beständig an einem längst ausgegangenen Cigarrenstummel.

Der Junge phantasirte:

Ein eigenartiges Land, diese Erde. Hier Rosen und dort Schierling, und beide sind für den Menschen gesäet. Und wenn er schon auf den Sterbekissen liegt, summt ihm noch der Lärm der Welt im Ohre, als wenn er von der Kirmess heimgekehrt sei, und bereitet ihm den bittersten Trennungsschmerz, oder — er verwünscht ihn und sagt sich: Gottlob, bald hör' ich den Klimbim nicht mehr.

Ich erinnere mich eines jungen Mannes in Hamburg, der oben im fünften Stock in einer kleinen armseligen Kammer seine letzte Kraft verströmen fühlte. Da fing eine Orgel auf der Strasse an zu spielen, und die bestrickende, selige Melodie eines Walzers, den nur ein Verliebter ersonnen haben konnte, klang durch die laue Abendluft hinauf, in das Fenster zu dem armen Teufel und schlang ihre Schmeichelarme um das zitternde verathmende Menschenherz, das sich schon mit dem Leben abgefunden hatte.

Es war eine Sünde.

Wie ein Rausch kam es über den Sterbenden, ein unsägliches Heimweh stieg in ihm auf, eine tolle Sehnsucht nach Allem, was ihm auf der Erde des Genusses werth schien, nach Liebesabenteuern in dunklen Gärten und blauen Sommernächten, nach Tanz unter strahlenden Kerzen, nach rothen Mädchenlippen und blitzenden, lachenden Mädchenaugen.

Er flüsterte noch: Mein Gott, mein Gott, ich will noch nicht, n o c h n i c h t sterben!

Er schlummerte schon hinüber.

Aber die Orgel klang unbekümmert weiter, noch lange Zeit, als des Todten gebrochene Augen schon auf den prachtvollen, dunkelblauen Himmel starrten.

Vis-à-vis drehten sich die Dienstmädchen, wie verzückt, im Walzer »linksum«.

Ja, ja, das Leben ist ein Schauspiel, das man besser schon vor Jahrtausenden hätte verbieten sollen. Dem unbekannten Regisseur — übrigens ein bewunderungswürdig eigensinniger Kopf — müsste der Process gemacht werden. Wenn man seiner habhaft werden könnte! Vielleicht nützt es was, wenn man eine anständige Belohnung dafür aussetzte.

...Ja, Witte, das ist es ja gerade, ich bin feige... wenn Einem Alles im Pulverdampf verschwindet... leider... dazu gehört doch Courage und starke Nerven...

Das Beste, was die Götter einem Menschen in die Wiege legen können, ist doch der Leichtsinn, aber er muss eben der göttliche sein. Von dem Plebejerleichtsinn, der Jemand etwa verleitet, silberne Löffel zu stehlen, rede ich natürlich nicht. Ich meine die angeborene rosenrothe Brille, die Einem die Welt und den ganzen Trödel in ihr ewig in dem gleichen zauberhaften Lichte sehen lässt. Der Teufel! Mir hat man eine schwarze bescheert. Ist's da ein Wunder, dass mir Alles zuwider ist?

Sie haben Recht, lieber Witte, Cyankali, Cyankali, das ist das Wahre, das Beste, wenn die Zeit da ist, wenn uns die Sündfluth an den Hals steigt.

Da sitzen die Leute hier und schwatzen und schwatzen, erklügeln philosophische Systeme und vergessen in ihrem Biereifer die Zeit, bis sie auf einmal merken, dass es Abend geworden ist, dass der rosenfarbene Himmel über ihnen vergangen ist und anstatt dessen ein eintöniges Grau seine Nüchternheit niederträufelt, und ehe sie noch das Maul aufsperren können, um sich wieder einmal zu wundern oder wieder einmal eine Analyse anstellen zu können, sinken sie hin, wie die Fliegen!

Das Menschenleben ist eine Melodie, der ich nur etwa das wunderschöne »Margarethe, Mädchen ohnegleichen« zur Seite zu stellen wüsste. Die Welt ist eben ein verstimmter Leierkasten. Kaum lassen ein paar gute Töne eine vage Sehnsucht nach etwas Besserem aufkommen, ah! dann zerreissen die verdammten Misstöne wieder das schöne Gespinnst. Das Gescheiteste ist, man hält sich schleunigst die Ohren zu und entweicht der Qual.

Er schwieg. Beide versanken in Brüten.

Ein gelangweilter Kellner kam daher und zündete lässig die Gaskronen an.

Da standen die beiden pessimistischen Fledermäuse verdrossen auf und trollten sich.

FRÜHLING.

Von RICHARD SCHAUKAL (Wien).

Sie war wie der Frühlingswind, der von den hellgrünen Waldhängen kommt. Ihre manchmal smaragdgrünen, heute hellhellblauen Augen leuchteten wie räthselhafte Steine unter den kindlich hochgezogenen, feinen dunklen Brauen. Die Lider waren müde wie ein Traum im Vorfrühling, wenn das Gras zu duften beginnt und die Vögel zögernd ihr Hoffen singen, und die zarten, langen Wimpern waren wie die weichen, dünnen Spitzen ganz junger schüchterner Blumenkronen, dunkelblond wie Korn und an den Enden goldglänzend wie Sonnenstrahlen, wenn die Sonne siegreich durch zerflatternde Dunstwolken dringt. Aber ihr herb-abweisender, launisch-geschürzter und doch so zärtlich-wünschender, blassrother Mund unter den hochmüthig-fragenden, kurzen, steilen Nasenflügeln ruhte wie ein winziger welliger Falter, den der Gruss einer seltenen hochstengeligen Blume lockte, und der jetzt mit ausgebreiteten, kaum noch leise flatternden schmalen Flügeln verlangend und eigentlich schämig in seinem Verlangen über dem entgegenbebenden Kelche schwebt.

Sie ging mit der nachlässig-schlanken Geberde ihres hüftschmalen geschmeidigen Körpers wie eine Prinzessin, die unter der Bürde einer gebietenden Vergangenheit träumend sich nach Gänseblümchen am Wegsaum bückt. Ihre dünnen, scheuen Kinderarme wiegten sich in dem sanften Rhytmus ihres jungen Glückes wie im lauen Winde die glatten Ranken des Epheus; und ihre ungepflegten, sonntagmüden Hände waren wie vergleitende, leise Triller in dem unbewussten seligen Liede ihrer unberührten Schönheit.

Weiss und schwach, gerade und wie erwartend standen Birken am Waldsaum über dem trägen, breiten, gelben Flusse, und sie ging auf dem Dammrain zwischen den hügeligen Grasflächen auf den Frühling zu, der sie erwartete wie eine Braut, die unter die Gespielinnen kommen soll, um ihr verschämtes Glück stumm und erröthend zu zeigen. Es ist dieser blassen, in bangen, süssen Ahnungen zitternden Braut, als müsste sie ihre beiden unruhigen Hände auf das laute, ungestüme Herz pressen, dass es nicht die weissen, flugbegehrenden Flügel endlich entbreitet und jubelnd zum blauen Himmel steigt. Aber sie weiss, sie darf nicht, sie muss stehen und unter den bewundernden, unfassenden Blicken sich langsam auf den ungeduldigen Fersen drehen vor den ehrfürchtig-neidischen Gespielinnen wie ein seltsamer, knospender Baum, um den alle Vögel sind mit flüsterndem Zwitschern und neugierigem Federsträuben. So erwartet sie der Birkenwald, die zarten

Stämme, die stumm stehen und aus ungeschauten tausend Augen blicken, weiss und schwach, gerade und mit verhaltenem Athemholen der begehrenden Säfte. Es war still über dem Flusse. Die kurzen Gräser standen steif. Die dicken, knorrigen Stämme um den Tennisplatz schwiegen hoheitsvoll. Aber die Luft war erfüllt mit Weihe und Duft.

Hinter dem Mädchen, gross und mit demüthig zögernden Schritten ging Einer, dem zu Muthe war wie vor dem Feste, das ihn würdigen soll. Er hielt seine Kappe in der Hand vor Scheu und Liebe, und seine schwermüthigen Augen, in denen ein mühsames Entsagen, die bange Schwüle einsamer, in stummem Hohn verzehrter Jahre lag, folgten diesen leichten, unhörbaren Füssen wie im Traume. Er wagte nicht zu reden, denn er wusste, seine reinen, huldigenden Gedanken würden hässlich und welk als sterbende Worte von seinen trockenen Lippen hallen. Seine langen, knochigen Finger an den langen, nervösen Händen krampften sich wie in Qualen um die Schäfte der beiden Tennisrakette. Er dehnte die weichen Nasenflügel und presste die Zähne gegeneinander. Sein Gang aber war stockend, wie in Unentschlossenheit, und sein Rücken trug wie unter der Bürde eines verfehlten Lebens.

Seine Seele war bittend bis in seine verengte Kehle gestiegen, er fühlte ihren mahnenden Vorwurf, er litt unter dem unwilligen Drange seines Blutes, aber wie mit einer Erzfaust hielt er diese sehnsuchtbleiche Seele nieder und schwankte in der Mühe dieses Zwanges.

Sie ging und dachte. Er las in ihren unschlüssigen Bewegungen die Kämpfe ihrer Zweifel. Er wusste, sie dachte über seine Treue. Wie ein Hund schlich er hinter ihrer trotzigen Liebe und den berechtigten Zweifeln ihrer Vernunft.

Aber in ihm wallte wie von einem Opferherde der Dampf eines rothlodernden Zornes gegen diese Vernunft.

Sie war ihm wie eine Elfe, die nicht mitkonnte im Südenfluge ihrer Geschwister, und die er einst an rieselnder Waldquelle überrascht und starr vor Staunen über ihre keusche Schönheit gefunden in der fröstelnden Müdigkeit ihrer weissen, gesenkten, verzichtenden Schwingen, zierlich und ebenso erstaunt über sein plötzliches Entdecken.

Sie war ihm die Musik seiner geheimsten Gedichte, der allerschönsten, die ungesungen wie Schatten durch die hohen gewölbten Gänge der einsamen Seele gehen, sie war ihm die silberne Gnade seiner heiligen Nächte

Und sie war ihm die Qual seiner Entwürfe, seiner Eifersüchte und zaudernden Entfernungen.

In ihr war sein Leben. Das wusste er. Sie hatte alle Schlüssel zu einem neuen reichen Selbst in ihrer kleinen, weichen Hand.

Sie konnte Alles in ihm öffnen. Die verborgenen kostbaren Wandschränke und schnörkelig geschnitzten Truhen seiner Eigenart konnte sie erschliessen, sie wusste die Worte zu seinen Fragen an das

Schicksal, sie hatte Alles in ihrer Macht, sie herrschte über seine verborgen zum Tag begehrenden Möglichkeiten.

Aber sie hatte nicht den Muth der Unvernunft. Sie hatte nicht die Kraft einer ungebrochenen wollenden Frohheit. Sie war eine Königin über gefürchtete Schätze. Sie zagte vor der grossen Entsiegelung. Sie ahnte den berauschenden starken Sturm des Schönen. Sie zitterte wie ein Kind vor den süssen Schrecken verschlossener Thüren.

So schritten sie hintereinander gegen die Stühle des Tennisplatzes.

Sie hätte sich gerne nach ihm umgesehen. Sie wusste, wie er nach diesem Umblicken mit allen angespannten Fasern einer gehemmten Ungeduld bebte. Sie wusste, wie sie ihn glücklich machen konnte und erschrecken, wie er roth und mit betenden Augen in ihren Blick untertauchen würde. Aber sie konnte nicht. Das war ihr Stolz, ihr Erziehungsstolz, an den sie sich klammerte. Sie war ein Fräulein. Und ein Fräulein darf das nicht. Ein Fräulein darf nicht sagen: »Ich liebe dich mehr als Alles in der Welt. Nimm mich und mach' mit mir, was du willst. Du weisst ja, dass ich wie ein Garten bin, der nur dich mit allen Fanfaren seines Blühens ruft.«

Er schlug sich mit hässlichen Erwägungen in der Stille dieses zögernden Folgens. Auch in ihm hob sich das ergraute kluge Köpfchen der Vernunft über die dicken, starkädrigen, wohlriechenden Blätter seiner Zauberhecken.

»Du bist nichst,« wispelte sie. »Und du hast nichts. Und heutzutage muss man was sein und was haben.« Er spie dieser eklen verrunzelten Vernunft in das kluge magere Antlitz, er hob die schmalen, abfallenden Schultern wie im Groll über ein entwürdigendes Joch. Und plötzlich war ein gewaltiges lautes Singen in ihm. »Schön ist die Liebe. Sei schön und juble. Und geh' im leichten Tanz mit ungehemmten freien Gliedern. Und lache, lach' einmal wie der Sommer lacht in der Mittagsglut.«

In diesem Augenblicke kam ein Stocken in ihren Schritt. Er sah, wie sie stehen blieb. Er sah ihren Fersen zu, wie sie noch überlegten. Und dann stand sie, und ihr weisses gleitendes Kleid hielt an im leisen Rauschen. Alles in ihm lag wie auf den Knien und lauschte. Seine Augen schmerzten ihn vor Erwartung. Und mit einemmale wandte sie sich. Ihre Arme hingen demüthig aus ihren Kinderschultern. Aber in ihren Augen, die so blau und leuchtend waren, wie das Glück der Erfüllung, stand ihre liebliche rosengeschmückte Liebe und lachte Und er nahm ihre zitternde Hand und sagte: »Mädi.«

Sie schwieg. Aber von ihr ging der Frühling aus in die Welt.

GRAF LEO TOLSTOJ UND DIE DUCHOBORZEN.

Von W. HENCKEL (München).

Leo Tolstoj veröffentlichte kürzlich in einer Petersburger Zeitung einen Brief folgenden Inhalts: »Ich ersuche die Redaction dringend um den Abdruck des beifolgenden Artikels über die Duchoborzen. Abgesehen von der wahrheitsgetreuen Schilderung einer hervorragenden Erscheinung aus dem russischen Volksleben, hat dieses Schriftstück auch eine sehr grosse praktische Bedeutung, denn es gibt dem Publicum die Möglichkeit, Tausenden zu helfen, die ihres Glaubens wegen leiden und in Lebensgefahr schweben. Bitte, drucken Sie den Artikel. Jasnaja Poljana. Leo Tolstoj.«

Bereits im vorigen Jahre erschien in London eine Broschüre in russischer Sprache mit einem Vor- und Nachwort von Leo Tolstoj, die den nämlichen Gegenstand noch ausführlicher behandelt. In Deutschland scheint man dieser Angelegenheit nur wenig Beachtung geschenkt zu haben; wir erinnern uns nicht, nennenswerthe Artikel darüber gelesen zu haben. Wahrscheinlich sucht man dieses für die russische Regierung so beschämende Ereigniss zu vertuschen.

Wenn Leo Tolstoj sich einer Sache so eifrig annimmt, so ist unbedingt vorauszusetzen, dass es sich um eine hochwichtige Angelegenheit handelt, die der Beachtung grösserer Kreise würdig ist. Wir wollen es daher versuchen, den Inhalt der von Tolstoj so dringend empfohlenen Schriftstücke hier zu skizziren. Sein Schreiben an den Londoner Verleger lautet folgendermassen: »Hiemit sende ich Ihnen eine Mittheilung über die Verfolgungen der kaukasischen Duchoborzen. Es gibt nur ein Mittel, um sowohl den Verfolgten zu helfen, wie besonders auch den Verfolgern, die nicht wissen, was sie thun. Es ist das die Oeffentlichkeit, die Unterbreitung dieser Angelegenheit dem Gericht der öffentlichen Meinung, die, indem sie den Verfolgern ihre Missbilligung und den Verfolgten ihr Mitgefühl ausdrückt, die Ersteren von den häufig nur aus Unverstand und Unwissenheit herrührenden Grausamkeiten zurückhält und die Letzteren ermuntert, ihren Muth stählt und ihnen Trost in ihren Leiden spendet. Die russische Censur wird diesen Artikel nicht durchlassen, ich wende mich deshalb an Sie mit der Bitte, ihn zu veröffentlichen. Die Schilderung rührt von einem meiner Freunde her, welcher über die vorgefallenen Ereignisse genaue Berichte an Ort und Stelle sammelte; man kann deshalb seinen Mittheilungen durchaus Glauben schenken. Dass die hier mitgetheilten Nachrichten nur von einer Seite stammen, der der Verfolgten, und dass nicht auch die andere Partei, die der Verfolger, befragt wurde,

vermindert nicht die Glaubwürdigkeit dieser Mittheilungen. Den Verfolgten lag nichts daran, das, was sie thaten, zu verhehlen: sie verkündigen es der ganzen Welt; die Verfolger hingegen müssen sich der Thaten, die sie gegen die Verfolgten begingen, schämen, und sie werden sie daher mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu verheimlichen suchen. Sollten aber in den Berichten der Duchoborzen vielleicht auch Uebertreibungen vorgekommen sein, so haben wir diese, sobald sie uns als solche erschienen, sorgfältig ausgemerzt. Die Hauptsache, welche hier dargelegt ist, nämlich die, dass die Duchoborzen an verschiedenen Orten mehrfach grausam misshandelt wurden, dass der grösste Theil von ihnen in die Gefängnisse geworfen und dass mehr als 450 Familien vollständig zugrunde gerichtet und aus ihren Wohnungen nur deshalb vertrieben wurden, weil sie ihren religösen Anschauungen nicht entgegen handeln wollten, ist authentisch und keinem Zweifel unterworfen. Schon deshalb unterliegen die Thatsachen keinem Zweifel, weil sie in vielen russischen Zeitungen mitgetheilt waren und seitens der Regierung keine Widerlegung fanden. Leo Tolstoj.«

Aus dem Inhalt der von Tolstoj empfohlenen und von seinem Freunde herrührenden Mittheilungen heben wir Folgendes hervor:

Von den Verfolgungen der Duchoborzen im Kaukasus (es leben ihrer dort etwa 20.000) wurde so viel gesprochen, dass ich mich entschloss, um die Wahrheit zu ergründen, an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Bevor ich aber das, was ich erfuhr, erzähle, will ich von der Entstehung, dem Glauben und der Organisation dieser Secte berichten. Sie entstand in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, und die Anhänger derselben wurden auf Befehl des Kaisers Nicolaus I. in den Vierzigerjahren dieses Jahrhunderts nach Transkaukasien deportirt, und zwar in eine feuchte, gebirgige und unfruchtbare Gegend. Die Grundlehren der Duchoborzen bestehen in Folgendem: Der historische Christus ist in ihren Augen nur das Bild dessen, was in der Seele eines jeden Duchoborzen die göttliche Vernunft oder das Wort vollführt. An die Menschwerdung des Herrn, an seine Thaten, Lehren und Leiden glauben sie, fassen dies aber im geistigen Sinne auf. Da sie Gott im Geiste anbeten, behaupten sie, dass die Kirchen und Alles, was in ihnen vorgeht, gar keine Bedeutung haben und keinen Nutzen bringen. Sie bedürfen daher auch nicht der kirchlichen Sacramente und Gebräuche und ebensowenig der Heiligenbilder. Die Heiligen werden geehrt, jedoch nicht angebetet. Der Duchoborze betet nicht um das Seelenheil Anderer, denn Jeder betet nur für sich, und nur Gott wird angebetet. »Dem Alten und Neuen Testament entnehmen wir nur das Nützliche, nur die sittlichen Lehren,« sagen die Duchoborzen. Sonst wird der Heiligen Schrift nur geringe Bedeutung beigelegt. Ihrer Glaubenslehre liegen Ueberlieferungen zugrunde, die sie »das Lebensbuch« nennen. Die sittlichen Begriffe der Duchoborzen sind folgende: Alle Menschen sind ihrem Wesen nach gleich; äusseren Auszeichnungen ist keine Bedeutung beizulegen; sie bedürfen weder

einer geistlichen, noch einer weltlichen Obrigkeit, weil eben alle Menschen gleich und den Anfechtungen der Sünde unterworfen sind. Die bestehende Gewalt wird bei ihnen nur scheinbar geachtet; sie sind im Herzen gegen jede Unterwürfigkeit und gegen jede monarchische Gewalt. Sie brauchen keine Rechtspflege und keine Gerichte, da sie Niemand kränken wollen. Das Schwören ist nicht erlaubt, daher wird die Eidesleistung verweigert. Ebenso halten sie es auch nicht für erlaubt, Waffen zu tragen und Feinde zu bekämpfen. Mit ihren Mitmenschen sind die Duchoborzen sanft, höflich und feierlich. Sie führen ein arbeitsames, sittliches Leben und zeichnen sich durch hohen Wuchs, Kraft und physische Schönheit aus. Die gegenseitige Hilfeleistung ist bei ihnen stark entwickelt. Bettler gibt es unter ihnen nicht.

In dem Masse, wie der Wohlstand bei den Duchoborzen wuchs, wurden sie im Erfüllen der moralischen Forderungen ihrer Gesetze schlaffer: ihre Enthaltsamkeit schwand, sie fingen an zu rauchen, zu trinken, Processe zu führen, unterwarfen sich sogar den Forderungen der Regierung und traten in den Militärdienst. Aber P. Werigin und noch einige tüchtige Männer führten sie zu ihrer Glaubenslehre zurück; sie verschenkten nun ihr Eigenthum und stellten das Rauchen, Trinken und Fleischessen ein. In Folge der Ränke einer kleinen Partei wurde Werigin nach Kola (im Gouvernement Archangelsk) verbannt, fuhr aber dennoch von dort aus fort, die geistige Bewegung der Duchoborzen zu leiten. Die Folge davon war seine Verbannung nach Obdorsk in Nordsibirien. Auf dem Wege dorthin besuchten ihn in Moskau sein Bruder und sein Vetter. Sie brachten ihren Glaubensgenossen einen von P. Werigin herrührenden und von der grossen Partei angenommenen Vorschlag mit: sich von der Eidesleistung und dem Militärdienst sowie auch von jeder Theilnahme an den Gewaltmassregeln der Regierung fern zu halten und alle Waffen zu vernichten. Einer von Werigin's Anhängern, ein Unterofficier, erklärte zehn Duchoborzen, die in seinem Bataillon dienten, dass sie am Ostersonntag 1895 nicht zur Parade gehen wollen, da man beschlossen habe, von diesem Tage an den Dienst zu verweigern. Alle waren damit einverstanden und blieben in der Caserne. Ermahnungen und Drohungen waren erfolglos, und der Unterofficier wurde in ein dunkles unterirdisches Gefängniss geworfen, wo er neun Tage lang bei mangelhafter Nahrung bleiben musste. Auch die anderen zehn Soldaten wurden eingekerkert. Am 14. Juni wurde Gericht gehalten und der Unterofficier auf drei Jahre, die Anderen auf zwei Jahre zur Einstellung in ein Strafbataillon verurtheilt. Einstweilen befinden sich die Verurtheilten im Militärgefängniss von Tiflis; sie lassen den Muth nicht sinken und machen den Eindruck von gesunden, heiteren Leuten.

Bald kamen noch weitere Weigerungen, den Militärdienst zu leisten, bei den Duchoborzen vor; auch mehrere rechtgläubige Soldaten folgten ihrem Beispiel. Alle kamen ins Gefängniss und wurden auf die grausamste Art mit Kosakenpeitschen geschlagen. Ein Duchoborez weigerte sich mit folgenden Worten, dem Kaiser zu dienen: Frage:

»Weshalb wollen Sie dem Kaiser nicht dienen?« Antwort: »Ich würde den Willen des Kaisers gern erfüllen, aber er verlangt, dass ich Menschen tödten soll, und meine Seele wünscht das nicht.« Frage: »Weshalb nicht?« Antwort: »Weil uns der Erlöser verboten hat, Menschen zu tödten, und da ich an den Erlöser glaube, erfülle ich Gottes Gebot.« Frage: »Wer sind Sie?« Antwort: »Ich bin ein Christ.« Frage: »Weshalb sind Sie ein Christ?« Antwort: »Weil ich Gottes Wort erkannt habe. Der lebendige Geist des Christen kann und wird nicht eure Werke thun.« Der Berichterstatter fügt hinzu: »Nach diesen Fragen und Antworten, sagte der Duchoborez, können die Vorgesetzten nichts mehr mit uns anfangen.«

Einhundertundzwanzig Duchoborzen befinden sich im Gefängniss von Jelisawetpol, theils weil sie ihre Landwehrpässe zurückgaben, theils weil sie sich weigerten Gemeindedienste zu verrichten, theils weil sie ungehorsam waren und Andere zum Ungehorsam verleiteten. Sie verweigerten auch, Arrestantenkleider anzuziehen, die sie für unanständig halten, und nahmen ausser Brot und Wasser keine Gefängnisskost an.

Aber es fehlte noch ein gemeinsamer, feierlicher Ausdruck ihrer Lossagung von der Gewalt. Diese erfolgte nun durch den Entschluss, alle vorhandenen Waffen zu vernichten. Im Kaukasus haben die Waffen eine weit grössere Bedeutung als anderswo. Man legt dort nie die Waffen ab, bewaffnet werden Besuche gemacht, Arbeiten verrichtet, Heerden gehütet. Deshalb war die Vernichtung der Waffen eine Handlung, wodurch die Duchoborzen bewiesen, dass sie entschlossen sind, sich nicht mit Gewalt gegen das Böse aufzulehnen, d. h. dass sie Schmälerungen ihrer Rechte und Angriffe auf ihr Leben erdulden wollen, ohne gegen ihre Angreifer Gewalt anzuwenden.

Das Verbrennen der Waffen geschah heimlich, in der Nacht vor dem St. Petri und Pauli-Tage, gleichzeitig im Gebiete von Kars, im Gouvernement Jelisawetpol und im Kreise Achalkalaki. Nach diesem Autodafé fanden während mehrerer Tage gemeinsame Gebete statt. Einer der Betheiligten erzählt: Der Gottesdienst war noch nicht beendet, als unsere Kundschafter meldeten, dass Kosaken im Anzuge seien, Wir erwarteten sie. Die Kosaken näherten sich, ihr Commandant rief laut »Ura!« und sprengte mit der ganzen Abtheilung im vollen Galopp an uns heran. Die Kosaken hauten auf uns ein und ritten uns nieder. Diejenigen von uns, die aussen standen, wurden arg verwundet, und die in der Mitte erstickten beinahe im Gedränge. Nach langer Zeit rief der Commandant: »Marsch! Alle zum Gouverneur!« Worauf dann unsere Alten ihm sagten: »Weshalb schlugst du uns, weshalb sagtest du es nicht gleich? Wir wollten ja so wie so zum Gouverneur gehen!« »So!« schrie er, »ihr räsonnirt noch!« und wieder fiel er mit den Kosaken über uns her. Abermals hieben sie auf uns ein und schlugen uns lange. Einige Kosaken schämten sich und fuchtelten nur zum Schein; aber der Wachtmeister bemerkte es und meldete es dem Anführer, der dann einem der Betreffenden einen solchen Peitschenhieb

versetzte, dass ihm das Blut aus dem Gesichte spritzte; dabei rief er ihm zu: »Warte, ich will dich lehren, den Kaiser zu betrügen!«

Verwundet und mit Blut bedeckt machten wir uns nun auf den Weg zum Gouverneur. Beim Marschiren sangen wir Psalmen, aber der Commandant verbot es und befahl den Kosaken, Lieder anzustimmen, die so unzüchtig waren, dass wir uns schämten. Noch bevor wir zum Gouverneur kamen, fand wegen eines unerheblichen Anlasses abermals eine Execution statt, und zwar eine so barbarische, dass der ganze Platz, auf dem wir standen, vom Blute roth gefärbt war. Als der Gouverneur sah, wie man uns zugerichtet hatte, rief er: »Weshalb habt ihr die Leute so geschlagen, das hatte ich nicht befohlen!« Als aber auch er nichts mit uns ausrichten konnte, drohte er uns erschiessen zu lassen, liess uns dann aber nur unbarmherzig durchpeitschen.

Nun wurden die Kosaken in den Ansiedelungen der Duchoborzen einquartiert. Das Hab' und Gut der Einwohner wurde ihnen preisgegeben. Zweihundert Kosaken standen drei Tage in jedem Dorfe; sie nahmen Alles, was ihnen gefiel, peitschten und schlugen Alle, die ihnen etwas verweigerten. In Bogdanowka hausten sie am ärgsten, dort kamen auch Vergewaltigungen von Frauen vor.

Alle Einzelheiten der Qualen und Peinigungen, welche die Duchoborzen erdulden mussten, können hier nicht aufgezählt werden. Nachdem die Einquartierung vorüber war, wurden die Sectirer aus ihren Dörfern vertrieben; sie erhielten nur drei Tage Frist, um ihr Besitzthum und ihre Habseligkeiten zu verkaufen, mussten daher Alles um einen Spottpreis weggeben. Viel Vieh und Getreide konnte gar nicht veräussert werden; alle Einwohner waren zugrunde gerichtet. Aus dem Kreise Achalkalaki wurden 464 Familien in grusinische Dörfer vertheilt, man gab ihnen aber kein Land, sie mussten daher auch den letzten Rest ihrer Habe verkaufen und um elenden Lohn für die Grusiner arbeiten.

Leo Tolstoj's Nachwort zu diesen Schilderungen ist zu lang, als dass wir es hier in extenso wiedergeben können. Nur wenige Sätze daraus mögen hier Platz finden:

»Die Ursache dieser Verfolgungen ist die, dass die Duchoborzen mit erneuter Kraft und Erkenntniss zu ihrem ursprünglichen christlichen Glauben zurückkehrten und den Entschluss fassten, thatsächlich das Gebot Christi — dem Bösen nicht mit Gewalt zu widerstreben — zu befolgen...Die Regierung verlangt, dass ihre Anordnungen befolgt werden; die Duchoborzen weigern sich dessen. Die Regierung darf aber nicht nachgeben...Man kann sie auch nicht verurtheilen, dass sie so handelt, wie sie es thut. Sie braucht allerdings rohe Gewalt. Aber sie kann sich in der That keines anderen Mittels bedienen; denn ist es wohl möglich, mit vernünftigen, humanen Mitteln wahre Christen zu zwingen, demjenigen Stande beizutreten, der das Tödten lehrt, und der seine Mitmenschen zum Tödten vorbereitet?... Rohe Leute kann man zum Gehorsam zwingen, indem man sie prügelt, hinrichtet, von Haus und Hof verjagt u. s. w. So lange die Regierung ihren Irrthum nicht einsieht, kann sie nichts Anderes thun und ist deshalb auch nicht

als schuldig zu betrachten . . . Die ungeheuere Tragik besteht darin, dass die Regierungen über Völker regieren, die mit jedem Tage und jeder Stunde mehr und mehr vom Geiste der Lehren Christi durchdrungen werden . . . Die Regierungen thaten das Ihrige, aber auch die christliche Lehre that das Ihre, indem sie immer tiefer und tiefer in die Herzen der Menschen eindrang. Und nun ist die Zeit gekommen, wo die Arbeit des Christenthums diejenige der Regierungen überholt, weil das Werk des Christenthums Gottes Werk und das der Regierung Menschenwerk ist . . . Was geschieht nun aber, wenn auch die Molokanen, die Itundisten, die Schaloputen, die Geissler etc. dem Beispiele der Duchoborzen folgen?

...Was dann, wenn das Peinigen nicht das gewünschte Resultat erzielt, wenn die Gepeinigten nur noch mehr ermuthigt werden, die Wahrheit zu bekennen, und wenn immer grössere Massen sich veranlasst fühlen, ihrem Beispiel zu folgen?... Es gibt keinerlei Spitzfindigkeiten, durch die man die Handlungsweise dieser Leute schlecht oder unchristlich nennen könnte. Es genügt nicht, ihnen Beifall zu zollen, man muss Begeisterung für sie empfinden, weil man zugeben muss, dass Leute, die so handeln, wie sie es thun, es im Namen alles dessen thun, was die menschliche Seele am tiefsten bewegt... Noch nie und nirgends hat eine Verfolgung unschuldiger Menschen stattgefunden, ohne dass ein Theil der Verfolger zu den Ueberzeugungen der Verfolgten übergegangen wäre... Je toleranter der Staat die Leute behandelt, die das wahre Christenthum bekennen, desto schneller wird sich die Zahl der Personen vermindern, die dem Staate dienen. Auf jeden Fall, ob er tolerant oder grausam ist, er arbeitet stets nur auf seine Vernichtung hin... Wahrheit wird nie aufhören, Wahrheit zu sein, wenn auch unter dem Druck von Martern die Menschen lauer in ihrem Glauben werden. Gottes Werk muss Menschenwerk besiegen. »Was aber geschieht dann, wenn der Staat vernichtet ist?« höre ich die Anhänger der Macht fragen, die da glauben, dass Alles untergeht, wenn das, was augenblicklich besteht, nicht mehr vorhanden ist. Die Antwort auf diese Frage wird immer die gleiche sein: »Das wird geschehen, was geschehen muss, was Gott wohlgefällig ist, was mit den von ihm in unseren Herzen und in unserem Verstand gelegten Gesetze im Einklang steht... Geht der Staat zugrunde, so ist das nur ein Beweis, dass die Sache, die der Staat verficht, Gottes Geboten zuwider und ein Uebel ist, folglich auch zugrunde gehen kann... Nur noch eine kleine Anstrengung — und der Galiläer hat gesiegt. Sein Sieg wird nicht den fürchterlichen Sinn haben, den ihm ein heidnischer Herrscher zuschrieb, sondern den von ihm selbst angedeuteten, wahren Sinn: »In der Welt habet ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.« Auch nicht jenen mystischen Sinn, den die Theologen diesen Worten beilegen, wird sein Sieg haben, sondern den einfachen, klaren, einem Jeden verständlichen Sinn, dass, wenn wir muthig und männlich seine Gesetze befolgen, die Verfolgungen der wahren Jünger Christi bald aufhören, Gefängnisse, Richtstätten, Krieg und

Zwietracht aus der Welt verschwinden müssen; es wird dann auch keine Ueppigkeit, keinen Müssiggang und keine von der Last erdrückte Armuth mehr geben, unter denen die christliche Welt jetzt stöhnt.

Leo Tolstoj.«

Der Bericht über die Duchoborzen, den Leo Tolstoj in seinem letzten Schreiben an die Petersburger Zeitung so dringend empfiehlt, rührt von einen Herrn Boulanger her. Dieser schreibt u. A. Folgendes: Gegen 4000 Duchoborzen wurden gezwungen, binnen wenigen Tagen ihre Dörfer zu verlassen, und einzeln unter die kaukasischen Bergvölker vertheilt. Man verbot ihnen sogar, mit einander zu verkehren. Trotz ihrer elenden Lage gelang es ihnen, die Liebe und Achtung ihrer Nachbarn zu erwerben, obschon sich diese anfangs sehr misstrauisch verhielten und die Sectirer als Räuber betrachteten. Die Duchoborzen arbeiteten für die Armen umsonst und theilten mit ihnen das bischen Geld, was sie noch besassen. Man hatte ihnen weder Land noch Wohnungen gegeben; sie mussten in ihren Gepäckwagen campiren oder in Erdhütten wohnen, die sie sich errichteten. Ihre Existenzmittel gingen auf die Neige, verdienen konnten sie fast gar nichts, da sie ihre Wohnorte nicht verlassen durften. Schliesslich wurde Alles, was sie noch übrig hatten, in eine gemeinsame Casse gethan, aus der sie ihre sämmtlichen Bedürfnisse bestritten. Da dies ihre letzte Ressource war, so mussten sie sich mit einer Nahrung begnügen, die gerade noch hinreichte, um nicht Hungers zu sterben. Durch diese ungenügende Nahrung, das ungewohnte Klima — sie kamen aus einer rauhen Gegend in eine heisse — die gesundheitsschädlichen Wohnungsverhältnisse — es mussten oft zwanzig und mehr Menschen in einer elenden Erdhütte zusammengepfercht liegen — entwickelten sich Krankheiten. Der Correspondent erzählt, dass, als er einst eine solche Erdhütte betrat, er entsetzt über die dort herrschende Atmosphäre und erstaunt über die stieren Blicke war, mit denen man ihn betrachtete. Später erfuhr er, dass ihn die Armen gar nicht gesehen hatten, denn sie litten fast alle an der Hühnerblindheit (hemarolopia). Viele waren fieberkrank, andere hatten eine ruhrartige Krankheit und lagen im Sterben. Ihre Speise bestand aus Brot, Wasser und Salz, zuweilen kamen noch Kohl und Kartoffeln hinzu. Herr Boulanger fand, dass von 1886 Menschen 748 — also 40 Percent — mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, abgesehen von den Fieberkranken, deren Zahl gegen 90 Percent betrug. Das grösste Contingent stellten die Erwachsenen, also die Arbeitsfähigen, von denen 62 Percent krank waren.

Nachdem ich meinen ersten Brief veröffentlicht hatte — schreibt Herr Boulanger — erhielt ich viele mündliche und schriftliche Anfragen; Aerzte boten mir ihre unentgeltlichen Dienste an, verlangten aber den Ersatz ihrer Reisekosten und den Unterhalt an Ort und Stelle. Ich wusste, dass die Duchoborzen nur noch 3000 Rubel übrig hatten, mit den sie ihren Unterhalt bestreiten mussten und die kaum für einen halben Monat ausreichen konnten, ich musste daher diese Hilfe ablehnen. Auf Arbeit und Verdienst war fast gar nicht zu rechnen,

nur während der Erntezeit wurde ihre Hilfe beansprucht, jedoch nur sehr kärglich bezahlt. Sie verdienten durchschnittlich 40—50 Kopeken, die Frauen 15—25 Kopeken, mussten sich aber selbst beköstigen. Das Brot kostete 65—80 Kopeken, in Tiflis sogar 80—100 Kopeken fürs Pud. Ausserdem aber brauchen sie Salz, Arznei, Wohnung... Seit der Deportation bis zum 1. Jänner 1897 starben von ihnen 460, die Beerdigung kostete 2—5 Rubel für jede Leiche...

Herr Passinskij, ein bekannter russischer Schriftsteller, der gleichfalls über diese Angelegenheit schrieb und dem die Duchoborzen durchaus nicht sympathisch sind, der sie sogar verurtheilt, sagt u. A.: »Sie sind mit Recht von der Obrigkeit als Schuldige bezeichnet und mussten ihre Strafe erleiden. Aber damit war durchaus nicht beabsichtigt, sie in eine so hoffnungslose Lage zu versetzen. Man muss diesen Leuten helfen, denn sie haben schon deshalb ein Recht auf Hilfe, weil sie so furchtbar unglücklich sind. Wir Russen helfen ja stets unseren ins Unglück gerathenen Brüdern, selbst wenn sie Diebe und Mörder sind. Hoffentlich ist unsere Quelle des Mitleids noch nicht versiegt, unsere Wohlthätigkeit und Nächstenliebe noch nicht erloschen. Vielleicht werden wir, trotz der beständigen Klage, dass es keinen Glauben mehr gibt, durch unsere Thaten beweisen, dass der Glaube noch nicht ganz verschwunden, sondern dass er lebendig ist und sich auf eine unwandelbare, thätige, weder Zorn noch Rache kennende Liebe stützt.«

RANDGLOSSEN ÜBER LONDON.

Von MADAME ALPHONSE DAUDET (Paris).

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. FRANK.

Der Zoologische Garten — der »Zoo«, wie man ihn hier nennt — an einem schönen Maivormittag besehen, erinnert im Geiste an den Uranfang der Welt; die Thiere haben nicht diese dumpfe und herzzerreissende Luft, dieses Aussehen von Gefangenen, das man ihnen bei uns anmerkt. Dies kommt von dem grossen ihnen gewährten Spielraum und davon, dass man versucht, um das in den Käfig gesteckte wilde Thier etwas von den Anpflanzungen der wirklichen Natur zu erhalten. So dehnen sich die Löwen auf Felsen aus, welche der Einwirkung der Sonne ausgesetzt sind und sie festhalten, und die ganz grossen Vögel haben ihren Flugplatz um die Stiege, welche ihnen Ruhe gewährt. An Stelle dieses Haufens grauer Decken, in denen sie sich im Pariser Botanischen Garten bergen, bewegen sich sogar die Schlangen in einer einigermassen erträglichen Temperatur oder in Wasserbecken, die von geheizten Röhren durchzogen sind. Hieraus folgt mehr Bewegungsfreiheit und Wahrheit in ihren Stellungen, mehr Reichthum in der Haarfarbe oder dem Gefieder und die Möglichkeit, ungeheuere Eidechsen oder Schildkröten, sogar seltsame Bewohner des Meeresgrundes besser erkennen zu lassen; und ich sehe wieder ein träges Schattenbild, im Hinterhalt gelegen, bedeckt mit Schuppen, mit dem fresslustigen Rüssel, dem starren und glasigen Blick, der zappelnden, als Falle ausgestreckten Zunge. Dies gleicht einem schlechten Traum nach dem Lesen einer Schiffbruchsgeschichte. Was soll ich erst von einem kleinen Treibhaus erzählen, bestimmt zum Ausschlüpfen der Schmetterlinge, wo jede Art in einem durchsichtigen Glaskasten im Begriffe steht, aus Puppen auszukriechen, die das Aussehen von dicken Blumenknospen haben, mit Flügeln, ähnlich Blumenblättern, die im Anfange mehrmals gefaltet und zerknittet sind, darauf sich öffnen, sich entfalten und an der Luft ihre schwefelgelbe, flockige, mit seltsamen Augen und Eigenthümlichkeiten, wie aus Zauberbüchern geschmückte Seide aufgehen lassen.

* * *

Bei uns ist nichts mit dem Britischen Museum zu Vergleichendes. Was es von unserem Louvre unterscheidet, das ist eine mehr in die Augen fallende, besser geordnete Eintheilung; das ist die moderne,

ausländische Sammlung, die Vereinigung der Manuscripte mit den anderen Seltenheiten eines Landes; endlich diese wunderbaren Parthenonfriese, wie sind sie dort angebracht und geordnet! Sie befinden sich so gut am Platze, dass sie nichts von ihrem harmonischen Charakter verlieren. Wenn man bei einem derartigen Museum Alles genau betrachten will, brauchte man eine ganze Woche mit Untersuchungen und Besichtigungen; andernfalls kann man nur seine hervorragenden Gegenstände aufzeichnen, wie sie einem wieder einfallen, indem man das hervorhebt und zusammenstellt, was sich dem Gedächtniss am besten eingeprägt hat. Wir durchschreiten schnell die Waffensäle und befinden uns mitten unter Schaukästen mit chinesischen und japanischen Porzellansachen, jenen Segelfaltern, jenen blau- und rosafarbigen Gattungen, jenen Kristallsachen, hartem Stein ähnelnd, jenen wie aus Elfenbein geschnittenen Steinen. Die niedlichen Tanagrafiguren reihen sich in verschiedenen Stellungen aneinander und drücken trotz der Kleinheit in Folge des zierlichen Ebenmasses einen Adel, ein Ideal von Schönheit aus. Die pompejanische Sammlung, all jene Eisen- sowie röthlichen und grünlichen Kupfersachen, Räucherpfannen, Standbildchen, kleine Kunstgegenstände, grössere Gegenstände zum häuslichen Gebrauch. Man träumt von diesen Getreidekörnern, die obgleich schwarz und durcheinandergeworfen, doch noch deutlich erkennbar sind, jenen mehrfarbig ausgeführten Gemälden, die zwar beschädigt, aber noch wohlerhalten sind, mit einem ziemlich frischen Ton. Der Geist verliert sich vor der geringsten Spur, vor der geringsten Feststellung des unerwarteten Verhängnisses bis ins Unendliche; habe ich nicht Eier in einem Eierbehälter gesehen, von denen das eine, obgleich doch sonst so zerbrechlich, unbeschädigt war und damit alle Ueberlieferungen durch die einzige Gunst des Zufalles über den Haufen warf!

Von anderem Interesse Modelle von Indianerhütten, Baumkähnen, Pirogen, wild aussehende Haartrachten, Steinschlosswaffen, plumpes Spielzeug, Proben von Perlen- und Filetarbeiten, wie die Blinden- oder Siechenvereine deren ausstellen, Elementararbeiten kindlicher Köpfe.

Römische, griechische, egyptische Alterthümer, irdenes Geschirr, klein und grünlich aussehend, Mumien von Katzen, Affen, Bestattungsgegenstände, als wenn Alles, was sich aus einer bereits so weit zurückliegenden Vergangenheit vorfindet, noch älter als diese sein müsste. Handschriften auf Pergament, gerollt und unter Glas, Mumien, entweder in ihrer Maske mit den weiten Augen, dem verdorrten Mund oder mit einem kleinen umwickelten und mit einer Oberbinde versehenen Kopf, eine Art zusammengepressten und verkleinerten Kopf, und Füsse mit schwarz gewordenen Bändchen umwickelt. Unter diesen Mumien, in einem Grab, das im Innern Spuren buntfarbiger Blumenkränze aufweist, die Mumie der Kleopatra oder doch dafür gehalten. Die Mumie der Kleopatra! Man möge sich die Wehmuth vergegenwärtigen, welche dieses Ueberbleibsel einstiger Macht und Liebe, Königthum und Schönheit in einem erweckt, wenn man die dreifache Einkerkerung des Todes, des Grabes und der Wickeln um das erwägt,

was ein Weib unter den Frauen, eine Königin und Geliebte war. Und diese Geheimschrift von aberhunderten, soweit zurückliegenden Jahren.

Unter dem verräucherten Himmel Londons, in diesen kalten, dicken Nebeln, wo sie sich schon so manche Tage zeigt, die Mumie der Kleopatra, der Tochter der Sonne, der brennendheissen Sandwüste, des Nils mit den träge dahinfliessenden Gewässern, die Mumie der Kleopatra, in Weihrauch, Myrrhe und all die lebhaften Gerüche des vorchristlichen Egyptens einbalsamirt.

Die griechischen Parthenonfriese an den blauen Ufern ebenso am unrechten Platze: Schönheiten antiker Kunst, Bewegungen von Reiterei und Fussvolk, in einem Tanz, heldenhafte Thaten darstellend, Märsche gegen den Feind oder den Vorbeimarsch nach dem Siege. Und die Pferde heben im Gang denselben Adel wie die Menschen; ihre Nasenlöcher athmen die Luft des Rennens ein oder das Geschmetter der in geringer Ferne aufgestellten Trompeten. Ferner: Büsten, Standbilder, Wunderwerke aus allen Künsten, riesenhafte egyptische Denkmäler, doch unvergänglich schön, nachdenkende Sphinxe oder Gottheiten mit Adlerköpfen, nichts gleicht diesem goldgelbem Weiss des griechischen Bodens, noch der Vollkommenheit der Skulpturen.

Von den Zeichnungen — angefertigt von Michel Angelo, Raphael, Vinci, Botticelli, Greuze, Watteau, in einer Sammlung, in der sogar die Japaner ihren seltsamen Platz haben — gehen wir zu den Manuscripten, den Schriftproben von Königinnen, Dichtern, grossen Männern. England hat Achtung und Liebe für ihre ruhmreichen Thaten; es ehrt sie sogar in der Vorführung dieser vergilbten Papiere, dieser eigenwilligen Schnörkel; und die Nebenbuhlerschaft Elisabeths und der Maria Stuart tritt lebhaft in zwei Briefen hervor, von denen der eine bittet und der andere verweigert. Dies ist die ungeheure Unterschrift Cromwells; jene kaum leserliche, italienische, Napoleons I., der in London besonders gut im Andenken behalten wird, weniger als Besiegter, als in seiner Eigenschaft als grosser, ausserhalb jeder Nationalität stehender Mann.

* * *

Nun nach dem britischen Museum »Olympia«, das ich am Abend unreres Besuches im Museum gesehen habe. Wie soll man den ungeheuren Theaterbau beschreiben, der in seinem ganzen Umfange einen Stapelplatz billiger Gegenstände birgt, von Erzeugnissen aus Algier, Messingschmuck, ausländischem Naschwerk, vermengt mit minderwerthigen Wohlgerüchen — einen Bazar mit kleinen, von Frauen gehaltenen Buden, diese entweder in Costüm oder seltsam frisirt.

Vor dem Schauspiel schlendert das Publicum in dieser Halle umher, indem es sich bei den durch Uhrwerk gehenden Darstellungen belustigt, wo man auf dem Boden eine Eisenbahn sieht, die in einen Tunnel ein-, und auf der Mitte des Abhanges wieder herausfährt;

Schafheerden auf der Weide, eine Windmühle; indem es sich in einem Spiegel bewundert, der die Gesichter in die Länge zieht oder in jenem anderen, der sie übermässig breit macht. Eine Vereinigung seltsamer Gegenstände, Pappthürme, Zinnlaub, Papierblumen. Viele Zuschauer erreichen ihre Plätze auf Kähnen: das ist die Eigenthümlichkeit »Olympias«, der See, welcher die Bühne von den terrassenförmig aufgebauten Bänken trennt; ein wirklicher See von genügender Tiefe und Ausdehnung, dass etwa zehn Boote zum Spazierenfahren dort sich unter Ruderbewegung bequem herumtummeln können. Jedes durch eine Laterne erleuchtet, stellen sie sich längs des Saales auf, denn der Vorhang hebt sich eben über dem »Orient«. Ein blendendes Schauspiel, hauptsächlich aus Märschen und Ballets mit 1000 Tänzern, Tänzerinnen und Figuranten bestehend, seltsam in ihren Costümen, die in einer endlosen Entwicklung flatternder und durchsichtiger Gazesachen, blau und gelb, violett und grün abwechselnd aufeinanderfolgen lassen oder vereinen. Um den Spielraum für die Tänzer noch zu vergrössern, trennen sich zwei Böden als schmale Brücken von der Bühne, breiten sich aus und vereinigen sich wieder im Halbkreis über dem Wasser.

Während das erste Bild des »Orients« nur aus Ballets besteht, spielt sich im zweiten eine tragische Pantomime ab, nach dieser drehen sich oben auf einer runden Moschee Priester und Priesterinnen in blendenden Costümen im Kreise; ein Fest folgt, und ohne dass die zahlreiche und noch grösser gewordene Darstellung sich zu bewegen aufhört, kommt auf der einen Seite der Bühne eine Elephantenbändigerin hervor und leitet mit ihrem Stock sechs ungeheure Thiere; auf der anderen streckt ein Seiltänzer unermüdlich seine Balancirstange aus, hebt sie hoch, lässt sie sinken und springt bei den Klängen einer Circusmusik ununterbrochen in die Höhe, während in der Mitte vor der vergoldeten Moschee, ähnlich einem ungeheuren Bienenkorb, dessen in Aufruhr versetzte Bienen ein Schwarm Figuranten vorstellen würde, drei als Teufelchen gekleidete Clowns, beweglich und roth aussehend, auf drei Leitern, die sie zusammenstellen und wieder auseinander bringen, Läufe, Sprünge, gefährliche Kletterkunstsücke ausführen, wobei sie sich fortwährend vereinigen und trennen. Eine schwindelerregende Bewegung: man weiss nicht, wo man die Augen haften lassen soll, die von allen Seiten an- und abgezogen werden.

Hierauf eine Karawane aus Leuten und beladenen Kameelen unter einem Himmel, welcher vom purpurnen Sonnenuntergang zur malwenfarbigen Dämmerung übergeht und in der vollständig sternfunkelnden Nacht seltsame und neue Lichteffecte bietet.

Nach dem »Orient« das alte London, die mittelalterlichen Denkmäler, der Vorbeimarsch und die Rückkehr der Kreuzfahrer, die aus Ausfallthoren herauskommenden Lanzen und Banner, locale und närrische Possen, Tauchkunststücke in der Themse, die durch den künstlichen See dargestellt wird, auf dem die Körperschaften der alten Handwerke — auf ungeheuren Galeeren, gleich Carnevalswagen — mit den sym-

bolischen Attributen zum Schloss Schwenkungen ausführen, geschmückt mit Blattwerk und kleinen rothseidenen Fähnchen.

* * *

In seinem Briefwechsel kommt Flaubert auf zwei reizende Schwestern, Enkelinnen eines englischen Admirals, den Fräuleins C . . . zu sprechen. Von Begegnungen in Trouville, gemeinschaftlich mit jenen jungen Mädchen am Meeresufer verbrachten Sommern, rührt diese Freundschaft her, und Flaubert spricht in reizender Weise über seine Besuche. Eines dieser jungen Mädchen starb; das andere ist Frau Tennant, welche, als sie von unserer Anwesenheit in London erfährt, uns auffordert, sie zu besuchen, um die Bekanntschaft zu erneuern, welche wir mit ihr und ihrer theueren Tochter vor etwa zehn Jahren durch Vermittlung Flaubert's machten. In der Zwischenzeit hat Fräulein Dolly Tennant den Forscher Stanley geheiratet, denselben, welcher Livingstone nach so viel Gefahren wiederfand.

Ich befinde mich in einem prachtvoll ausgestatteten Hôtel nahe der Themse, von der es ein anderes Hôtel und umfangreiche Gärten trennen. Ein schönes und nach englischer Art verschwenderisches Innere; ein Bild der älteren Tochter des Hauses von Millais, gemalt wie Alle dieses Künstlers, mit den jugendlich rothen Backen, den koketten schwarzen Augen unter einem Strohhut; dass der jüngeren bildet in seinem ruhigen Tone einen angenehmen Gegensatz.

Da Edison dem Forscher einen Phonographen als Hochzeitsgeschenk verehrt hat, lässt man uns beim »Lunch« die Hochzeits-, Kirchen- und Festmusik zum Empfange hören. Trotz des Mechanismus, der numerirten »lebenden Puppe« mit dem aufbewahrten und wieder hervorgebrachten Ton, kann Frau Stanley, wenn sie die Augen schliesst, den ersten Tag ihres Lebens als Frau, bei den langsamen Orgelklängen, sich wieder vergegenwärtigen, bei den lebhafteren Tanzweisen, nach deren Takt die gelehrte, politische und aristokratische Welt Londons, in der Stanley viel Bewunderer und Freunde zählt, vorüberzog. Ausserdem werden auf den Cylindern angenehme oder berühmte Stimmen aufbewahrt, die eines sehr beliebten Schauspielers, jene von besuchsweise anwesenden Schriftstellern, und der Gesang einer Freundin. Ich wiederhole es nochmals, der Ton verändert sich in diesem wunderbaren Phänomen, verliert seine Hülle wie eine welkende Frucht: es ist ein Schatten von Ton; die Aussprache ist geblieben, aber entlaubt, farblos, wie in einer Puppe oder einem mechanischen Vogel. Der Schall der menschlichen Stimme mit seinem Zögern oder seiner Bekräftigung eines Gefühles, dieses bezeichnende Beben, das auch das Gesicht für Zu- oder Abneigungen erreicht, verliert sich, verfliegt hiebei. Hier zerstreut sich das »Haus« mit den Reiseerinnerungen Stanleys und den künstlerischen Geschmacksrichtungen seiner jungen Frau. In dem Atelier derselben, unter den Bildern, die hauptsächlich Kinder, Familienscenen darstellen, reihen sich Glasschränke mit Tauen, Hämmern, Chronometern des Forschers aneinander, noch nicht alte Erinnerungen, aber

alle staubig vom afrikanischen Wüstensand oder ganz feucht und rostig von den Dampfercajüten. Mit zärtlicher und rührender Ehrfurcht nimmt Frau Stanley seine Ruhmeszeichen heraus und gibt meinem Gatten eine kleine Dose, die aus einer Frucht des Zwergbaumes geschnitten ist, und welche Stanley für einen seiner seitdem verstorbenen Lieutenants bestimmt hatte. Dieses Haus Tennant ist vollständig geistig angehaucht; der Gatte der älteren Tochter, der für das Uebernatürliche und seine psychischen Wirkungen sehr eingenommen ist, ist ein Freund und Correspondent des Dr. Carl Richet.

* * *

Heute Einladung zu einem Thee bei Herrn Hamilton Aïdé, einem Dilettanten, Weltmann, Verfasser romantischer Literatur wie allgemein geschätzter Musik; eine jener Persönlichkeiten, die einem ein Volk lieben und verstehen helfen, einem seine Vorzüge, seine Verschiedenheiten erkennen lassen, weil sie der Vereinigungspunkt verschiedener Gesellschaftsclassen sind — denn sie halten zu den Künsten, zur Namens- und Geldaristokratie und verstehen es, in einem Salon die verschiedenen Elemente einer Nation zusammenzubringen.

Ein hübsches Erdgeschoss, malerisch durch seine Bauart, seine Deckenhöhe, jene alten Hôtels unseres Marais [1]) beinahe herausfordernd, die bezeichnend für ein Zeitalter sind. In den Winkeln Schnurrpfeifereien, glänzende Porzellansachen; ferner schöne Gemälde, eine ausgewählte Möbeleinrichtung, Blumen, ohne welche es in London keinen Empfang, kein Essen gibt. Man singt: es ist ein französisches Stück von einer Engländerin gesungen; die fremde Sprache beschränkt und hindert die Stimme ein wenig durch ihre murmelnden Töne, ihre geschlossenen Silben, aber sie ist trotzdem musikalisch und angenehm, und es bereitet so grosses Vergnügen, bekannte Leute zu hören.

Elegante Frauen, nicht mit der gesuchten und schlauen Sorgfalt der Pariserinnen gekleidet, sondern mit einer aristokratischen Einfachheit. Die Engländerinnen haben die Stirnbänder noch bewahrt, die über der Stirn erhöhten Haare, die classischen weiblichen Haartrachten und die Gesichtszüge zeigen dadurch ein ernsthaftes und bescheidenes Aussehen, das jetzt bei uns fast unbekannt ist. Dies ist eine einfache Feststellung. Ich glaube, dass mit unseren Moden und unseren eleganten Hüten ein wenig Einfachheit um vieles besser hervortreten würde.

Der Thee wird in einem Nachbarraum eingenommen: dort zeigt sich sehr viel Neugierde für den bekannten Mann, aber weder aufdringlich, noch drängend. Einige angenehme Vorstellungen, man singt noch, darauf lichtet sich der Salon, leert sich, und die Damen T . . . schlagen uns noch eine Parkfahrt vor.

---

[1]) Ein Pariser Stadtviertel.

Das Wetter hat sich abgekühlt, ein Nordwind weht; dennoch fahren die Equipagen, fast alle offen, eng aneinander vorüber. Sammet, Pelze, noch einige winterliche Kopfbedeckungen, und ich stelle in der Kleidung Härten, Ungleichheiten fest. Bei uns fügte man zu dieser Jahreszeit Malve, Veilchen, Granatstein und Rose zusammen, ohne Missfallen daran zu finden: im Gegentheil eine reizende Wirkung, als wenn durch ihre unsichtbaren Schattirungen diese Farben zusammenpassten; hier nichts Aehnliches: das Grün ist nahe auf der Wiese, das Blau algerischer Himmel, das Roth militärische Uniformen; das Violett bischöfliche Handschuhe. Dies schadet den schönsten Farben; und wirklich könnte man die ganze weltliche Eleganz äusserlich widmen, die nur den Equipagen, den Pferden und den tadellosen Gespannen gewidmet ist.

* * *

Unvergleichliches Museum die Nationalgalerie, wo man die englische Schule in ihren drei grossen Porträtmalern: Lawrence, Raynolds, Gainsboraugh bewundert; und die Sammlung der Holbein's, Van Dyck's und Velasquez', der Quäker von Botticelli bis Crivelli. Von diesem eine Jungfrau mit dem Knaben: der Knabe Jesus, der ausdruckvollste, den ich je gesehen habe, schlafend, sein kleines Haupt auf eines seiner Händchen gelegt, mit jener Zuversicht im Schlafe und auf den Knien der Mutter, so kindlich und so wahr. Sie ist ergreifend, diese Unwissenheit über die Kreuzesnägel und den Aufstieg zum Calvarienberg. Nichts als der Knabe; man erkennt selbst nicht mehr Gott in ihm, sondern nur den Sohn der Maria. Von Holbein das Bild einer Prinzessin in jenen steifen Kleidungsstücken, jenen halbmönchischen Brustschleiern, jenem beinahe ganz klösterlichen Schwarz, welches Spanien vorschrieb. Von Hoppner die Gräfin Oxford mit einem Korallenhalsband geschmückt. Constables. Hogarths: jene sehr beliebte, so schreckliche »Vermählung« mit ihren Costümen aus dem XVIII. Jahrhundert, welche bei uns nur noch zu galanten und heiteren Scenen dienen, die Reihe der charakteristischen Gemälde, welche zuerst die beiden Gatten einander gegenüber in dem Zusammenbruch ihres Tafelgeschirres und ihrer Schnurrpfeifereien zeigen; die Flucht durch das Fenster und den Dolchstoss, der den Gatten tödtet; den Tod der Frau, welche, glänzende Ringe an der Hand, ihm den Puls fühlt, während die Diener sich beim Mahle beeilen — grausame Erfindungskraft, düsteres und trauriges Gemälde, das Unbehagen bergend, die menschliche Gestalt in ihren ausdrucksvollen Zügen erbittern zu sehen.

Von Gainsborough das anziehende Gemälde der Frau Siddons mit länglichem Gesicht, gepuderten Locken und unförmlichem Hut, der den kleinen Kopf beschattet, ihn zarter erscheinen lässt, während der gepresste Sämmet am Halse ihn verschönert, die Gesichtsfarbe bleich macht, die Augen belebt; ein Wunder von Anordnung wie Malerei. Reynolds: stets sein gleicher weiblicher Typus mit dem auf-

munternden Blick, der lustig dreinschauenden Nase, dem geschwungenen Mund. Alle Darstellungsweisen gleichen beinahe derjenigen, welche er »die Maus nennt« — ja die kleine schlaue und boshafte Maus, und so deutlich misstrauisch auf die Falle. Lawrence, hier zu amtlich, obgleich er den Gestalten, welche er malt, einen lebhaften, weichen Blick gibt, einen Blick, der denkt und in sich aufnimmt, gleichzeitig tief und nachdenklich.

Unter den Meisterwerken dieses Museums, welches hieran so reich ist, die Turner, die in der Färbung des orangefarbenen Himmels, etwas an jene Verschiffungen unseres Claude Borrain nach Traumländern erinnern, beim Sinken des Tages, mit Tonnen von Perlen und Diamanten, mit Ballen durchwirkter Stoffe für irgend eine Prinzessin aus 1001 Nacht.

(Schluss folgt.)

MITTAGSTRAUM DER WANDERNDEN.

Sie trägt die gelben Rosen in dem Kleide,
die hauchend ihren Morgenschlaf gewürzt,
es kost den Arm der Wurf aus blauer Seide,
den lässig ihre blasse Hand geschürzt.

aus einem dunkeln Hain ist sie getreten,
sie fürchtet nicht den sonnengelben Pfad:
wo müde Wanderer im Staube beten,
dass kühlend eine Mittagswolke naht.

ihr Schlummerkuss berührt die schweren Lider,
sie hüllt den Traum mit Morgenrosen ein:
»das ferne Haus und der Fontaine Lieder,
in einem Säulenhof aus weissem Stein.«

doch Winde spielen neckend um die Wange
und rufen wieder zu des Weges Müh'n,
ob in des Abends rothem Niedergange
die Zinnen einer weissen Stadt erglüh'n.

Paris. OSCAR A. H. SCHMITZ.

ZUR CHARAKTERISTIK DER JAPANISCHEN KUNST.

Von LEOPOLD BROSCH (Venedig).

In der zweiten internationalen Kunstausstellung zu Venedig befanden sich unter den vielen interessanten Abtheilungen auch eine japanische, über welche ein kurzgefasster Bericht hier erstattet wird. Auch nur bei flüchtigem Einblick in diese japanische Kunst überkommt uns ein Gefühl der Eifersucht auf das mit harmonischem Farbensinn hochbegabte Volk. Ja, wir ergötzen uns, indem wir unserem pessimistischen Grausehen entrückt werden, um uns ganz im leuchtenden Farbenschmuck satt zu schauen, ohne der Schule, in der wir grossgewachsen sind, abtrünnig zu werden.

Beim Eintritt in die Abtheilung fesselte eine einfache spanische Wand unsere Blicke, die Sinne in phantastisch-träumerisches Gefühl versetzend. Ganz golden funkelt der Hintergrund, worauf ein knorriger Baumstamm gestickt ist, auf welchem ein stolzirender Pfau mit offenen Flügeln prangt, hinter ihm eine kleine Pfauin, ein Weibchen von holdem Liebreiz, die in willigster, gehorsamster Weise ihrem Gatten folgt. Welch eine zarte Modulation, welch eine richtige, scharfe Contour, welch formvollendete objective Betrachtung zeigt diese ganze Stickerei, die harmonisch nur mittelst Gold und Schwarz ihre Wirkung erzielt. Die europäischen Seidenwürmer mögen ihr Gespinnst nie zu vornehmerem Zwecke hergeliehen haben als ihre asiatischen Brüder im fernen Osten. Dabei ist Alles mit erstaunlicher Geduld und grandiosem Schwung ausgeführt: eben diese enorme Anschauungskraft unterscheidet die Japaner von unserer Race, so dass sie in ihrer Kleinkunst gross geblieben sind, nicht mit blindem Herumnörgeln ihr Talent verzettelt haben auf blöde kindische Geduldproben, die den Menschen zwar in Erstaunen setzen, aber den Künstler deprimiren.

Als Thierbildner, sei es mit Aquarellfarben oder Stickerei mit Seidenfaden, besitzt das japanische Volk schon längst einen anerkannten Weltruf; dabei zeichnet es der ernsteste Realismus und eine sichere Beobachtungsgabe aller dynamischen Gesetze, die dem Auge das ganze Thier vorzaubert, Form, Seele und Leben desselben mit erstaunlicher Präcision uns vorführend.

Kubata Tasse hat drei Karpfen gemalt, die durch ihre Transparenz in Staunen setzen; ja, so schwimmen diese Fische, so drehen, biegen sie ihre schweren, breiten Flanken, kokettiren mit dem Schwanz, sehen blöde und müde gläsernen Blickes in die Wässer. Andere zwei Bilder, wie üblich auf Seide gemalt, mit kaum getünchtem Hintergrund, zeigen andere Fischarten, die gleichfalls mit Bravour und kühner

Sicherheit hingezaubert sind. Jida Takaschimaya stellt das Publicum vor einen gestickten schwarzen Raben, ein Meisterstück der Form, in breiten Fadenstichen gegeben, die das grösst concipirte Relief entwerfen — dazu eine strenge Ausführung, der keineswegs aristokratische Grandezza abzusprechen ist. Takaschimaya hat auch ein grosses japanisches Schiff gestickt, welches ungemein durchsichtig vom Wasserspiegel sich abhebt, der poetische und dunkel gehaltene Hintergrund von weissen Schneebergen umsäumt. Tiefes Seelenleben verrathend, sitzt auf einem Stamm ein Adler von buntem braunen Gefieder; gleich daneben fangen sich kleine Vögelein in einem Netz, andere wiederum ziehen ängstlich schreiend in die Lüfte, das Ganze bunt, fein und mit sehr wenigen sicheren Pinselstrichen hingeworfen. Wiederum ein ganz weisser, elegant gebauter Storch, der fröhlich kreisend zu Boden schwebt, während ein anderer im Busche hockt; Wachteln zwischen Wucherblumen, denen eine Gefahr zu drohen scheint; junge unbehilfliche Küchlein, um Bohnenpflanzen hüpfend: Alles ein buntes Fest der Farbe und von zarten Nuancen. Sollte ich alle weiteren hier ausgestellten Werke namhaft machen, welche sich zum Ziele gesetzt, Vögel darzustellen, so möchte ich vielleicht mehr als Einen zur Ornithologie verleiten. Dieses mannigfache, immer abwechselnde Leben belauschend, glaubt man es in seinen verschiedenen feinen Gemüthsbewegungen, seinen Leidenschaften des Hasses, der Zwietracht, der mütterlichen Liebe, der Angst, Raubsucht, Dankbarkeit und Eifersucht zu fassen. Man möchte es nicht glauben, unter diesen feingefiederten Wesen gibt es sogar tiefe, ernste Denker mit breiter Stirne, ruhig sinnendem Blick, scharfen knorrigen Gliedmassen, die zu sympathischen Gestalten emporwachsen, um mit glitzernden Augen und in philosophischer Ruhe den Beschauer anzustaunen.

Keinen Mangel gibt es in dieser Section an Landschaften: Bambuswälder, verschneite Banamabäume, Ansichten eines Waldes in Abendlicht gebadet. Allein die Tour de force bildet ein gestickter Wasserfall, in welchem das flüssige Element prächtig tosend mit Vehemenz herunterstürzt, ein Meisterstück in Farbe und Mache, stets von Damen lorgnetirt, die diese Technik in Ohnmachtsgefühl betrachten und sich mit ihrem langweiligen Kreuzstich, Perlenstich u. s. w. auf der ganzen Linie bankerott erklären.

»Die schönen Blumenfarben dienen zur Anziehung der Insecten, die schönen Früchte zu der der Vögel,« sagt Darwin. Doch die japanischen gemalten Blumen ziehen auch unaufhaltsam den Menschen an, mittelst ihrer feinen Durchsichtigkeit und ihres frischen Duftes. »Was sind nur im Vergleich mit ihnen die decorativen Blumen der Französin Madelaine Lemaire; hier kein Parfum, wohl gut in der Zeichnung, aber leblos, eine verdorrte Blume spricht uns mehr an. Bei japanischen Blumen hingegen kommt es uns vor, als sängen sie Lieder des blühenden Lenzes, als schmachteten und wiegten sie sich superbe auf ihren Stengeln wie Töchter Evas.

Was nun die japanische Bildhauerkunst betrifft, müssen wir leider zugeben, dass ihr eine untergeordnete Stellung anzuweisen ist; es fehlt

ihr öfter an Form und Symmetrie; unter den vielen sind wohl einige gute Stücke, so Mäuse und Vögel. Und der ganz kleine Tand ist ungemein humoristisch aufgefasst. Doch wo es sich um Darstellung von Menschen handelt, fehlt es an der richtigen Proportion des menschlichen Körpers. Von den schönen japanischen Vasen, die einen Weltruhm besitzen, wäre es überflüssig, zu berichten.

Allein was den japanischen Künstlern in ihrer Gesammtheit mangelt, ist persönliche Originalität — Einer guckt dem Anderen die Kunstgriffe ab; es herrscht kein individueller Unterschied zwischen der Mache zweier Meister, Beide streben in gleicher Richtung, und Alle sind gleichgerathene Kinder derselben Urahnen, die zum erstenmal den Pinsel geführt. Keiner ist dem Anderen soweit überlegen, dass man ihn als den Ersten oder als das Haupt der Schule bezeichnen könnte. Trotzdem muss man ihnen lassen, dass sie jede Regung im Thier- wie im Pflanzenleben mit äusserster Genauigkeit zu beobachten und wiederzugeben wissen. Und weil sie das können, haben sie gut gethan, zum erstenmal direct eine europäische Ausstellung zu beschicken; denn ihre Werke liebvoll betrachtend, wird Einem zu Muthe, als ob zarte Maiglöckchen oder violette Veilchen den Sinn betäubten, während hoch darüber Lerchentöne erschallen und als ob wir selbst an die Schönheiten der Natur so unzertrennlich gebunden wären wie das blasse Mondlicht an die thronende Sonne — gebunden durch Macht jener Liebe, von der Petrarca singt:

> Amor fra l'erbe una leggiadra rete
> D'oro e di perle tese sott' un ramo.

DIE »JUGEND« — UND KEIN ENDE.

Von PAUL WILHELM (Wien).

Aus dem beharrlichen Kampf mit der Censurbehörde ist Herr Marcell Salzer als Sieger hervorgegangen. Die »Jugend« wurde mit einjährigem Kündigungstermin für moralisch erklärt, und der temperamentvolle junge Künstler durfte sich und einem kleinen erlesenen Publicum die Freude schaffen, das Werk vorzulesen. Die Zweifel an diesem Stück, die mir schon bei der Lectüre rege wurden, sind mir durch die lebendige Interpretation des Herrn Salzer nur noch überzeugender zum Bewusstsein gekommen. Liegt die Wirkung dieses Stückes rein in der künstlerischen Bedeutung und ist es das erlösende Drama der »Jugend« und unserer jungen Kunst? War es die evolutionäre Kraft der modernen Kunst, die hier zu unwiderstehlichem Durchbruch gekommen und die alten, morschen Trümmer der letzten Literaturperiode von der Bühne fortschwemmte? Ich glaube das nicht. Die »Jugend« ist ein talentvolles Stück, aber gerade ein modernes Stück im tieferen Sinne ist sie nicht, so sehr sie auch als solches auf den Schild gehoben wird. Die grosse und entscheidende Entwicklung, welche das moderne Drama durchmachte, war der Schritt von der Handlung als willkürlichem poetischen Ausdruck zum zufälligen Erlebniss, zum äusserlichen, mehr oder weniger losen Zusammenhang innerer Vorgänge. Dadurch geht die innere Bedeutung mehr aus den Ursachen als aus den Wirkungen hervor. In den Tragödien des Lebens liegt eben nicht seine Tragik. Man verzeihe ein Beispiel: Wenn ein Tourist einen hohen Berg besteigt, herabstürzt und sich den Hals bricht, liegt die Tragik nicht darin, dass er heruntergefallen, sondern darin, dass er hinaufgestiegen ist. Das ist die so entscheidende Verrückung, welche die moderne Kunst in der Auffassung des Lebens durchgeführt. Der Tod des Einen, der Sieg oder Untergang des Anderen sind Einzelerscheinungen, die mit dem Interesse an der Figur des Helden erblassen, die wohl Gestalten und Vorgänge des Lebens zeigen, aber der Perspective zeitlicher Vertiefung entbehren. Wir alle tragen in uns durch unser ganzes Leben eine Fülle innerer Tragiken, die den einen nur mehr, den anderen weniger bewusst werden. Je nach diesem Bewusstsein allein sind wir glücklich oder unglücklich. Aber alle führen wir ausnahmslos zielbewusst oder instinctiv die erschütterndsten Kämpfe gegen das Leben. Sie erklingen in uns in leisen Dissonanzen, die aber im Lebenschor ungehört und unbeachtet verhallen. Der moderne Dichter aber muss sie erhorchen jene inneren Stimmen, die ihre Qual nicht wild hinausschreien und dennoch so viel Uneingestandenes zu enthüllen, so viel Verborgenes zu erzählen wissen. Darum ziehen wir uns mehr und mehr von dem brutaleren

Ausdruck des Schmerzes zurück, und darum wird auch das Sterben selbst in der modernen Dichtung immer mehr und mehr verschwinden. Denn die Tragik des Todes ist eigentlich nur die Tragik des kläglichen Lebenswillens. Ein Menschenleben in seiner engen Umgrenzung, mit seiner reichen Welt des Wünschens und der ganzen Armseligkeit seines Vollbringens umschliesst eine tiefe und erschütternde Tragik. Aber der Strom des Lebens geht darüber hinweg. Der Tod selbst ist kein Ereigniss, kein Abschluss, er ist nicht Höhepunkt, nicht Katastrophe der Dichtung, denn er ist das Unabwendliche, das Unerbittliche. Darum wird der moderne Dramatiker ihn selbst als äusserliche, letzte Consequenz kaum gebrauchen. Wie dramatisch tief und erschütternd ist die Gestalt des Doctor Rank in »Nora«, der still und lautlos von der Lebensbühne verschwindet, gegen die hustende und hinsiechende Cameliendame. Darum bedarf auch der moderne Dramatiker keines abschliessenden Lebensbildes seiner Helden. Er ist nicht der Biograph seiner Gestalten, nur der Schilderer der ihnen innewohnenden Züge des Lebens; er greift ein Stück aus demselben heraus, dann lässt er sie weiter ihrer Wege ziehen. Er drängt sich nicht durch seine stoffliche Erfindung zwischen die Kunst und das Leben.

So verzichtet er in weiser Erkenntniss auf alles Willkürliche. Er erzählt uns nichts beliebig Erfundenes, er verweist uns nur auf Selbsterschautes und überlässt seine Helden ihrem Schicksale in dem Augenblicke, da es siegend ihrer Herr geworden und sie auf den Pfad des Unabwendlichen, das da kommen muss, gedrängt hat.

So haben die meisten Stücke Ibsen's für das Publicum keinen Schluss. O ja, sie haben ihn, ebenso wie die Schicksalstragödien des Herrn von Houwald. Er wird nur nicht mehr gespielt. Aber gerade in diesem Mangel liegt die Bedeutung der modernen Kunst. Der scheinbare Ausblick ins Leere eröffnet uns nur die tiefen Perspectiven des Lebens. Um jenes Unvollendeten willen tragen wir den Eindruck und die Wirkung mit uns durchs Leben. Wie etwas Schweres, Niederdrückendes, das wir nicht abschütteln können, haftet es uns an. Wir können kein Kreuz davor aufrichten und sagen »Requiescat in pace«. Wir können nicht das milde Vergessen darüber breiten, denn es ist nicht gestorben, es lebt und wirkt in uns fort und reift in uns zu seinem Ende.

Wenn nun Halbe's »Jugend« auf uns nicht so lange und nachhaltig einwirken wird, so liegt das wahrlich nicht am Stoff. Er umfasst die ergreifendste Tragik des Lebens: unsere Jugend, ihre überschwengliche, frohe Kraft, die junge, keusche, reine Empfindung der unentweihten Seelen und das schwere, plumpe Gespenst Leben, das sich träg an sie heranwälzt, mit rauher Hand in das feine Spinnengewebe ihrer Träume greift und die zarten Schmetterlingsflügel unserer Seelen zertrümmert. Die Tragödie des Ikarus Menschenseele! Aus den beiden jungen, rührenden Gestalten Annchens und Hansens entwickelt sie sich, und schwer und grau und traurig richtet sie sich vor uns empor. Zwei junge Seelen, in die das jauchzende Leben einzieht und

mit ihm seine rauhe, unerbittliche Tragik. Eine Studentenliebe und der Fall eines jungen Mädchens! Siegreich triumphirt die Natur in ihren ersten drängenden Trieben über Sitten und Gesetz der in Moral entarteten Menschheit. Aber diese wird Siegerin bleiben. Gleichgiltig und träge wird sie sich zwischen die beiden drängen, wie eine formlose starre Masse, wie ein Felsblock, an dem ihre schwachen Hände hilflos umhertasten werden. Das hätte Halbe in der »Jugend« niederlegen können. Es ist ihm nur so weit gelungen, als die Gewalt des Stoffes ihn mit sich selbst fortgetragen. Wo er dichterisch eingriff, verwischte er, anstatt herauszuarbeiten. Die Figuren des Pfarrers und des Caplans sind ihm gelungen. Auch Hans. Weniger Annchen. Ehe noch Hans da ist, jauchzt und jubelt sie: »Hans, Hans!« Wir fühlen, dass sie ihn lieben wird. Warum? Nicht weil es in ihr empordämmern wird mit der ganzen Machtfülle des Lebens, weil es in ihr aufgehen wird wie die junge knospende Saat, sondern weil der Dichter es so vorbereitet. Mit dieser bühnendichterischen Schlauheit hat Herr Halbe das Leben retouchirt. Aber man merkt das gleich. Auch in der Entwicklung ist Manches äusserlich, Manches oberflächlich, Vieles aber von rührender Gewalt. Das Leben ist eben ein grosser Dramatiker, und Max Halbe ist nicht ohne Fleiss und Talent in seine Schule gegangen. So entwickelt sich diese junge Liebe in ihrer ganzen Aussichtslosigkeit, ein Gottgeschenk des Augenblicks, eine Sünde vor dem Forum des Lebens. Und es wird herankommen an die Beiden, unausweichlich wird es kommen und wird sie trennen — trennen für immer. Die Worte Annchens: »Hanschen, wir sehen uns nicht wieder,« und dann: Hörst du, Hanschen, jetzt wird der Wagen 'rausgeschoben. Jetzt ist gleich Alles zu Ende . . .« diese erschütternde Ahnung des jungen Mädchens, da Hans wegfahren soll, um etwas Ordentliches zu werden, damit er sie später heimführen könne — ist tief erschütternd und tragisch.

In diesen wenigen Worten fasst Anna Alles zusammen: die tödtliche Angst vor dem Leben, das sich zwischen sie und Hans stellen wird. Sie fühlt, dass es ihr Feind ist, dass es die Romantik ihrer kindlichen Seelen zerstören wird, und in gequälter Pein möchte sie Hans festhalten, obwohl sie ihn bereits verloren weiss. Er geht, und sie fühlt, dass er nicht wiederkommen wird. Diese instinctive Furcht vor dem Leben ist die Tragik dieses Stückes. Das heisst, sie würde es für den modernen Dichter sein. Herr Halbe geht an ihr vorüber. Er gibt dem Annchen einen cretinhaften Bruder, der trotz seiner absoluten Verblödung doch die Klugheit besitzt, dem Dichter mehrmals aus der Verlegenheit zu helfen. So im zweiten Act. Der Caplan macht den Pfarrer darauf aufmerksam, dass zwischen den Beiden eine Liebelei vorliege. Das geschieht wohl darum, weil Herr Halbe offenbar empfand, dass es undramatisch, gewiss aber unmodern sei, die Beiden für kurzsichtiger zu halten als das gesammte Publicum. Der Pfarrer ruft Hans, um ihn einem Verhör zu unterziehen, das der Dichter, um Aufschub zu gewinnen, von der Liebelei auf dessen Glaubensbekenntniss ablenkt. Nun müsste unbedingt die Entdeckung kommen, Hans müsste

wieder fort, und — die »Jugend« bliebe unvollendet. Da kommt Amandus herein und schreit: »Kommen schnell! Kuh haben Junge! Kommen schnell! Grosse Kalb!« Der Pfarrer vergisst Liebelei und Glaubensbekenntniss und beeilt sich, nachzusehen — »ob auch Alles in Ordnung ist«. Damit ist aber die so unselige Thätigkeit des bedauernswerthen Amandus noch nicht erschöpft. In seiner grässlichen Dummheit bringt er am Schluss das ganze Stück um. Das hat nun Herr Halbe davon. Wieso sich dies ereignet. Aber das Leben ist ja so einfach, so selbstverständlich! Im zweiten Act schiesst Hans mit der Flinte (Teschin) nach der Scheibe und gibt dann die Flinte Amandus. Anna und der Caplan sehen ebenso wie das Publicum sofort ein, dass einem Verrückten kein Gewehr in die Hand gebührt. Trotzdem aber ist er am nächsten Tag noch immer im Besitz desselben, und da Hans und Annchen von einander Abschied nehmen, will er Hans niederschiessen, trifft aber Annchen. Damit ist dem Stück die ganze Tiefe seiner Tragik vom modernen Standpunkt genommen. Dass ein junges, bildschönes Mädchen von einem Wahnsinnigen niedergeschossen wird, ist zwar sehr traurig, aber Tragik des Lebens liegt keine darin. Diesem Stück, in dem Alles nach einem Ausklange ins Leben hinüberringt, das wir für immer in uns herumtragen könnten, hat Herr Halbe selber die Spitze abgebrochen.

Eine blosse Ungeschicklichkeit ist das gewiss nicht zu nennen. Aber es zeugt, dass Herrn Halbe in der »Jugend« der eigentliche Blick auf das Leben und seine innere Tragik noch fehlt, dass sie wohl ein talentvolles Stück ist, aber kein erlösendes. Warum nun dennoch die »Jugend« so eingeschlagen hat? Das Geheimniss ist leicht gelöst. Wir sind im Entwicklungsstadium einer jungen Kunst. Immer wenn die Anschauungen eine Phase überwunden und auf neue Wege einlenken, flattern neue Stoffe auf, die ihre Bearbeitung nahezu gebieterisch erheischen. In diesem Sinne ist nun das alte Thema der Liebe ein neuer Stoff geworden. »Romeo und Julia«, die beiden repräsentirenden Dichtergestalten der Tragik junger Liebe, erforderten eine Neugestaltung im Sinne unseres modernen Empfindens. Die Romantik des Lebens von heute hat nicht jene Stütze gesunder Kraft, die aus »Romeo und Julia« im dramatischen Sinne Heldengestalten machen konnte. Die Helden der modernen Liebestragödie sind nur Helden des Erduldens. Nicht die Grösse ihres Empfindens, die schöne Ueberschwenglichkeit ihrer Seelen sind das dramatische Element ihrer Gestaltung, sondern die schmerzliche Passivität ihrer Kraft, die quälende Machtlosigkeit gegenüber den äusseren Vorgängen des Lebens, das als der Todfeind ihres inneren Erblühens dem rauhen Frost gleicht, der zerstörend über die Keime des Frühlings haucht. Die Romantik Romeo's und Julia's, versetzt in die brutale Prosa unseres Alltagslebens, das ist die Tragik des modernen Dramas der Jugendliebe. Zwischen den beiden Liebenden steht nicht der verneinende Machtwille des Einzelnen, sondern das durch die socialen Verhältnisse bestimmte unerbittliche Machtgebot des Lebens. So ist es nicht mehr eine Tragödie der Familie, sondern eine

sociale Tragödie, die dem modernen Drama der Jugendliebe zugrunde liegt.

So kam denn nach der letzten Literaturperiode mit ihrem matten, greisenhaften Pulsschlag die junge, drängende Kunst des modernen Stimmungsmenschen, dessen reiche Nerven- und Sinnenwelt nach Befreiung lechzt und durch die Freiheit in der Liebe die Pforte sucht aus der Knechtschaft des Lebens. Diese junge Kunst mit ihrer tiefen Befreiungssehnsucht und ihrem verzehrenden Erlösungsdrang brauchte ein neues Drama der Liebe, dessen Tragik eine erschütternde Anklage, eine künstlerische Revolution gegen die Tyrannei des modernen Lebens bedeutete. Dieses Drama musste geschrieben werden, der Stoff war vorhanden, er hing gleichsam in der Luft. Max Halbe hat glücklich zugegriffen. Es ist schade, denn er hat kein volles Kunstwerk daraus zu schaffen vermocht. Er gab ein Trauerspiel, dessen Schicksal das bedeutet, was es gestalten sollte: ein Stück Jugend, deren befreienden Aufschwung das plumpe Leben niederhält, über das sie nicht hinwegzukommen vermag.

DER KAMPF DER SCHWACHEN GEGEN DIE SCHWACHEN.

(Zur politischen Situation.)

Von F. SCHIK (Wien.)

Es ist nicht mehr nobel, sich mit Politik zu befassen. Ehemals ein vornehmer Beruf, heute ein anwiderndes Metier. Kein geistiger Fernkampf regt wie früher zum Mitdenken an; das Handgemenge der Phrasen macht politisch Schule bei den sogenannten Staatsmännern und bei den Parteien.

Lang geübte Bürgertugenden haben plötzlich ihren Glanz verloren, ohne dass die Gehirne darauf vorgesehen waren. Vorstellungen, die in den Köpfen seit altersher beisammenlagern, sind mit einemmale in der Aussenwelt auseinandergefallen, und Dinge, die sich in der neugeborenen Wirklichkeit schon nahe stehen, sind in den Köpfen noch getrennt. Das Innere der Menschen hat die Homogenität mit den Zuständen, die sie umgeben, gänzlich verloren.

Wenn heute ein Einzelner sich Zufriedenheit mit seinen Verhältnissen erringt, so setzt er sich dadurch in Gegensatz zur allgemeinen Unzufriedenheit. Was einst das Ziel des Individuums war, sich Behaglichkeit zu verschaffen, erscheint nun als antisociales Beginnen. Ein Hoffnungsumsturz bereitet sich vor. Ein vorbildloses Interregnum ist im Anzuge.

Die Einen halten sich noch an die ruinenhafte, alte, die Anderen an die embryonale, neue Pflichtidee. Jene ist nicht mehr, diese noch nicht stark genug, den ganzen Menschen zu durchdringen. So entsteht der Gegenwartskampf der Schwachen gegen die Schwachen.

Der Rapidität, mit der das Leben sich mehr und mehr veröffentlicht und jedem Einzelnen eine Ueberfülle von Thatsachen vor Augen führt, konnte die Aufnahmsfähigkeit der Massen nicht nachkommen. Die geistige Verarbeitungsträgheit verhindert das Operiren mit dem Wahrgenommenen. Wie man befürchtet, in Bezug auf die Beweglichkeit der jetzigen Massenheere in einem nächsten Kriege schlimme Erfahrungen zu machen, so verhält es sich schon dermalen mit der Unmasse von Thatsachen, die jetzt alle für agitatorische Zwecke assentirt werden. Auch den schwächlichsten Vorfall hält man noch für tauglich zum Kampf mit dem Gegner.

Diesem wüsten Durcheinanderwerfen von Geschehnissen, diesem Thatsachenunwesen, welches man jetzt fälschlich Realpolitik nennt —

worunter aber nur verstanden werden darf: das Wesentliche aus Actualitäten zu ziehen und in der historischen Linie zu verwerthen, den übrigen Ballast aber bei Seite zu werfen — kann nur gesteuert werden, wenn man auf Mittel sinnt, das geistige Verarbeitungsbedürfniss der Massen zu steigern, diese zu gewöhnen, aus dem Chaos von Vorkommnissen den Kern der Dinge herauszufinden.

Das jetzt herrschende demagogische Pathos umnebelt die Zusammenhänge eines Gedankens und raubt so die Fähigkeit, mit ihm frei zu schalten. Die normale Temperatur einer politischen Idee wird bis zur Gluthhitze gesteigert, um in dem Einzelnen alle Organe einer Kritik von vorneherein abzusengen. So werden die Massen isolirt, in einen entlegenen Hinterhalt gelockt, wohin die warnenden Stimmen der Intelligenzen nicht mehr zu dringen vermögen.

Die Anstrengungen, sich doch noch vernehmlich zu machen, das Herunterschrauben auf das tiefe Verständnissniveau der Zurückgebliebenen schwächt aber auch die, welche berufen wären, den allgemeinen Verfall aufzuhalten. Und es fehlt nicht viel, so wird bald Niemand mehr da sein, der nicht dazu beitrüge, den Wirrwarr zu vergrössern.

NOTIZEN.

BURGTHEATER. »Der Liquidator.« Schwank in vier Aufzügen von Friedrich Gustav Triesch.

Wieder eines jener Stücke, bei dem man mehr den Theaterdirector, der es aufführt, tadeln muss, als den, der es geschrieben. Es gibt so mannigfaltige Ursachen und unglückselige Zufälle, warum Jemand ein Stück macht, aber es sollte nur eine Richtschnur für den, der es zur Aufführung annimmt, geben: Respect vor der Kunst. Wozu denn zu Herrn Triesch schweifen, wenn die veralteten Stücke ohnehin noch am Repertoire stehen, aus denen dieser »schöpft«? Freilich, wenn man dieses armselige Repertoire des Burgtheaters betrachtet, so ist nichts natürlicher, als dass Herr Triesch auf den Gedanken geräth, nun sei endlich seine Zeit gekommen. Dem Burgtheater wäre vielleicht wohler, wenn es den in Durchfällen grau gewordenen Herrn Triesch zum Director hätte, dann liesse er seine Stücke in einem anderen Theater aufführen. Was frommt es, wenn ein Bühnenleiter auf der einen Seite den Frauen Vorlesungen über Staatsrecht hält, sie aber auf seinem Theater von einem Menschenbildner, wie Herrn Triesch, als hirnlose Geschöpfe hinstellen lässt? *S—k.*

CARLTHEATER. »Ledige Leute«, Wiener Stück von Felix Dörmann. Aus einem überschwänglichen Lyriker und dilettantischen Dramatiker ist ein guter Beobachter geworden, der ohne jede Rücksicht heutige Menschen und Zustände auf die Bühne stellt. Obwohl Dörmann sich in den »Ledigen Leuten« ein nunmehr oft geschildertes Milieu wählte, wusste er dieses doch noch eindringlicher zu erfassen, als es bisher geschehen, und Worte zu finden, die auszusprechen noch nicht gewagt wurden. Er ist somit kein blosser Nachtreter; er malt ohne Rücksicht die Consequenzen, die zu ziehen bisher dem Publicum überlassen blieben. Noch äussert sich bei ihm weder Trieb noch Kraft, unbetretene, literarische Pfade zu beschreiten. Aber er hat die Gabe, deutlicher zu machen, was Andere vor ihm nur zaghaft streiften. In den »Ledigen Leuten« handelt es sich um ein junges Mädchen aus verkommener Familie, das eben am Kreuzweg des Lebens steht. Zum Laster lockt sie ein Greis, der Schützling ihrer eigenen, kupplerischen Mutter, zur Ehrbarkeit ein kaum der Schulbank entwachsenes Muttersöhnchen. Männliche Reinheit und weiblicher Makel prallen zusammen, um sich bald wieder als unvereinbar abzustossen. Der Greis erhält nun seine Beute vielleicht als Entschädigung für ein ähnliches Jünglingsabenteuer, welches jetzt seinem jungen Nebenbuhler widerfahren. Das Freudenhaus, in dem sich die Geschichte abspielt, wird bis in die verborgensten Ecken beleuchtet,

ein Verfahren, welches das Bild wohl vervollständigt, ohne zur Vertiefung der bisherigen Kenntniss von derlei beizutragen. *—ch—.*

HERMANN BAHR hat am verflossenen Sonntag im Bösendorfer-Saale Bruchstücke aus der Novelle »Verschollen« von Marie Ebner-Eschenbach und der »Pincelliade« von Ferdinand v. Saar vorgelesen. Eine »Conférence« in französischer Art bildete dazu die Einleitung. Bahr's geistige und körperliche Anlage kommen seiner Absicht, diese liebenswürdige Pariser Sitte auch im »kälteren Deutschland« einzuführen, wohl zu statten. Bei der »Conférence« legt der Vortragende die Amtstracht des Belehrenden ab, er stellt sich auf das Niveau seiner Zuhörer und tritt mit ihnen in einen unbefangenen Verkehr — ja, er muss sogar auf Einwände und Zwischenreden gefasst sein. Diese Art, seine Gedanken auf das Publicum zu übertragen, erfordert eine nicht leicht ermüdende geistige Beweglichkeit, die Fähigkeit, für Gedanken schnell eine geschliffene, den Zuhörer packende Form zu finden, und deren Ueberzeugungskraft durch ein angenehmes Organ, eine sympathische Persönlichkeit und hie und da durch eine discrete, aber bezeichnende Geberde zu unterstützen. Was ein Professor sagt, muss wahr sein, wie er es sagt, muss gut sein. Sein Was wird den Zuhörern mit dem amtlichen Stempel übergeben, sein Wie kann dem Gewicht des letzteren so wenig Abbruch thun, als die Unleserlichkeit der Unterschrift eines hohen Functionärs dem Dictat seines Willens. Der Conferencier tritt aus dem akademischen Höhennebel heraus und gibt seine Endlichkeit dem unmittelbaren Beschauen in nächster Nähe preis. Bahr besitzt alle erforderlichen Eigenschaften für solch freien Vortrag. Er unterhält. Es macht immer Vergnügen, ihn reden zu hören, auch im Falle wir seine Anschauung nicht zur unserigen machen wollen oder können. Am Sonntag wies Bahr mit vollem Rechte darauf hin, das die literarische Bewegung in Wien, soweit eine solche wirklich nachweisbar ist, sich auf das Theater beschränke, dass Gedicht, Novelle und Roman bei Publicum und Verlegern noch immer einer fatalen Gleichgiltigkeit begegnen, und dass es wünschenswerth sei, das Interesse für diese Kunstgattungen in weiteren Kreisen wachzurufen. Ein Mittel, welches diesen allerdings zu ersehnenden Umschwung herbeiführen soll, will Bahr in Vorlesungen guter Werke dieser Gattungen gefunden haben. Sie sollen den oder die literarischen Salons ersetzen, die wir in Wien leider nicht besitzen, und die in anderen Städten der Verbreitung guter Literatur und neuer Bestrebungen so förderlich sind. Wird dieser Weg zum Ziele führen? Wir wünschen es. Am Sonntag hat ihn Bahr dem kleinen Häuflein derer bezeichnet, die der Vorwurf, sich um die Erscheinungen der Literatur nicht zu kümmern, kaum treffen kann. In Wien wären vielleicht Evangelimänner der Literatur am Platze, welche zu versuchen hätten, ob sich Leute fänden, die es vorziehen, sich — statt mit der zehntausendsten, von keiner That gefolgten Rede des Herrn Dr. Lueger — mit dem guten Product eines Dichters bekannt zu machen.

G. S.

WERESTSCHAGIN-AUSSTELLUNG. Wenn man sich künstlerisch mit dem Wesen der historischen Tendenzmalerei befreunden kann, wird man Werestschagin als interessanten Künstler anerkennen müssen. Freilich ist es in letzter Linie seine Malweise, die uns zu imponiren vermag. Seine Farbengebung ist häufig trüb und schwer, manchmal wohl frisch, oft aber hart und ohne Luft. Dabei ist er immerhin ein virtuoser Techniker, und seine Art, Schnee zu malen, muss mit Achtung anerkannt werden. Auch einige kleine Landschaftsskizzen, die im Gegensatz zu den grossen Kriegsbildern beim Publicum nur sehr wenig Beachtung finden, sind sehr fein und stimmungsvoll. Der Napoleon-Cyklus jedoch vermochte auf mich nicht annähernd jene Wirkung hervorzubringen, wie die im Jahre 1885 ausgestellten Bilder aus dem russisch-türkischen Krieg und dem indischen Aufstand. Da spürte man den starken Zug von Temperament und Gestaltungskraft, die beide Werestschagin nicht abzuleugnen sind. Aber der derbe Realismus, mit welchem der Künstler Napoleon anrempelt, berührt wie galliger Missmuth des Alters. Es liegt mehr Bosheit darin als gerechte Entrüstung. Und gerade diese war es, der seine früheren Kriegsbilder ihre so überzeugend unmittelbare Wirkung verdankten. Darum lässt die diesmalige Ausstellung recht unbefriedigt. Denn grosse oder gar moderne malerische Qualitäten können wir aus ihr nicht ersehen, aber auch die Werestschagin'sche sichere Ueberlegenheit des Wurfes müssen wir stark vermissen. Der Künstler mag es gefühlt haben, dass er dem gedanklichen Ausdruck seiner Gemälde ausgiebig nachhelfen müsse. So ist denn der erläuternde Katalog so umfangreich geworden, dass die Bilder beinahe in ein umgekehrtes Verhältniss zu denselben treten und wie Illustrationen zu den Katalogartikeln anmuthen. *p. w—m.*

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

1. DECEMBER 1897.

IN DER CHRISTNACHT.

Nach ANTON TSCHECHOW von W. HENCKEL (München).

Eine bleiche, junge Frau stand am Meeresufer und blickte in die Ferne. Dicht vor ihr war eine alte, mit einem einseitigen, morschen Geländer versehene Treppe, die ans Meer hinabführte.

Die Frau richtete ihre Blicke auf die in Finsterniss gehüllte, weite Fläche. Ein strömender Regen verbarg den ganzen Horizont.

»Was mag wohl jetzt dort vorgehen?« dachte die junge Frau und hüllte sich fröstelnd in ihr durchnässtes Pelzchen und in ihren Shawl.

Dort, in jener undurchdringlichen Finsterniss, weit entfernt vom Ufer, musste sich jetzt ihr Mann, der Gutsbesitzer Litwinow, mit seinen Fischern befinden. Wenn der Sturm der letzten Tage sie nicht im Schnee begraben hat, so werden sie wohl jetzt dem Lande zueilen. Das Meer steigt, und das Eis muss bald brechen; einem solchen Sturm kann es nicht lange widerstehen. Ob wohl ihre plumpen Fischerschlitten das Ufer erreichen, bevor man das Heulen der aus dem Winterschlaf erwachenden See vernimmt?

Die junge Frau möchte gern dort hinabsteigen; aber das Geländer ist wackelig, nass und schlüpfrig, sie kann sich nicht fest darauf stützen. Endlich hockt sie nieder, hält sich an den kalten, schmutzigen Stufen fest und kriecht so rückwärts hinab. Der Sturmwind weht sie fast hinunter, er reisst ihren Pelz auf, und die feuchte Kälte dringt bis zu ihrer Brust.

»Heiliger Nicolaus! nimmt denn diese verwünschte Treppe gar kein Ende!« flüsterte das junge Weib, sich hinabtastend. Neunzig steile Stufen waren es, die sie da hinunterkriechen musste. Die Treppe ächzte und konnte jeden Augenblick zusammenbrechen.

Nach endlosen zehn Minuten war die junge Frau unten, hart am Meere. Der Sturmwind heulte hier noch ärger als dort oben, und der Regen floss in Strömen.

»Wer da!« erscholl eine männliche Stimme.

»Ich bin es, Denis . . .«

Denis war ein rüstiger, alter, graubärtiger Mann; er stützte sich auf einen Stock und blickte gleichfalls in die finstere Ferne. Jetzt suchte er ein Schwefelhölzchen anzuzünden, um sein Pfeifchen in Brand zu setzen.

»Sie sind es, Natalja Ssergejewna!« fragte er staunend. »Bei solchem Wetter! Was wollen Sie denn hier? Sie werden sich erkälten, und bei Ihrem leidenden Zustand wäre das höchst gefährlich. Gehen Sie nach Hause, Natalja Ssergejewna!«

Jetzt hörte man das Schluchzen einer alten Frau. Es war die Mutter von Jewssej, der sich unter den Fischern befand, die mit Litwinow ausgezogen waren. Denis seufzte und sagte dann:

»Bist schier siebzig Jahre alt und thust noch wie ein unvernünftiges Kind! Weisst du denn nicht, dummes Weib, dass wir Alle in Gottes Hut stehen! In deinem Alter und bei deiner Schwäche müsstest du jetzt auf dem warmen Ofen liegen. Geh' heim, Mütterchen.«

»Aber mein Jewssej! Ich habe ja nur den Einen, Denissuschka!«

»Wie Gott will! sage ich dir. Wenn dein Sohn nicht im Meere umkommen soll, so kann das Eis immerhin brechen, ihm geschieht dennoch nichts. Soll er aber nach Gottes Willen diesmal sein Leben verlieren, so dürfen wir nicht murren. Weine nicht, Alte, Dein Jewssej ist nicht allein dort, auch Andrej Petrowitsch und die Anderen sind in der gleichen Gefahr!«

»Ob sie wohl noch am Leben sind, Denissuschka?« fragte Natalja Ssergejewna mit bebender Stimme.

»Wer kann das wissen, gnädige Frau! Wenn sie nicht gestern und vorgestern im Schneesturm umgekommen sind, so werden sie, wenn das Eis vor ihrer Rückkunft nicht bricht, wohl heil nach Hause kommen . . . Was das aber für ein grässlicher Sturmwind ist! Gott sei ihnen gnädig!«

»Dort ist Jemand auf dem Eise!« rief plötzlich die junge Frau mit heiserer Stimme; sie schien sich zu fürchten und wich einige Schritte zurück.

Denis blickte aufmerksam hinaus und horchte.

»Nein, Frauchen, es kommt Niemand,« sagte er. »Dort, im Kahn, sitzt der dumme Petruscha und thut, als ob er rudere. Petruscha! bist du es?«

»Ich bin es, Grossväterchen!« ertönte eine schwache, krankhafte Stimme.

»Hast du Schmerzen?«

»Ja, Grossvater, ich kann es kaum noch länger aushalten!«

Dicht am Ufer, halb auf dem Eise, stand ein Kahn. Darin sass ein hagerer Bursche mit unförmlich langen Armen und Beinen. Das war der dumme Petruscha. Mit zusammengebissenen Zähnen, am ganzen Körper zitternd sass er da, blickte in die dunkle Ferne und

schien ebenfalls etwas erspähen zu wollen. Auch er wartete auf ein Ereigniss. Seine Hände ruhten auf den Rudern, das linke Bein hatte er unters Gesäss gesteckt.

»Unser Närrchen leidet grosse Schmerzen,« sagte Denis und näherte sich dem Boot. »Dem Aermsten thut sein Bein weh, und er hat sogar den Verstand darüber verloren! . . . Du solltest auch lieber in die warme Hütte gehen. Hier in der feuchten Kälte leidest du nur noch mehr.«

Petruscha schwieg. Er zitterte, und seine Gesichtszüge waren vor Schmerz entstellt. Die linke Hüfte, dort, wo der Nerv sitzt, that ihm furchtbar weh.

»Geh', Petruscha, lege dich auf den warmen Ofen. Will's Gott, werden deine Schmerzen bis zur Frühmesse aufhören.«

»Ich wittere was!« murmelte Petruscha, krampfhaft den Mund verzerrend.

»Was denn, Närrchen?«

»Das Eis bricht!«

»Woher weisst du das?«

»Ich höre solch ein Geräusch. Der Wind weht jetzt von drüben er. Dort hinten geht es los!«

Der Alte horchte in die Ferne hinaus, hörte aber nur das Heulen des Sturmes und das Rauschen des Regens. So verging eine halbe Stunde in schweigender Erwartung. Der Sturm tobte ärger und immer ärger, als ob er das Eis zertrümmern, dem alten Weib ihren Jewssej und der bleichen Frau ihren Gatten rauben wollte. Nun liess der Regen etwas nach, es rieselte nur noch; in der Dunkelheit waren schon einzelne menschliche Gestalten am Ufer, die Silhouette des Kahns und die weisse Schneedecke erkennbar. Nun hörte man auch Glockengeläut. Dort oben, auf dem alten Kirchthurm im kleinen Fischerdorf wurde geläutet. Die vom Schneesturm und Regen ereilten Menschen sollten, um sich zurecht zu finden, diesem Geläute folgen; das war gleichsam wie ein Strohhalm, an den sich der Ertrinkende rettet.

»Grossvater, hörst du? Das Wasser kommt näher!«

Der Alte horchte abermals. Diesmal vernahm er ein Geräusch, das weder dem Heulen des Sturmes, noch dem Rauschen des Regens glich. Das Närrchen hatte Recht. Es war nicht mehr zu zweifeln, dass es Litwinow und seinen Leuten nicht mehr gelingen werde, ans Land zurückzukehren, um Weihnachten zu feiern.

»Es ist richtig,« sagte Denis, »das Eis bricht!«

Das alte Weib schrie laut auf und sank schluchzend in die Knie. Die bleiche Frau, zitternd vor Frost und Nässe, näherte sich dem Kahn und horchte ebenfalls. Auch sie vernahm nun das unheilverkündende Getöse.

»Vielleicht ist es doch bloss der Sturmwind?« fragte sie. »Bist du auch sicher, Denis, dass es das brechende Eis ist, was man dort hört?«

»Gott hat es so gewollt! Um unserer Sünden willen, gnädige Frau . . .«

Denis athmete tief auf und fügte dann mit sanfter Stimme hinzu:

»Lassen Sie uns hinaufgehen, gnädige Frau; Sie sind ganz durchnässt!«

Alle, die am Ufer standen, hörten nun ein leises, kindliches, glückliches Lachen . . . Es kam von der bleichen Frau.

»Sie scheint den Verstand verloren zu haben!« flüsterte Denis einem ihm begegnenden Mann zu. Ihm war das Weinen nahe.

Der Mond trat nun aus den Wolken hervor, es wurde heller. Man konnte jetzt Alles deutlicher unterscheiden: das schneebedeckte Meer, die blasse Frau, Denis, das Närrchen Petruscha und seine von Schmerzen verzerrten Gesichtszüge. Auch einige Bauern standen in der Nähe.

Nun erscholl der erste deutliche Krach unweit des Ufers. Dann folgte ein zweiter, dritter, und jetzt brach ein fürchterliches Getöse los. Die Eisfläche gerieth in Bewegung und verwandelte sich in eine dunkle, wogende Masse. Das Ungethüm war erwacht und begann nun sein Zerstörungswerk.

Das Geheul des Sturmes, das Brausen der Baumwipfel, Petruscha's Gestöhn und das Glockengeläute — Alles wurde vom Tosen des Meeres übertönt.

»Schnell, Alle hinauf!« rief Denis. »Das Ufer wird gleich überschwemmt sein, kommet Alle in die Kirche, die Frühmesse beginnt bald. Kommen Sie, gnädige Frau, es war Gottes Wille.«

Er trat zu ihr heran und wollte ihren Arm stützen.

Sie schob ihn zur Seite, erhob ihr Haupt und schritt auf die Treppe zu. Jetzt war sie nicht mehr so todtenbleich wie vorhin. Ihre Wangen waren leicht geröthet; keine Thräne glänzte in ihren Augen, die Hände zitterten nicht mehr. Sie fühlte, dass sie die hohe Treppe jetzt allein, ohne fremde Hilfe ersteigen könne.

Als sie die dritte Stufe betrat, blieb sie wie angewurzelt stehen. Vor ihr stand ein hoher, stattlicher Mann in Wasserstiefeln und kurzem Pelz.

»Ich bin es, Natascha... fürchte dich nicht!« sagte er.

Natalja Ssergejewna wankte. Sie erkannte in dem Mann ihren Gatten. Er schloss sie in seine Arme, hob sie auf und küsste sie. Wein und Cognacdünste verbreiteten sich um ihn, er war nicht ganz nüchtern.

»Freue dich, Natascha,« fuhr er fort, »ich bin nicht im Schneegestöber umgekommen, nicht im Meer ertrunken. Während des Schneesturmes zog ich mit den Arbeitern nach Taganrog und gelangte glücklich ans Land. Dann fuhr ich direct hieher und bin soeben angekommen.«

Sie erblich, zitterte, starrte ihn wortlos und erschrocken an und traute ihren Augen nicht.

»Wie du durchnässt bist! Wie du zitterst!« flüsterte er und drückte sie an seine Brust. Auf seinem vor Freude und Wein trunkenen Gesichte leuchtete ein gutmüthiges, kindliches Lächeln... Hatte sie ihn doch mitten in der Nacht, bei diesem stürmischen, nasskalten Wetter, hier erwartet! Das war doch offenbar ein Zeichen von Liebe! Er lächelte glückselig.

Dieses Lächeln wurde durch einen durchdringenden, herzzerreisenden Weheruf beantwortet. Weder das Getöse des Meeres, noch das Sturmgeheul konnten diesen Schrei übertönen. Das junge Weib mit den verzweiflungsvoll entstellten Gesichtszügen hatte ihn nicht unterdrücken können; unwillkürlich entrang er sich ihrer Brust und offenbarte Alles: den erzwungenen Ehebund, den unüberwindlichen Widerwillen gegen den trunksüchtigen Mann, die Seelenangst der Vereinsamung und schliesslich auch die gescheiterte Hoffnung auf ein freies Witwenthum. Ihr ganzes verfehltes Leben mit allen Leiden, Thränen und Schmerzen offenbarte sich in diesem Schrei, den sogar das Krachen der Eisschollen nicht übertönen konnte. Der Mann verstand diesen Verzweiflungsschrei; man konnte ihn nicht missverstehen.

»Du bist untröstlich, dass mich der Schneesturm nicht begraben, die Eisschollen nicht erdrückt, die See nicht verschlungen hat!« flüsterte er. Seine Unterlippe zuckte, ein bitteres Lächeln umspielte seinen Mund. Er liess seine Frau los und schritt die Stufen hinab.

»Dein Wille geschehe!« fügte er dann hinzu und näherte sich dem Kahn. Das Närrchen Petruscha hüpfte auf einem Fusse, biss vor Schmerz die Zähne zusammen und suchte den Kahn ins Wasser zu schieben.

»Wohin willst du?« fragte ihn Litwinow.

»Ich kann die Schmerzen nicht länger aushalten, will ertrinken... Die Todten leiden nicht!«...

Litwinow sprang ins Boot. Das Närrchen kletterte ihm nach.

»Lebe wohl, Natascha!« rief der Mann. »Mag dein hier im Sturm und Unwetter gehegter Wunsch in Erfüllung gehen! Mit Gott!«

Das Närrchen holte mit den Rudern aus, und nachdem der Kahn einer grossen Eisscholle ausgewichen war, schwamm er dahin, den hohen Wellen entgegen.

»Vorwärts, Petruscha, rudere fest!« sagte Litwinow. »Weiter, immer weiter!«

Am Rande des hin und her schwankenden Kahnes sich festhaltend, blickte Litwinow zum Ufer zurück. Natascha war nicht mehr zu sehen; auch das Ufer entschwand nun seinen Blicken.

»Kehre um!« hörte er nun plötzlich eine schmerzerfüllte, weibliche Stimme.

Er glaubte einen Verzweiflungsruf in diesem »Kehre um!« zu vernehmen.

»Kehre um!« ertönte es abermals.

Sein Herz pochte... sein Weib rief ihn!... Nun hörte man auch die Kirchenglocken läuten — das heilige Christfest hatte begonnen.

»Kehre um!« wiederholte flehend dieselbe Stimme.

Das Echo schien diese Worte zu wiederholen, sogar im Krachen der Eisschollen, im Heulen des Sturmwindes, und im Weihnachtsgeläute glaubte er die Worte »Kehre um!« zu vernehmen.

»Rudere ans Land zurück!« rief er dem Närrchen zu.

Aber Petruscha achtete nicht darauf. Er biss die Zähne zusammen, blickte hoffnungsvoll in die Ferne und arbeitete mit seinen langen Armen immer vorwärts. Ihm rief ja Niemand »Kehre um!« zu, und der Schmerz, der ihn schon jahrelang gepeinigt hatte, wurde immer unerträglicher. Litwinow packte ihn am Arm und wollte ihn zwingen, umzuwenden, aber Närrchens Hände waren wie von Stahl, Litwinow konnte sie nicht losreissen. Es war auch schon zu spät. Eine ungeheure Eisscholle rauschte dem Kahn entgegen; sie sollte den armen Petruscha von seinen Leiden auf ewig befreien...

Das bleiche, junge Weib stand bis zum Morgen am Meeresufer. Als man sie halberstarrt und ganz erschöpft nach Hause und ins Bett brachte, flüsterte sie immer noch:

»Kehre um!«

In dieser Christnacht hatte sie ihren Mann lieben gelernt.

DE AMORE.

(Ich liebe dich. — Ich hasse dich. — Ich liebe dich.)

Von PETER ALTENBERG (Wien).

Ich liebe dich.

Ich liebe dich. Ich liebe deine hellblauen seidenen Socken. Ich liebe deine zarten weissen Battistkleidchen. Ich liebe deine seidenen Gürtel mit langen wunderbaren Schleifen. Ich liebe dich.

Ich liebe deine drei von dir geliebten Puppen, Mildred, Baby und Dorothy, welche du an dein Herz drückst und zu welchen du sagst: »Ihr macht mir viel Kummer, meine Lieben, wisst ihr das?! Immer gleich verdrückt und schiefe Hüte — — —!«

Ich liebe dich. Ich liebe den Duft deines Zimmers, deines Kleiderschrankes, deines Bettes. So duften die Rinden der Bäume im Vorfrühling, wenn noch kein Laub ist und alle Kraft im Baume drinnen liegt. Ich liebe dich.

Ich liebe dich, wenn du gestraft wirst und du eine Thräne wirst, wie Daphne ein Baum.

Die Grossen weinen. Aber die Kleinen werden Thränen.

Ich liebe dich. Noch lehnst du lächelnd an dem Thor des Lebens. Ich liebe dich.

Weltenweisheit hast du — — — da du noch nichts weisst.

Pallas Athene du! Unbeirrten Auges thronst du auf dem weissen Throne deiner Kindlichkeiten! Ich liebe dich.

Ah, melde mir die Nacht, in der die grausame verzerrungsfreudige Natur zum Weib dich macht!

Dann will ich Abschied nehmen — — — von meiner Liebe.

Ich hasse dich.

Ich hasse dich, Geliebte! Ich hasse deine schönen seidenen Blousen, die deines Athmens Wellenschlag mir weisen und meiner Sinne »griechisches Lächeln« zum Ernste des Barbaren zwingen. Ich hasse dich.

Ich hasse deiner Worte Willkürherrschaft, die mich erbleichen und erröthen machen, krank und gesund, blöde und weise. Ich hasse dich.

Ich hasse deine Schönheit. Deine Schönheit hass' ich, die mir Ersatz für Weltenschönheit wird und so mit Blindheit schlägt mein Weltenauge.

Ich hasse deiner Stimme holdesten Klang, der mir die Symphonien Beethoven's leer macht und mein armes Selbst zum gottbegnadeten Tongenius steigert, der ich doch nicht bin.

Ich hasse dich, die meine Weltenkräfte, die zersplittern und verkommen wollen, allzu sorgend ins Dienstesbette drängt.

Vorsorgliche! Gescheite! Ich hasse dich.

Ich hasse dich, »fixe Idee meiner Seele«, Verrücktheit meines grenzelosen Fühlens!

Ich hasse dich, wenn du mir sagst: »Komm' wieder«, ich hasse dich, wenn du mir sagst: »O bleib'«.

Ich hasse deine Tugenden, die mich rühren, ich hasse deine Fehler, die mich nie verletzen.

Ich hasse dein Erröthen, das mich selig, und dein Erbleichen, welches mich besorgt macht. Ich hasse dich, dass ich auf diesem geliebten Antlitz die Runen schwerer Stunden ängstlich lese.

Die grenzenlosen Kräfte meiner Seele vermählen sich dem All nicht, sie treiben Ehebruch mit deinem Herzen, o Geliebte!

So hass' ich Alles, was ich an dir liebe. Ich hasse dich! Weltendummheit hast du! Denn du fühlst in mir des Weltenganzen einfachen Vertreter, das Weltgebilde, das du nicht begreifst, in einem Weltextracte, den du fassen kannst.

Ich aber bin es nicht. Ich kann es werden. Doch nicht bei dir und nicht durch dich. Nur durch die Weltenschönheit kann ich's werden, die mit dem Kreidewald und Farrenwald begann und weiterzieht bis zu den letzten Stunden.

Durch Weltenschönheit kann ich's werden, die ihrer Kräfte endelose Ströme durch meine heiligen Augen in mich ergösse, und ich, ich tränke sie und machte sie zu Blut, zu Geist!

Doch deine Ströme, o geliebteste Geliebte, machen mich nur zum Herren des Alltages, der zeugt und stirbt.

Ich hasse dich! Indem du mich von meinem Weltenwege ablenkst, zeigst du den kargen Weg mir, der vielleicht mir ziemt. Und weist mit deines Leibes griechischer Schönheit den kleinen Kreislauf, der dem Schwächeren frommt!

Und doch. Geliebte Reichmacherin, die du mir die Welt verarmst!

Siehe! Des fremden Kindes Lächeln muss mir theurer bleiben als meines eigenen Lachen!

Weib, verstehst du das?!!

Denn meine väterliche Liebe reicht gerade aus für alle Kinder, die da sind und die da kommen werden, wenn sie nur schön sind und der Frühling sind.

Tausendfach armselig, tausendfacher Un-Mann, wer da fühlt, dass er, um seines Herzens Vaterliebe anzubringen, sich erst ein Wesen schaffen muss dazu!!

Du aber bleibst, Geliebte und Gequälte, die heilige Jungfrau-Mutter! Und sonst nichts.

Geliebte Lügnerin, die du mich leitest zu Höhen, um mich zu deinen Höhen nur herabzuleiten! Ver-Führerin! Ich hasse dich.

Ah, melde mir den Tag, da ich dich nicht mehr liebe — — — — dann will ich Abschied nehmen — — von meinem Hasse!!

Ich liebe dich.

Sie: »Wie werden Blätter gelb?!«

Er: »Das grüne Chlorophyll des Blattes verwandelt sich in Gelbstoff, Xantophyll, unter dem Einflusse der Kälte.«

Sie: »Wie werden Blätter roth?!«

Er: »Das grüne Chlorophyll des Blattes verwandelt sich in Rothstoff, Erythrophyll.«

Sie: »Und schwarz?!«

Er: »Das ist das Sterben des Blattes. Wenn es nicht mehr Kraft hat, Farben umzuwandeln, wird es schwarz.«

Sie: »Und Blätter werden Erde?!«

Er: »Ja, der Schnee zermürbt sie, präparirt sie vor.«

Sie: »Lehre mich Botanik. Aber nicht wie in der Jugend, wie viele Staubgefässe jede Blume hat, wie sie lateinisch heisst, wo man sie findet. Lehre mich das Tiefe, wie sie wird und stirbt und niemals aufbegehrt und wieder wird und stirbt und wieder stirbt und dann doch auflebt — — —.«

Er: »Anatomie, Physiologie der Pflanzen?!«

Sie: »Ja, das.«

Er: »So komm'. Es ist zu kalt zum Sitzen im Freien. Und wir sind in Jahren — — —. Wir brennen Holz im Ofen, und ich lehre dich, wie junge Stämme ihren Ring ansetzen. Vor Allem, weisst du, wenn im ersten Frühjahr — — —.«

Und sie ging schweigend, lauschend neben ihm.

ADONAI.

Liebeshymnus.

1.

Gekommen ist deine Liebe,
Da ward Gesang meine Seele.
Meine Liebe will ich dir sagen,
Höre meiner Seele Gesang.

2.

Auf deinen Purpurwangen
Verweilte lachende Morgenröthe,
Aber unter der Weisheit deiner Brauen
Träumen dunkle Fragen der Nacht.

Wie Goldwölkchen im Abendwinde
Wehen die Locken deiner Stirne;
Die Hochfluth deiner Haare,
Ein wallendes Weizenfeld im Sommer.

Gleich dem würzigen Athem der Wiesen
Ist der Wohlgeruch deines Mundes;
Der Hauch deiner Brüste
Wie Vergissmeinnicht und Veilchen.

Der Blick deiner Augen
Ist glänzende Verheissung,
Ersehntes Wetterleuchten
Nach langen, regenlosen Wochen.

Deine kosende Stimme
Das Tönen tanzender Sterne;
Aber ein grollendes Wort von dir
Das Donnern untergehender Welten.

3.

Meine Liebe flattert, ein neckender Zephir,
Um alle Duftblüthen deiner Frühlingsseele;
Meine Liebe braust um alle deine Felsen,
Wie ein Himmelssturm die weite Erde umarmt.

Meine Liebe ist wie der thätige, rastlose Tag,
Der immer wieder neuerschafft;
Aber auch wie die lautlos edle Mitternacht,
Die jedes Wehen durchheiligt.

Meine Liebe ist wie das wirre Chaos,
Das in sich selbst herumkreist;
Meine Liebe ist wie die heilige Ruhe,
Die nichts mehr kennt — ausser sich.

4.

In allem Sichtbaren
Habe ich dich umarmt,
Aus allen Unbegreiflichkeiten
Hast du mich wiedergeküsst.

Alles Sichtbare
Will ich dir dafür schenken,
Aus allen Unbegreiflichkeiten
Soll dir strömen mein Königsdank.

Wachsen wirst du
Ueber alles Geborene;
Die Umarmung unserer Liebe
Erneuert das Antlitz der Welt.

Deine Seele wird eine Sonne sein,
Die Sonne aller Sonnen;
Ich aber bin eine waltende Kraft,
Die ewige, alldurchwirkende.

So wächst aus unserer Umarmung
Das endlos Kreisende;
Das Unbegreifliche
Wird geboren in unserer Liebe!

Wien. FREIHERR KARL VON LEVETZOW.

DIE HEILSARMEE

Eine Studie von OSCAR PANIZZA (Zürich).

»Amen — Ähmen — Amenn — Amän.......« mit diesen halbverschluckten Lauten, geheimnissvoll und scheu, begrüssten sich die leisen Figuren, die flüsternd und angstvoll von allen Seiten herbeihuschten, als handle es sich um einen Katakomben-Gottesdienst.

So einfach waren sie Alle gekleidet, diese Mädchen, so hüftenschlank, so brustglatt, so langhalsig, so nackt in ihren schwarzen, eng anliegenden Gewändern. — Die wollten nie gebären, nein! Die wollten nur geistig erzeugen, aschgraue Gefühle und pietistische Gedanken.

»Aähmen — Ämän — Amen — Ehmeen —« mit diesem Gruss strömten sie von allen Seiten zusammen, wie geweihte Fledermäuse, und huschten und drückten sich aneinander, als gälte es, Seele mit Seele zu verschmiegen, und hauchten sich ihre Seufzer schmerzlich ins Angesicht.

Es war 8 Uhr Abends in der Eidmattstrasse in Hottingen, in dem hochgelegenen Züricher Bezirk, wo sich die schmale Holzthür zu einem schmalen, nüchternen Holzbau öffnete und die Wartenden einliess. Und drinnen, ach! die geöffnet hatten, die den Himmel öffneten, das waren noch schlankere, noch vergeistigtere Persönchen, hager mit ausgehungerten Wangen, taubenäugige Mädchen mit schwarzen, die Stirne weit beschattenden Höckerhütchen, damit kein sinnlicher Gedanke hinein, keine Lust aus diesen Taubenaugen herausgelange. Ach! und jetzt überschütteten sie sich mit schluchzenden »Ahmän — Ämän — Ameen —« zwitscherten wie Kanarienvögel und drückten sich an die busenlosen, harten Brüste.

Es war wie im Himmel. Lange, quergestellte, gelb angestrichene Bänke. Lustig und heiter. Ganz safrangelb. Fröhlich und erheiternd. Die Seele aufschliessend. Etwas kalt, etwas fröstelnd. Aber Wärme hätte ja Behaglichkeit, und Behaglichkeit Sinnlichkeit erzeugt. Nein, es war gerade recht. Und bald wurde es ja voller. Immer zahlreicher strömten sie herein und drückten und flüsterten sich aneinander und waren überglücklich in ihrer Safranumgebung. Oben an der Decke fünf oder acht von den gelb brennenden Kohlenbrennern und unten die dickangestrichenen, gelben Bänke: es flimmerte und zuckte Einem um die Augen: es war die helle Sonne, die die Leutchen da hereinsymbolisirt hatten. Und immer zahlreicher kamen sie mit ihren Sonnengesichtern und leuchteten sich an und schmunzelten und frohlockten: »Ach, Ahmän, Ahmän!« Und rutschend raschelten sie aneinander und

zwängten sich in die gelben Himmelsbänke — weil der Platz schon rar war — und schlüpften ineinander hinein wie die kleinen Vögelchen, die man *inséparables* nennt, und lachten sich an mit dem gelbüberstrahlten Antlitz.

Und dem Fremdling, der plötzlich mit seinem schmutzigen Reiseanzug in diese strahlende Umgebung gerathen war, schaute ein schlankes, schwarzes Mädchen tief aus dem Höckerhut, aus tief versteckten Augen entgegen und sagte halb mitleidvoll: »Kommen Sie endlich? Wollen Sie gerettet sein?« — — und als der Fremdling nicht wusste, was er sagen sollte, da er mehr die *Commis-voyageur*-Sprache gewöhnt war, fuhr sie mit versprechendem Himmelsglück fort: »Ach, kommen Sie! Kommen Sie zu uns! Hier ist Ihr Platz. Er ist seit Langem bereitet.......«

Und Alle schauten um und strahlten vor Glück, und: »Ach, Amän, Amän!« beglückwünschten sie Alle, und huschten und schmiegten, und einzelne lautjubilirende Töne hörte man, einzelne laute, klirrende Töne, wie von gelben Kanarienvögeln, hohe, discantartige Töne, die die jüngsten Mädchen ausgestossen hatten.

Und der schwarze Heilsarmeeengel blieb an der Seite des Fremdling und machte ihn auf Alles aufmerksam und bereitete sein Glück. Wie Beatrice blieb er an der Seite des aus der Hölle kommenden Dante und gab ihm ihre Seele zu kosten.

Und als sich das Jubiliren nicht mehr länger aufhalten liess, und einzelne Stimmchen schon die höchsten gelben Triller probirt hatten, Andere mit kleinen Jauchzern, wie vor dem Aufgehen der gelben Sonne, ihre Lerchenkunst hinausgeschmettert hatten, brach es plötzlich mit elementarer Gewalt los, wie tausend Staare, auf den gelben Bänken, alle diese schmächtigen, plattbrüstigen Mädchen mit frechem Schnetterengdeng und gelbem Trompetenschall:

> Der Jäsus liebt die Sündär,
> Der Jäsus hat sie gern.
> Ja, der Jäsus liebt die Sündär,
> Ach, er hat sie wirklich gern ....

Und wiegend und schwebend, wie grosse farbige Papageien oft in ihrem schwankenden Messingring, hatten sich Einzelne erhoben und schlürften tanzend über den Estrich zwischen den gelben Bänken, Andere hatten den ach so mageren Arm erhoben und schlugen den Takt und feuerten Alle an, heller und freudiger zu singen. Und Alle schauten sich an mit gelbem, freudigem Wiedererkennen.

Und der schwarze Engel raunte dem Fremden ins Ohr: »Unser Glück! Ach, kommen Sie zu unserem Glück!«

Dann plötzlich, als der Gesang verstummt war, stürzten sie Alle nieder, zwischen den gelben Bänken die schwarzen, hageren Gestalten, lautlos fielen sie nieder zwischen den langgestreckten Holzaltären, stützten den rechten Arm auf und vergruben das Gesicht in der ge-

krümmten Hand. Lautlose, steinern-harte Stille herrschte jetzt in dem gelben Saal. Es war wie Pfingstfeier, als sollte der heilige Geist herniederstürzen in gelben, flammenden Zungen. Und so lagen sie dort die gekrümmten schwarzen Gestalten zwischen den gelben Bänken.

Nur der Fremdling blieb hartnäckig hocken auf seinem Platz; denn er war ja ein *Commis voyageur.*

Und nun begann's. Eine nach der Andern, in schluchzend-händeringendem Ton, ausströmende Gefühle in bitter-bussfertigem Ton zu bekennen. Wie aus geöffneten, stark duftenden, gelben Blumenkelchen quoll hier die Sünde wie Safran und erfüllte den ganzen Raum. Hunderte zusammengedrängte Sonnenblumen offenbarten hier ihre längst vergessnen Thaten und vergebnen Sünden. Und dieses Schluchzen und Stöhnen! Und »Jaah!« accompagnirte immer der Chor bei den ergreifendsten Stellen. »Jaah!« wie Schäfchen meckern, wie Kinder stammeln, »Jaah!« als hätten sie Alle das Bekannte durchmachen müssen, die Busse erleiden müssen, als wären sie Alle krank und zermartert.

Und dann kam wieder eine Andere. Sie schlug einen tieferen, dunkleren, stammelnderen Ton an wie eine Oboë, die in tausend Aengsten wimmert, ein gelbes Holz-Blasinstrument, das Sünde blutet, mit gequälten Flaschonett-Tönen und gestopften Lauten. Und seufzend echote der Chor und betheiligte sich an der Busse.

So lagen sie drinnen zwischen den gelben Bänken, die geknickten Gestalten, wie geköpfte Mohnblumen zwischen gelben Maisfeldern. Und des Jammerns war kein Ende.

Jetzt schaute der *Commis voyageur* auf seine Uhr.

»Unser Glück! Retten Sie sich! Retten Sie Ihre Seele!« rief die schwarze Gestalt neben ihm.

Aber der *Commis* erhob sich in seiner ganzen *Voyageur*-Grösse, denn er hatte um 9 Uhr *Rendez-vous*, und es war jetzt 10 Minuten auf Neun.

»Bleiben Sie!« rief sein schwarzer Mentor mit den flehenden Augen. »Bleiben Sie bei uns! Bleiben Sie bei unserem Glück!«

Aber der junge Mann, bei dem der Seelenprocess schon abgelaufen war, sagte mit seiner ganzen *Commis-voyageur*-Impertinenz: »Ich bedauere sehr — aber ich habe um 9 Uhr *Rendez-vous*, und jetzt ist es 10 Minuten auf Neun.«

Sie aber bat, und Andere kamen und hingen sich an ihn und baten mit ihren verweinten Augen und verwelkten Brüsten: »Ach, bleiben Sie! Bleiben Sie bei uns!« — »Jaah!« raisonnirte der Chor mit stammelnden Lauten wie verheissendes Kinderglück, und bitterlich schluchzten die schwarzen Blumen zwischen den gelben Bänken.

»Ich bedauere sehr,« rief wiederum der *Commis*, »aber bei mir ist die Sache vorbei.«

»Ach, ach, ach!« rief nun Alles zusammen, und man versperrte ihm den Weg. Und hinten fingen die Jüngsten wieder an zu jubiliren,

als wollten sie leise auf die Himmelsfreude hinweisen, und mit feinen Stimmchen repetirten sie:

»Der Jäsus liebt die Sünder,
Der Jäsus hat sie gern.
Ja, der Jäsus liebt die Sünder,
Ach, er hat sie wirklich gern.

Dradiralirolliro! — Dradiraliriddidi! —.....« und schlossen das feinste und beste Schweizer Gejodel mit Kanarienzwitschern an.

Aber der *Commis* war ein entschlossener Weltmensch. Für ihn war überhaupt diese ganze Heilsarmeevorstellung nichts weiter als eine Sensation. Und er machte sich resolut Bahn.

Aber vorne an der Thür war alles verriegelt. Und nur die Herzen dieser geknickten, weltverlassenen, armen Mädchen standen ihm offen.

»Kinder,« meinte er, »ich muss mein *Rendez-vous* halten; das verlangt schon meine Ehre.«

Sie aber flehten noch einmal mit ihrem herzinnisgten Stammeln: »Ach bleiben Sie bei uns!« und streckten ihm die vergilbten, blutleeren Arbeitshändchen entgegen.

Nun ging er nebenan, als wolle er einen zweiten Ausgang suchen, und — kam in die Garderobe der Damen.

Jetzt gaben sie nach und öffneten ihm die Hauptthüre.

Und nun ging er hinaus.

Und drinnen zwischen den Bänken lag der gelbe Sonnenblumenschein glücklicher Seelen.

Dann schloss sich hart die Thüre.

Und nun stand er wieder draussen in der finsteren, schwarzen Nacht.

ZU HEINRICH HEINE'S HUNDERTJÄHRIGEM GEBURTSTAGE.[1])

(13. December 1797.)

Von RICHARD SCHAUKAL.

> Nennt man die besten Namen,
> So wird auch der meine genannt.
> (Lieder der »Heimkehr«.)

Man kehrt so gerne zurück! Das Vorwärtsdringen bringt den Athemlosen in fremde Umgebungen. Aber glücklich — erschreckt wendet er sich um, wenn ihn die Vergangenheit rief. Und es ist Einem so öde, so verlassen zu Muth, wenn hinter den allzu rüstigen Schultern die Zweige wieder zusammenschlagen. Sie schliessen das Gestern ab. Sie zittern über den hastigen Schritt und schweigen wieder. Und unselig der, dem nicht die Thautropfen vom Rosengarten der Kindheit an den wachen Wimpern hängen. In knabenhaftem Trotze verliess man ihn. Das zärtliche Herz schlug ängstlich. Aber man hiess es schweigen. Und nur leise schluchzend verstummte es. So gingen wir mit den heftigen Tritten der innerlich Unüberzeugten aus dem Frieden der Rosenhecken. Und wir wollten der hohen, hellen Sonne, die über dem weithin geschlängelten Pfade wachte, ein lautes Willkommen rufen. Aber es blieb uns in der Kehle stecken. Da fassten wir den Landstreicher unter den Arm und zwangen ihn zur Freude, die uns fehlte. Und mit rohen Spässen überwanden wir unsere Sehnsucht, die uns unmännlich schien, uns umzusehen. So traten wir ins Leben, in die Wagnisse.

So ist ein junger Dichter einst ins Leben getaumelt, verweint, verbittert und voll Drang, seine Kräfte zu messen. Und trotzig-stolz lief er ins Land der Reue...

Man kehrt so gerne zurück! Flehende Hände ringen nach dem Verlorenen, dem unwiederbringlich Verwirkten. Das ist die Tragödie der Jugend: die Tragödie Heinrich Heine's.

Der Düsseldorfer Jude, dem eine besorgte Mutter das Höchste gönnte, der etwas Besseres werden, herausspringen sollte aus entwürdigenden Schranken, musste an seinem ewigen Jünglingsthume zugrunde gehen... Ich will die Geschichte dieses Unterganges entwerfen als Einer, der sich schuldig fühlt vor einem arg und ungerecht Verlästerten, als Einer, der einmal wie durch ein Wunder zurückkehrte zu einem unmässig gescholtenen Liebling, als Einer, der freudig und dankbar abbittet einem rührenden Menschen.

---

[1]) Bei Fischer & Franke, Berlin, erscheint gleichzeitig von mir ein Heine-Breviarium: »Heinrich Heine. Sein Leben in seinen Versen.« *R. Sch.*

Man hat Heine immer sehr falsch beurtheilt. Man hat ihn abgethan mit ererbter Bewunderung. Man hat ihn gelästert von schlimmen Voraussetzungen aus. Aber man hat sich selten die Mühe genommen, ihn kennen zu lernen und aufzufassen. Und er bietet doch so aufrichtige Hände dar.

Er war ein begabter, getretener, ewig hoffender Mensch, der begnadet war, zu singen. Das ist Alles. Es ist fast unbegreiflich, wie man ihn verkennen konnte. Wie man an ihn mit beschwörenden und entrüsteten Forderungen trat. Wie man die Hände entsetzt und empört rang über einen allzu offenen Jüngling. Man hätte ihn als deutschen Patrioten begehrt, ihn, der im Rheinlande unter den gewinnenden Franzosen ein Knabe war. Man hätte ihn als Christen gewünscht, ihn, das Kind der Revolution, den überlegenden, getäuschten, misstrauischen Juden. Es ist seltsam, was die Menschen immer von Einem wollen, der nicht unhörbar über ihre öden Marktplätze geht.

Es fällt ihnen selten ein, dass der andere Mensch ein Wesen ist, das seinem Schicksal entgegenlebt, dass er nicht aus seiner Natur kann. Dass es schön ist, wenn ein Mensch, ringend mit den Geboten seines Ich, dieses Ich in aussichtslosem Kampfe bejaht. Weil die Leute immer in erborgten Gewändern wandern, weil sie sich immer Vorurtheile aus den verstaubten Garderoben ihrer Nachbarn um die Stirne winden, weil sie immer auf unbegriffenen Worten wie auf schwankenden Stelzen stolpern, ereifern sie sich so unangenehm über die arglosen Knechte der Lebenstage. Und einen Dichter, der schreit, wenn man ihn schlägt, der weint, wenn ihm das Herz weh thut, und behaglich lärmt, wenn ihm wohl ist, verübeln sie die Laute seiner Stimmungen.

Undankbar aber ist ihr Jammern und Schelten. Sie vergessen, dass ihnen warm ward bei der Freude des Dichters, dass ihnen kaltes, mitleidiges Frösteln über den Rücken lief bei seinen perlenden Thränen, dass ihre Stirnadern schwollen bei seinem Unwillen, dass er sie mit der Macht seiner Aeusserungen über das Leben wohlthätig emporriss aus ihrem erbärmlichen Trotten.

Und wenn wir Dichter dieser Uebergangszeiten uns stolz und wie verächtlich in die königlichen Falten unserer geliebten Rhythmen hüllen, wenn wir uns mit abweisenden Handflächen von der Menge wenden, die so undankbar ist und unliebenswürdig, ist es nicht eine stumme und erhabene Rache an den unwilligen Ohren, in denen allzu tosend das Lärmen des Alltäglichen braust, an den unehrerbietigen und schmutzigen Händen, die unsere edlen und glaubenerfüllten Bestrebungen mit dem Staube ihrer Heerdenstrassen besudeln?

Heinrich Heine, der zu den Franzosen floh vor der Elendigkeit seines verschlafenen Vaterlandes, der in jugendlicher Hoffensfreudigkeit von den unerhörten Willensthaten dieser wachen Nation »das Wunderbare« erwartete, war ein noch unbekehrter Idealist und ein um das Sehen seiner verlangenden Augen laut und fordernd bemühter Neuzeitmensch.

Er kam von der deutschen Romantik her, eine unerwiderte grosse Liebe in seinem brennenden Jünglingsherzen, in seinem viel zu schläfrig

und viel zu behaglich gewordenen Deutschland ein unbrauchbares Mitglied, dem aufgedrungenen Geschäftsleben, dem ohne Verständniss und wie in eines Schiffbrüchigen Verzweiflung angefassten Rechtsstudium mit dem »Endlich« eines unruhigen Kopfes entronnen, mit Kinderenthusiasmus für ein aufrecht schreitendes Volk, voll gerne gelabter Eitelkeit, ein Hungriger, der verschlingen will.

Und nun muss ich wieder mit einem eingerosteten Irrthum ringen, der den Pariser Heine verfolgt wie eine zudringliche hässliche Maske: Er wurde in Frankreich durchaus kein Franzose. Er lebte als ein Verbannter, als ein recht einsamer trauriger Fremdling in diesem hellen, hastigen Paris, als ein ewig Sehnsüchtiger, der mit dem ätzenden Hohne der Ausgeschlossenen, mit dem Ingrimme derjenigen, die nicht mitthun dürfen, aufmerksam, erregt und — enttäuscht dem Pulsschlag seiner Heimat lauschte, als der ewige Jüngling, der nicht lernen kann, einzusehen und zu verzichten, als ein Unfertiger, der an seinem überwuchernden Reichthum zu ersticken fürchtet, als ein deutscher Liedersänger, dem die deutschen Lieder fehlen und die deutsche Hausfrau. Dieses rührende, in tollen Betäubungen mit grausamem Selbsthohn langsam zerfleischte, unversöhnte, unbefriedigte, endlich an ein dummes, fettes Weib verworfene, verzweifelt gegen das entsetzliche Sterben vertheidigte Leben mag man in dem fleissigen, braven Buche eines ehrfürchtigen Franzosen nachlesen,[1]) der auch mit sorgfältigen kritischen Fingern das reiche, bunte Werk dieses traurigen Bajazzos sondert und ordnet. Hier und in Strodtmann's schwerfälliger, umfangreicher Biographie wird auch der Irrthum zerstört, dass man es mit einem sorglos tändelnden Verseschreiber zu thun habe. Heine's unzufriedene, rastlos bessernde, planvolle Arbeit, sein unermüdliches Feilen und abwägendes, ängstliches Aendern kann dem Neugierigen klar werden. Es ist nicht meine Aufgabe, dem gerne vergesslichen »deutschen Volke« seinen zweitgrössten Lyriker zu zeigen. Aber ich hielt es bei den neuerlich vernehmlich gewordenen, missmuthig und grämlich krittelnden Stimmen für ganz angemessen, etwas dem künstlerisch Geniessenden Selbstverständliches hier mit einigen wie um Vergebung für diese Trivialität bittenden Worten beiläufig auszusprechen.

Und noch einmal will ich zu diesem hundertsten Geburtstage die Stimme heben und rufen: Messt einen Dichter an seinem Schaffen und nicht an seinem »Charakter«! Es wird Niemand behaupten wollen, dieser deutsche Romantiker, dieser traurige Schwärmer, dieser bitterwitzige Jude, dieser sinnliche, blutdurchwogte Jüngling sei eine grosse Natur gewesen. Das kann uns auch recht gleichgiltig sein. Wir dürfen ihn aber einen wahren Menschen und einen begnadeten Dichter nennen. Und Beides war unserem Glucke ein Gewinn. Er lebte sich selbst und sang aus seinem Leben heraus. Und uns hinterliess er die Freude seiner lebendigen Lieder.

[1]) Henri Heine, poète, par Jules Legras. Paris, C. Lévy, 1897.

DECORATIVE KUNST.

Zeitschrift für angewandte Kunst. Herausgegeben von H. Bruckmann in München und J. Meier-Graefe in Paris.

Von Elsa Prinzessin Cantacuzène (München).

Wie Dem im Märchen, der in ahnungsloser Alltäglichkeit seinen Acker pflügte und plötzlich auf wahrhaftiges Gold stiess, das wohl vor geraumer Zeit ein Früherer dort vergraben — so finden wir zuweilen ungesucht, in einem Buche blätternd, ein goldleuchtend Wort. Ein Früherer hat es gesprochen, und sein Glanz blieb in den Blättern vergraben, bis einmal ein glücklicher Zufall sie umlegte: gerade an dieser Stelle. Und geschieht dies zur rechten Stunde, dann erwacht das schlummernde Wort, und wundersam lebendig erschliesst sich uns, was es barg. Und wir wundern uns, dass wir nicht selbst schon die klare, einfache Formel gefunden, wie sie ein Seher kündend einer kommenden Zeit gesprochen.

»Form ist Ausdruck der Nothwendigkeit.« »Stoff ist Aufgabe — Form ist Lösung.« Vor vierzig Jahren schrieb Friedrich Hebbel die Worte in sein Tagebuch. Und klingen sie nicht, als habe er sie just für uns geschrieben? Klingen sie nicht wie der Zauberspruch, der in seiner wunderbar klaren, erschöpfenden Prägnanz unserer modernen Kunst — der ewig Sehnenden, der unruhig Suchenden — den Weg zu weisen vermag? Sind sie nicht die Essenz dessen, was die Verständigsten, Feinsinnigsten im Dienste moderner Kunstentwicklung heute schreiben?

So könnten sie wohl das Motto bilden zu der neuen Bruckmann'schen Zeitschrift »Decorative Kunst«. Und stehen sie auch nicht darauf geschrieben: ihr Geist weht durch alle Seiten dieses ersten Heftes. Er weht zwischen den Zeilen des Textes und thut sich kund als ein guter und kraftvoller, als ein ziel- nnd bodensicherer Führer. Die Herausgeber hätten keinen Besseren sich wählen können, um richtig zu steuern unbeirrt hindurch durch die wirbelnden Wogen und vielgewundenen Strömungen unseres heutigen Kunststrebens. Dass aber der Geist, für den »die Form der Ausdruck der Nothwendigkeit«, für den sie einfach zur Lösung der Aufgabe wird, welche der Stoff ihr stellt — dass dieser Geist sich zuerst gerade auf dem Gebiete Geltung verschafft, auf dem Kunst und Handwerk, auf dem Schönheit und Verwendbarkeit sich zusammenfinden, das ist bezeichnend für unsere Zeit. Ja, moderne Kunst malt nicht nur Bilder, meisselt nicht nur Büsten, die Dinge, die uns umgeben, die Atmosphäre, die uns umschliesst, sind ihr Bereich. Was nothwendig in die Art unseres Lebens hineingehört,

was diesem als Bedürfniss erwächst und als Erfüllung dieses Bedürfnisses Gestalt gewinnen will, dess' walte sie!

So entsteht uns eine decorative Kunst, die nicht mehr bloss als treibhausbedürftige Luxuspflanze ausserhalb und neben unserer eigenen Existenz ein künstliches Dasein führt, sondern dieser selbst angehört als ein nothwendiger organischer Theil ihrer Bethätigung. Wäre dies aber denkbar, wenn sie immer wieder und wieder alte historische Style »neu inscenirt«, alte Gedanken von der Gothik bis zum Empire ad infinitum noch einmal denkt? »Gilt nicht vielmehr vor Allem für die decorative Kunst, was wir nun endlich von der grossen begriffen haben, dass nur ganz gut sein kann, was ganz neu ist?«

Ich citire hier Lichtwark, dessen köstlicher kleiner Aufsatz über den »praktischen Zweck« in seiner klaren, knappen und plastischen Gestalt mir so recht seinem eigenen praktischen Zweck zu entsprechen scheint. Der Verfasser durchwandert die Ausstellungen decorativer Kunst — »in Paris, Brüssel, Dresden, München, Berlin, Kopenhagen oder Stockholm« — durchwandert sie und schaut und prüft mit den Augen der Hausfrau; in ihrem Sinne wählt er und — richtet. Man könnte nur wünschen, dass auch, umgekehrt, jede Hausfrau mit seinen Augen schaute und wählte, mit seinem sicheren Blick für Alles, was in schöner Form seiner Bestimmung gerecht wird, mit seiner starken Empfindung gegen alles Zweck und Zeit Widerstrebende und schon deshalb auch künstlerisch nicht »ganz Gute«. Die wenigen, aber schlagenden prägnanten Beispiele, die der Aufsatz enthält, werden gewiss Vielen eine neue Weise, die Dinge anzusehen, erschliessen, Anderen das zum klaren Ausdruck bringen, was sie selbst schon dunkel empfunden haben — Allen aber gewiss fördernde Anregung geben. Auch den Schaffenden! Denn weiss nur erst die Hausfrau — das Publicum — was noththut, um sich ein wohnlich schönes Heim zu gestalten, so werden auch die Künstler über ihrem Streben nach Schönheit sicher die Frage, die doch so wichtig ist, nicht vergessen: »was wir gern haben möchten«.

Dieses unserer eigenen Zeit, unserer eigenen Lebensart Entsprechende, aus ihr Erwachsende, das einzig unserem künstlerischen Schaffen individuelles Gepräge, dauernde Lebens- und Entwicklungsfähigkeit zu geben vermag, das betont auch S. Bing in dem ersten gleichsam leitenden Artikel des Heftes. »Gerade was die grossen Kunstepochen immer besitzen, das ist die vollkommene Harmonie zwischen dem Geist einer Zeit und ihren Werken, die fein reagirende Schöpfungskraft, die die Kunstform ändert, sobald sich das intellectuelle Leben der Völker ändert. Wenn einer der grossen Alten heute zurück käme, er würde der Jüngsten Einer sein und das Ideal, dem er früher gedient, das damals der Zeit, heute nicht mehr der unsrigen entspricht, weit von sich werfen.« Und in interessanter und geistvoller Weise lässt er uns dann einen Rückblick thun auf das Gewesene. Volle warme Bewunderung weiht er denen, die nach gänzlichem Darniederliegen decorativer Kunst sie kraftvoll wieder geweckt. Aber er erkennt

auch, worin sie gefehlt: ihr ausschliessliches Anlehnen an das Alte! Dass Jene, die als sieghafte Bekämpfer herrschender Geschmacklosigkeit so tief eingegriffen haben in unsere Kunstentwicklung, dass Ruskin, Rossetti, Madox Brown und Burne Jones, dass Walter Crane und William Morris, jene Reformatoren englischen Kunstgewerbes, dies grosse Gesetz unbeachtet gelassen und, sich dem Geist der eigenen Zeit widersetzend, sich in die Vergangenheit zurückgewandt, in ihr allein die erträumten Ideale suchend, aus ihr heraus sie gestaltend — das ist der grossen, schönen Bewegung, die von ihnen ausgegangen, zum Fluch geworden: daran versiegt sie. »Der Archaismus ihrer Werke hält unsere Zeit ab, sie als ihre wahren Kinder zu grüssen« — sie schreitet gewaltig weiter und fordert von der decorativen vielleicht vor aller anderen Kunst, dass sie ihr echt entstamme und ihren Stempel trage. Ob dieses Neue gut, was es überhaupt sein, was es uns bringen wird, »ob die Bewegung, deren Entstehen wir beiwohnen, fruchtbringend oder verhängnissvoll sein wird für die Sache, der sie dienen will«, das hängt davon ab, ob sie »der Laune des Zufalls, der Caprice, den mehr oder weniger guten Einfällen überlassen bleibt, oder dem consequenten Ernst logischer gesunder Gesetze«. In einem nächsten Aufsatz will Bing, nachdem er diesmal Rückschau gehalten, einen Blick nach vorwärts thun. Und wer den ersten gelesen, hat gewiss Lust auf den zweiten bekommen.

Ich habe die beiden Artikel von Lichtwark und Bing in erster Linie besprochen, weil man aus ihnen — schon durch das mehr oder weniger Programmatische — am schnellsten den Gesammteinblick gewinnt, wo die neue Zeitschrift eigentlich hinaus will.

Welch reiches Material finden wir aber angehäuft in den mehr sachlichen Aufsätzen, welche die übrigen Seiten des viel umfassenden Heftes füllen! Reiches, gediegenes Material in Wort und Bild! Beim Durchblättern schon fällt die feinsinnige Wahl der theils in den Text gedruckten, theils in Vollbildern reproducirten Gegenstände auf. Und wenn man die originellen Glaslampen Tiffany's, die praktisch einfachen Lichtträger Benson's, die mannigfaltigen Beleuchtungskörper der englischen Guilds und flämischer Künstler betrachtet und dann wieder die altvenetianischen Druckstöcke, die schwedischen Sculpturen, die Ausstellungsräume von Tervueren, dann dankt man es den Herausgebern, dass sie ihr Blatt den Besten des Auslandes gleichermassen geöffnet haben wie unseren deutschen Künstlern. Gedankenlose Nachahmung, nationale Unselbstständigkeit soll und wird gewiss nicht die Folge davon sein. Wohl aber, durch den Austausch der Gedanken, eine freiere, grössere Anschauungsweise; durch den Reiz des Wettbewerbes mit anderen Culturen, intensiveres Streben, selbst sein Bestes zu geben und damit stärkeres Ausprägen eigener Individualität. Deutsche Eigenart kann also nur daran erstarken. Weit mehr als indem man ihr alles Fremde aus dem Wege räumt, so dass sie möglichst wenig davon höre und sehe! Wer solch ein Abschliessen nöthig hat, um fremden Einflüssen nicht zu verfallen, wer gleichsam nur mit sich selber ringen

und dann glauben will, eine Probe seiner Kraft gegeben zu haben, der betrügt sich eben durch den mangelnden Massstab. Nein! Voll im Leben stehen mit offenen Augen für Alles, was ringsum sich erschliesst, und doch sich selbst nicht verlieren, das erst beweist, ob starke Eigenart vorhanden ist. Diesen Beweis zu liefern, dafür muss also uns Deutschen die Möglichkeit offen gelassen werden. Und wir wollen ihn gewiss nicht schuldig bleiben!

Sehen wir doch schon jetzt eine stattliche Anzahl deutscher Künstler, gediegen und selbstständig schaffend, in den vordersten Reihen sich hervorthun. Eckmann z. B., von dem dieses erste Heft einige sehr schöne, wahrhaft künstlerisch empfundene Entwürfe zu verschiedenen Beleuchtungskörpern bringt. Mit wie viel warmem Verständniss holt er aus den fein studirten Pflanzenmotiven gerade das heraus, was gleichsam dazu prädestinirt erscheint, dem Lichte als Träger zu dienen. Für diese specielle Befähigung Eckmann's, in der sich Natursinn und Stylgefühl, harmonisch ausgeglichen, kundthun, scheinen mir die grosse Abbildung auf Seite 5 und die mittlere auf Seite 13 besonders reizvolle Beispiele.

Es würde zu weit führen, auf jede einzelne der vielen anderen Illustrationen aufmerksam zu machen. In ihrer Gesammtheit geben sie uns, Hand in Hand mit dem sie begleitenden Aufsatz, einen interessanten Einblick in die Entwicklung dieses so »par excellence« modernen Gebietes. Klar werden darin die beiden Richtungen unterschieden, die ihr ein doppelseitiges Gepräge geben. Die eine hat von Benson ihren Ausgang genommen. Sein Grundsatz, »jeden unsachlichen Zierat vermeiden, wohl aber den einfachen Nützlichkeitsformen möglichst gediegenes Aussehen geben,« rief einen mächtigen Umschwung hervor. Ja, Benson wirkte wahrhaft bahnbrechend, und von seinem Principe beeinflusst, wenn auch trotzdem Jeder ganz individuell, schaffen die drei grossen Belgier Van de Velde, Horta, Rysselberghe, die Engländer Wilson, Ashbee, Rathbone, sowie einige englische »Guilds«. Die andere Richtung hat ihren Ursprung in Tiffany's Glaskunst. Seine farb- und formschönen, decorativ so ausserodentlich wirkungsvollen Lampen, deren manche mich — ich weiss nicht in welchem Zusammenhang — an südlich mächtige Tropenpracht gemahnte, zeugen von einer stark ausgeprägten, temperamentvollen Künstlerindividualität. Für ihn, für sein umfassendes Schaffen verspricht uns der — übrigens textlich wie seiner Ausstattung nach sehr sympathisch berührende — Prospect ein eigenes Heft.

Ein sehr interessanter Artikel von H. Muthesius führt uns in die Handwerkerschulen Englands, in die dortige Handhabung des Unterrichtes ein. Wir lernen zuerst die grossartige und segensreiche Thätigkeit des South Kensington-Museums kennen: »Es hat eine grosse Kulturaufgabe erfüllt, und wer heute eine Geschichte der modernen Renaissance des Kunstgewerbes schreiben wollte, der hätte mit seiner Gründung zu beginnen.« Aber jede Einrichtung hängt innig mit der Zeit ihres Entstehens zusammen und wirkt nur so lange Gutes, als

sie den Bedürfnissen der Zeit entspricht. So drängt auch hier eine neue Epoche zu neuen Institutionen. Jene Forderungen zu erfüllen, d. h. in diesem Falle: den Handwerker wieder zu jener einst ihm eignenden »selbstständigen schöpferischen Thätigkeit zu erziehen, das ist das Ziel einer Reihe von Handwerkerschulen, die in den letzten Jahren in England entstanden sind. In welcher Weise versucht wird, dies Ziel zu erreichen, auf welcher Basis, mit welchen Mitteln, unter welcher Leitung daran gebaut wird, davon entrollt uns der Verfasser mit dankenswerther, klarer Sachlichkeit ein lebendiges Bild, und es hätte keinen Sinn, es hier zerstückelt wiederzugeben. Ich möchte nur noch die Namen von drei Künstlern nennen, welche den neuen Schulen besonders nahe stehen: Herkomer, Frampton, Lethaby — Namen, die für die Art der Sache bürgen.

Ehe ich nun zu kurzer Besprechung der verschiedenen Ausstellungsberichte, welche das Heft beschliessen, übergehe, möchte ich noch einmal auf die schon erwähnten altvenetianischen Druckstöcke, zu denen uns Otto Julius Bierbaum, der Poet, den Text geschrieben, mit ein paar Worten zurückkommen. Die wechselreichen Muster sind in feinen grünen und gelben Tönen wiedergegeben. Ein duftiger Zauber geht von ihnen aus: bald reizend zierlich, wie ein altväterischer Tanz, bald zartlienig, phantasievoll, feingeschwungen, dass man unwillkürlich an Obrist'sche Stickereien denken muss, bald in grossen geometrisch ornamentalen Wellenformen, Mahnungen an all den Reichthum, der unerschöpflich im einfachen Kreise, im Zirkel verborgen liegt. Wahrlich, ein prächtiger Fund diese alten Muster!

»Solch ein Kind moderner Kunst wie dieses Heft verachtet also nicht Alles, was früherer Zeit entstammt?« Kopfschüttelnd und sich wundernd hör' ich es unsere Alten sagen, die Alten im Gemüth, die es nicht begreifen können, dass in den gleichen warmen Herzen und jungen Köpfen, in denen es drängt und quillt von eigener froher Schaffenslust, auch Raum ist für freudige Bewunderung des frühergeschenkten Schönen. — Wenn man es aber empfindet, dann begreift man es auch!

Wie mächtig es überall zu keimen beginnt — wenn auch seltene Blumen und wildes Unkraut, Eintagsblüthen und wachsthumkräftige junge Stämme in buntem Durcheinander aus der Erde spriessen — dess' werden wir inne, wenn wir die »modernen kunstgewerblichen Ausstellungen« durchwandern. Der Aufsatz ist unendlich reichhaltig. Fast überwältigt uns die Menge des Genannten! Unser Führer ist unermüdlich: Von London nach Brüssel, von dort nach Paris und weiter, hoch in den Norden, und zurück in unsere deutschen Ausstellungsstädte — überallhin geht's im Fluge. Und überall ist er zu Hause, Alles hat er gesehen, beobachtet, verglichen. Und dass es so im Fluge sein muss, dies orientirende Umherführen, dass er uns die mannigfaltigen Dinge nur constatiren, unsere Eindrücke nicht ausleben lassen kann, das ist nicht seine Schuld! Sollten wir doch in diesem ersten Hefte erst gleichsam eingeführt werden in die ganze junge Bewegung,

erst einen Gesammtüberblick über Versuchtes und Fertiges, über Inland und Ausland bekommen. Den hat er uns wahrlich gegeben und damit den Beweis, dass Wenige sich dermassen zum Cicerone eignen wie gerade der Verfasser mit seinem intimen Verständniss für Künstler und Schöpfungen und seinem fein abwägenden Bemessen der Werthe. Nur zuweilen, ein- oder das anderemal, überschätzt er vielleicht in warmherziger Begeisterung einzelne Leistungen, wie — nach meinem Gefühl — in dem vorliegenden Bericht die Bedeutung des »Neuen« in den Hamburger und Leipziger Ausstellungsarchitekturen. Es steckt ja gewiss viel gediegenes Können, viel Geschmack und Geschicklichkeit und modernes Empfinden in diesen Schöpfungen, aber der Abstand vom Schondagewesenen (freilich meine ich darunter nicht die Berliner Gewerbeausstellung, für die unser Führer in der Bezeichnung »proletarische Geschmacklosigkeit« gewiss das richtige Wort gefunden hat), dieser Abstand scheint mir kein so gewaltiger, entscheidender zu sein, als der Verfasser es aufstellt. Bei allem Guten, allem Fortschritt sehe ich nichts bahnbrechend »Neues«. — Doch möchte ich durch diese persönlichen Einwendungen das Verdienst dessen nicht schmälern, der uns so viel Schönes aufgefunden, auf so viel Kennenswerthes unseren Blick gelenkt, dem wir dadurch so manche Anregung zu danken haben.

Es folgt der Aufsatz über Tervueren von Henry van de Velde. Ihm, einem der Hauptbetheiligten, hat man das Wort gelassen. Und er führt es anregend und gut! Er lässt uns mit erleben, wie dieser »Fall Tervueren« zuerst entstand, sich aus der Idee zur That entfaltete, wie durch das Zusammenwirken günstigster Verhältnisse und genialer Kräfte diese Ausstellung ihrem colonialen Zwecke und höchsten künstlerischen Ansprüchen gerecht werden konnte. Staatssecretär v. Eetveld und Lt. Masui (Generalsecretär der Ausstellung) haben den Keim dazu gelegt; Künstler, die zu den Besten gehören, ihn entwickelt und zur schönen Blüthe werden lassen. Und wenn uns van de Velde auch versichert, die Ausstellung zu beschreiben, sei unmöglich, so gibt er uns doch in wenigen kurzen bezeichnenden Sätzen in gewissem Sinne ein Bild von ihr. So schreibt er: »Man denke sich einen Saal, in dem die Werke belgischer Künstler, in dem Elfenbein der Colonie ausgestellt sind, und dann einen anderen, in dem man die Handelswaaren findet, die Belgien zum Umtausch nach Afrika schickt. Trotz dieser nothwendigen sachlichen Gegensätze ist das Ganze von einem künstlerischen Geist durchdrungen.« »Die Mittel sind höchst einfach, es ist immer nur wieder Holz, hie und da ein wenig Glas und Beschläge. Damit hat jeder Künstler das Seinige gethan, immer nur in dem Wunsch, das Ganze zu verschönen.« Der Zweck ist erreicht worden und — hoffen wir's mit van de Velde — dass »das Gewonnene bleibend sei«. Möge der Erfolg, der weit über den Rahmen eines flüchtigen Ausstellungsversuches hinausgeht, bestimmend nachwirken auf nachfolgende Ausstellungen, auf die Einrichtung öffentlicher Gebäude und der gleiche Geist auch einziehen in unsere Häuser! Das wäre zu wünschen!

Den Schluss des Heftes bilden die reichen und anregenden »Correspondenzen«. Hier näher auf sie einzugehen, hätte, da man ja ihren sachlichen Inhalt doch nicht wiedergeben könnte, wenig Zweck. Man lese sie eben selbst, diese berichtenden Briefe, die aus aller Herren Ländern einlaufen und Kunde bringen vom frischen Lenzesleben, das überall erwacht, von den tausend Händen, die sich allerorten regen im Dienste modernen, decorativen Gestaltens.

Ja, es pulsirt gesund und lebendig, seitdem die Kunst von ihrem isolirenden Sockel herabgestiegen, seitdem sie sich wieder bewusst geworden, dass es ausser den einsamen, himmelsnahen Höhen, auf die nur die wenigen ganz Grossen ihr zu folgen berufen sind, noch andere Stätten gibt, die ihres Nahens lange geharrt. Nun reicht sie dem Handwerker führend die göttliche Hand. Und in dieser »ihrer Rückkehr zum Gewerbe, von wo jede starke künstlerische Epoche immer ihren Anfang genommen hat, hier allein liegt der Weg, auf dem eine neue Kunst in das Volk dringen kann und soll. Noch sind nur glänzende Anfänge zu verzeichnen. Fern liegt es uns, ihnen eine unbedingte bleibende Bedeutung zuzumessen. Aber der verständigen Förderung, des wärmsten Interesses sind sie werth.« Dass die Herausgeber der neuen Zeitschrift diese Worte, mit denen ich schliessen möchte, nicht nur in ihr Programm geschrieben, sondern sie auch zur That werden lassen in weitestgehender, der Sache würdigster Weise, dess' sei ihnen Dank! Möge das Publicum sich der Gabe werth zeigen und dem wahrhaft vornehmen, gediegenen Blatte seine Gunst nicht versagen!

RANDGLOSSEN ÜBER LONDON.

Von MADAME ALPHONSE DAUDET (Paris).

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. FRANK.

(Schluss.)

Heute hat man mich zu einer Sitzung im Club schriftstellernder Damen Londons eingeladen, und ich bin sehr gespannt auf denselben. Fräulein Bella holt mich im Cab ab, und wir fahren durch ein in Nebel gehülltes, fast kaltes London, dessen unklaren und in gelblichem feuchten Dampf entfernten Strassenboden ich aber liebe, mit dem Halbdunkel eines Aquariums, aus dem die Vorübergehenden, die Wagen nach und nach wie aufeinanderfolgende und jedesmal genauere Proben auftauchen; die Denkmäler nehmen ein träumerisches Unbestimmtes an, bei den königlichen Standbildern, Königin Anna, Königin Elisabeth, werden die steinernen Kronen unsichtbar, die mit dem Scepter bewaffneten Hände — denn hier haben Frauen geherrscht und herrschen noch — verschwinden in dichtem Nebel.

Ich ziehe wirklich die Stadt, wie sie heute aussieht, dem London sonniger Tage vor. Sie zeigt mehr ihren nördlichen Charakter, und dieses Schweigen der Vorübergehenden, ihr Phlegma kommt besser zum Vorschein als in diesen vergangenen lauwarmen Tagen, wo Abends herumziehende Sänger, Leierkästen unter freiem Himmel vor den Hotels Erinnerungen an Italien und Possen von Sängern vermischten.

Wir betreten einen grossen Saal im Erdgeschoss, wo wir etwa 50 junge oder alte Frauen bereits versammelt finden, die fast alle in einfacher Toilette sind und sich lebhaft unterhalten. Man stellt mich sehr artig vor, und sogleich bin ich von plaudernden Frauen umringt, jedoch sehr in Verlegenheit gebracht durch meine fast vollständige Unkenntniss ihrer Sprache. Sie helfen mir, die Einen in einem sehr eingelernten Französisch, die Anderen mit halben Redensarten, die stets angenehm und doch bezeichnend sind. Da ist Fräulein Ward, die Verfasserin eines erfolgreichen Romans, Fräulein Stanley mit ihrer Mutter, da ist Fräulein Shaw, welche mehrmals die Reise um die Welt für politische oder volkswirthschaftliche Correspondenzen in der »Times«, deren ständige Mitarbeiterin sie ist, gemacht hat. Hier treffe ich nicht, was wir Blaustrumpf nennen, die Frau, welche sich einer Kunst wie einer sehr gewollten Eigenthümlichkeit bedient, indem sie daraus Mittel zur Befriedigung lächerlicher Eitelkeit macht. Diese Frauen sehen thätig und arbeitsam aus, und fast alle streiten mit gesundem Menschen-

verstand heftig gegenüber den Zeitungen und Revuen für ihre Interessen. Ich wiederhole es, ich finde unter ihnen nicht jene Schützlinge der Directoren, jene, die halb schauspielern, halb schriftstellern und bei uns die weibliche Literatur in Verruf bringen. Von Fräulein Bella, der mich Einführenden, welche neben ihrer Mutter ihre interessanten und gewissenhaften Interviews verfasste, bis zu dem überall bekannten Fräulein Shaw bleiben alle Schriftstellerinnen Frauen, und in hohem Grade. Nach einer Stunde in plauderndem Gehen und Kommen, wie bei einer grossen Classe in der Freistunde — es ist sogar dieselbe Lustigkeit, derselbe herzliche Reiz — kehre ich nach dem Hotel zurück.

* * *

Von einem Sonntag in London kann man sich in Paris gar keine Vorstellung machen. Dieser Sonntag beginnt wirklich schon Samstags gegen 4 Uhr, wenn die Verkaufsläden geschlossen oder dem Schlusse nahe sind und den Käufern nur noch die Hälfte ihrer Artikel und des Eifers ihrer Angestellten bieten. Ganz London geht aufs Land oder in sein Weichbild; nach der unerhörten Thätigkeit der ganzen Woche thut der grossen Handelsstadt diese Ruhe, dieses Aufathmen noth wie bei einer Maschine, welche ihren Ueberschuss an Dampf von sich gibt. In manchen ganz frommen Familien kocht man sogar am Tage vorher die Speisen, die zum Sonntagsmahle kalt angerichtet werden. Nicht ein Pianoton in den Häusern, keine Orgel beim Durchfahren der Strassen, Alles steht still, schweigt, ruht sich aus.

Bei einer Einrichtung, bei der man seine Gewohnheiten, seine Bücher, eine Fertigkeit an lebenden Gedanken besitzt, kann dieser Sonntag angehen und bietet sogar Gelegenheit zu grossen Wettrennen ausserhalb Londons oder innerlichen Betrachtungen. Aber in einem Hotel, wo für uns nichts an Ueberlieferung oder Erinnerung vorhanden ist, wo gerade im Gegentheil, wie man sagen würde, fremde Atome fest bleiben, drückt diese erzwungene Unthätigkeit nieder und regt auf; wir versuchen sie abzuschütteln und besuchen einzelne Ausstellungen, wie die neue Galerie, wo sich ein schönes Gemälde von John Sargent und köstliche Burne Jones befinden, die wohl denen, welche wir in Paris sahen, überlegen sind.

Darauf auf dem Wege durch die Stadt, mitten durch die City, nicht mehr so lebhaft wie gewöhnlich, aber alles Verschliessbare heruntergelassen, alle Bureaux zu. Nichts Lebendes, nur noch die vollständig und genau bezeichneten Schilder mit den »Nachfolgen«, den »Gesellschaften«; und dasjenige, welches mich sinnen macht, hat mir den besten Massstab für das intime Leben des englischen Volkes in der Familie gegeben: »For our children«, für unsere Kinder. Die Windeln, welche gestern aus den Glasscheiben heraussahen, diese niedlichen Einmummelungen, diese schottischen oder Seeanzüge, diese Hüte, Baretts: »For our children«, für unsere Kinder.

Die Omnibusse, die Einspänner, die man viel weniger zahlreich als während der Woche sieht, die Kutscher in Gala, hohe Hüte, Blumen im Knopfloch. Und ferner nicht ein Verkaufsladen, ein Geschäft geöffnet: es ist der Tag für die Seelen. Wir kehren durch Green Park zurück, wo der Sonntag mit Reden aus dem Stegreif gefeiert wird. Es ist kalt; die grünen Wiesen haben nicht ihre schöne Entfaltung wie im Frühling und sind verdeckt wie die in den Landauern verborgenen Toiletten von dunklem Wollstoff oder Otterfell. Trotzdem predigen, ungeachtet des rauhen Nordwindes, Männer mit einförmiger Stimme, die auf Wagen hinaufgeklettert sind, wie steife Schattenbilder, und die Vorübergehenden bleiben phlegmatisch, maschinenmässig stehen. Wie sozusagen jene Feindschaft zwischen bedecktem und klarem Himmel besteht, so versteht man auch bei diesem gelblichen Nebel mit seiner einschläfernden Düsterheit die Liebe zum »home«, welche aus dem englischen Haus einen Zufluchtsort und das Vorbild für den in der Familie herrschenden innigen Verkehr gemacht, es mit Eleganz und Bequemlichkeit versehen hat. Da vereint sich in der Weisse des Täfelwerks die Freundlichkeit der Mauern mit dem Leben in den Stoffen, welche in so glücklicher Weise indische und japanische Kunst mit einem Etwas aus unserem XVIII. Jahrhundert mengen.

Und was sollte man über den Geschmack der Sportsbelustigungen unter freiem Himmel, der gewürzten Nahrung und heisser und starker Getränke sagen, durch welche die Engländer die Melancholie eines Klimas zu bekämpfen suchen, bei dem wirklich die körperlichen und geistigen Kräfte abnehmen! Dies würde auch die Erklärung bilden für diese fortwährende Auswanderung nach Frankreich, Italien uud der Schweiz für ein Volk, das die Lebhaftigkeit sucht, die stärkende Luft, welche ihrer Insel mangelt.

* * *

Wir sind zu einem Thee bei dem grossen englischen Verleger M... M... eingeladen. Während sich jedoch mein Gatte und mein älterer Sohn direct dahin begeben, gehe ich mit Lucien vorher noch zu dem Maler Alma Tadema, bei dem uns unser Führer und Leiter in London, der ausgezeichnete Romanschriftsteller Henry James, vorstellt. Wir sind in St. John, einem ehemals James Tissot gehörigen Hotel, das aber der jetzige Besitzer vergrössert hat, indem er an dasselbe Theile von Gärten oder Gewächshäusern, neue Gebäude anfügte. Dies gibt dem Ganzen ein interessantes und künstlerisches Gepräge, wobei sich das Auge über die überallhin vertheilten Blumen freut, über die Pflanzen, die sich am Fusse einer Treppe emporranken, über ein mit Marmorfliesen eingefasstes Becken, die wiederum mit Rosenblättern übersäet sind, um ein frisches und lebhaftes Bild zu erzielen. In dem grossen und schönen Atelier mit den glänzenden Reflexen wie bei unsichtbarem Mondschein bewahrt das bemalte und mit Perlmutter und Elfenbein eingelegte Piano auf seiner inneren Füllung Autographe bedeutender Musiker.

Hier sind wunderbare Handzeichnungen, von denen eine den Blitz in Gestalt eines Drachens in leuchtender und zickzackförmiger Bewegung zeigt; endlich Gemälde des Hausherrn, auf unsere Bitte enthüllt: über einem Hintergrund des Golfes von Neapel eine Frauengruppe um einen grossartigen Löwen zwischen Fluth und Himmel. Entzückt verlassen wir diese eigenartige Wohnung, um in grosser Eile das Hotel M... M... zu erreichen, wo die Menge sich drängt und eilt.

Man hat hier Alles vereinigt, was in der englischen Literatur einen Namen führt, eine Gesellschaft interessanter Schriftsteller und Schriftstellerinnen; damit die Vorstellungen ordentlich stattfinden, lässt Frau M... M... gleichzeitig in unserer Nähe nur wenig Personen, so dass nach der nothwendigen Einleitung zu einer Unterhaltung, den ersten nichtssagenden Fragen, wobei diese Unterhaltung kaum begonnen hat, der plaudernden Person eine andere weniger gut vorbereitete folgt; man kann sich die Unterhaltung nicht interessant machen, da man von Neuem beginnen muss. Dieser bedeutungsvolle Versuch, besonders in verschiedenen Sprachen, lässt nach dem ununterbrochenen Vorübergehen geistvoller aristokratischer Gesichter, nach dieser Aufzählung von Namen, die in Kunst und Wissenschaft bekannt sind, viel Bedauern aufkommen. Nichtsdestoweniger bewahre ich eine angenehme Erinnerung an den schönen, hell decorirten Salon, der mit Sträussen aus rothen Mahonienblättern und gelben Narcissenblüthen geschmückt ist und mit zwei schönen Kindern.

* * *

Nach dem Essen leisten wir einer Einladung des Admirals Maxse zu einem Seefeste in einem Club neben dem Hotel Folge. Ueber endlose Treppen, welche im Erdgeschoss beginnen, sich verzweigen, seitwärts gehen, sind wir in einen grossen, kahlen Saal gelangt, dessen Decke aus Glas besteht, während der Boden eine sehr dunkle Wasserfläche bildet mit den Reflexen tausender von elektrischen Flammen, um welche rings herum eine Art Quai als Parquet und eine Galerie laufen, die auf Stufen das zahlreiche und elegante Publicum trägt: zum Abend geschmückte Frauen, Clubleute mit Blumen im Knopfloch; und ich finde sogar diese Toiletten ein wenig kokett, etwas zu zierlich gearbeitet im Vergleich zu diesem schmutzigen Wasser, den Spielern, welche sich in dunkeln Tricots hineinwerfen und sich mit Wettschwimmen, Concurrenzprüfungen, Bocksprüngen, Sprüngen am Ende schwimmender Seile abgeben. Plötzlich richtet sich auf dem hohen Sprungbrett ein hübsches Frauenbild auf, behend, mittelgross, mit kurzen Haaren. Sie beugt sich vor, macht einen langen Kopfsprung, taucht wieder auf, schwimmt verführerisch, theilt das Wasser mit einem ihrer weissen Arme, den der Blick aus der Ferne noch verlängert, und stets durchschneidet dieser schöne Arm in den Rückbewegungen seiner Fahrt die ganze Spur im Wasser. Hierauf Musik, Sprünge, während ein ganz Theil der Gäste auf dem äusseren Gange, wie eine Schauspielerin hinter den Coulissen, das junge Weib wiedertreffen, welches ganz triefend,

das Haar anklebend, mich an schwimmende Puppen, jenes Badespielzeug für Kinder, erinnert. Dies würde bei uns eine Zerstreuung sein, an der man wenig Geschmack finden möchte: nicht genug Licht, nicht genug Inscenirung; aber hier werden die körperlichen Uebungen um ihrer selbst willen geschätzt, sie haben eine eigene Schönheit, und dies genügt den Zuschauern und Zuschauerinnen.

* * *

Der Besuch bei Burne Jones erinnert mich an den bei Meredith: beim Maler wie beim Dichter dieselbe Einfachheit in Wohnung und Aufnahme, dieselbe Liebe zu einer einsamen und besonderen Kunst. Man führt uns in einen Garten oder vielmehr auf einen grünen Rasenplatz, einem Obstgarten ähnlich, welcher die beiden Ateliers trennt, von denen eines hauptsächlich in der Voraussicht gebaut wurde, grosse Gemälde ausführen zu können. Gleich am Eingang zeigt ein grosses Bild, dasjenige der Tochter des Malers, den gewöhnlichen und bevorzugten Typus seiner Werke, die prächtigen, tiefliegenden und blauen Augen, den nachdenklichen Mund, überhaupt das Ganze eines wohlgeformten Gesichtes und ernster Träumerei, das sich in seinen Gemälden wiederfindet, in denen, welche wir fast noch als Skizzen sahen, mit einer heldenmüthigen Begeisterung: zuerst das Schiff des Ulysses, den Sirenen preisgegeben, kleine, verrätherische Gestalten, die in den anziehenden Felsen gruppirt sind, elegante Lemuren, ganz Frauen, nicht mehr die Sirenen der Fabel, die halb mit Schuppen bedeckt sind. Das Schiff nähert sich, ungeheuer und siegreich, seine Insassen sind am Bug aufgestellt, ohne Sorge um die bezaubernden Lieder oder die bösen Feen. Ferner der »Abschied des Perseus«, die Uebergabe des Schwertes, ein heldenhaftes Sujet, schöne Stellungen. Burne Jones ist der Maler fabelhafter Träumereien, grosser Sagen. In der »Neuen Galerie« werden wir eine »Schöne im Walde« finden, welche von wilden Rosenblüthen gefangen unter Blumen schläft, ferner einen Zug junger Mädchen auf dem Felde; und stets dieser selbe vieleckige Typus, der den Köpfen das Aussehen ernsten Idealismus gibt, eine träumerische Festigkeit. Man hört nicht auf, auf der bescheidenen Treppe, an den Atelierwänden diese prächtigen Bilder zu bewundern, diese schlanken und behenden Gliedmassen mit durchsichtigen Nägeln.

Ich finde Niemand, den man bei uns mit Burne Jones vergleichen könnte, Gustav Moreau vielleicht ausgenommen: sie ähneln sich durch ihre Sorge um eine ideale Kunst, durch denselben Geschmack für das Unbekannte und Sagenhafte, nur mit einem Unterschied in der Darstellung der weiblichen Gestalt, welche bei Burne Jones mehr classisch und bei Gustav Moreau geistlich aussieht.

Für uns Franzosen, die wir für die Gegenwart eingenommen sind und seit 25 Jahren die Malerei oder Wiedergabe moderner Sitten und Gesichter und der zeitgenössischesten Ereignisse der strengen Wirklichkeit untergeordnet haben, ist es ein ausserordentlicher Reiz, bei Fremden die ursprüngliche Kunst wiederzugeben, diejenige, welche sich ange-

legen sein liess, das Leben höher zu gestalten und umzubilden, welche sich dies zur Aufgabe und zum obersten Gesetz machte.

Seine Zeit malen und im Bilde festhalten, heisst ja sicherlich, ihr den grössten Dienst erweisen, sie über die Gegenwart hinaus lebensfähig machen, sie in diese ununterbrochene Entwicklung sich einreihen lassen, in der die Gegenwart sich mit der Vergangenheit eint und sich bereits für die Zukunft vorbereitet; aber man verliert dabei vielleicht den wahren Zweck der Kunst — dieser liegt ausserhalb Zeit und Raum und muss von obenher ausgleichen, um nicht zu sehr den Strömungen zu dienen.

* * *

Das Museum von Kensington, ein Museum mit Nachbildungen der schönsten Denkmäler, der schönsten bekannten Werke, Grabmäler, Triumphbögen, Säulen, Tempel, Standbilder. Es ist die Welt der Wunder, eine Uebersicht über die gesammte Kunst in fortlaufenden Reihen von Sälen, die mit Wandteppichen, Spitzen, Edelsteinen, Thonwaaren angefüllt sind; zwei Aquariumhäuser bewahren hier sogar Pflanzen und unterseeisches Blattwerk, dessen Nachbildung gewerblichen Zeichnern dienen kann. Dies erklärt jenen Fortschritt in den Zeichnungen englischer Stoffe, die gerade Mode sind, in denen man alle ausländischen Künste vertreten findet. In Contonnes, Musselins, Geweben jener Gazestoffe, die die leuchtende Bewegung eines Widerscheins im Wasser haben, ist England unübertrefflich, ebenso wie in den Farbenschattirungen jener Holztäfelungen oder jener Pflanzentöpfe, welche jedes britische Haus äusserlich schmücken und mit den hinaufragenden Stengeln die düsteren Wände beleben.

Ein Museum von Gemälden und Zeichnungen in den oberen Stockwerken — ein Saal, der für die Bilder englischer Schriftsteller bestimmt ist — Manuscripte in Menge. Es ist auch Alles reichlich vorhanden, aber das Museum weniger schön als die Nationalgalerie; nur ungeheuer dadurch, dass man alle Länder vertreten findet, und durch den Weg, den man in diesen grossen Sälen in Gedanken zurücklegt, vom französischen Möbelstück von Rinsener bis zum Sarkophag des Ramses. Welche Freude empfindet man aber auch, die ganze französische Grazie gerade in jener Toilette der Maria Antoinette, jenen Lehnstühlen Ludwig XVI., sogar in jenen Tischen und Schreibpulten von Baule wiederzufinden, welche die allgemeine Nachahmung bei uns verdorben hat, die aber in diesem fremden Museum die schönen und seltenen Möbel bleiben, mit denen man nichts ringsum vergleichen kann.

RICHARD WAGNER'S »MEISTERSINGER VON NÜRNBERG« IN PARIS.

Von GUSTAV SCHOENAICH (Wien).

Der beispiellose Erfolg, den nunmehr auch die »Meistersinger« in der grossen Oper von Paris davongetragen, ist eine vielbedeutende Thatsache. Journalistische Flachköpfe werfen das Wort Mode hin und glauben damit die Erklärung für eine Erscheinung geboten zu haben, deren Gründe unendlich tiefer liegen. Die Mode tritt freilich, wenn eine religiöse, philosophische, wissenschaftliche oder künstlerische Idee sich triumphirend der Köpfe bemächtigt hat, als ein unwillkommen parasitär wirkendes Moment hinzu. Sie ist aber in allen Fällen, in denen es sich um den Durchbruch eines grossen, neuen Gedankens handelt, der die Gesellschaft nicht genügend vorbereitet findet, gänzlich unvermögend und auch gar nicht gewillt, den Sieg einer solchen Sache zu bewirken. Die Mode drängt sich nur auf das Terrain einer gewonnenen Schlacht, jubilirt mit, belästigt und depravirt die Sieger.

Die Einnahme von Paris durch Wagner ist das Ergebniss einer fast vierzig Jahre währenden, mit eiserner Consequenz durchgeführten Cernirung bis zum Eindringen des Belagerers in die Akademie de musique, die grosse Oper. Die Letzten, welche eine verzweifelte Anstrengung machten, diese Position gegen den fremden Eindringling zu behaupten, waren die Pariser Componisten und Verleger. Es war am Ende ein Kampf um die materiellen Interessen. Die Schweizergarde, die ihren Verdienst gefährdet sah. Aber die älteren Sachen, wie Gounod's und Rejer's Opern, sind überwunden und vermögen durch ihren künstlerischen Gehalt das Publicum nicht mehr zu fesseln und die Neueren, Victor d'Indy, Caesar Franck und Andere, sind von Wagner abhängig. Kein Wunder, dass die künstlerische Welt das grosse Original den kleinen Copien vorzieht. Also Richard Wagner thront nun endgiltig, für nicht absehbare Zeit in der grossen Oper.

Adolf Ernst, dessen Uebertragung der »Meistersinger« ins Französische mit Rücksicht auf die ausserordentlichen Schwierigkeiten, welche die Wagner'sche Sprache, die nach deutscher Scholle duftet, dem Uebersetzer bietet, eine erstaunlich gelungene genannt werden muss, hat in einer Sonntagsnummer des »Gaulois«, die in ihrem ganzen Umfang den »Meistersingern« gewidmet ist, über das Werk eine Reihe geistvoller Bemerkungen veröffentlicht. Wir bieten im Folgenden davon einige Proben, welche erhärten dürften, dass das Erfassen Wagner'scher Werke in Paris denn doch über das Verständniss, welches die Mode

ihren Götzen entgegenbringt, weit hinausgeht. Adolf Ernst ist ein guter Franzose. Einer hochstehenden Dame, welche ihn apostrophirte: »Sie sind ja eigentlich ein Deutscher,« antwortete er spitz: »Im Gegentheil, gnädige Frau, ich bin ein Elsässer.« Als solcher schreibt er über die »Meistersinger:

»Niemals hat sich die Einbildungskraft Richard Wagner's freier im weiten Reiche seiner Träume ergangen, niemals hat er diese Träume lebensvoller gestaltet und in tiefere Farben getaucht. Auch ist es weder einem Musiker, noch einem Dichter gelungen, ohne sich nur um eine Linie von einer bewunderungswürdigen Reinheit des künstlerischen Ausdruckes abdrängen zu lassen, in so vollendeter Weise ein Bild des täglichen Lebens und greifbarer Wahrheit zu geben.

Kann die »Hochzeit des Figaro« als das am feinsten empfundene, in den reinsten Strahlen erglänzende Meisterwerk der lyrischen Oper gelten, so sind die »Meistersinger« als Meisterwerk derselben Gattung mächtig, verblüffend durch ihren Reichthum, fast durchwegs intim und dennoch stellenweise erhaben. Auch sie erreichen die Durchsichtigkeit des »Figaro« — aber die Klarheit, mit der der Blitz die Dinge beleuchtet, wechselt mit dem süssen Dämmerlicht des Traumhaften. Dicht neben dem freudigen Ausbruch der Heiterkeit des Volkes stellt sich der tiefe Ernst religiösen Gefühls. Eine sehr einfache Handlung, die sich unterhaltend und rasch abspielt, gibt völlig natürlichen Anlass zu geistvollen und tiefgreifenden Reden über die Kunst. Das glorreiche Blühen einer jugendlichen Liebe überstrahlt mit Liebreiz und Lächeln die Vornehmheit eines gebrachten Opfers, die milde Süssigkeit eines gütigen Herzens und die Heiligkeit des Verzichtens.

In den »Meistersingern«, wie in den anderen Dramen Wagner's, lassen sich ohne Schwierigkeit eine Reihe vorhandener Motive nachweisen, deren der Tondichter sich bemächtigt hat, um sie umzubilden und sie zu neuem Leben zu erwecken. Durch seinen Geist erscheint Alles in neuem Lichte, Alles von ihm neu geschaffen. Gewiss zeigt sich ein merkwürdiges Zusammentreffen Wagner's in den »Meistersingern« mit jener französischen Erzählung aus dem XV. Jahrhundert, in der eine Prinzessin ihre Kammerfrau dreimal unter verschiedenen Vorwänden wegschickt, um allein zu vernehmen, was ihr ein Abgesandter zu sagen hat. Sicher kannte Wagner die Opern Lortzing's und die Scene Kotzebue's in jener deutschen Kleinstadt, wo der lächerliche Liebhaber seine Verse anzubringen sucht, während das Liebespaar sich in der Gasse versteckt hält. Gewiss kannte er den »Benvenuto Cellini« von Berlioz, wo der groteske Fieramosca von den Nachbarn gehetzt, verfolgt und geprügelt wird und die Carnevalsscene mit überraschender Wahrheit die gesteigerte Lustbarkeit des Volkes wiedergibt. Auch die alten Tabulaturen der »Meistersinger«, die Wagenseil herausgegeben hat, und die historischen Gedichte Meister Sachsens haben Wagner allerlei Einzelheiten geliefert. Aber was wollen diese Anregungen bedeuten — gegenüber der bewunderungswürdigen Komödie, die Wagner geschaffen? Und verhält es sich etwa nicht ebenso mit allen Meister-

werken der grossen Dramatiker, handle es sich nun um Shakespeare, Calderon, Corneille, Goethe oder Wagner? Das Stoffliche ist die Voraussetzung einer Schöpfung — aber kein Werk hat mehr als die »Meistersinger« auf die Bezeichnung einer Schöpfung im wahren Sinne dieses Wortes Anspruch.« Nach dieser Charakterisirung der Dichtung erörtert Ernst die Frage, ob zu der Dichtung der »Meistersinger«, welcher er schon als gesprochenem Drama eine bedeutende Wirkung zuspricht, die Musik etwa als eine überflüssige Zuthat trete. »Ist die Musik — diese wunderbare Musik der »Meistersinger« etwa belanglos für Komödie Wagner's, oder ist die Verbindung zwischen Dichtung und Musik weniger bewunderungswürdig? Man würde damit in den grössten Irrthum verfallen. Nein, diese Musik ist sicher nichts Ueberflüssiges, und ihre Verbindung mit der Dichtung ist die allerintimste. Nur die Art dieser Verbindung ist eine andere als bei den übrigen Werken Wagner's. Im Hintergrunde der äusseren Handlung stehen innere Vorgänge, ausser den packenden Scenen und komischen Wirkungen, die in der Dichtung als unmittelbar greifbare Momente hervortreten, gibt es andere, die ihnen vorhergehen oder ihnen folgen, und welche allein die Musik wiederzugeben imstande ist. In dem Drama, das sich in Hans Sachsens Seele abspielt, liegt der Schwerpunkt des Wagnerschen Werkes.

In ihm liegt dessen überirdische Schönheit und wahre Grösse. Dieses Drama der Zartheit und Weisheit, dieses Drama echtester Herzensgüte und lächelnden Verzichtens, dieses Drama, das Sachs kaum durchschimmern lässt und das er nicht bespricht — dieses Drama konnte allein die Musik, rein und tief, einfach und erhaben, wie sie ist, zu ausreichendem Verständniss bringen und durchfühlen lassen, während das Wort es verschweigt. Welche Worte, die nicht zu wenig und nicht zu viel sagen, Worte, die aussprechen, was nicht gesagt werden soll, vermöchten zu sagen, was uns das Vorspiel zum dritten Act zu tiefinnerstem Verständniss bringt? Diese Töne erzählen uns von dem inneren Leben Sachsens, seiner schmerzlichen Trauer und den Gedanken, die ihm heiligen Trost bringen und den milden Glanz seiner Herzensgüte, seines Dichterruhmes und seiner entsagenden Liebe über seine Vereinsamung und die bescheidenen Arbeiten seines entbehrenden Daseins werfen. Selbst in dem Monolog dieses Actes, der das Vorspiel gedankenvoll fortsetzt, verräth sein Wort nichts von dem Geheimniss seines Herzens. Er spricht nur die hohen Betrachtungen seiner Seele aus, die sich von aller Eigensucht befreit hat und die, ohne ihre innersten Regungen zu verrathen — die uns lediglich die Musik vermittelt — sich beschränkt, in ihrer verzeihenden Güte den immer neu sich erzeugenden Wahn zu betrauern, der überall der Vater menschlichen Thuns und Leidens ist.«

Man wird gestehen müssen, dass eine Nation, deren führende kritische Geister ein so intimes, unmittelbares und warmherziges Verständniss für ein Werk an den Tag legen, das jener unter allen Werken Wagner's am fernsten zu liegen scheint, einiges Anrecht hat, mit ihrer

Wagner-Verehrung ernst genommen zu werden. Adolf Ernst ist nicht der Einzige, der anlässlich der »Meistersinger«-Aufführung in Paris eine so intime Vertrautheit mit dem genialen Werke Wagner's gezeigt hat. In demselben »Gaulois« hat dessen ständiger Musikkritiker Louis de Fourcand eine Analyse der »Meistersinger« geboten, welche den Verfasser in die Reihe derjenigen stellt, die mit einem grossen Kunstwerk auf vertrautem Fuss zu verkehren berechtigt sind. Die Zahl derer, die den Organismus einer bedeutenden Hervorbringung recht aus dem Innersten heraus verstehen, die einem grossen Künstler wahrhaft nachfühlen und seine Werke in sich nacherleben können, wird immer nur eine geringe sein. Die Menge geniesst das Stück in Stücken, ahnt, hat einen aus künstlerischen und stofflichen Anregungen herstammenden Gesammteindruck, von dem sich der Einzelne nur eine mehr oder weniger ausreichende Rechenschaft zu geben vermag, und unterwirft sich endlich gerne der Autorität, die ihr imponirt wird, und zu deren Erstarkung sie durch ihre Zustimmung gleichwohl beiträgt.

Der Triumph seiner Werke in der grossen Oper in Paris, der sich in seiner letzten Lebenszeit nur voraussehen liess, hätte Wagner eine grosse innere Befriedigung gewährt. Es ist einfach lächerlich, sich Wagner als Franzosenfresser vorzustellen. Ich lernte ihn zwei Monate nach dem Scheitern des »Tannhäuser« in Paris, im Mai 1861, kennen. Niemals habe ich auch nur eine Spur von Gereiztheit gegen die französische Nation an ihm bemerken können. Wohl aber war er unerschöpflich im Erzählen liebenswürdiger und origineller Züge, die ihm am Volke und an Einzelnen in Paris erfreut hatten. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr nach Deutschland hat er die Organisation derselben grossen Oper, in der sein Werk einer Clique von Pferdemenschen zum Opfer fiel, als Muster für die Regeneration des Wiener Hofoperntheaters in einer Schrift empfohlen. Er hatte für die Vorzüge, mit dem die Mängel der französischen Cultur Hand in Hand gehen, ein ebenso offenes Auge wie für die Mängel, welche von den Vorzügen deutschen Wesens und deutscher Art untrennbar sind. Nur war er der Ansicht, dass, statt das eigenartige Können fremder Nationen dilettirend nachzuahmen, der Deutsche den Muth finden solle, in seinem gesammten Culturleben ganz er selbst zu sein. Er hat ihn gefunden, und damit hat er in Frankreich einen Sieg errungen, der, ehrenvoll und beglückend für Sieger und Besiegte, sich neben gewonnenen Schlachten wohl sehen lassen kann.

DAS POLITISCHE WIEN.

Von F. SCHIK (Wien).

Die ungeheuerlichen Vorfälle, die sich in unserem Parlamente abspielten, werden auf lange hinaus den Ausgangspunkt künftiger politischer Veränderungen bilden. Im Momente ist noch keine Möglichkeit vorhanden, auch nur die nächsten Folgen klar auszudenken. Schwerwiegender als die hastigen Beschlüsse der neuen Regierung werden die organischen, aus der Natur der Thatsachen von selbst entstehenden Wirkungen sein.

Die Vorgänge der letzten Woche bilden ein Durcheinander, in welchem eine richtunggebende Linie nicht ersehen werden kann. Vielmehr könnte ein Kindergekritzel auf einem Blatt Papier die gegenwärtige politische Situation versinnbildlichen. Politische Analphabeten haben österreichische Geschichte gemacht.

So planlos war das Vorgehen, dass die Opposition sich jedesmal mit ihrem Widerstande beeilen musste, weil sonst die Regierung sich selbst widerlegte. Schliesslich verstrickten sich die Machthaber so sehr in ihre eigenen Massnahmen, dass sie die Polizei zur Aufrechterhaltung der Unordnung herbeirufen mussten.

Eine einzige Stunde der jüngsten Ereignisse hat die Wiener Bevölkerung heftiger durchgerüttelt, als die Jahre des antisemitischen Einerlei dies zu bewirken im Stande waren. Die schwüle, gedankenlose Gemächlichkeit durchzuckten nun echte Volksblitze.

Grosse Wählermassen hatten seit vielen Jahren ihre guten Kräfte an eine Idee vergeudet, welche die wirkliche Gefahr so lange umnebelte, bis sie schleichend ganz nahe herangerückt war. Nur dadurch, dass eine Minorität der Wachsamen die Sorglosen ins Schlepptau nahm, wurde verhindert, dass die slavisch-reactionäre Strömung Alle miteinander wegschwemmte.

Viel persönlicher Mannesmuth kam hiebei zum Vorschein. Freilich wird sich dieser in der Folge mit modernen geistigen Waffen armiren und die alten Phrasen ins politische Zeughaus schaffen müssen. Physische Leistungen in der Politik sind wohl nur die letzten Nothstandsbehelfe.

Nie so deutlich wie jetzt hat sich gezeigt, dass Wien keines Wieners entrathen kann, dass alles Unvereinbare zwischen den Parteien nur aus persönlichem Getriebe entsteht und dem allgemeinen Interesse zuwiderlaufend ist. Wenn so fundamental verschiedene Parteien doch in der Bedrängniss sich zusammenfinden, dann haben sie die angebliche Berechtigung verwirkt,

sich die Zeit politischer Stille mit Todfeindschaft zu vertreiben. Die Brücken von einer Partei zur anderen dürfen nun nicht wieder abgebrochen werden. Man entrinnt nicht leicht zum zweitenmale einer so iminenten Gefahr.

In dieser Weise wird sich der Rückzug zum Fortschritt zu formiren haben.

Jedenfalls steht so viel fest: Das soeben verschiedene Ministerium Badeni hat Bänkelsängern unerschöpflichen Stoff für ihre Lieder hinterlassen.

NOTIZEN.

BURGTHEATER. »Jugendfreunde«, Lustspiel in vier Aufzügen von Ludwig Fulda.

So erleben wir nun das erfreuliche Schauspiel, dass das Unmoderne, wo immer es sich zeigt, im rapiden, schon von Tag zu Tag merklichen Niedergange erblickt werden kann; dass selbst das stark zusammengeschmolzene Stammpublicum des Herrn Fulda, der Herren Blumenthal und Kadelburg u. s. w. sich nicht mehr ohne eine gewisse Verschämtheit bei deren Stücken amüsirt, während dieser Theil des Publicums vor nicht so langer Zeit sich noch brüstete, »das Lachen nicht verlernt« zu haben. Insbesondere in dieser Saison offenbart sich ein entschiedener kritischer Fortschritt. Hierin sind wir sogar dem Berliner Publicum voraus. Freilich sind unsere Darsteller unfreiwillige Helfershelfer dieser Geschmackswandlung gewesen. Berlin besitzt Schauspieler, die sich jeden Augenblick in Ulkschauspieler verwandeln können, welche sich über die Humorlosigkeit ihrer Rollen lustig machen und damit beim Zuschauer eine freudige Heiterkeit erzeugen, dass man das Veraltete nunmehr hinter sich sieht. Unsere Darsteller haben noch nicht so festen Fuss auf modernem Boden gefasst, dass sie riskiren könnten, über ein noch kaum zurückgelegtes Stadium sich lustig zu machen. Sie sind hiefür noch zu ängstlich, sie haben Furcht, im Rückschritt wieder stecken zu bleiben. Fulda bedarf aber der Schauspieler, die über seinen Figuren stehen. Das moderne Drama hat schon zu tief Wurzeln geschlagen, als dass er noch wagen würde, seine Stücke so zu drapiren. Er hat sich jetzt eine andere Methode zurechtgelegt. Er gibt seinen Producten nun den Anstrich von übertrieben Veraltetem; durch unkünstlerisches Contrastiren sucht er seine Ausgeschriebenheit zu verbergen. In den »Jugendfreunden« handelt es sich um die Besiegung jener vagen, bereits kindisch gewordenen Ehefeindlichkeit, die vom »Joch« nichts wissen will. Diesen naiven Charakter aber hat die Stellung zwischen Mann und Weib längst verloren; ein ganz anderer Humor umspielt heute die geschlechtlichen Beziehungen. Denn mit dem Ernst ändert sich auch dessen Widerspiel. Wie schwach noch dazu das ganz äusserliche Charakterisirungsvermögen Fulda's ist, geht beispielsweise daraus hervor, dass eine so vortreffliche Wiener Dialectkomikerin wie Frau Schratt die grössten Anstrengungen machen musste, um innerhalb der ihr vom Autor gezogenen Rollelinien als Wienerin kenntlich zu bleiben.

F. Schik.

DEUTSCHES VOLKSTHEATER. Die »Bürgermeisterwahl« des Herrn Burckhard ist als Glied einer allgemeinen und nothwendigen Entwicklung bemerkenswerth. Die

alten Firmen, welche den deutschen Theatermärkten ihre Waare so lange prompt und billig geliefert haben, verlieren allmählich ihren Credit; umsonst werden die bewährtesten Spässe hervorgesucht und ganze Jahrgänge der »Fliegenden« geplündert — für die Feinheiten des »Liquidator« oder des »Hans Huckebein« vermag kaum noch der Franz Josefs-Quai das nöthige Verständniss zu entwickeln. Nun reichen sich praktische Theaterkenner und Schriftsteller, die sehen, dass die »Kunst« allein in Wien nicht zur Popularität verhilft, die Hände, um der alten Industrie aufzuhelfen; die Sache bleibt zwar in der Hauptsache beim Alten, wird aber durch actuelle Stoffwahl interessanter und durch Anwendung moderner Technik auch dem besseren Geschmack weniger unerträglich, während ihr noch durch die gangbare Fünfkreuzersatyre ein literarischer Anstrich verliehen werden soll. Ja, diese Satyriker der Bierbank! Nicht einmal Hofräthe sind sicher vor den Pfeilen ihres spatenbräuentstiegenen Hohnes. Trotzdem übrigens Sachverständige behaupten, die Gerichte in Oesterreich seien noch immer besser als die Burckhard'schen Stücke, kann man dem Autor der »Bürgermeisterwahl« eine gewisse Gestaltungskraft nicht absprechen; Figuren wie der Derfler könnten von Anzengruber sein. Schon die Idee, im Hintergrunde der Bühne, auf der alle diese kleinen Leute so sorglos ihren kleinen Gemeinheiten nachgehen, den Schatten des Unbekannten zu zeigen, der Zukunft, die alle diese Ueberreste überwundener Lebensformen verschlingen wird, ist nicht ohne Grösse der Auffassung. Die vielbesprochene Regeneration des deutschen Lustspiels freilich steht mit allen Stücken dieser Art nur in sehr entferntem Zusammenhang; diese müsste uns vom »Leben« doch ein wenig mehr geben als seine äusserste Oberfläche. *f. r.*

Franz Stuck in Wien. Der Kunsthändler H. O. Miethke ist lebhaft bemüht, sich um die moderne Kunst bei uns alle jene Verdienste zu erwerben, zu deren beharrlicher Ausserachtlassung wir uns in Wien einer Künstlergenossenschaft erfreuen. Da die letztere nichts halb zu thun pflegt, bleibt dem ehrlichen Wollen des Herrn Miethke ein bedeutendes Feld offen. So hat er nun Franz Stuck zu sich geladen, der bei den letzten jours de vernissage im Künstlerhause durch seine Abwesenheit zu glänzen pflegte oder doch nur zu einem kurzen »Mussbesuch« erschienen war. In dem grossen Bildersaale der Galerie Miethke sind nun etwa dreissig Unterlassungssünden der Wiener Künstlergenossenschaft zur allgemeinen Beurtheilung ausgestellt. Sie tragen das Signum Franz Stuck und geben ein Bild von der ausserordentlichen Bedeutung dieses Künstlers, dessen Art eine so wundersame Mischung von Antike und Romantik bedeutet, zweier Elemente der Kunstauffassung, die beide in einer Verbindung aufgehend ein neues Fremdes und Eigenartiges geben. Wie zahlreiche Künstler auch ihre Kräfte im Ringen nach der Antike aufrieben, von Carstens zu Genelli und Feuerbach — der modernen Kunst war es dennoch beschieden, sie durch die Gewalt und Freiheit

ihrer Ausdrucksmittel zur Auferstehung, wenn auch in neuer Form, zu bringen. So Klinger, Böcklin und Stuck. Sie gaben ihrer kalten, für unsere Sinne erstorbenen Form die Seele der Romantik, die wieder an dem Mangel des sinnlich-körperlichen Elementes dahingesiecht war. Von Klinger und Böcklin hat Stuck gelernt, aber er zeigt, dass man sich seiner Vorbilder nicht zu schämen braucht, wenn man ihrer ungeachtet ein eigenes Gesicht zu zeigen vermag. Der heidnisch-sinnlichen Naturempfindung Böcklin's paart sich bei Stuck ein satanisch-faunisches Element, das ihm eine starke eigene Note gibt. Ein wunderbarer Zeichner von tiefstem Naturstudium, ist er als Colorist ebenso zu Rembrandt und Rubens in die Schule gegangen wie zu den Evangelisten der neuen Farbengebung. Gleich Böcklin hob auch er die Antike über die kühle ästhetische Schönheit zur freieren germanisch-sinnlichen Wärme des Ausdrucks empor. Aber die Art, wie sie sich seiner Künstlerseele losringt, trägt seinen Stempel. So blicken seine Gestalten gleichsam mit seinem Auge, diesem dunklen, bohrenden Auge mit seinem halb mystisch, halb dämonisch bestrickenden Zauber. Auch seine Porträts verleugnen denselben nicht. Er ist ein Symbolist des Sinnlichen, und in mehr unheimlicher als heiterer Schönheit leuchten seine nackten Frauenleiber — wie die Gestalt der »Eva« in ihren fleischlich-satten Formen im »Verlorenen Paradies« — aus seinen dunklen Farbenorgien hervor.

Und welche Bewegung geht durch die jauchzend anstürmende Gruppe im »Bacchantenzug«. Das ist mehr als Leben! Es ist ein übersinnlicher Sinnenzauber, eine Orgiastik von wunderbarer Kraftfülle. Dieser Stärke des Ausdruckes gegenüber gleichen die schwachen Nachahmungsversuche einiger junger »Stuck«-Bewunderer athletischen Schauübungen mit — hohlen Gewichten und Hanteln. Stuck ist unzweifelhaft ein Künstler von grossem Können und bedeutender Ursprünglichkeit, und wir müssen dem liebenswürdigen Hausherrn danken, in dessen Salon wir die Freude hatten, ihn anzutreffen. Dem gegenüber muthen die Bilder bei den Jahresausstellungen im Künstlerhause an, wie das Publicum bei gewissen Wohlthätigkeitsakademien im Musikvereinssaal. Unter beiden findet man stets die gleichen, guten, alten, aber uninteressanten Stammgäste, die immer dabei sein müssen und meist die besten Plätze occupiren.

Paul Wilhelm.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

15. DECEMBER 1897.

VISION.

Dramatische Phantasie von KAZIMIR TETMAJER.

Deutsch von LEONHARD BRIXEN.

(Eine Meeresbucht im Westen. Traurig hinwelkende, herbstliche Vegetation. Kahle, schroffe Felsen und eine öde Sandbank, auf die man Fischerboote ans Land gebracht hat. Graues, nebliges Wetter, der Tag geht zur Neige. Einige Möven kreisen über dem Wasser. Andreas, ein siebzehnjähriger Fischerknabe, liegt mit geschlossenen Augen auf dem Rücken im Sande. Maria und der Priester sitzen in der Nähe auf einer moosbewachsenen Felsbank. Maria ist einfach und dunkel gekleidet, nur eine breite weisse Halskrause fällt bis auf die Schultern nieder. Brünett, tiefblaue Augen, ein längliches, mattbleiches Antlitz mit kirschrothen Lippen. Der Priester ist alt, weisse Haare.)

Der Priester. Ich wollte, dein Bruder Gerhard wäre zurück. So lange hab' ich ihn nicht gesehen.

Maria. Weisst du, Onkel, länger als zwei Wochen ist es her, seit die letzten Fischerboote heimkehrten. Mich quält die Angst, ihm könnte ein Unglück widerfahren sein. Eis und Kälte sind jäh hereingebrochen, so berichteten die Heimgekehrten.

Der Priester. Wie sonderbar mir zu Muthe ist. Weile ich doch erst einige Stunden unter euch. So viele Jahre war ich fern, habe in einer so fremden Welt gelebt, und doch ist es mir, als hätte ich dieses Land nie verlassen, als wäre Alles, was hinter mir liegt, ein Traum.

Maria. Jetzt aber bleibst du bei uns, Oheim, nicht wahr?

Der Priester. Ja, mein Kind. Ich bin zu alt, um weiterhin noch den Missionsdienst zu versehen. Die Reihe ist an den Jüngeren. Ich bleibe hier und will hier begraben werden, wo alle meine Vorfahren ruhen.

Maria. Mit Ausnahme derer, die das Meer verschlungen.

Der Priester. Ja, mit Ausnahme derer, die auf dem Meeresgrunde ruhen. Gott schenke ihnen die ewige Ruh'. — Also fünf Jahre sind es her, seit euere Mutter gestorben ist?

Maria. Ja, Oheim, und sieben Jahre seit dem Tode des Vaters.

Der Priester. Ihr armen Waisen! Doch jetzt kein Jammer mehr. Geschehenes kann man nicht ungeschehen machen. Jetzt wird es uns wieder wohl werden, wenn Gerhard nur erst zurück ist. Ich werde versuchen, ihn zu bestimmen, dass er den schrecklichen Beruf eines Walfischjägers aufgibt. Wozu beständig sein Leben der Gefahr aussetzen, wenn man sich doch auch anders durchbringen kann? Wohl habe ich es selbst unter den Wilden von Afrika gethan, aber das geschah in heiliger Mission, zur Erlösung ihrer Seelen. Aber hier! Kann Gerhard sich nicht mit Anderem beschäftigen? Sieh' dir doch unsere Linden- und Ahornbäume an. In ihrer Schlichtheit ziehe ich sie hundertmal den Palmen Afrikas vor. Gleich werde ich mir ein kleines Gärtchen anlegen und werde Artischocken pflanzen. Dazu wird sich ja wohl in unserem Obstgarten ein Plätzchen finden lassen. Im Garten meiner Eltern, euerer Grosseltern, war immer ein vortrefflicher Apfelbaum. Ja, ja, Gerhard muss heiraten, du, Maria, musst auch einen braven Mann bekommen...

Andreas (jäh auffahrend). Oh! oh!

Maria (indem sie sich erhebt). Was gibt's? Was ist dir?

Der Priester. Warum schreist du? Was ist dir, Andreas?

Andreas. Dort ... auf dem Meere ... das Schiff...

Der Priester. Ein Schiff? Wo? Und wenn es auch da wäre, was weiter? Zeig' doch, wo. Vielleicht kehrt Gerhard zurück? Warum bist du so erschrocken? Hast du geträumt? Wo? So zeig' doch! Am Ende ist es Gerhard. Ich sehe nichts.

Maria. Vielleicht sind es die Heimkehrenden. Wo hast du das Schiff gesehen? In welcher Richtung?

Andreas. Jetzt sehe ich gar nichts, aber eben erst sah ich es dort im Süden. Wie sonderbar, wo ist es hin...

Der Priester. Wie sollte es denn verschwunden sein, wenn du es eben erst gesehen hast?

Maria. So weit das Auge reicht, ist auf dem Meere nichts zu erblicken.

Der Priester. Weshalb bist du so erschrocken? Warum bist du aufgesprungen und hast aufgeschrien, als hättest du ein Gespenst erblickt?

Andreas. Ach Oheim, ich kann mich noch nicht fassen. Ich weiss es nicht, war es ein Traum oder eine Vision. Mir scheint, als hätte ich nicht geschlafen.

Maria. Deine Augen waren geschlossen.

Andreas. Ja, und doch ist mir, als hätte ich nicht geschlafen. Ich dachte an Gerhard, an Sylvester dort hinter dem Walde, an den alten Hieronymus, an die beiden Ruba und an Alle, die mit unserem Bruder auf den Walfischfang hinaus sind. Es ist möglich, dass ich

eingeschlummert bin, ich weiss es nicht, aber wie sollte ich, wenn ich das Meer vollkommen klar vor mir liegen sah wie eben jetzt und plötzlich auf dem Ocean, dort — vom Süden her — ein Schiff erblickte, ganz eis- und schneebedeckt. Das Verdeck, Maste, Raaen und Segel, Alles in Schnee und Eis gehüllt von erschreckender Weisse.

Der Priester. Und darum bist du so erschrocken, so entsetzt aufgefahren?

Maria. Wie du bleich geworden bist! Du bist es noch!

Andreas. Weil ich gesehen habe, was ich nicht zu fassen vermag. Um das Schiff herum war das Meer eine einzige grosse einförmige Eiswüste. Weitab erst begann das offene Wasser, das hier zum Meerbusen herfloss, wie wir es sehen. Plötzlich verliessen zwei Männer das Schiff und richteten ihre Schritte über Eis und Schnee dem Meerbusen zu. Ich sah zu ihnen hin, wie sie immer grösser und grösser wurden, aber ich konnte nicht erkennen, wer sie waren. Da — als sie an den Rand der Eisfläche gelangt waren und das Wasser anfing, zögerte der Eine, als fürchte er weiter zu schreiten, während der Andere auf dem Wasser hinschritt, als wäre es festes Land. Da fasste mich ein jäher Schreck, ich fuhr auf, denn in diesem Augenblick hatte ich sie erkannt: der übers Wasser schritt, war Gerhard, der am Rande des Eises Stehengebliebene war... (er sieht mit unsicherem Blick nach Maria hin und fügt leiser hinzu): Carl . . .

(Schweigen.)

Der Priester. Du hast geträumt, aber welch ein sonderbarer Traum . . .

Andreas. So muss es wohl gewesen sein, Oheim, aber noch nie habe ich im Traume etwas so deutlich gesehen. In dem Augenblick, wo ich aufsprang, sah ich trotz der Entfernung die Gesichter von Gerhard und Carl so deutlich, wie ich die euren sehe. Sie waren todtenbleich . . .

Maria. Welch sonderbarer Traum . . . Onkel Anselm, wenn es nun kein Traum wäre?

Der Priester. Was kann es denn sonst sein?

Maria. Das weiss ich nicht, das weiss ich nicht, aber ich fürchte mich! Ich zittere noch mehr um sie als bisher. Ich will nicht denken. Bei uns am Meeresstrande geschehen oft ganz sonderbare Dinge. Fast nie verunglückt einer der Unseren in der Ferne, ohne es vorher anzukündigen. Du bist lange von hier fortgewesen, Oheim. Du hast es vergessen. Und doch musst du dich daran erinnern, dass, als unser Grossvater während einer stürmischen Nacht mit seiner Barke an einem Felsen zerschellte und unterging, die Grossmutter plötzlich durchs Fenster zwei vorgestreckte Hände mit gespreizten Fingern erblickte, wie die eines Ertrinkenden, der mit den Wellen ringt. Meine selige Mutter hat es mir so manchesmal erzählt.

Andreas. Ja, und bevor Jacob Cormon auf offener See unterging, da hörte seine Mutter in drei aufeinanderfolgenden Nächten seine Stimme wie tief unter der Erde ächzen und stöhnen. Sie hat gleich eine heilige Seelenmesse für ihn lesen lassen, denn sie wusste, dass er nie mehr heimkehren würde. Er ist auch nie zurückgekommen, und bis auf den heutigen Tag weiss Niemand, was mit ihm geschah, obgleich es drei Jahre her ist. Ich bin damals noch in die Schule gegangen.

Der Priester (beunruhigt). Es ist wahr, als Missionär bin ich ja meiner Heimat so viele, viele Jahre fern geblieben. Also ihr glaubt, dass es von schlechter Vorbedeutung ist? . . . Aber nein, nein, Unsinn, nur abergläubische Menschen denken sich Gott weiss was. Maria, wie alt warst du, als ich das Land verliess, wie alt bist du?

Maria. Zwanzig Jahre, Oheim.

Der Priester. So warst du damals ein Jahr alt, denn neunzehn Jahre ist es her. Gerhard war fünf Jahre alt. Ich habe das Kind so lieb gehabt, es war so hübsch, so zuthunlich, das Ebenbild unserer Mutter. Andreas ist während meiner Abwesenheit zur Welt gekommen. Ein strammer Bursch, trotzdem er an Hallucinationen leidet. Er erinnert etwas an den Vater. Wie kommt es mir jetzt so lang vor, seitdem ich zuletzt hier gewesen. Da war ich freilich nicht so alt wie jetzt. Ich hatte noch kein einziges graues Haar. Als ich mich nach Afrika einschiffte, war ich zweiundvierzig Jahre alt. Wer ist denn der Carl, von dem ihr eben gesprochen habt?

Andreas. Ein Freund unseres Gerhard, der Sohn des alten Lorenz von oberhalb des Felsens.

Der Priester. Der Sohn des alten Lorenz? Ja, ja, ich erinnere mich. Der hatte eine Schramme im Gesicht, sie stammte von einem englischen Säbel. Lebt er noch? Er muss ja sehr alt sein? Er war bedeutend älter als ich.

Andreas. Vor sieben Jahren ist er gestorben.

Maria. Ob Gerhard wohl heimkehrt? Ueber zwei Wochen schon warten wir vergebens. Und die Erscheinung, sie bedeutet nichts Gutes... nichts Gutes . . . (Sie bedeckt ihr Antlitz.)

Der Priester. Gräme dich nicht, mein Kind, es kann sich noch Alles zum Guten wenden. Morgen werde ich für die glückliche Heimkehr Gerhards eine Messe lesen.

Maria (leise). Und für Carl auch, Oheim...

Der Priester. Ja, für Alle, die noch draussen auf dem Meere sind, soll eine Messe gelesen werden, insbesondere für Gerhard...

Maria (ebenso). Und für Carl auch, lieber Oheim, ich bitte . . .

Der Priester. Gut. War er vielleicht dein Verlobter? Ich weiss ja noch gar nicht, was bei euch vorgeht, ihr müsst mir erst Alles erzählen.

(Schweigen.)

Andreas. Der Wind geht stark.

Der Priester. Es wird kühl, lasst uns ins Haus gehen.

Maria. O nein, nein, bleiben wir hier am Meeresstrande und lasst uns warten.

Der Priester. Wir können ja im Hause ebenso gut warten wie hier.

Maria. Das wohl, aber hier sind wir ihnen näher. (Ein fremder Schiffer mit einem Pack am Rücken tritt auf.)

Fremder. Guten Abend!

Der Priester. Seid gegrüsst. Woher des Weges?

Der Fremde. Von fern her, ich gehe in die Heimat.

Der Priester. Ich sehe an Euerem Anzug, dass Ihr ein Schiffer seid, ein Walfischjäger.

Der Fremde. Ja, mein Vater. Ich komme vom Norden her, vom Walfischfang.

Maria. Vom Norden her? Seid Ihr nicht einem Schiff begegnet?

Der Fremde. Welches soll es gewesen sein?

Maria. Das »Kreuz des Südens«, es war auf dem Walfischfang. Seid Ihr ihm nicht begegnet?

Der Fremde. Ich weiss es nicht, leicht möglich. Zahlreich sind die Schiffe, die dort auf offener See kreuzen. Alle sind heimgekehrt, vorzeitig kamen furchtbare Stürme und Fröste.

Maria (fieberhaft). Aber eines nicht. Ihr habt es gesehen? Nicht wahr?

Der Fremde (erstaunt). Woher wisst Ihr, Jungfrau, dass ich es gesehen? Ja, ein Schiff blieb zurück. Wir sahen es von fern, im Eise festgefroren. Ihm kann nicht mehr geholfen werden bis zum nächsten Jahre. Inzwischen wird das Eis es zerdrücken und zermalmen. Es ist das erste nicht . . . Wir selbst schwebten in grosser Gefahr . . .

Maria (mit schmerzlichem Flüstern). Es war das »Kreuz des Südens«.

Der Fremde. Ich habe einen weiten Weg bis nach Hause, ich muss fort. Gott behüte euch. (Er entfernt sich grüssend.)

Der Priester. Gott behüte Euch.

Maria. Oheim, lieber Oheim, es war das »Kreuz des Südens«, das Schiff unseres Gerhard.

Der Priester. Das kann Niemand wissen, mein Kind. Wessen das Schiff auch gewesen sein mag, man muss für die Seelen der armen Verunglückten beten. Ob es das Schiff deines Bruders war, das kann Niemand wissen. Der Fremde wusste ja nicht, was es für ein Schiff gewesen ist. Ich bin überzeugt, Gerhard kehrt zurück. Der Sturm hat sie vielleicht etwas vom Lande fortgetrieben.

Maria. Ach, Onkel Anselm, sie kehren nicht mehr wieder, weder Gerhard, noch mein armer Carl . . . (Zu Andreas.) Du hast also gesehen, wie er am Rande des Eises stehen blieb, als fürchte er, über das Wasser dem Meerbusen zuzuschreiten?

Andreas. Carl? Ja, so hat es mir geschienen.

Maria. Onkel Anselm, vergeben die Sterbenden?

Der Priester. Zumeist, selbst das schwerste Unrecht. Aber warum fragst du danach?

Maria. Weil ich mich an Carl schwer versündigt habe, sehr schwer. (Flüsternd.) Er hat mich geliebt, Onkeln Anselm . . .

Der Priester. So . . . Und er war dein Verlobter?

Maria. Ja.

(Schweigen.)

Der Priester. Also, was ist geschehen? Willst du, dass Andreas uns verlässt?

Maria. Er weiss Alles. Wir verlobten uns, und ich habe ihm ewige Treue geschworen. Dann ging er auf den Walfischfang — das war voriges Jahr. Er und Gerhard . . . In der Zwischenzeit (sie bedeckt ihr Antlitz).

Der Priester (sanft). Sprich frei heraus, mein Kind, Alles, wenn es dich erleichtern kann. Wie in der heiligen Beichte.

Maria. Es war Wahnwitz, Raserei! Ich habe Carl geliebt, wie ich ihn jetzt liebe, ob er lebt oder todt ist! Ich habe ihn geliebt und doch . . . Ich habe ihm Treue geschworen und . . . Die Hölle hat mich bethört. Der Andere wusste, dass ich ihn nicht liebe, dass ich ihn nie geliebt habe, dass ich wie bewusstlos war, dass ich ihn hasse; dann ging er zur Kriegsmarine eines fremden Landes . . . Was aus ihm geworden ist, ich weiss es nicht . . . (Nach kurzem Schweigen.) Dann . . . Gerhard und Carl kehrten zurück . . . Ich habe Carl Alles gestanden . . .

Der Priester. Armes Kind . . .

Maria. Wenn er mich erschlagen hätte! Aber er sprach kein Wort, erbleichte wie der Tod und bohrte den Blick in den Erdboden. Was dachte er? Ich konnte es nicht errathen, auch weiss ich nicht, wie lange wir einander so regungslos gegenüberstanden, ob Minuten, Stunden oder Ewigkeiten darüber hinweggingen. Er sprach kein Wort und entfernte sich. Als Gerhard Abends heimkehrte, da hatte ich die Gewissheit, dass er Alles wusste. Er war todttraurig und wich meinen Blicken aus, aber er fragte nach nichts, und kein Wort des Vorwurfes kam über seine Lippen. Das war gewiss Carls Werk. Am nächsten Morgen war Carl verschwunden, und viele Monate lang hörte man nichts von ihm. Wo er gewesen? Ich weiss es nicht. Ich fürchte dem Gedanken Raum zu geben, dass er fortging, um sich zu rächen. Während jener Zeit sprach Gerhard wenig mit mir und immer über gleichgiltige Dinge. Er war immer sehr niedergedrückt, und ich glaubte

den Verstand verlieren zu müssen. Als die Zeit der neuerlichen Expedition herankam, rüstete sich Gerhard dafür wie gewöhnlich. Am Morgen, an dem das Schiff in See stechen sollte, erschien plötzlich Carl in unserem Hause. Seine ersten Worte waren: »Die Zeit ist gekommen, Bruder, lass uns hinaus.« Sie wechselten einen Blick, Gerhard erblasste, doch er schwieg. Dann wendete sich Carl an mich: »Ich sehe, dass du mich nie geliebt hast, Maria.« Damit verschwand er. Das waren seine einzigen und seine letzten Worte an mich. Ich wollte etwas sagen, der Boden wankte unter meinen Füssen, mir wurde dunkel vor den Augen, ich brach ohnmächtig zusammen. Als ich das Bewusstsein wieder erlangte, da war Carl schon weit fort. Mein Kopf ruhte auf Gerhards Knien. Mein armer Bruder, er hat mich sehr geliebt. Er hob mich zu sich empor, drückte seine Lippen auf meine Stirn und flüsterte: »Meine geliebte, meine arme Maria . . .« Er brachte nichts weiter hervor, die Stimme versagte ihm, und zwei heisse Thränen fielen aus seinen Augen auf mein Antlitz nieder. (Sie unterbricht sich und weint heftig.)

Der Priester. Armes Kind . . .

Maria. Dann schob er mich von sich und ging hinaus. Das Boot, mit dem sie ans Schiff heranrudern sollten, war bereit. Ich hatte wie gewöhnlich Alles selbst vorbereitet. Von der Thüre aus lächelte er noch traurig, warf mir eine Kusshand zu und sagte: »Leb' wohl!« Kraftlos sank ich auf die Bank nieder. Als ich mich aufraffte und zum Hause hinausstürzte, da fuhren sie Beide schon im Boote dahin. Gerhard schwenkte noch einmal seine Mütze. Carl sass am Steuer, das Haupt auf die Brust gesenkt, und sah ins Wasser. So entschwanden sie . . .

Der Priester. Wenn sie, was Gott verhüten möge, verunglückt sind, dann lass uns für ihre armen Seelen beten. (Er murmelt halblaut vor sich hin, und Andreas spricht ihm die Worte nach.) Herr, schenke ihnen die ewige Ruhe, und das ewige Licht möge ihnen leuchten in Ewigkeit, Amen! (Schweigen. Es wird dunkler.)

Andreas. Wolken bedecken den Himmel, der Wind erhebt sich

Maria. Und denken zu müssen, dass sie dort auf dem Eise des Oceans todt liegen. Sie konnten nicht überwinden... ich weiss es... sie haben Gott um den Tod gebeten. Mit dem Bewusstsein meiner Schande und mit dem Schmerz im eigenen Herzen konnten sie nicht leben. Sie haben mich so geliebt... Gerhart hat mir verziehen, als habe er gefühlt, dass er es nie mehr würde thun können, wenn er es nicht in jener Stunde thäte... Aber Carl, Carl... Oheim, wenn er dahingegangen ist mit dem Dorn im Herzen, dann wird er kommen, sich an mir zu rächen. Ich habe ihm ja Treue geschworen! Ich habe geschworen bei den Gebeinen unserer Eltern, beim Blute des Heilands, bei meinem ewigen Seelenheil...

Der Priester. Welch schrecklicher Schwur.

Maria. Er hat ihn nicht gefordert, ich habe ihn aus freiem Willen geleistet. Jetzt hat die Hölle ein Recht auf mich... und er... Oheim, ich fürchte mich...

Der Priester. Aber so beruhige dich doch, Kind...

Maria (immer fieberhafter). Warum ist Gerhards Seele auf uns zugegangen, und Carl blieb dort zurück am Rande des Eises? Weil Gerhard mir verziehen hat und Carl nicht! Gerhard kam, um uns noch einmal zu sehen, um Abschied zu nehmen dort, vom Meere her. Aber Carl... Oheim, Oheim, ich fürchte mich.

Der Priester. Aber Kind... Dein Bruder und Carl können ja noch am Leben sein, ja, sie sind's aller Wahrscheinlichkeit nach. Sie werden heimkehren, Carl wird dir verzeihen, und Alles wird gut werden. Ich werde ihn dazu bestimmen, du wirst sehen, er wird dir verzeihen... So fürchte dich doch nicht!...

Maria. Ah!

Der Priester. Was gibt's? Was ist geschehen?

Maria (fast bewusstlos, streckt die Hand nach der See aus). Dort, seht ihr? (In der Ferne die Vision eines Schiffes, dessen Masten und Segel ganz mit Eis und Schnee bedeckt sind, die aber weder der Priester noch Andreas wahrnehmen.) Das Schiff! Das Schiff! Das »Kreuz des Südens«!

Andreas (entsetzt). Maria!

Der Priester. Wo? Was? Was sagst du? Aber Maria, so komm' doch zu dir.

Maria. Oh, mein Heiland! Sie haben mich so geliebt. Warum willst du mir nicht verzeihen, wie mein Bruder mir verziehen hat, warum willst du nicht zu uns kommen wie er? Carl! Carl! Ich bin dein! Oh! (Sie bricht bewusstlos zusammen.)

Andreas (neben ihr auf die Knie fallend). Maria!

Der Priester. Komm', tragen wir sie in's Haus!

(Die Vision des Schiffes verschwindet.)

GEWITTER.

Von ELSA KOTANYI (Wien).

In dem kleinen Redactionszimmer ist es fahl und still. Draussen bereitet sich ein Gewitter vor; noch zuckt kein Blitz, nur Wolken ballen sich dunkel und klumpig, die Luft ist schwefelgelb, nächtlich kühl.

Die Luft zieht in Stössen durch das angelehnte Fenster, wirbelt vom Schreibtisch Blätter in die Mitte des Zimmers, er wendet den Blick von ihrem blassen, zu strengen Gesichte, sagt spöttisch: »Der meint es besser mit mir, gnädigstes Fräulein.«

Sie springt auf, wirft ihm ein hastiges, kleines Wort hin, geht zum Fenster, spricht etwas hinaus, was vor seinen Ohren erstirbt und geht dann langsam, müde, erschöpft zu ihrem Sessel zurück. Ein feindseliger Blick aus halbgeschlossenen Augen, dann kreuzt sie die Füsse, schlingt sich drei-, viermal die weisse Federboa um den Hals, sagt: »Weiter!«

Er sitzt da, den Kopf halb geneigt, mit einem streng forcirten, ironischen Lächeln, das die Oberlippe hebt und die gesunden, blanken Zähne weist. Das gibt dem feinen, geistreichen Gesichte einen barbarischen, grausamen Ausdruck. »Fräulein,« sagt er gemüthlich, »g'hört das dazu, das Schupfen, das Hin und Her?«

»Pfui!« sagt sie langsam und verächtlich und sieht ihm steif ins Gesicht. »Glauben Sie, ich spiele Ihnen Scenen vor? Sie, was sind Sie mir? Wenn ich zur Thüre hinausgeh', sind Sie vergessen!«

»O!« Misst sie ernst und kalt, will etwas hervorstossen, dann verbeugt er sich und zieht an dem spitzen, röthlichen Bart. »Grazie!« sagt er schneidend.

Da zuckt ein Blitz — er schliesst die Augen, taumelt, sie sieht jäh in den offenen Himmel. Athmet erlöst. »Ich möchte Sie kennen lernen,« sagt er plötzlich leise und als läge tiefe Sehnsucht nach einer fremden, ungeahnten, ewig fremden Welt in seinen Worten.

Seine zuckenden, grauen, unstäten Augen heben sich vom öden Tasten und werden ängstlich gross und herrisch. Das Beste was in ihnen liegt, ist entblösst.

»Ah, das war gar kein Gewitter,« sagt sie hellauflachend, »das war nur so eine Comödie.«

Fast schleichend fasst er ihre Hand.

»Wozu — lassen Sie mich!« Sie packt den Kragen, wirft ihn um.

»Was wollen Sie von mir? Bleiben Sie mir lieber Geheimniss, werther Herr! — Wenn ich Sie ausgelesen habe — werf' ich Sie weg!«

Vor einem kleinen, reizenden Krystallspiegel bindet sie den Schleier und zerstört die feinen, goldbraunen Löckchen, die sich im Nacken kräuseln. Da spricht sie zurück, stockend, hastig, ein wenig hochmüthig: »Vergessen Sie diese ganze Comödie, ich habe kommen müssen, jetzt muss ich gehen. Jetzt scheint schon die Sonne, Herr Redacteur.« Sie macht ihm einen kleinen Schulmädelknicks. Jetzt wird er ganz Geschäftsmann, blättert in dem Manuscripte. »Also die ersten Zeilen darf ich streichen? Gut. Und in der nächsten Nummer bringe ich die Arbeit.«

Sie macht furchtsame Augen, legt ihre Hand auf die Blätter. »Nein, bitte nein, thun Sie das nicht, jetzt will ich nicht, jetzt kann ich nicht. Nie soll das gedruckt werden. Zimmerluft hängt daran, bloss dummes Wissenwollen.« Ganz leise: »Wenn ich es auch früher wollte, bitte nein.»

Er zuckt die Achseln, rollt die Blätter zusammen, reicht sie hin, sagt frostig: »Nach Ihrem Belieben, gnädigstes Fräulein.«

Ihre Hand liegt in der seinen, seine kräftigen, warmen Finger eng um ihre flatternde Hand. »Leben sollt' ich, leben dürfen — dann ja — Freiheit und Leben — wie herrlich. —« Und ihre Sehnsuchtsaugen in den seinen — ein Zittern fliegt durch seine Arme.

Bleib' da! möcht' er schreien, laut, laut, dass es die Thore ihrer Seele zersprengt.

Er antwortet fein und höflich: »Auf Wiedersehen, gnädigstes Fräulein, kommen Sie bald, bald wieder.« Begleitet sie bis zur Thüre, bleibt stehen, bis ihr Kleid im Stiegengang verschwindet, und auch dann noch starrt er unbeweglich minutenlang in die graue Mauer.

* * *

Doch in den tiefsten Tiefen ihrer Seele, da, wo sie sich selbst nicht kennen, suchen sie sich, haschen sie sich, wollen sich ertrotzen, erzwingen — er sie — in seiner klanggleichen Halbweltweise — sie ihn — mit tiefem, blutigem Drängen — beide mit ungestümem Muss.

Quälen sich — verzweifeln.

Er küsst eine Dirne — sie wird Braut. Auf der Strasse aneinander vorbei, sie lächelt madonnenhaft, er grüsst höflich, nebenbei.

MONTMARTRE.

Von STEFAN GROSSMANN (Paris).

I.

Ach, es ist kein Vergnügen mehr, von Paris zu berichten. In allen Winkeln von Paris kriechen deutsche Literaten herum, auf den Boulevards, im quartier latin, in Montparnasse, überall taucht plötzlich unvermuthet irgend ein Wiener, Berliner oder Münchener Literat auf, und jeder von ihnen wird sicher ein besserer Berichterstatter, ein Maler mit leuchtenderen Farben sein als der Schreiber dieses. Man darf auch nicht vergessen, dass wir jungen Scribenten an der Literatur hängen wie eine brünstige Frau an ihrem armen Erwählten. In keiner Situation, auch nicht in der nacktesten, vergisst ein literarischer Jüngling seinen Bleistift. Er stürzt sich in den Strom des Lebens, vielleicht ohne Schwimmgürtel, aber niemals ohne Notizbuch. Er meint, was ein kleiner, »greller Napoleon« der Literatur — um dieses unvergängliche Wort eines Wiener Waarenlieferanten zu gebrauchen — werden soll, dürfe sein Schwert niemals aus den Händen lassen! So kommt es, dass die Deutschen jedes Jahr einen oder zwei »Romane aus dem quartier latin« erhalten, dass sie über alle Literatur- und Theaterereignisse aus Paris viel besser unterrichtet sind, als es bei der beginnenden Monotonie des französischen Salonstückes nothwendig wäre! Und wie ähnlich sehen sich alle diese Berichte aus Paris, wie billig wird diese Eleganz des espritvollen Berichterstatters, wie gleichartig sind alle diese Romane aus dem quartier latin!

Einer von den heitersten Parisern, Courteline oder Bill Sharp, sollte sich einmal den Spass machen und ganz genau die Route aufnotiren, welche alle sensationssuchenden Literaten, Einer wie der Andere, gleichmässig durchmarschiren. Sie haben sich gewöhnlich kaum noch die Hände gewaschen und eilen schon Abends ins Moulin rouge. Morgen geht man zu bullier auf den Studentenball, übermorgen sieht man Yvette Guilbert in der Scala u. s. w. . . . Ach gewiss, das Alles sind sehr sehenswürdige Dinge, aber weshalb kommt keiner auf den Einfall, sich die nichtsehenswürdigen Dinge anzusehen? Gewiss, tausende Pariser drängen in die Scala und wollen Yvette Guilbert hören, aber daneben gibt es in Paris hundert oder zweihundert kleine, versteckte Bühnen, Café-concerts, Cabarets . . .

Das ist das Erheiternde, wenn man oben auf dem Berge von Montmartre wohnt: Diese vielen hereinströmenden Fremden zu beob-

achten, wie Einer nach dem Andern Tag für Tag den gleichen Weg durch diese internationalen Celebritäten von Paris geht, wie sie sich von Stunde zu Stunde stärker aufblähen als Kenner der grossen Stadt und im Grunde doch stets nur den Schicksalsweg des Pariser Fremden gegangen sind und von dem grossen Organismus Paris gar keine Ahnung haben.

Es gibt keine unglücklichere Vorbedingung zum Besuche von Paris als eine gefüllte Brieftasche. Das bedeutet: Fremdenhôtel, Fremdenführer, Baedeker, kurz: den Schicksalsweg des Pariser Fremden. Komm als armer Teufel nach Paris! Wohne nicht in den grossen Hôtels des Boulevards! Suche dir selbst deine Wohnung, wandere durch dieses alte, ehrwürdige Paris der Faubourgs, nicht durch die lackirte Eleganz der City! Geh nach Belleville! Schaudre über diesen entsetzlichen, alten, morschen Baracken, in denen der grösste Theil des Pariser Volkes lebt, diese grässlichen, finsteren, säuerlich riechenden Häuser mit engen Holzwendeltreppen! Bewundere nicht Fräulein Fougère oder Réjane, welche du morgen oder übermorgen auch in Wien und Berlin wirst sehen können. Geh lieber in irgend ein verstecktes Theater von Batignolles, wo irgend eine chauvinistische Declamationskomödie von Deroulède beklatscht wird. Und wie beklatscht wird! Und von wem beklatscht wird? Von einem Publicum, das noch in Werkstättenkleidung steckt, aber es sich nicht nehmen liess, rasch nach dem Diner, mit der geliebten Ergänzung am Arm, ins Theater zu rennen.

Geh, um Gotteswillen, in kein Restaurant am grossen Boulevard, wo du Münchener Bier und Wiener Schnitzel bekommen könntest! Komm in irgend ein »Bouillon«, lass dir die Karte geben und wähle die Speise, auch wenn du nicht ahnst, was du dir erwählst! Mach' dich nicht lächerlich, indem du — ich habe solche Scenen selbst gesehen — den Dictionnaire aus der Tasche ziehst und suchst.

Freilich, wenn Einer Paris gründlich kennen will, so ist wenig Geld oft schon zu viel. Wie unvergesslich wird mir eine Nacht sein, die ich voriges Jahr am Boulevard de la Villette zugebracht habe. Es war eine der kältesten Nächte, die ich jemals in Paris erlebte. Nach zwei Uhr Nachts wurde es sehr stille auf dem Boulevard de la Villette. Wie ich so durch die kalte Nacht daherging, habe ich mich gefragt, wo denn die vielen armseligen Kerle heute Nacht sein mögen, welche sonst, in wärmeren Nächten, auf den Bänken des Boulevards zu übernachten pflegen? Mit einemmale stand ich vor der Antwort: Ein weites Zelt von vielleicht 200 Meter war mitten auf der Strasse errichtet. Zwei spärliche Lampen brannten drin, und auf kalten Pritschen lagen die ärmsten Leute von Paris. Ein Ofen sollte es den Schlafenden etwas wärmer machen, aber nur die Glücklichen, welche neben dem Ofen lagen, spürten etwas von seiner Existenz. Uebrigens, kann man von Schlafenden reden? Von Viertelstunde zu Viertelstunde kamen zwei Polizisten, Sergeants de la paix, zur Visite. War Einer der Liegenden glücklich eingeschlafen, so packte ihn plötzlich ein Sergeant am Kragen: »He, Ihre Papiere?« Hier holt sich die Polizei allnächtlich

ihre Beute. Deshalb sind diese Zelte auch nur in sehr kalten Nächten gut besucht. Die Pariser Polizei ist ziemlich derb. Die Polizisten heissen zwar Sergeants de la paix, aber man weicht diesen Friedensfreunden lieber aus...

II.

Damit bin ich nun mit einemmale auf die eigentlichen Stoffe der Pariser Kunst von heute gekommen. Natürlich, in der Comédie française oder im Vaudeville hört man von diesen Dingen sehr wenig. Da werden die alten juridisch-ethischen Spitzfindigkeiten in immer neuen Discussionsdramen erläutert. Darf der Mann seiner treulosen Gattin verzeihen? Gibt es ein loi de l'homme? Soll die Frau Gleiches mit Gleichem vergelten? Vermuthlich wird man noch in zwanzig Jahren über diese Probleme, welche Jeder nur aus seinen Instincten beantworten kann, mehr oder minder geistreiche Dramen schreiben. Nur ist es schon heute eine Thatsache, dass die Leute alle Freude am Theater verlieren. Indess wird da droben, auf Montmartre, jeden Abend ein neues Cabaret geöffnet. Und was geschieht drin? Beinahe nichts. Ein Herr sitzt am Clavier und ein anderer singt dazu, oder es ist gar kein Clavier und gar kein Podium vorhanden, ein Mann steht mit gespreizten Beinen auf zwei Sesseln und singt. Da sitzen in einem kleinen Zimmer hundert Leute, jeder trinkt sein »Bock« und horcht auf. Morgen wird das Lied auf der Strasse gesungen, und übermorgen singen es die Kinder.

Ganz unbeachtet ist da etwas entstanden, was die Literaten in ihrer geschraubten Unnatürlichkeit bisher nur als komischen Homunculus erschaffen konnten: das neue Volkslied. Was Aristide Bruant, Xanrof Jehan Rictus und mancher Andere in diesen rauchigen Cabarets vor einer Menge sehr uneleganter Leute singen, das ist gewiss nicht im akademischen Sinne: das Volkslied. Es gibt in Frankreich so gut wie in Deutschland vermoderte Bonzen, welche meinen, nur das »Ich ging im Wald so für mich hin« und überhaupt die banale Harmlosigkeit mache das Volkslied aus. Was liegt daran? Die Lieder der Bruant und Rictus, diese ungehobelten Strophen im ärgsten Argot, werden in den Proletariervierteln ebenso gesungen wie unter den jungen Künstlern. Es ist sehr bedeutsam, dass fast alle diese Poeten seinerzeit in den berühmten Anarchistenprocess »Procès de trente« verwickelt waren. Ihre Lieder sind wahrhaftig keine banalen Harmlosigkeiten. Aber keiner, der z. B. Jehan Rictus im Cabaret des quatr' arts gehört hat, wird ihn so schnell aus dem Gedächtniss verlieren.[1]) Da stand ein langer, hagerer Mensch, blass, mit einem schwarzen Christusbart. Er sang einen Monolog. Ein armer Teufel hat Hunger, ein armer Teufel ist voll

[1]) Seine Chansons sind inzwischen unter dem Titel: »Soliloques du Pauvre« im Verlage des Mercure de France (1897) erschienen.

Sorge für seine Geliebten, die hungern; ganz versunken in seine Pein wandelt er durch die Strassen von Paris. Plötzlich bleibt er stehen. Eine Vision erscheint ihm. Ein Gesicht, in welchem aller Schmerz und alle Liebe dieser Erde liegt... Jesus Christus. Er sieht ihm hoffnungsvoll ins Auge. Im nächsten Moment zuckt er zusammen: er hat in einer Spiegelscheibe sein eigenes Antlitz geschaut...

Unvermuthet ist in Montmartre das moderne Volkslied gefunden worden. Und dass dunkle Volksgefühle ihren künstlerischen Ausdruck gefunden haben, das ist vielleicht bedeutsamer als alle Discussionsdramen der grossen Boulevards!

DIE SUGGESTION BEI SHAKESPEARE.

Von FRANZ UNGER (Wien).

Unerschöpflich reich an geistigen Genüssen ist für den, der ihn richtig zu lesen und zu verstehen vermag, der den ganzen Gedankeninhalt seiner Werke zu erfassen fähig ist, William Shakespeare. Wie in keines anderen Dichters Schöpfungen wimmelt es in den seinen von Stellen, wo das Seelenleben des Menschen einer Analyse unterzogen wird, bei der man nicht weiss, was man mehr bewundern soll: die Tiefe der Gedanken oder die Erhabenheit des Ausdruckes, die oft grauenvolle Lebenswahrheit seiner Schilderungen, oder den logischen Scharfsinn der von ihm gebrauchten Beispiele. Dabei ist er, wie kein Zweiter, seiner Zeit weit vorausgeeilt. Wie viele Stellen finden sich doch in seinen Werken, die, herausgelöst aus dem Rahmen, der sie umfasst, uns anmuthen, als wären sie erst seit gestern geschrieben. Und besonders heute, da Hypnotismus und Suggestion einen beliebten Gesprächsstoff bilden, ist es an der Zeit, auf eine Scene im »König Lear« hinweisend, hervorzuheben, wie sehr Shakespeare in seinem Innern die Ahnung von dem Vorhandensein geheimnissvoller psychischer Kräfte trug, deren wissenschaftliche Erforschung einer so viel späteren Zeit vorbehalten blieb. In jener Scene, es ist die sechste des vierten Aufzuges, schildert Shakespeare mit solcher Meisterschaft und Gemüthstiefe die Macht der Suggestion, dieses Forschungsproblems des XIX. Jahrhunderts, dass es wohl der Mühe werth ist, sich in das Studium dieser einen Scene zu vertiefen.

Vorerst aber die Frage: Was versteht man heute unter Suggestion? Wenige Worte mögen hier genügen.

Eine Vorstellung der Phantasie kann je nach grösserer oder geringerer Intensität organische Veränderungen am oder im menschlichen Körper hervorrufen. Schon unsere gewöhnlichen, uns durch das Gehirn bewusst werdenden Vorstellungen, lösen entsprechende Thätigkeiten der Organe aus, so z. B. ist die Vorstellung des Gehens die Veranlassung dieses selbst, indem eine Einwirkung auf jene Ganglien der Bewegung stattfindet, deren Inactiontreten das Gehen verursacht. Oft kommt eine derartige Vorstellung nicht erst zum Bewusstsein, sondern äussert sich unmittelbar durch entsprechende Thätigkeit entsprechender Organe, wie bei jenem Gelähmten, von dem Van Swieten erzählt, der auf und davon lief, als er sich einem vermeintlichen Gespenste gegenüber sah, und der fortan den Gebrauch seiner Füsse wieder gefunden hatte. Es war dies eine Wirkung der Phantasie als magische Kraft, magisch deshalb, weil der ganze Vorgang innerhalb des Natürlichen und Gesetzmässigen nicht gelegen zu sein scheint. Es fehlt

eben zum Verständniss desselben jener Schlüssel, der so lange vermisst wurde, und den die Psychologie unseres Zeitalters endlich fand: die Suggestion. Die Suggestion ist die Uebertragung einer Gehirnvorstellung auf ein anderes Subject, die Captivirung einer fremden Phantasie mit Vorstellungen, die der eigenen, schöpferischen Phantasie entsprungen sind, oder die sich für den betreffenden Percipienten aus bestimmten Handlungen schlussfolgernd ergeben müssen. Um die Tragweite der Einwirkung solcher Suggestionen zu controliren, und damit die Macht der Phantasie über den Körper zu erforschen, stellte die medicinische Facultät in Montpellier nachstehenden Versuch an, der nur der Aehnlichkeit mit dem Vorgange bei Shakespeare wegen, erwähnt wird. Man kündigte einem zum Tode Verurtheilten an, dass er durch schmerzloses Oeffnen der Adern getödtet werden würde. Darauf band man ihn mit verbundenen Augen auf die Platte eines Tisches, ritzte ihn ein wenig an Armen und Füssen, und liess einen dünnen Strahl lauwarmen Wassers über die Wunden rieseln, um das Gefühl des Blutabganges hervorzurufen. Der Deliquent, der während der ganzen Dauer des Experimentes alle Erscheinungen zunehmender Anämie zeigte, starb nach Verlauf einer Stunde — als das Opfer einer consequent durchgeführten Suggestion.[1]) Die Vorstellung des Todes hatte ihn getödtet.

Aehnlichen Phantasievorstellungen mit ähnlicher, nur aufgehaltener Wirkung ist Herzog Gloster in der angezogenen Stelle des »König Lear« unterworfen. Nachdem er — Gloster — durch seinen Sohn, den Bastard Edmund, an den Herzog von Cornwall und dessen unmenschliche Gemahlin Reginald verrathen wurde, und in Folge Blendung beide Augen verlor, stösst man ihn — in der ersten Scene des sechsten Aufzuges — auf die Strasse, damit er sich »den Weg nach Dover riechen möge«. Edgar, sein echter Sohn, durch Edmunds Intriguen vom eigenen Vater geächtet, und als verrückter Bettler verkleidet, im Lande herumirrend, schliesst sich an ihn an, um ihn zu führen. Gloster glaubt sich des Narren zur Ausführung seines Selbstmordplanes bedienen zu können. Deshalb frägt er ihn, ob er den Weg nach Dover kennt, und als der »Narr« bejaht, begehrt er, von ihm hingeführt zu werden.

> Wo einer Klipp' hoh' überhängend' Haupt
> Blickt furchtbar in von ihr begrenzte Tiefe;
> Bring' an den Rand, den äussersten mich dort,
> Und bessern will ich's Elend, das du trägst
> Mit mitgebrachtem Reichthum — von dem Platz
> Bedarf ich keines Führers.[2])

Edgar, der seines Vaters Selbstmordplan durchschaut, beschliesst, ihn durch scheinbares Eingehen auf alle seine Wünsche zu erretten.

---

[1]) Tissot »Ueber die Nerven«.

[2]) Diese und die folgenden Stellen aus »König Lear« sind eigene Uebersetzung, da die vorhandenen Uebertragungen gerade dieser Stellen zu sehr vom Originalwortlaute verschieden sind.

Er antwortet daher:

Gib' deinen Arm,
Tom wird dich führen.

Die hier gemeinte Klippe ist ein nahe bei Dover, England gegen das Meer abgrenzender Kreidefelsen, »Shakespeare-Cliff« genannt. Nicht dorthin führt Edgar den Herzog, sondern in eine andere ebene Gegend bei Dover.

Gleich beim Beginn der sechsten Scene, wenn die Beiden wieder auf die Bühne kommen, nimmt die Suggestion ihren Anfang. Sie schreiten auf ebenem Boden dahin, da sagt

Gloster.

Wann kommen wir zum Gipfel jenes Felsens?

Edgar.

Ihr klimmt ihn jetzt empor; wie wir uns müh'n!

Gloster nimmt die Suggestion noch nicht an, denn er erwidert:

Mich dünkt, der Grund ist eben.

Edgar.

Schrecklich steil.
Horcht! Hört Ihr nicht die See?

Noch immer wirkt die Suggestion nicht. Herzog Gloster, der früher keine Schwierigkeit im Gehen merken und damit auf keinen beschwerlichen Aufstieg zu schliessen vermochte, horcht jetzt umsonst, er vernimmt nichts von dem Rauschen der See. Er drückt das aus:

Gloster.

Nein, wahrlich nicht.

Jetzt aber führt Edgar den Hauptschlag aus. Er weiss, dass der Greis in Folge des ausgestandenen und noch nachwirkenden Schmerzes nur zu sehr geneigt ist, auch psychischen Gebrechen, wie eine Störung des Wahrnehmungsvermögens an sich gelten zu lassen. Die ihm widerfahrene Verstümmelung ist ins Gefühlsleben tief eingreifend genug, um etwaige Defecte der Sinnesorgane zu rechtfertigen. Darum acceptirt Gloster die Erklärung Edgars:

— — So litten Eure ander'n Sinne Schaden
Durch Eurer Augen Schmerz.

mit den Worten:

So mag es wirklich sein.

Was ihn aber nicht hindert, die Veränderung in des vermeintlichen Narren Wesen, der mit einem Male ganz vernünftig spricht, überrascht gewahr zu werden, und zur Sprache zu bringen.

Gloster (im Anschluss an Obiges).

Geändert dünkt mich deine Stimm', du sprichst
In Form und Inhalt besser als zuvor.

Edgar.

Ihr täuscht Euch sehr; in nichts bin ich verändert
Als in den Kleidern.

Dies bezieht sich auf die Kleider, die ein ehemaliger Pächter Gloster's dem »Narren« gespendet hatte. Jener ist noch nicht ganz befriedigt, er sagt:

Mich dünkt, als sprächst du besser.

Edgar nimmt diesen Einwand nicht mehr auf. Schon entsteht in seiner Phantasie die Vorstellung von der Scenerie, die sich unter ihm entfalten müsste, wenn er wirklich dort stünde, wo er seiner Behauptung nach jetzt sein müsste — am äussersten Rande des Kreidefelsens. Es entsteht eine Reihenfolge von Hallucinationen in ihm, ähnlich der Bilderreihe eines Traumes, Vorstellungen, die er durch lautes, eindringliches Reden auf Gloster überträgt. Er macht es wie ein Hypnotiseur, der die von ihm in Schlaf versetzte Person in imaginäre Zustände und Umgebungen taucht, indem er durch die Schilderung derselben, die Vorstellung von ihrem realen Vorhandensein im Percipienten erweckt. Hier wie dort ist das eigentliche Sehen ausgeschlossen, und es findet ein inneres Schauen statt, dem gar kein sinnenfälliges Object entspricht. Das ist die Suggestion. Wie anschaulich, wie farbenprächtig und lebenswahr in allen Einzelheiten ist das Bild, das Edgar in seiner Phantasie entwirft, hoffend, dass es sich auf seinen blinden Vater übertrage! Und es geschieht. Der arme Greis hört schweigend zu, er zweifelt keinen Augenblick daran, dass das Bild, das noch dazu ein Narr entwirft (als solcher muss ihm ja Edgar noch immer gelten), mit der Wirklichkeit identisch sei. Sehen wir selbst:

Edgar.

Kommt Herr — hier ist der Ort — steht still —
Wie grauenvoll
Und schwind'lig ist's, so tief hinabzublicken.
Die Kräh'n und Dohlen, die die Mitt' umflattern,
Sind kaum wie Bienen gross; auf halbem Weg'
Hängt Einer, Fenchel sammelnd — schrecklich' Handwerk!
Mich dünkt, nicht grösser scheint er als sein Kopf.
Die Fischer, die am Seegestade wandeln
Sind Mäusen gleich, ein ankernd' stattlich Schiff
Zu seinem Boot verkleinert, dies ein Tönnchen.
Beinah' zu klein dem Blick. Die laute Brandung,
Die auf der Unzahl müss'ger Kiesel tost.
Ist nicht herauf vernehmbar. Ich schau' nicht mehr,
Sonst schwindelt mich, und, meine Sehkraft schwindend,
Reisst's mich hinab.

Wie schön ist dieses Bild! Wie ist es dazu angethan, als Fremdsuggestion zu wirken!

Hoch oben stehen sie, es ist einsam und unheimlich still. In ungemessenen Fernen verliert sich der Blick, in Tiefen, die das Gefühl des Schwindels erzeugen. In der Mitte des Abgrundes, der sich zu den Füssen des Beschauers aufthut, schlagen Krähen und Dohlen mit

ihren Flügeln die Luft. Man weiss, dass es diese Vögel sind, die sich nicht zu hoch emporzuwagen pflegen, aber erkennen könnte man sie nicht, denn sie sind von da oben aus betrachtet, kaum so gross wie Bienen. Und gleichfalls in der Mitte, zwischen Himmel und Meer, wie am Felsen angeklammert, hängt Einer, der das halsbrecherische Gewerbe des Meerfenchel-Einsammelns betreibt und sich zu diesem Zwecke am Felsen hinabgelassen hat. Seine Gestalt ist zum Umfang seines Kopfes verkleinert. Unten am Gestade gehen Fischersleute hin und her. In Fortsetzung der Perspective erscheinen sie dem Beschauer wie Mäuse, das stattliche Schiff, das eben vor Anker liegt, erscheint nicht grösser als das ihm angehängte Boot, und dieses selbst ist nur ein Tönnchen, ein Punkt, das vom freien Auge kaum mehr ausgenommen werden kann. Unten tost die Brandung über die Kiesel, deren zweckloses Daliegen Shakespeare »müssig« nennt. Kein Laut dringt so hoch empor, geradeso wie später das schrille Getriller der Lerchen oben nicht mehr herunterdringt. Der Ausblick ist so grossartig, so weit, das Gefühl der umgebenden Unendlichkeit so stark, dass die ruhige Ueberlegung, das psychische Gleichgewicht den Beschauer zu verlassen droht, und er den Blick wegwenden muss, sonst versagen ihm seine Sinne den Dienst, und er stürzt kopfüber hinunter.

Gloster stellt keine Frage. Nicht ein Zweifel regt sich in ihm an der Realität des von Edgar angeblich Geschauten. Er sagt also bloss:

Stell' mich dort, wo du stehst.

Edgar erfüllt scheinbar seinen Wunsch.

Gebt mir die Hand. Um Fussesbreite seid
Ihr jetzt vom Rand entfernt. Um Alles unter'm Mond
Möcht' ich nicht aufwärts springen.

Damit weiss Gloster genug. Er glaubt sich hart am Rande des Abgrundes, nimmt an, dass er nur einen Sprung in die Höhe zu machen braucht, um in die Tiefe zu stürzen. Niemand hindert ihn, der Bettler-Narr, für den er Edgar hält, ist leicht davonzuschaffen. Er thut dies letztere sogleich.

Gloster.

Lass meine Hand —
Hier, Freund, ist in der Börse ein Juwel,
Des Nehmens werth dem Armen; Feen und Götter
Gesegnen dir's! Geh' deines Weg's,
Sag' mir Lebwohl, lass mich dein Fortgeh'n hören.

Edgar.

Lebt wohl, mein guter Herr!

(Er thut, als ob er ginge.)

Indem er absichtlich erst lautere, dann allmälig sich verlierende Schritte macht, erweckt Edgar bei Gloster die Gewissheit, dass er wirklich abseits gehe. Noch schickt ihm dieser die Erwiderung des Grusses nach:

— — Von ganzem Herzen! (Dank' ich dir.)

worauf Edgar im Selbstgespräch bedauert, dass

> Er dies Spiel mit der Verzweiflung treibe,
> Um sie zu heilen.

Wähnend, allein und verlassen, jedem menschlichen Blick entrückt zu sein, schreitet Gloster an die endliche Ausführung seines Vorhabens. Vorerst sinkt er in die Knie und betet:

> O mächt'ge Götter!
> Der Welt entsag' ich, und vor eurem Blick
> Streif' ich mein grosses Leid geduldig ab.
> Könnt' ich es länger tragen, nicht eurem Willen,
> Dem widerspruchslos grossen widerstreitend —
> Meines verhassten Lebensfadens Docht
> Verzehrt' sich selbst. Wenn Edgar lebt, Gott segn' ihn:
> Nun, Freund, lebt wohl!
> (Springt empor und fällt der Länge nach zu Boden.)

So weit geht also Alles nach Wunsch. Die Suggestion hat gewirkt, doch muss sie fortwirken, wenn Gloster gründlich von seinen Selbstmordgedanken geheilt sein soll, ihre Intensität muss aber gemildert werden, sonst tödtet die Macht der Einbildung den sich zerschmettert wähnenden Greis. Ihm wieder die Ueberzeugung des erfolgten Sturzes zu benehmen, wäre eine Inconsequenz, deren Wirkung verhängnissvoll werden könnte. Edgar verschwindet daher, seine Persönlichkeit als simulirender Bettler-Narr tritt von der Bühne ab, er ist zu einem unbetheiligten, zufällig des Weges kommenden Bauer umgewandelt, der in Sprache und Benehmen durchaus ein Anderer ist. Er thut, als fände er Gloster am Boden liegend, sagt aber, anknüpfend an die letzten Worte, die er dem sich zum imaginären Sturz Anschickenden nachgerufen hat:

> — Fort Herr? Lebt wohl!

zu sich selbst:

> Und doch, ich weiss nicht, ob nicht Einbildung
> Den Schatz des Lebens rauben kann, wenn Leben
> Geraubt sein will. Wär' er, wo er sich denkt,
> Wär's mit dem Denken aus.
> (Nun mit veränderter Stimme laut:)
> He, Herr! Freund! Hört mich, Herr! So sprecht!
> So könnt' er wirklich sterben — Doch er belebt sich.
> Wer seid Ihr' Herr?

Gloster.

> Hinweg! Und lasst mich sterben.

Edgar.

> Wärst du nicht spinnweb-, federleicht gewesen,
> So viele Faden niederstürzend wär'st
> Zerschellt gleich einem Ei; doch athmest du,
> Hast Körperschwere, blutest nicht und sprichst,
> Bist denn gesund. Zehn Maste aufeinander könnten
> Die Höh', die du herabfielst nicht bezeichnen;
> Dein Leben ist ein Wunder Sprich nochmal.

Edgar vergleicht seinen Vater mit den zarten Fäden, dem Blumenflaum und Spinngewebe, das an milden Herbstabenden die Luft erfüllt und von dem stillen Lufthauch bald hierhin, bald dorthin getragen wird. Gleich solch gewichtlosen, luftigen Geweben ist er, getragen von den Aetherfluthen, die ein Windhauch leicht bewegt, auf den Boden herabgesunken. Doch acceptirt Gloster nicht so ohneweiters diese poetische Erklärung. Er frägt:

Bin ich gefallen oder nicht?

Edgar.

Vom grausen Gipfel dieses Kreidefelsens.
Blick' in die Höh' — die laute Lerche kann so weit
Geseh'n, gehört nicht werden. Blick' doch auf!

Edgar führt seine neugeschaffene Rolle consequent durch. Er weiss von der Blindheit Gloster's nichts, könnte sie auch nicht bemerken, da dieser mit dem Gesichte nach abwärts gekehrt am Boden liegt. Dadurch klingt seine Aufforderung: Blick' doch auf! nicht wie ein Hohn, sondern er erreicht im Gegentheil durch sie, dass Gloster seinen Worten glaubt und nur sein Missgeschick, das ihm sogar den Trost des Selbstmords raubt, beklagt.

Gloster.

Ach, ich habe keine Augen.
Ist Elend auch der Gunst beraubt,
Sich selbst durch Tod zu enden? Ein Trost war's doch,
Als Noth Tyrannenwuth betrügen konnte,
Sein stolzes Wollen ihm vereitelnd.

Der Gedanke an den Tod ist also aufgegeben und damit die Todesgefahr. Autosuggestion hätte ihn getödtet — Fremdsuggestion rettet ihn.

Edgar (hilft ihm auf).

Gebt mir den Arm —
Auf — so — wie geht's? Fühlt ihr die Beine?
Ihr steht.

Gloster.

Zu gut. Zu gut.

Edgar.

Dies ist schon mehr als seltsam.
Am Gipfel dieser Klippe trenntet Ihr
Von etwas Euch. Was war's?

Gloster.

Ein armer, unglücklicher Bettler.

Edgar, der seinem Vater auf die Füsse hilft, frägt ihn, ob er sich bei Kräften fühle. Zu gut (sehr)! ist seine Antwort. Dann frägt er ihn, was das »Etwas« oben gewesen sei. Näher darf er sich nicht ausdrücken, sonst ist der Widerspruch mit Rücksicht auf den Umstand, dass man so hoch hinauf weder Bestimmtes sehen, noch hören könnte, zu gross. Diese Frage soll die nachfolgende Erklärung des glücklichen

Ausganges veranlassen. Edgar fühlt, dass Gloster noch schwankt, was er von alledem denken solle. Da nimmt er denn den Wunderglauben jener Zeit zu Hilfe. Schon im ersten Aufzuge zeigt sich Gloster als dem Aberglauben äusserst zugänglich. Ueberall, in der Luft und am Himmel sieht er Vorzeichen einer unglücksschwangeren Zeit. Darum weist er die folgende, übersinnliche Erklärung nicht von sich, sondern hascht förmlich nach ihr, weil sie seinem eigensten Ideengang entspricht.

Edgar.

Mir, der ich unten stand, erschienen seine Augen
Zwei vollen Monden gleich, und tausend Nasen,
Gewund'ne Hörner, wie die See gewellt.
Es war ein Teufel. Drum, beglückter Vater,
Denk', dass die reinsten Götter — sich zur Ehre
Menschenunmögliches vollbringend — dich bewahrten.

Mit jenem schnellen Uebergang, der Greisen, Frauen und Kindern eigen ist, wenn der Hang zum Wunderglauben in ihnen liegt, acceptirt Gloster diese Schilderung als Wahrheit und zieht daraus für sich seine — von Edgar gewünschten und vorberechneten Consequenzen. Mit seiner Antwort:

Ja, ich erkenn' es jetzt, will künftig tragen
Das Leid, bis von sich selbst es ruft:
Genug! und: Sterbe! Das Ding, wovon du sprachst,
Schien mir ein Mensch. Gar häufig rief's
Der böse Feind! Der Feind, er führt' mich her.

Gloster glaubt also schon, dass ein Geist der Finsterniss ihn zum Selbstmord drängte, Geister des Lichtes aber sein Leben schützten. Diesen will er künftighin vertrauen, jene meiden. Edgar's Zweck ist erreicht, die Heilung von Selbstmordgedanken vermittelst einer Suggestion von Anfang bis Ende in allen Einzelheiten gelungen. Mit den Worten Edgar's, die er an seinen, wieder mit Willen zum Leben erfüllten Vater richtet:

Sei freien, geduldigen Gedankens!

schliesst die Scene, eine der schönsten und gedankentiefsten des ganzen Stückes.[1]) In ihr zeigt sich, wie wunderbar Shakespeare das Geheimniss der Suggestion zu einer Zeit auf die Bühne zu bringen wusste, als es noch unerforscht in den Tiefen der geheimen, nur Wenigen zugänglichen Wissenschaften schlummerte, um erst dreimal hundert Jahre später anerkannt und im Dienste der Menschheit verwerthet zu werden. Heute hat die Suggestion die Zweifler an ihrer Echtheit besiegt, und es ist ein Ruhmesblatt im Dichterkranze Shakespeare's mehr, dass schon er, ein Kind des XVI. Jahrhunderts, sie erkannt.

[1]) Der Ruhm, diese Scene erfunden zu haben, wurde Shakespeare von Johnson bestritten, der behauptet, sie sei in ihrer Gänze Sidney's Arkadia, Buch II, entnommen.

JORIS CARL HUYSMANS.

Von HANS BENZMANN (Berlin).

In keinem anderen Lande haben sich die ästhetischen Anschauungen in den letzten Jahren so oft geändert wie in Frankreich. Während man noch die letzten Romane des grossen Naturalisten Zola mit Begeisterung pries, liefen die literarischen Trabanten schon schaarenweise anderen Wimpeln und Fahnen zu. Neue Propheten verkündeten nicht nur scheinbar neue Theorien, sondern hatten ihre Evangelien auch schon in literarischen Documenten, in Poesien und Romanen niedergelegt. Präraphaeliten, Mystiker, Neuidealisten und Neuhellenisten wetteiferten alsbald miteinander, das von Zola künstlich errichtete Gebäude der naturalistischen Kunst zu zertrümmern. Das alte ewige Naturgesetz, das aller Entwicklung zugrunde liegt, offenbarte auch hier wieder einmal seine gewaltige Macht: Der literarischen Revolution, die Zola entfesselt hatte, folgte die Reaction. In dem Kampfe gegen den radicalen Naturalismus waren sich alle grossen und kleinen »Neutöner« einig.

Man verlangte wieder nach einer individuellen Kunst, nach einer Poesie der Seele und des Ueberirdischen. Zola hatte seinen Reichthum in seiner Einseitigkeit vollständig erschöpft. Seine letzten Romane sind Wiederholungen früherer. Seine Schüler leisteten nichts Selbstständiges. Es waren Begabte darunter, die sich zwangen, ihren unfehlbaren Meister nachzuahmen. Das waren die besten Beweise, dass Zola's Lehren doch nicht unfehlbar waren. Die Naturwissenschaft, der Materialismus, welcher die ideelle Grundlage des literarischen Naturalismus war, hatte mehr versprochen, als er hielt. Aufs Neue erhob der Occultismus, der Mysticismus sein Haupt, nicht als Wissenschaft zunächst, sondern als ein Glaube, der nicht mehr allzu neu und sehr verwandt mit dem katholischen Mysticismus war. Zola hatte die Seele, den Einzelnen gänzlich vernachlässigt, er stellte einerseits die Masse als Culturmacht hin und konnte diesen von unbewussten Instincten geleiteten Organismus nicht genug schildern, andererseits liess er den Menschen gleichsam allzu sehr von der Materie abhängig sein. Er operirte mit dem Gesetz der Vererbung, mit Kräften, die ausserhalb der individuellen Seele, ausserhalb des eigentlich »Unbewussten« im Wesen des Menschen ihren Herd haben. Er operirte mit Krankheiten, die wohl im Einzelfalle Instincte und Willen beherrschen können, niemals aber einzig und allein und in erster Linie den geschlossenen Kreis jener dunklen Mächte und Einflüsse bilden, von denen die Seele des Menschen abhängig ist. Wohl hat Zola ungeheure Kunstmittel, eine neue Technik erschlossen; er selbst befand sich aber in dem Wahn, dass er die Technik des künstlerischen Schaffens entdeckt habe.

Trat er doch sogar mit seiner Doctrin als Präceptor der Jugend öffentlich auf! ... Das Alles rüttelte die Geister gegen ihn auf. Der Individualismus, der einer eigenartigen Ausbildung und ausschliesslichen Darstellung des Persönlichen zustrebte, fand in Maurice Barrès seinen bedeutendsten und rücksichtslosesten Vertreter. Dieser schrieb Broschüren und Romane (u. A. »L'ennemi des Lois«), in denen er die Gesetze des »Ich« gegenüber den Gesetzen der Allgemeinheit vertheidigte und sich selbst unerhörte Loblieder sang. Als Meister jedoch der wirklichen Seelenanalyse ist der geniale Bourget zu bezeichnen. Im Grunde Skeptiker, wie alle diese Gegner des Materialismus, und jenseits von »Gut und Böse« stehend, findet er seine ästhetische Befriedigung mehr in einer passiven Lebensbeobachtung und in dem Studium der Seele als in energischer Willens- und Wesensbethätigung und in einer positiven Weltanschauung. Und doch beherrscht ihn trotz dieser decadenten Empfindungsweise durchaus eine tiefe Sehnsucht nach Lauterkeit und Seelengrösse. Er weist gern auf das Heilige, das Unbefleckte, auf jenes moralische Gefühl des Menschen hin, das er zum Theil der religiösen Empfindung und dem religiösen Sinn seiner Ahnen verdankt. So ist Bourget wohl einer der lichtvollsten und freundlichsten Charaktere des jüngeren Frankreich. Fähige Köpfe entwickelten nun nach verschiedenen Richtungen hin die neuen ästhetischen Theorien der Seelenkunst. Mystiker erstanden, welche dem Uebersinnlichen in ihrer Seele und im Weltall Altäre erbauten und das Unbegreifliche zu symbolisiren suchten. Paul Verlaine, einer der bedeutendsten Lyriker, die je gelebt, opferte gern an diesen Altären. Da die Wissenschaft wieder einmal vor Räthseln stand, suchte man sein Heil im Glauben. Der Neokatholicismus schuf eine neue Mitleidslehre, die theils auf pantheistisch-socialen Ideen, theils auf dem Evangelium der Nächstenliebe basirt. Der Hauptvertreter dieser resignirenden Idealisten ist Lemaître, der den Satz aussprach: »Heureux qui sur le mal se penche et souffre et pleure, car la pitié refleurit en vertu.«

So mannigfaltig sich die jüngste französische Literatur auch entwickelt hat, eine universale Persönlichkeit mit positiver selbstständiger, fruchtbarer Weltanschauung ging bisher nicht aus ihr hervor. Alle jüngsten Bestrebungen tragen vielmehr in ihrer Passivität die Symptome einer Uebercultur, eines culturellen Verfalles an sich. Die reiche Poesie einer Decadence blüht in Frankreich. Der letzte Vertreter einer Weltanschauung war eben Zola, in dessen Romanen der darwinistischen Botschaft vom »Kampf ums Dasein« Hekatomben geopfert werden.

Als Decadent ist auch Joris Carl Huysmans, dessen Roman »A rebours«, von Capsius übersetzt, soeben im Verlage von Schuster & Loeffler, Berlin, erschienen ist, in erster Linie aufzufassen. Die ganze, eben geschilderte Entwicklung hat auch er durchgemacht. Aus dem Zolaisten ist ein impressionistischer Stylist und ein Mystiker geworden. Seine letzten selbstständigen Romane schildern alle die Irrfahrten abtrünniger Seelen, die schliesslich am Gestade des Glaubens doch wiederum — stranden. Aber für die Beurtheilung dieses Künstlers ist

dieser ideelle Inhalt seiner Romane, die so viele eigene Erlebnisse und Empfindungen des Verfassers wiederzuspiegeln scheinen, nicht die Hauptsache. Man könnte sonst leicht dazu kommen, dem feinsinnigen Künstler eine extreme Weltanschauung oder überhaupt eine Weltanschauung anzudichten, die ihm durchaus fern liegt. Trotzdem sich nämlich Huysmans vielfach mit naiver Freude der Schilderung jener altruistischen Glaubenssehnsucht hingibt, lächelt hinter diesen Sensationen doch immer eine ganz leise Ironie, ein feiner Humor. Hat auch ihn wirklich die Sehnsucht in den alten prachtvollen Dom der katholischen Kirche zurückgetrieben? Oder erbaute er dieses feierliche Gebäude nur von Neuem, um es zu schmücken mit den köstlichen Einfällen seiner Phantasie? Wir bekommen es nicht heraus... Diese Züge sind ganz charakteristische für den Decadent, sie machen die Werke Huysmans', dieses Phantasten und Sprachvirtuosen, noch interessanter. Ich muss gestehen, dass mich die Phantasie in »A rebours« hier angewidert, dort bezaubert und entzückt hat.

Eigentliche Handlung ist in »A rebours« wie in allen Romanen Huysmans' kaum vorhanden. Der Dichter schildert einen Decadent, einen verlebten und übersensitiv empfindenden Neurastheniker, der allmälig dem Marasmus verfällt, aber seine dem Tode zusinkende Seele durch allerlei künstlerische und sensationelle Genüsse immer wieder zu einem neuen Scheinleben zurückruft. Der Herzog des Esseintes mag keine Menschen, nichts Alltägliches, überhaupt nichts mehr sehen, was mit der Welt Berührung hatte. Nach eigenem Plane baut er sich unweit Paris in einsamer Gegend ein Landhaus, das er auf das Raffinirteste ausstattet. Hier lebt er seinen Sensationen und Illusionen. So hat er ein Zimmer wie eine Klosterzelle eingerichtet, das andere wie eine Schiffscajüte. Letzteres hatte ein Fenster, das zugesetzt war durch ein grosses Aquarium. Durch das Wasser drang das Tageslicht in die Cajüte. »Indem der Herzog einige Tropfen farbiger Essenz hineinthat, erzeugte er grünliche und gelbliche, milchweisse oder silberne Färbungen, wie die natürlichen Gewässer je nach der Farbe des Himmels, der mehr oder minder starken Gluth der Sonne oder des nahenden Regens erscheinen. Er bildete sich dann ein, in dem Zwischendeck einer Brigg zu sein; und neugierig betrachtete er wunderbar gearbeitete Fische, die, aufgezogen durch ein Uhrwerk, vor der Scheibe des runden Cajütenfensters vorbeischwammen und in dem künstlichen Gras hängen blieben. Oder er betrachtete, während er den Theergeruch einsog, mit dem man den Raum besprengt hatte, bevor er ihn betrat, die an den Wänden aufgehängten farbigen Stiche, welche — wie in den Agenturen der Schifffahrtsgesellschaften — Dampfschiffe auf dem Wege nach Valparaiso oder La Plata vorstellten.« Wie man sieht, stellt hier Huysmans den wahren Typus eines spleenigen Decadent dar. Solche Abwechslungen genoss der Herzog des Esseintes in vollen Zügen. Bewegung schien ihm überflüssig, da ihm die Einbildung leicht die gewohnte Wirklichkeit des Lebens zu ersetzen vermochte. Eine unerschöpfliche Phantasie offenbart hier der Dichter. Seitenlang schwelgt er in dem

Glanz der seltensten Edelsteine, im Anblick exotischer Blumen und im Dufte der wunderbarsten und unmöglichsten Parfums. Er weiss das Alles so farbenprächtig, so bilderreich und mit so feiner Ironie zu schildern, dass er uns nie langweilt. Der Herzog hatte eine Sammlung von Liqueuren, die er »seine Mundorgel« nannte. Der Geschmack der Liqueure, so gross war die Kraft seiner Einbildung, spielte ihm innere Symphonien vor. Wenn er von diesem oder jenem Liqueure einige Tropfen trank, gelang es ihm, seinem Gaumen ähnliche Genüsse zu verschaffen, wie solche die Musik dem Ohre bereitet. Nach seiner Ansicht stimmte jeder Liqueur mit dem Ton eines Instrumentes überein: der Kornbranntwein z. B. mit der Oboe, deren Klang näselt; der Pfefferminz und Anisette mit der Flöte, süss und scharf, schrill und sanft zugleich . . . Ein andermal kommt der Herzog auf die Idee, sich einen Garten exotischer Blumen anzulegen. Und sogleich lässt er den Gärtner mit den seltensten Gewächsen der Tropenländer kommen. Seinem seltenen Geschmacke sagten natürlich die am unnatürlichsten geformten und gefärbten Blumen am meisten zu. Ihn bezauberten geradezu die fleischfressenden Pflanzen: »Gobe-Mouche, der Fliegenfänger der Antillen, mit dem faserigen Rand, eine Verdauungsflüssigkeit absondernd, mit gebogenen Stacheln versehen, die sich über einander krümmen, ein Gitter über dem Insect bildend, welches er einschliesst; die Sarracena, der Cephalothus, seine gefrässigen Hörnchen öffnend, fähig, wirkliches Fleisch zu verdauen und aufzuzehren.« Der Herzog hat eine ausgezeichnete Bibliothek alter lateinischer Classiker. Er liebt natürlich nicht die normal empfindenden Dichter, sondern jene Spätlateiner, in deren Werken sich der Verfall der alten Cultur gleichsam wiederspiegelt. »Herzog Jean fing erst beim Lucian an, sich für die lateinische Sprache zu interessiren. Die sorgfältig gearbeiteten, mit Schmelz bedeckten und mit Juwelen gezierten Verse fesselten ihn. Vor Allem aber liebte er den Petronius: Er zeichnet Thatsachen im richtigen Licht und Verhältniss, er stellt sie in der bestimmten Form und Ordnung fest, enthüllt das Kleinleben des Volkes, seine Erlebnisse, seine Rohheiten wie sein sinnliches Treiben.« Diese Seiten gehören zu den interessantesten und werthvollsten des Buches. Huysmans entfaltet hier eine erstaunliche Gelehrsamkeit. Mit einer Präcision ohnegleichen, mit bewunderungswürdiger Plastik charakterisirt er hier die spätlateinische Literatur.

An anderer Stelle spricht sich der Dichter über die moderne und besonders über die französische Literatur aus, auch hier immer ein feinsinniges Urtheil in einer kurzen Charakteristik zusammenfassend. Vortrefflich sind seine Bemerkungen über Flaubert, Goncourt, Zola, Mallarmé und Paul Verlaine. Besonders liebt er Edgar Poë. Er sagt von ihm: »Dem Tod, den alle Dramatiker so sehr gemissbraucht hatten, hat er ein anderes Aussehen gegeben; es war eigentlich weniger der wirkliche Todeskampf eines Sterbenden, den er beschrieb, sondern der moralische Todeskampf des Ueberlebenden, der vor dem elenden Bett von grässlichen Hirngebilden, welche der Schmerz und die Ermüdung erzeugt

erfasst wird. Mit grausamem Zauber hob er besonders die Handlungen des Entsetzens, den Zusammenbruch des Willens hervor.... Seine Frauengestalten besassen eine ungeheuere Gelehrsamkeit, durchdrungen von dem Nebel der deutschen Philosophie und den kabbalistischen Geheimnissen des alten Orients, und Alle hatten sie Knabenbrüste und waren geschlechtslos....« Während aller dieser Genüsse wird der Herzog immer häufiger von starken nervösen Ohnmachtsanfällen heimgesucht. Nachdem er in seinen Gedanken noch einmal eine Reise nach England gemacht hatte, die ihn aber in der That nur bis zu den Nordhäfen von Paris führte, wo er so viel englisches Wesen sah, dass er desselben überdrüssig wurde, brach er gänzlich erschöpft zusammen. Der Arzt verordnete ihm Rückkehr aus der Einsamkeit in die Stadt, Zerstreuung unter Menschen! Der Herzog gerieth in Verzweiflung über diesen Zwang, den man seiner aristokratischen, einsamen Natur anthun will. Schon längst hat er in den occultistischen Schriften katholischer Priester eine seltsame Erbauung gefunden. Der Dichter lässt uns in Zweifel, ob der Herzog in ein Kloster gehen wird. Er schildert am Schluss nur die Sehnsucht seines Helden nach diesen neuen seelischen Genüssen....

Erwähnen will ich noch, dass der Dichter in einigen Capiteln mit tiefer Psychologie das Sexualempfinden seines Helden schildert.

Die Phantasie Huysmans' muthet uns oft krankhaft an. Diese Ueberfülle der Phantasie, die auch in den widersinnigsten Farbenzusammenstellungen, in sensationellen Empfindungen und mystischen Grübeleien seitenlang zu schwelgen vermag, verräth eben, dass auch Huysmans' Poesie decadente Kunst ist. Andererseits beabsichtigt der Dichter — dies geht z. B. aus den citirten Stellen hervor — durch die Schilderung der grotesken Einfälle seines Helden häufig eine satyrische Wirkung. Huysmans ist ein ungemein geistreicher Künstler, der hier durch die Grossartigkeit seiner Phantasie bezaubert, dort die Abgründe der Menschenseele mit rücksichtslosester Wahrheitsliebe enthüllt. Mit feiner Ironie schildert er den Verfall einer Cultur. An ein neues Ideal wagt sein Skepticismus nicht zu denken. Er gehört zu denjenigen, welche ihrer Zeit den Spiegel vorhalten. Aus seinen phantastischen Schilderungen leuchtet oft mehr sittlicher Ernst als aus den Phrasen eines Moralpredigers. Mit einer grossen Beharrlichkeit verfolgt er seine künstlerischen Ziele, und sein selbstständiges Schaffen erhebt ihn unter die kleine Schaar der wirklich ernst strebenden und originellen Künstler des modernen Frankreich.

Der Uebersetzung ist ein Porträt Huysmans' beigegeben. Seltsam hebt sich dieser eckige Kopf aus der schwarzen Umrahmung. Gleichgiltig sehen uns diese Augen an, die Stirne ist voller kleiner, scharfer Falten, wie sie ewiges Grübeln und Sinnen erzeugen. Wenn wir die Physiognomie länger betrachten, ist es, als wenn eine tiefe Melancholie den leisen Spott in den Augen verdunkelt....

DIE INNERE SCHÖNHEIT.

Von MAURICE MAETERLINCK.

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung von CLARA THEUMANN.

Es gibt nichts auf Erden, das schönheitsgieriger, nichts, das leichter zu verschönen wäre als eine Seele. Es gibt nichts auf Erden, das sich natürlicher erhebt und rascher veredelt. Es gibt nichts auf Erden, das den lauteren und edlen Geboten, die man ertheilt, gewissenhafter gehorcht. Es gibt nichts auf Erden, das sich der Macht eines die anderen überragenden Gedankens bereitwilliger unterwirft. Deshalb widerstehen auch wenige Seelen hienieden der Herrschaft einer Seele, die sich frei in Schönheit austönen lässt.

Man könnte wirklich glauben, dass die Schönheit die einzige Nahrung unserer Seele ist; allerorten sucht sie sie auf, und selbst im niedrigsten Leben stirbt sie nicht Hungertodes. Es gibt eben keine Schönheit, die vollständig unbemerkt vorüberginge. Es ist ja möglich, dass sie immer nur hinter der Schwelle des Bewusstseins auftritt, aber sie handelt im Dunkel der Nacht ebenso mächtig wie bei Tageshelle. Sie bringt nur eine weniger greifbare Freude hervor: das ist der ganze Unterschied. Prüfet die allergewöhnlichsten Menschen, wenn ein wenig Schönheit ihre Dunkelheit streift. Da sind sie irgendwo alle beisammen und — ohne dass man weiss warum — es scheint, dass ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet ist, vor Allem die grossen Thüren des Lebens zu schliessen. Und dennoch hat jeder von ihnen, als er allein war, mehr als einmal nach den Bedürfnissen seiner Seele gelebt. Er hat vielleicht geliebt; er hat gewiss gelitten. Auch er hat unabweislich »die Töne jener fernen Gegend der Herrlichkeit und der Schrecken gehört« und hat sich manchen Abend lautlos vor den Gesetzen geneigt, die tiefer sind als das Meer. Aber wenn sie beisammen sind, berauschen sie sich gerne an niedrigen Dingen. Sie haben eine unbestimmte, seltsame Furcht vor der Schönheit; je zahlreicher sie sind, desto mehr fürchten sie sich vor ihr, wie sie sich vor dem Schweigen oder einer zu lauteren Wahrheit fürchten. So wahr ist dies, dass, wenn einer von ihnen im Laufe des Tages eine heldenhafte Handlung begangen hätte, er sich bemühen würde, sie durch Unterschiebung von niedrigsten Motiven, von Motiven aus der untergeordneten Sphäre, der sie selbst alle angehören, zu entschuldigen. Doch höret: Ein hohes, stolzes Wort ist ausgesprochen worden und hat gewissermassen die Quellen des Lebens wieder eröffnet. Eine Seele hat es gewagt, sich einen Augenblick so zu zeigen, wie sie in der Liebe, dem Schmerze, vor dem Tode oder in der Einsamkeit der Sternen-

nacht ist. Unruhe bemächtigt sich Aller, und die Gesichter lächeln oder zeigen Erstaunen. Aber habt ihr denn nie in solchen Momenten gefühlt, mit welch vereinter Kraft alle Seelen bewundern und wie die schwächste unter ihnen aus ihrem Kerker heraus unsagbar dem Worte zujubelt, das sie als ihr ähnlich erkannt hat? Sie leben plötzlich in ihrer ursprünglichen und normalen Atmosphäre wieder auf, und wenn ihr das Gehör der Engel hättet, würdet ihr sicherlich mächtiges Beifallsrauschen in dem Reiche des wunderbaren Lichtes hören, wo sie unter sich leben. Glaubt ihr nicht, dass, wenn ein ähnliches Wort jeden Abend ausgesprochen würde, die furchtsamsten Seelen kühner und die Menschen wahrhafter leben würden? Es muss ein ähnliches Wort nicht einmal wiederkommen. Es hat etwas Ernstes stattgefunden, das sehr tiefe Spuren zurücklassen wird. Die Seele, welche dieses Wort ausgesprochen hat, wird jeden Abend von ihren Schwestern erkannt werden, und ihre blosse Gegenwart wird von da an etwas Erhabenes über die unbedeutendsten Reden verbreiten. Es hat jedenfalls ein Wechsel stattgefunden, den man nicht näher bestimmen kann. Die untergeordneten Dinge werden nicht mehr dieselbe ausschliessliche Kraft haben, und die erschreckten Seelen wissen, dass es irgendwo eine Zufluchtsstätte gibt. — — —

Es ist ganz gewiss, dass die ursprünglichen und natürlichen Beziehungen von Seele zu Seele Schönheitsbeziehungen sind. Die Schönheit ist die einzige Sprache unserer Seelen. Sie verstehen keine andere. Sie haben kein anderes Leben, sie können nichts Anderes hervorbringen, sie können sich für nichts Anderes interessiren. Und deshalb zollt die unterdrückteste, ja selbst niedrigste Seele — so es zu sagen gestattet ist, dass es niedrige Seelen gibt — jedem grossen und schönen Gedanken, jedem Worte, jeder That, die gross und schön sind, unverzüglich ihren Beifall. Die Seele hat kein Organ, das sie mit einem anderen Elemente verbindet, und sie kann nur nach der Schönheit urtheilen. Ihr seht es unaufhörlich in euerem Leben, und ihr selbst, die ihr mehr denn einmal die Schönheit verleugnet habt, ihr wisset es ebensogut wie Jene, die sie ohne Unterlass in ihrem Herzen suchen. Wenn ihr einmal ernstlich ein anderes Wesen braucht, werdet ihr dann zu dem gehen, der höhnisch gelacht hat, als die Schönheit vorüberzog? Zu dem, der durch sein Kopfschütteln eine edle That oder nur ein reines Streben besudelt hat? Vielleicht waret ihr damals unter denen, die ihm beistimmten, aber in dem ernsten Augenblick, wo die Wahrheit an euere Thüre klopft, werdet ihr euch jenem Anderen zuwenden, der sich verneigte und zu lieben verstand. Euere Seele hatte in ihren Tiefen geurtheilt, und dieses lautlose, unfehlbare Urtheil wird vielleicht dreissig Jahre nachher an die Oberfläche steigen und euch zu einer Schwester schicken, in der mehr von euch ist als in euerem ganzen Selbst, weil sie der Schönheit näher war.

Es gehört so wenig dazu, die Schönheit einer Seele zu ermuthigen. Es gehört so wenig dazu, die schlafenden Engel zu wecken. Man braucht sie vielleicht nicht einmal zu wecken — es genügt schon,

sie nicht einzuschläfern. Vielleicht ist das Herabsteigen schwerer als das Sicherheben.

Ist es nicht schwer, dem Meere oder der Nacht gegenüber nur an gewöhnliche Dinge zu denken? Und welche Seele weiss nicht, dass sie immer dem Meere und einer ewigen Nacht gegenübersteht? Wenn wir weniger Furcht vor der Schönheit hätten, würden wir schliesslich nichts Anderes im Leben finden; denn in Wirklichkeit besteht unter Allem, was man sieht, nur sie allein. Alle Seelen wissen es, alle Seelen sind bereit; aber wo sind jene, die ihre Schönheit nicht verbergen? Und doch muss endlich eine von ihnen »beginnen«. Warum sollen wir nicht wagen, jene zu sein, die »beginnt«? Alle Anderen sind begierig um uns herum versammelt wie kleine Kinder vor einem wunderbaren Palast. Sie drängen sich auf der Schwelle, sie flüstern, sie gucken durch die Spalten, aber sie trauen sich nicht, die Thüre aufzustossen. Sie warten, bis jemand Grosser sie ihnen öffnen kommt. Aber dieser Grosse kommt fast nie.

Und was gehört denn dazu, dieser Grosse, sehnlichst Erhoffte zu werden? Fast nichts. Die Seelen sind nicht anspruchsvoll. Ein fast schöner Gedanke, den ihr nicht aussprecht, und den ihr in einem gewissen Augenblicke nährt, durchleuchtet euch wie ein durchsichtiges Gefäss. Die Seelen sehen ihn und werden euch ganz anders aufnehmen, als wenn ihr euren Nächsten zu hintergehen beabsichtigt hättet. Man wundert sich, wenn manche Menschen sagen, sie hätten nie eine wirkliche Hässlichkeit begegnet, und sie wüssten noch nicht, was eine niedrige Seele sei. Aber es ist gar nicht überraschend. Sie hatten eben »begonnen«. Weil sie selbst vor Allem schön waren, zogen sie alle vorüberwandelnde Schönheit zu sich, wie ein Leuchtthurm die Schiffe aus allen vier Weltgegenden zu sich ruft. So gibt es z. B. Menschen, die sich über die Frauen beklagen und nicht daran denken, dass bei der ersten Begegnung ein einziges Wort, ein einziger Gedanke, der alles Schöne und Tiefe leugnet, genügt, um ihre Existenz in der Seele dieser Frau für immer zu vergiften. »Ich habe,« sagte mir ein Weiser, »nie eine Frau gekannt, die mir nicht etwas Grosses entgegengebracht hatte.« Vor Allem war er gross, das war sein Geheimniss.

Nur eines verzeiht eine Seele nie: wenn sie eine hässliche That, einen hässlichen Gedanken, ein hässliches Wort sehen, streifen und theilen musste. Sie kann es nicht verzeihen, denn verzeihen hiesse hier, sich selbst verleugnen. Und heisst nicht dennoch klug, stark, geschickt sein für die meisten Menschen: die Seele aus ihrem Leben entfernen, heisst es nicht: sorgfältig Alle zu tiefen Bestrebungen beiseite schieben? So handeln sie selbst in der Liebe; und deshalb hat die Frau, die der Wahrheit noch viel näher ist, fast nie einen Augenblick wahrhaften Lebens mit ihnen gemeinsam. Man könnte glauben, sie haben Furcht, ihre Seele zu treffen; sorgfältig halten sie sich tausend Meilen weit von ihrer Schönheit. Man sollte im Gegentheil bemüht sein, vor sich einherzuschreiten. Denket oder saget jetzt Dinge,

die zu schön sind, um wahr zu sein; sie werden morgen wahr sein, wenn ihr versucht habt, sie heute zu denken oder zu sagen. Bestreben wir uns, schöner zu sein, als wir selbst sind; wir werden die Kräfte unserer Seele nicht übersteigen. Man irrt sich nicht, wenn es sich um lautlose, verborgene Schönheit handelt. Uebrigens ist es ganz nebensächlich, ob ein Wesen sich irrt oder nicht, wenn nur die innere Quelle rein und klar ist. Aber wer, wer denn unternimmt nur die geringste Bemühung, die nicht zu sehen ist? Und dennoch sind wir auf einem Gebiete voller Erwartung, wo Alles erfolgreich ist. Alle Thüren sind offen; man braucht sie nur aufzustossen, und der Palast ist voll gefesselter Königinnen. Oft genügt ein einziges Wort, um ganze Berge von Unflath hinwegzufegen. Warum sollen wir nicht den Muth haben, einer niedrigen Frage eine edle Antwort entgegenzustellen? Glaubt ihr, dass sie vollkommen unbemerkt vorüberzieht, oder dass sie nur Erstaunen erweckt? Glaubt ihr nicht, dass sich dies mehr dem natürlichen Dialog zwischen zwei Seelen nähert? Man weiss gar nicht, wie sehr das ermuthigt oder befreit. Sogar derjenige, der diese Antwort zurückweist, macht wider Willen einen Schritt seiner eigenen Schönheit zu. Etwas Schönes stirbt nicht, ohne etwas geläutert zu haben. Es gibt keine Schönheit, die verloren ginge. Man muss sich nicht fürchten, die Strassen damit zu besäen. Sie wird Wochen, Jahre dort bleiben, aber sie wird sich ebensowenig auflösen wie der Diamant, und schliesslich wird Jemand vorbeikommen, wird sie strahlen sehen, sie aufheben und glücklich von dannen gehen. Warum wollt ihr denn ein schönes, hehres Wort zurückhalten, weil ihr glaubt, dass die Anderen euch nicht verstehen werden? Warum denn im Entstehen schon einen Moment erhabener Güte fesseln, weil ihr denkt, dass eure Umgebung ihn nicht zu nützen wissen wird? Warum denn den instinctiven Trieb eurer Seele zu den Höhen zurückdrängen, weil ihr unter den Menschen des Thales weilt? Verliert ein tiefes Gefühl seine Thatkraft in der Dunkelheit? Hat ein Blinder keine anderen Mittel als die Augen, um Jene, die ihn lieben, von Jenen, die ihn nicht lieben, zu unterscheiden? Muss die Schönheit, um zu bestehen, erst verstanden werden, und glaubt ihr nicht, dass in jedem Menschen etwas liegt, das mehr versteht, als er zu verstehen scheint, mehr auch, als er zu verstehen glaubt? »Selbst den Niedrigsten,« sagte mir einst das höchste Wesen, das ich zu kennen das Glück hatte, »selbst den Elendsten wagte ich nie, etwas Hässliches oder Mittelmässiges zur Antwort zu geben.« Und ich habe gesehen, dass dieses Wesen, das ich lange in seinem Leben verfolgt habe, über die dunkelsten, verschlossensten, verblendetsten, selbst widerspenstigsten Seelen eine unerklärliche Macht hatte. Denn Niemandes Lippen können die Macht einer Seele beschreiben, die sich bemüht, in einer Atmosphäre der Schönheit zu leben, und die wirklich schön ist in sich selbst. Und macht nicht übrigens die Qualität dieser thätigen Schönheit das Leben elend oder göttlich?

Es ist möglich, dass, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen könnten, wir entdecken würden, dass die Macht einiger schöner Seelen die anderen im Leben hält und stützt. Ist nicht die Vorstellung, die Jeder von einzelnen auserwählten Wesen hat, die einzige lebendige und segensreiche Moral? Aber welche Rolle hat in dieser Vorstellung die erwählte Seele und welche die wählende? Vermischt sich das nicht sehr geheimnissvoll, und enthält diese ideale Moral nicht Tiefen, an welche die Moral der herrlichsten Bücher nicht einmal streift? Es besteht hier ein Einfluss von einer Ausdehnung, deren Grenzen schwer zu bestimmen sind, eine Kraftquelle, an der Jeder von uns mehr als einmal des Tages sich stärkt. Vermindert ein Schwanken eines jener Wesen, die ihr als vollkommen betrachtet und in der Schönheitssphäre liebt, nicht sofort euer Vertrauen in die allgemeine Grösse der Dinge und eure Bewunderung für dieselben?

Und andererseits glaube ich, dass nichts auf der Welt eine Seele unmerklicher, natürlicher verschönt als die Gewissheit, dass irgendwo nicht fern von ihr ein reines und schönes Wesen lebt, das sie ohne Hintergedanken lieben kann. Wenn sie sich wirklich einem solchen Wesen genähert hat, hört die Schönheit auf, eine schöne todte Sache zu sein, die man den Fremden zeigt; sie nimmt plötzlich kraftvolles Leben an, und ihre Thätigkeit wird so natürlich, dass nichts ihr mehr widersteht. Darum denket daran; man ist nicht allein, und die Guten müssen wachen.

Plotinus schliesst im achten Buch der fünften Enneade, nachdem er von der »übersinnlichen, d. h. göttlichen Schönheit« gesprochen hat, folgendermassen: »Wir sind schön, wenn wir uns selbst angehören, und hässlich, wenn wir uns zu einer untergeordneten Natur herablassen; wir sind ferner schön, wenn wir uns kennen, und hässlich, wenn wir uns nicht kennen.« Nun denn! Vergessen wir es nicht; wir sind hier auf Höhen, wo »sich nicht kennen« nicht ganz einfach heisst, nicht wissen, was in uns vorgeht, wenn wir verliebt oder eifersüchtig, schüchtern oder neidisch, glücklich oder unglücklich sind. »Sich nicht kennen« heisst, da, wo wir sind, nicht wissen, was Göttliches in den Menschen vorgeht. Wir sind hässlich, wenn wir uns von den Göttern, die in uns sind, entfernen, und werden schön in dem Masse, als wir sie entdecken. Aber wir werden das Göttliche in den Anderen erst finden, wenn wir ihnen das Göttliche in uns selbst zeigen. Der eine der Götter muss dem anderen ein Zeichen geben, und alle Götter antworten auf den unmerklichsten Wink. Man kann es nicht genug wiederholen; es bedarf nur einer fast unsichtbaren Spalte, und die Wasser des Himmels dringen in eine Seele. Alle Becher streben der unbekannten Quelle zu; wir sind auf einem Gebiet, wo man nur an die Schönheit denkt! Wenn man einen Engel fragen würde, was unsere Seelen im Schatten thun, würde er, glaube ich, nachdem er lange Jahre zugesehen hat, antworten: Weit mehr als das, was sie in den Augen der Menschen zu thun scheinen, »verwandeln sie die kleinen Dinge, die man ihnen reicht, in Schönheit«. Ach, ich muss gestehen

die menschliche Seele hat einen merkwürdigen Muth! Sie ergibt sich darein, ein ganzes Leben in der Dunkelheit zu arbeiten, wohin sie die meisten verweisen und wo Niemand mit ihr spricht. Sie thut dort, was sie kann, ohne sich zu beklagen, und bemüht sich, den Kieselsteinen, die man ihr zuwirft, jenen Kern ewigen Lichtes zu entreissen, den sie vielleicht enthalten. Und während sie sich dermassen bestrebt, harrt sie des Augenblickes, wo sie einer geliebteren oder zufällig näherstehenden Schwester die Schätze zeigen kann, die sie emsig aufgehäuft hat. Aber es gibt tausende von Existenzen, wo keine Schwester sie besucht und wo das Leben sie so schüchtern gemacht hat, dass sie wortlos von dannen geht, ohne sich ein einzigesmal mit den bescheidensten Juwelen ihrer bescheidenen Krone schmücken zu können. — — Und trotz Allem wacht sie über Alles in ihrem unsichtbaren Himmel. Sie winkt, sie liebt, sie bewundert, sie zieht an, sie stösst ab. Bei jedem neuen Ereigniss steigt sie an die Oberfläche in der Erwartung, dass man sie nie wieder hinabzusteigen zwingen wird, weil sie für lästig und toll gilt. Sie irrt wie Kassandra in der Tempelhalle der Atriden. Sie sagt dort Worte, deren Wahrheit sogar nur Schatten ist, und Niemand hört ihr zu. Wenn wir die Augen aufschlagen, erwartet sie einen Sonnenstrahl oder einen Sternenschimmer, aus dem sie einen Gedanken oder ein unbewusstes und sehr reines Streben machen will. Und wenn unsere Augen ihr nichts bringen, wird sie ihre klägliche Enttäuschung in etwas Unaussprechliches zu verwandeln wissen, das sie bis zum Tode verbergen wird. Wenn wir lieben, berauscht sie sich hinter der verflossenen Thüre am Lichte und verliert, indem sie hofft, nicht ihre Zeit; dieses Licht, das durch die Ritzen der Thüre sickert, wird für sie Güte, Schönheit oder Wahrheit. Aber wenn die Thüre sich nicht öffnet (und in wie vielen Existenzen bleibt sie geschlossen?), kehrt sie in ihr Gefängniss zurück, und ihre Trauer wird eine höhere Wahrheit sein, als man sie je sehen wird, denn wir sind auf dem Gebiete der unbeschreiblichen Umwandlungen; was nicht auf dieser Seite der Thüre entsteht, ist nicht verloren, aber es mengt sich nie zu diesem Leben. — — — —

Ich sagte oben, dass die Seele die kleinen Dinge, die man ihr reicht, in Schönheit verwandelt. Es scheint sogar, je mehr man daran denkt, dass sie keinen anderen Wesensweck hat und dass sie ihre ganze Thätigkeit darauf verwendet, in uns einen unbeschreiblichen Schönheitsschätz anzusammeln. Würde sie nicht Alles in Schönheit verwandeln, wenn wir nicht unaufhörlich die hartnäckige Arbeit unserer Seele stören würden? Wird nicht das Böse selbst kostbar, wenn sie aus ihm den herrlichen Diamant der Reue hervorgezaubert hat? Werden die Ungerechtigkeiten, die ihr begangen habt, und die Thränen, die ihr fliessen gemacht, nicht auch schliesslich in eurer Seele Licht und Liebe? Habt ihr je in euch selbst dieses Reich läuternder Flammen geschaut? Man hat euch heute ein grosses Unrecht gethan; die Geberden waren klein, die Handlung niedrig und kläglich, und ihr habt hässlich geweint. Werft aber einige Jahre später einen Blick in eure Seele und sagt mir,

ob ihr nicht in der Erinnerung an diese That etwas seht, was schon reiner ist als ein Gedanken, eine ungewisse, unnennbare Macht, die nichts gemein hat mit den gewöhnlichen Mächten, die Quelle eines »anderen Lebens«, an welcher ihr trinken könnt bis an das Ende eurer Tage, ohne sie je zu erschöpfen. Und doch habt ihr der unermüdlichen Königin nicht geholfen, ihr dachtet an etwas Anderes, während die That sich in der Stille eures Wesens ohne euer Wissen läuterte und das kostbare Wasser jenes grossen Wahrheits- und Schönheitsbeckens vermehrte, das nicht so aufgewühlt ist, wie das weniger tiefe Becken der wahren und schönen Gedanken, das aber für immer vor dem Hauch des Lebens bewahrt bleibt.

»Es gibt nicht eine Thatsache, nicht ein Ereigniss in unserem Leben,« sagt Emerson, »das nicht früher oder später seine träge, dem Irdischen anheftende Form verlieren und uns nicht in Erstaunen setzen wird durch seinen Aufflug aus unserem Körper in die Regionen des Feuerhimmels.« Das ist wahrer noch, als Emerson es vielleicht vorausgesehen hat, denn je weiter wir vorschreiten auf diesem Gebiet, desto göttlichere Sphären entdecken wir.

Man weiss nicht genug, was diese lautlose Thätigkeit der uns umgebenden Seelen ist. Ihr habt ein reines Wort zu einem Wesen gesagt, das es nicht verstanden hat. Ihr habt es vergessen geglaubt und dachtet nicht mehr daran. Eines Tages aber kommt das Wort in unerhörten Verwandlungen wieder an die Oberfläche, und man kann die unerwarteten Früchte sehen, die es in der Dunkelheit getragen hat; dann verfällt wieder Alles in Schweigen. Aber was liegt daran? Man erfährt, dass nichts in einer Seele verloren geht, und dass die kleinsten auch ihre Augenblicke der Herrlichkeit haben. Ja, es ist unzweifelhaft; die Unglücklichsten und seelisch Aermsten selbst haben ohne ihr Wissen im tiefsten Grunde ihres Wesens einen Schönheitsschatz, der nie verarmen wird. Es handelt sich nur um die Gewohnheit, darin schöpfen zu können. Die Schönheit darf nicht ein im Leben vereinzelt vorkommendes Fest sein, sie muss ein tägliches Fest werden. Es gehört nicht viel dazu, um zu Jenen zugelassen zu werden, »in deren Augen sich die blumenreiche Erde und die strahlenden Himmel nicht mehr in unendlich kleinen Theilchen, sondern in erhabenen Massen wiedergespiegelt,« und ich spreche von Blumen und Himmeln, die dauerhafter und reiner als die sinnlich wahrnehmbaren sind. Es gibt tausend Canäle, durch welche die Schönheit unserer Seele bis zu unserem Gedanken gelangen kann, und so ein Canal ist namentlich der wunderbare und wichtige Canal der Liebe.

Finden sich nicht in der Liebe die reinsten Schönheitselemente, die wir der Seele bieten können? Es gibt Wesen, die sich so in der Schönheit lieben. Sich so lieben heisst, nach und nach den Sinn für das Hässliche verlieren, heisst, blind werden für alle kleinen Dinge und nur mehr die Frische und Jungfräulichkeit der demüthigsten Seelen sehen. So lieben heisst, nicht einmal mehr verzeihen müssen. So lieben heisst, nichts mehr verbergen können, weil es nichts mehr gibt, das

die immer gegenwärtige Seele nicht in Schönheit verwandelt. So lieben heisst, das Schlechte nur mehr sehen, um die Nachsicht zu läutern und um zu lernen, dass der Sünder und seine Sünde nicht eins sind. So lieben heisst, alle uns Umgebenden in uns auf Höhen erheben, wo sie nicht mehr fehlen können, auf Höhen, von wo aus eine niedrige Handlung zur Erde fällt und unbewusst die kostbare Seele ausliefert. So lieben heisst, ohne unser Wissen die kleinsten Absichten, die um uns herum wachen, in unbegrenzte Regungen verwandeln. So lieben heisst, Alles, was es Schönes gibt auf Erden, im Himmel und in der Seele, zum Feste der Liebe rufen. So lieben heisst, vor einem Wesen so, wie vor Gott existiren. So lieben heisst, mit der geringfügigsten Geberde die Gegenwart seiner Seele und aller ihrer Schätze heraufbeschwören. Es bedarf nicht mehr des Todes, des Unglücks oder der Thränen, damit die Seele erscheine; ein Lächeln genügt. So lieben heisst, die Wahrheit im Glücke ebenso tief erschauen als einige Helden sie im Lichte der grossen Schmerzen gesehen haben. So lieben heisst, die Schönheit, die sich in Liebe verwandelt, nicht mehr unterscheiden von der Liebe, die sich in Schönheit verwandelt. So lieben heisst, nicht mehr sagen können, wo der Strahl eines Sternes erblasst, und wo der Kuss eines gemeinsamen Gedankens beginnt. So lieben heisst, Gott so nahe kommen, dass die Engel einen besitzen. So lieben heisst, gemeinsam dieselbe Seele verschönen, welche nach und nach der »einzige Engel« wird, von dem Swedenborg spricht. So lieben heisst, täglich eine neue Schönheit in diesem geheimnissvollen Engel entdecken, und vereint in immer höher, immer lebendiger werdender Güte einherschreiten. — Denn es gibt auch eine todte Güte, die nur aus Vergangenheit gewoben ist; aber die wirkliche Liebe macht die Vergangenheit unnütz und schafft bei ihrem Nahen eine unerschöpfliche Zukunft an Güte ohne Unglück und ohne Thränen. So lieben heisst, seine Seele befreien und ebenso schön werden wie die befreite Seele.

»Wenn du bei der Rührung, die dir dieses Schauspiel verursachen muss,« sagt über ähnliche Dinge der grosse Plotinus, der von allen mir bekannten Geistern sich am meisten der Göttlichkeit näherte, »wenn du bei der Rührung, die dir dieses Schauspiel verursachen muss, nicht verkündest, dass es schön ist, und wenn du dann, deinen Blick in dich selbst senkend, nicht den Reiz der Schönheit empfindest, dann wirst du in ähnlicher Stimmung vergebens die übersinnliche Schönheit suchen; denn du würdest sie dann nur im Unreinen und Hässlichen suchen.« Darum sind die Worte, die wir hier gesprochen, nicht an alle Menschen gerichtet. Aber wenn du in dir die Schönheit erkannt hast, dann erhebe dich zur Erinnerung an die übersinnliche Schönheit. — — — — —

ÖSTERREICHISCHE LOGIK.

Von F. SCHIK (Wien).

Da sich die in das Ministerium Gautsch gesetzten Hoffnungen, wieder parlamentarische Zustände herbeizuführen, nicht erfüllt haben, dürfte dessen Bestand für längere Zeit gesichert sein. Man ist wieder beruhigter, weil Alles so eingetreten ist, wie man befürchtete. Die Aufregungen, die das Regime Badeni verursachte, sind nun einer unparlamentarischen Ruhe gewichen. So hat denn Gautsch spielend erreicht, was sein Vorgänger mit allen Mitteln anstrebte.

Die Kundgebungen der Majoritäts- und der Minoritätsparteien anlässlich des Abbruches der Verhandlungen zwischen dem neuen Ministerium und den Parteien lassen an Unvereinbarkeit nichts zu wünschen übrig. Allseitig wird deshalb die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Parlamentskrise ausgesprochen. Zwar sind die meisten Abgeordneten bereits in ihre heimatlichen Wahlbezirke abgereist, aber die Langweile, die sie dort beschleichen dürfte, und die bösen Träume, die ihnen während des unconstitutionellen Schlafes kommen werden, müssen schliesslich dahin führen, dass man sich der Tragik der vergangenen Ereignisse immer weniger bewusst wird.

Mit den Aussichten für den Ausgleich können wir zufrieden sein. Der blutige Föderalismus, wie er bei uns am Horizont aufsteigt, hat die Ungarn plötzlich stutzig gemacht. Wir führen ihnen ein Schauspiel vor, das in der Folge auf die in ihrem Land unterdrückten Nationalitäten nicht ohne Wirkung sein könnte. Eine weitere Schwächung unserer Reichshälfte kann daher nicht in ihrem Interesse liegen. So wird nun der Ausgleich zustande kommen, obwohl von unserer Seite Alles gethan wurde, ihn unmöglich zu machen.

Auch mit den Sprachenverordnungen wird man sich nunmehr versöhnen können. Die Deutschen waren nach deren Erlassung in grösster Aufregung, die Tschechen würden es durch deren Aufhebung sein. Es geht also nicht an, beide Nationen durch ein und dasselbe Auskunftsmittel zu beruhigen. So wurde zu Gunsten der Deutschen der Urheber Badeni aufgehoben, zu Gunsten der Tschechen seine Verordnungen belassen.

NOTIZEN.

DEUTSCHES VOLKSTHEATER. »Bartel Turaser«, Drama in drei Acten von Philipp Langmann. — Dieses Stück hat einen starken theatralischen Erfolg erzielt. Aeusserlich hätten die von unserer Censur noch immer verbotenen Hauptmann'schen »Weber«, deren Abklatsch »Bartel Turaser« ist, auch nicht stärker durchschlagen können. In keiner Wendung ist der neuzeitliche, socialdemokratische Geist zu verspüren, der in seiner Ursprünglichkeit die aus Jahrhunderten hergeleiteten Traditionen unserer Gesellschaftsordnung durchbricht. Die Färbereiarbeiter Langmann's unterscheiden sich in nichts von ihren vormärzlichen Genossen. Sie stehen noch auf dem Standpunkt, dass einzig und allein der Unterschied zwischen Arm und Reich die Menschen scheidet, während heute auch ein ärmster Teufel als Gesinnungsbourgeois und der reichste Millionär als Gesinnungssocialist sich erkennen lassen kann. Nicht auf die äusseren Umstände, in denen sich ein Mensch befindet, kommt es vornehmlich an, sondern auf die Spannkraft seines Geistes, die unabweisliche Zukunftsentwicklung des Menschengeschlechtes schon auf unsere Gegenwart einwirken zu lassen. Welche socialen Gemüthsbewegungen gehen in »Bartel Turaser« vor? Er lässt sich für zweihundert Gulden vom Färbermeister zu einer falschen Zeugenaussage in einem Ehrenbeleidigungsprocess gegen eine Arbeiterin verleiten. Gewissensbisse ohne socialen Einschlag treiben ihn schliesslich, sich dem Gerichte selbst zu stellen. Durch seinen Meineid hatte er bewirkt, dass seine Färbereigenossen vom schlechten Färbermeister entlassen wurden; durch seine Selbstanzeige macht er's wieder dadurch wett, dass dieser nun mit ihm ins Criminal kommt. Auf solche Grossthaten ist die heutige, alle Staaten umfassende Arbeiterorganisation nicht mehr angewiesen. *—i—.*

LEVETZOW'S NEUESTE DICHTUNGEN.[1]) Die »Höhenlieder« Levetzow's symbolisiren sich in dem Titelblatte des Buches. Sie schweben in einer Höhe, wo die blaue Luft in einen milchweissen Aether verschwimmt, und es sinkt von ihnen ein rother Blitz nieder zwischen die schwarzen Bergesspitzen der alten Erde. Und daneben haucht eine farblose Asphodelusblume den Namen des Autors.

Dieser Name ist bereits wohlbekannt. Die »Lieder eines Andern von Ihm selbst« haben Levetzow viele Bewunderer gewonnen, aber auch manchen Gegner in Harnisch gebracht. Freilich kann man nicht

---

[1]) Höhenlieder. Gedichte und Aphorismen von Carl Freiherrn von Levetzow. Wien, Carl Konegen, 1893.

leugnen, dass die Kritik in ihrem Lobe über ihn mehr Feinsinn aufgeboten hat, als in ihrem Tadel.

Levetzow's Dichtungen erinnern an jene Gemälde, die manchem Beschauer ein wirres Neben- und Durcheinander von bunten Farben, grellen Reflexen und unglaublichen Stimmungen erscheinen. Weiss man aber den Standpunkt zu finden, von dem aus sie betrachtet werden müssen, dann gruppiren sich aus dem glühenden Nebelschleier Gestalten zu wachsender, krystallheller Schärfe der Konturen, zur unmittelbaren, selbstverständlichen Wirkung heraus. Man braucht bloss bei der Verblüffung über den chaotischen Reichthum stehen zu bleiben, wenn man es zu einem abfälligen Urtheil bringen will; um Levetzow zu würdigen, muss man weiter gehen.

Inhaltlich reihen sich die »Höhenlieder« an die »Gedanken eines Andern von Ihmselbst« an. Gleich diesen fussen sie auf dem Unterschiede zwischen Menschen und Anderen und bringen Stimmungen, Wendepunkte, Aufschreie aus dem Entwicklungsprocesse, der von den Einen zu den Anderen führt, in loser Aneinanderreihung.

Unter den »Anderen« sind Jene zu verstehen, welche einen solchen Grad innerer Vollkommenheit erreicht haben, dass sie alle Ingredientien der Menschlichkeit in sich vereinigen, und denen daher alle Vorgänge ausser ihnen nur wesenlose Projectionen ihrer Innerlichkeit, nicht mehr bedeutungsvolle Selbsterscheinungen sind. Eine Stufe, zu der man nach Levetzow's Ansicht nicht durch philisterhaft ausdauerndes Streben gelangt, sondern durch die Fähigkeit, sich im Feuer grosser Gedanken und Leidenschaften zu läutern, und so als Phönix aus der eigenen Asche aufsteigt.

Die Form der Lieder ist bis auf vier oder fünf, die sich in den landesüblichen Metren bewegen, die freier Verse, welche an die Oden Pindar's, mehr noch an die Cantilenen von König Davids Psalmen erinnern. Die Structur der Rhythmen gliedert sich nach dem logischen Aufbau des Gedankens, so dass, wer den Inhalt nicht verstehen würde, kaum den Eindruck gebundener Rede haben könnte.

Es ist schwer, aus einer Sammlung wie die der »Höhenlieder« Einzelnes herauszugreifen. In ihrer Gesammtheit liegt eben die Formel ihres eigentlichen Verständnisses, ihrer wahren Würdigung. Wir möchten nur verweisen auf: »Umarmung (— gestern ist der Tod gestorben)«, »Bleicher Himmel, dunkle Meere«, »Abschied«, »Verblassen«, das letzte der Aphorismen, und vor Allem auf den Cyklus: »Menschen und Andere«.

Wer an das Büchlein herantritt, wird sich Levetzow's Worte gegenwärtig halten müssen:

»Kurz herausgestossen
Ist der Adlersschrei
Und unverständlich.
Aber in ihm liegt
Sonnenhöhe
Und Abgrundstiefe.
Recht hören — —
Muss gelernt sein.«

R. v. E.

Aus dem hohen Norden. Kajakmänner. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger, herausgegeben von Signe Rink. — S. Fischer, Berlin 1897.

Nicht Alle kennen die Bilder der alten deutschen Meister, die in den versteckten, rückwärtsgelegenen Räumen unserer Museen ihren Platz gefunden haben. Wer sie aber kennt und treu und fleissig wiederkommt, der lernt sie lieben, nicht Alles auf einmal, das nistet sich nicht so rasch in Herz und Nerven ein, aber langsam, eine Hand, einen Blick, ein Lächeln, eine Geberde, und was uns erst steif und trocken und hölzern war, das bekommt Wahrheit und Leben, Licht und Liebreiz. Ich liebe die Kunst unserer Väter mit demuthsvoller Rührung, in der sich ein Körnchen Neid birgt, der Neid des Reichen, der erst seine mühsam erworbenen Schätze wegwerfen muss, um dasselbe Glück zu geniessen, das dem Armen als Himmelsbrot in den Schoss fällt. Und eben diese Empfindung beschlich mich, als ich »Die Kajakmänner« las, eine Reihe Erzählungen aus der Feder grönländischer Seehundsfänger, die Signe Rink gesammelt und dem deutschen Lesepublicum als kraftvolle Brühe für die verdorbenen Mägen vorgesetzt hat »Die Kajakmänner« werden beiläufig die gleiche Empfindung wachrufen wie die derbe Bauernspeise bei den verwöhnten Städtern. Viel Entsetzen, ein bischen Neugier, ein klein wenig Neid und gar kein Verständniss. Der Schlussrefrain wird sein: Ach, das ist überhaupt kein Buch! — — — Nein, » Die Kajakmänner« ist kein Buch, es ist die Offenbarung einer Volksseele. — Es ist ganz einfach die Kunde, dass es hoch oben im Norden unter Schnee und Eis Menschen gibt, die ihr ureigenstes Gepräge durch den Wandel aller Zeiten festhalten und ihre Leiden und Freuden, ihre Schmerzen und Hoffnungen, ihren Ehrgeiz, ihre Verzweiflung haben wie wir... Nein, das ist nicht das Beste, was über das Buch gesagt werden kann... Nicht wie wir! So sind wir nicht. So waren wir vielleicht einmal, als wir die Segnungen der Cultur nicht kannten. So gut und ehrlich, so grausam und wetterfest, so kindlich fromm und blöde abergläubisch, so brav und stark und im innersten Kerne ungekünstelt, so waren wir vielleicht einmal, so sind sie jetzt und werden es hoffentlich bleiben, die grönländischen Seehundsfänger, die Kajakmänner.

Was uns höchster Edelmuth, Grossherzigkeit bedeutet, ist ihm die einfältige Erkenntniss einer Nothwendigkeit. Z. B. wenn einer sich in den Tod begibt mit den nüchternen Worten: »Bleibe du davon und lass mich, du bist viel mehr wert als ich«.— Der Grönländer ist keine empfindsame Natur, er liebt es nicht, von sich und seinen Gefühlen zu sprechen. Er geht gern mit einem Scherz oder irgend einem kalten unpoetischen Wort darüber hinweg. Meldet sich einmal Empfindung, dann wirkt sie in schmucklosem Ausdruck so stark und liebreich, dass ihn Sätze tönender Worte nicht überbieten könnten... Z. B. wenn der Bärenjäger von seiner Erinnerung übermannt ausruft: »Ach, ich leugne nicht, dass mir damals um meiner kleinen Maria willen elend zu Muthe war. Ich konnte meinem Schöpfer und Erhalter nicht genug danken, wenn ich sie sehen konnte, wie sie umherging.« Spricht der Kajakmann von sich und seinen ureigensten Gefühlen, so hat er

das Bedürfnis, sich zu entschuldigen. »Obgleich die Sache ja von keiner weiteren Bedeutung ist als für mich selbst..« — Das sind die Dinge, die den Grönländer an die tiefste Seele gehn und unerörtert verklingen. Wenn z. B. einer der jungen Meerschiffer vom Kajakschwindel befallen wird, und das Treiben auf hoher See ein jähes Ende hat, dann ahnt man hinter den dürftigen Worten nur, welche Fülle von Hoffnungen, ehrgeizigen Wünschen zerstört wurde. — Auch heimlich träumende Köpfe sind unter den Grönländern, und nicht bloss im Salon erblüht die blaue Blume. Ich wüsste keinen Modernen, von dem die Kajakmänner zulernen sollten, aber gar manchen Modernen, der zu den Seehundsfängern in die Lehre gehen kann.

Wien. *E. K.*

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

1. JANUAR 1898.

BETRACHTUNGEN ÜBER DIE ZIELE UNSERER ZEIT.

Von CAMILLE MAUCLAIR (Paris).

Autorisirte Uebersetzung von ST. G.

Eine Studie, die ich jüngst veröffentlichte, hat mir mehrere Briefe von jungen Leuten verschafft. Ich habe in der erwähnten Arbeit auseinandergesetzt, dass nach meiner Meinung unseren Intelligenzen die Charaktere mangeln, ich betonte die Activität aller Energie und ich wollte — endlich! — sagen, bis zu welchem Grade mich die Atmosphäre meiner Generation bedrückt, und meinen unabänderlichen Beschluss bekunden, diese Wege der Depression zu verlassen. Ich habe damit an eine Wunde gerührt. Aber es ist die tiefste Ueberzeugung, welche ich in sieben Jahren der Schriftstellerei erworben habe — meine Neigung zu moralischen Werthungen ist daran theilweise schuld — dass die Persönlichkeit eines Schriftstellers unzertrennlich ist von seinen Büchern, so dass es keine noch so glänzende Intelligenz gibt, welche nicht zusammenbrechen musste ohne die entsprechende Grösse der privaten Eigenschaften, ohne die unaufhörliche Veredlung des verborgenen, privaten Menschen. Diese letztere Arbeit ist in meinen Augen der Beweis der ersteren, so dass ein Werk niemals die Entschuldigung für die Charakterarmuth seines Verfassers sein kann. Kein wirkliches Kunstwerk besteht in meinen Augen ausserhalb dieser Bedingungen, wenigstens gegenwärtig haben die Spielereien der Talente, so geistreich sie sein mögen, aufgehört mich zu bewegen. Ein Gedanke von Milton, der mir nicht willkürlich schien, wird mir jetzt ganz klar: »Der wahre Poet achtet darauf, dass sein Leben seine beste Dichtung sei!« Der Mensch soll das lebende Symbol seiner Grundsätze sein. Wir aber haben daran uns gewöhnt, unseren Grundsätzen sehr viel schuldig zu bleiben und im Nothfall ein paar ironisch fatalistische Entschuldigungen zu stammeln. Der Fehler liegt darin, dass wir Alles nur mit Worten bezahlen, dass wir nicht leben können und uns sehr verschmitzt be-

trügen. Es ist beinahe gleichgiltig, ob wir eine Sache tragisch oder, im Gegentheil, phlegmatisch nehmen, unsere ganze Thätigkeit besteht im Denken. Man ermuntert sich nur den brummenden Schädel und das verödete Herz. Es wäre endlich an der Zeit, die zwei oder drei festen, wenn auch nicht glänzenden Vorschriften zu finden, die genügen, eine moderne Existenz ethisch zu begründen. Und es ist gar kein grosses Genie nothwendig, um sie zu erringen. Sie sind wahrscheinlich schon ganz nahe. Es würde genügen, sie in gutem Glauben und ohne Subtilitäten zu suchen. Aber das ist das Schwere: der gute Glaube und der Mangel an Subtilitäten, das ist es gerade, was uns am meisten fehlt.

Haben die jungen Leute, welche mir schrieben, gleichfalls dieses gebieterische Bedürfniss nach diesen einfachen Eigenschaften gehabt? Haben sie mir deshalb geschrieben? Ich zweifle, ob sie es gethan hätten, wenn ich eine rein literarische Frage aufgeworfen hätte, denn schliesslich haben wir genug Literatur getrieben. Sie interessirt uns nicht mehr sehr und wir werden ohnehin noch von ihr reden müssen. Wir haben uns so viel mit Worten amusirt, lassen wir sie nun ein wenig ausruhen! Und uns desgleichen! Wir wissen ja, wie das gekommen ist: Es gibt zu viel Formen für das, was heutzutage zu sagen ist. Wir sind nahe daran, von jedem literarischen Werk, abgesehen von einem gewissen Quantum Amusement, eine bestimmte ethische Signatur zu verlangen. Es war also nur wahrscheinlich, dass auf eine vereinzelte Erklärung hin andere Leute gleichfalls in sich gegangen sind und sich die Musse nahmen, mir zu antworten: »Sie fühlen sich in dieser Atmosphäre nicht wohl? Aber wir ja auch. Sie haben genug? Wir desgleichen. Aber — was thun?« Aufrichtig gesagt, ich habe nicht gedacht, dass man so schnell zu dieser Frage kommen werde. Es ist schon ein grosses Resultat, dass man sie ernsthaft stellt. Schwer genug ist es, aus diesem Labyrinth zu entkommen. Aber jenes Labyrinth, welches man gar nicht verlassen will, ist das schrecklichste.

Es schien mir, dass ich mit dem Satze: »Viele können schreiben, aber Wenige können leben« den Finger auf eine Wunde der Gegenwart lege. Wenigstens, dachte ich, auf meine Gegenwart! Nun habe ich auch andere junge Leute rufen gehört, und es scheint, dass sie sich ebenso wund fühlen und an denselben Standpunkt gelangt sind wie ich. Diese Briefe fragen mich: »Was thun?« Es scheint mir, dass, wenn einer der jungen Leute, die mir schrieben, vor mir sässe und der Moment den Reflexionen und Vertraulichkeiten günstig wäre, ich nichts Anderes sagen könnte als etwa dieses:

»Sie fangen an zu verstehen, dass der Symbolismus, der Naturismus und die anderen Praktiken, das, was ich die Leidenschaften des Kopfes nenne, zu nichts Rechten führen? Es ist klar, dass ein Mensch, der das Leben der Gegenwart mit gesunden Sinnen betrachtet, und der, zurückgekehrt in sich, keine andere Conclusion findet, als Verse zu schreiben, zumindest ein wenig... schwächlich ist. Und dennoch

haben sich drei Viertel unserer Kameraden damit beschäftigt. Wenn wir versucht haben, mit ihnen von anderen Dingen zu reden, so haben wir sie wenig gestört. Sie sind so beschäftigt mit ihren Zänkereien über die Verskunst, über die Prosa in Versen oder die Verse in Prosa, es ist beinahe fraglich, ob das Leben umfassender sein kann als all diese Fragen. Aber dieses ganze Zeug langweilt Sie? Die Balladen, Sonette, Versspiele befriedigen Sie nicht mehr? Sie begreifen auch, dass das Ausdrücken seiner selbst durch den Styl über all diesen Spielereien steht und dass die Literatur mehr bedeutet als eine... Carrière? Allein Sie wissen nicht, was man an Stelle dieses Firlefanz und dieser Ammenmärchen setzen soll? Die moralische Gewichtigkeit des Bücherschreibens lockt Sie und ich zerstöre viel in Ihnen, wenn ich jetzt von »Charakter« rede und Ihnen rathe, vor Allem diese unerträgliche Atmosphäre zu verlassen. Haben Sie nicht auch, indem Sie bei diesem Abscheu anlangen, ein gründliches Gefühl der Aufrichtigkeit?

Ich bitte Sie, mich nicht misszuverstehen. Ich beschuldige keinen bestimmten Schriftsteller, ich behalte nicht die Menschen im Auge, sondern die Grundsätze, welche sie bewegen. Ich bestreite, über allen diesen Individuen, das Lebensprincip dieser Gruppe. Ich beschäftige mich nur mit falschen Ideen, und diese sind es, nicht die Menschen, die uns bedrücken. Hier liegt eine vor, und sie ist der Grund unserer Qual. Es ist die Vorstellung, welche wir uns von der Beschränkung der Kunst machten. Wir haben uns selbst gefangen gehalten, wir haben es nicht gewagt, in unserer Zeit zu bestehen. Heute ersticken wir in unserer engen Atmosphäre, aber wir wagen uns nicht ins Freie, weil der Lärm der Welt uns Kopfweh verursachen könnte. Und trotzdem leben und handeln alle Anderen in diesem Lärm! Wagen wir es, dieser ersten Betäubung zu trotzen, je länger wir es versuchen werden, umsomehr werden wir aufblühen. Das Bett schwächt den Kranken, wenn er schon einmal ausgeruht ist!

Unsere Generation hat gerade so viel Talent wie jede andere, vielleicht sogar mehr in vielen Punkten. Sie hat undenkbar viel Mittel gefunden, welche den jungen Leuten Wege zur Entfaltung ihrer Sensibilitäten eröffneten, so dass sie sich heute in jeder Weise gehen lassen können. Trotzdem stirbt die Literatur dieser Generation? Trotzdem ermüdet und langweilt sie uns? Das kommt daher, weil die Energie dieser Leute eine ganz innerliche war, weil sie den Werth ihrer Principien nicht durch eine offene, unbeugsame Führung ihres Lebens documentirten, weil sie es verschmäht, sich activ zu bethätigen, und weil dieses Verschmähen heute einer Ohnmacht gleichsieht. In diser Welt der durchaus vornehmen Revuen, der beschränkten Oeffentlichkeit, der isolirten Doctrinen mangelte eines, der Charakter! Und was nenne ich mit diesem Worte, welches Sie so sehr irritirt? Die fortwährende Offenbarung des Menschen in seinen Schriften, seine fortwährende stumme Gegenwart in seinen Arbeiten, sein Wesen, welches im Spiel der Kunst als Einsatz gilt. Sie sagen, dass die Betreffenden sich ohnehin in ihrer Kunst offenbart hatten? Nein, nicht genug, sonst könnten sie nicht

athmen in der Gesellschaft, welche sie auch uns eröffnen wollen. Nein, sie haben gezaudert, ironisirt, speculirt. Als Söhne des Kriticismus wollten sie nicht einfach glauben. Und heute, was sehen wir bei aller ihrer Absichtlichkeit, ihren halben Worten, ihrer skeptischen Eleganz, mit ihrer Zurückweisung des gewöhnlichen Lebens, mit ihrem Mandarinenthum, mit ihren diplomatischen Künsten, mit ihrer Beschränkung auf die Elite und den Snobismus? Eine ungeheuere Prellerei, ein Mangel an Charakterkräften, der drohende Zusammenbruch! Ja, die, von denen ich rede, haben das Leben viel zu sehr von oben herab angesehen, obzwar sie doch nicht die Kraft hatten, sich seinen Reizungen zu verweigern. Es wird nöthig sein, dass wir aufhören, die Gezierten zu spielen. Wir finden uns ins volle Leben nur, damit wir unsere spitzfindigen Grübeleien über Alles und Jedes machen können.

Sie schreiben mir: »Aber welche Actionen sollen wir unternehmen?« Alle, meine Herren, Alle, die sich Ihnen bieten. Wenn Sie Charakter haben, so bejahen Sie das bei jeder Gelegenheit. Es gibt keine kleinen Anlässe auf moralischem Terrain, es gibt keine geringen Vorkommnisse. Sicherlich würden Sie unklug sein, wenn Sie sich im Sturm dem Apostelthum oder dem öffentlichen Tribunenthum in die Arme werfen würden. Aber versuchen Sie doch vorerst eine Eroberung Ihrer selbst. Sie werden erschrecken, wie viel Sie noch zu realisiren haben und wie sehr unsere verfeinerten Poeten in ihrer moralischen Existenz roh und unausgebildet erscheinen. Nur allein der moderne Mensch gibt sich niemals Rechenschaft über sich selbst, er verhört sich selbst nicht mehr, weil er an irgendwelchen Aeusserlichkeiten herumkritteln oder an seinen Werken klügeln muss. Wenn ich Ihnen sage: »Vollführen Sie alle kleinen Actionen, welche sich Ihnen bieten,« so höre ich als Antwort Ihre unsichere Frage: »Was für kleine Actionen?« Ach, die grossen Fragen erscheinen Ihnen ja nur gross, weil sie einen sichtbaren und äusserlichen, durch die Gewalt der Thatsachen bestimmten Effect machen. Aber untersuchen Sie selbst Ihr privates Leben, und Sie werden Gelegenheit genug finden. Es genügt, wenn Sie sich wirklich entdecken wollen. Das Wesentliche ist: Seine moralische Persönlichkeit als vorzüglichstes Object seiner Sorge zu betrachten. Die Schriftstellerei kommt erst in zweiter Linie. Was die heutige Generation ertödtet, ist ihr inniger Rapport mit dem Buche. Ein Buch ist nur das Zeichen eines Menschen, der sich stetig vervollkommnen will. Was aber soll man zu einem Menschen sagen, der sich nur damit beschäftigt, seine Bücher zu vervollkommnen? Er hält die Folge für die Ursache und bringt sich selbst diesem Fetischdienst zum Opfer.

Es fehlt den Büchern dieser Autoren an Energie, weil sie nicht genug privaten Charakter besitzen. Der Mangel an Charakter ist das Kennzeichen des Symbolismus gewesen, deshalb sah er so ausgemergelt aus und ging an sich zugrunde. Wir wissen Alle, dass er uns eine gewisse Sensibilität gebracht hat. Aber er blieb unbeeinflussbar vom Leben. Er hat nicht einmal die Lebensstärke einer Schule erreicht, was gewiss

kein Zeichen einer dauernden Kraft ist. Er hat gar nicht bestanden, denn keiner seiner Adepten vermochte durch ihn sein Wesen auszudrücken. Und dennoch hat man sich um dieses Nichts geschaart, nicht einmal aus Freude an der Vereinigung, sondern aus Schlaffheit, um die Frist zu erstrecken, um sich in der öffentlichen Meinung einen Platz zu erobern. Der Symbolismus, diese stumme Gestalt, hat ihnen hergehalten, um das zu sein, was man juridisch die »verantwortliche Person« einer Gesellschaft nennt. Hören Sie einen Moment auf, Ihren Styl zu vervollkommnen und beschäftigen Sie sich damit, Ihr Denken von den Clichés der Solidarität zu befreien. Sie werden noch immer Zeit finden, sich mit dem Worte zu vergnügen. Nicht das Talent ist zur Stunde das Primäre. Alles berstet vor Talent. Nöthig ist aber jetzt Charakter. Beginnen Sie damit, freimüthig über alle Dinge herauszureden. Das ist die erste der »kleinen Actionen«. Das ist sehr hart, Sie werden es nicht ohne Mühe thun, aber es muss sein! Uebrigens ist es die beste moralische Politik. Sie werden hier geborgen sein. Die Einfachheit wird Sie besser schützen als die complicirtesten Herumredereien. Man fürchtet Jenen, der ruhig sagt, was er denkt.

Suchen Sie um sich herum die Charaktere. Fliehen Sie alle unechten Solidaritäten, scheiden Sie von aller kleinlichen Gemeinsamkeit, handeln Sie wie ein fremder Besucher. Betrachten Sie namentlich Jene, welche Ihnen durch ihre Werke oder ihre Thaten nahegehen, suchen Sie die Menschen unten Aelteren wie unter ihren Kameraden. Schauen Sie jeden für sich an, und zwar stets mehr mit dem Herzen wie mit dem Geist, denn man nähert sich einem menschlichen Wesen nur, wenn man es liebt. Wie viel Leute sprechen ausgezeichnet, auch über Moral. Sie wissen, dass man mit einer geschickten Handhabung der Worte sogar die Illusion einer gewissen inneren Noblesse erzeugen kann. Vergessen Sie alle Worte, sehen Sie auf die Handlungen. Noch mehr: Prüfen Sie mit den Fühlern des Herzens unter der Unvollkommenheit einer That die Intention derselben.

Wenn Sie diese Vorbedingungen geschaffen haben mit solchen »kleinen Actionen«, wenn Sie sich die Beweise von Charakter nach der moralischen Seite hin geliefert haben, so bleiben Sie an der Grenze jeder Gesellschaft, refusiren Sie alle Abzeichen, Etiquetten, Cliquen, Functionen. Aus diesem falschen Schein gehen Sie stets geschwächt, nicht gestärkt hervor. Es gibt nur eine Gemeinsamkeit, in welche Sie eintreten können: die der Charaktere, welche Ihnen gleichen, wenn sie auch in ihren Berufen durchaus verschieden sind. Ich habe vier Leute gekannt, deren Seelen aneinander hingen und die ich fast vollständig in ihrer Uebeinstimmung mit der meinen acceptirte. Einer war ein Schmied, der Andere ein Romancier, der Dritte ein Gutsbesitzer, der Letzte Physiker. Und ich habe mit diesen mehr Berührungspunkte als mit allen Collegen meiner Generation, denen ich in den Redactionen die Hand schüttle. Schränken Sie sich

nur nicht auf den Verkehr mit Literaten ein. Das schwächt. Die Künstlerbewegung, die zu verlassen Sie Lust haben, ist ein Leben unter Auguren bei verhängten Fenstern. Wenn Sie einmal in ihre Zusammenkünfte eingedrungen sind, werden Sie die ganze Misère gesehen haben. Entweder Sie besprechen Fragen des Berufes oder sie verleumden einen Abwesenden oder sie reden so einfältige Dinge, wie sie viele Bourgeois nicht reden wollten. Es gibt Kaufleute, welche wahre Menschen sind, Leute von geradem Herz und Verstand und symbolistische Poeten, die weder als Poeten, noch als Individuen bestehen können. Fliehen Sie und suchen Sie! Wenn Sie glücklich sind, werden Sie bald zu grösseren Actionen kommen. Sie sagen: »Ah, es ist schwer, mit der Menge in Contact zu kommen.« Denken Sie, dass es schwieriger ist, wie sich in eine literarische Bruderschaft aufnehmen zu lassen?

Sie fragen: »Was gibt's denn zu thun?« Aber es gab niemals irgend etwas zu thun — — ausser für diejenigen, welche Lust zum »Thun« hatten, und diese finden stets ihre Anlässe. Fragen Sie mich nur nicht: »Was gibt's zu schreiben?« weil sie dann wieder nur mit Worten zahlten. Wir haben genug Worte gehört. Drei Viertel unserer Dichter hätten nach ihrem Buch stillschweigen können, aber sie begannen von rechts nach links zu schreiben, dasselbe unter einem anderen Titel, aber nicht um einen Schritt weiter nach vorwärts entwickelt. Gerade dies hat den Aerger, die Langeweile erzeugt, welche Sie jetzt fühlen. Denn schliesslich haben Sie dieselbe Manier wie einst, sie sind sogar in Folge der Uebung gewandter, und doch machen Sie einen widrigen Eindruck. Und glauben Sie, wenn Sie die geistige Energie in diesen Dichtungen einschätzen wollten, man würde besonders viel finden? Machen Sie es nicht so! Sagen Sie sich, dass die geistige Energie Ihrer Schriftlichkeit umgewandelt werden könne in ihren activen Werth. »Was gibt's zu thun?« Nichts? Dieses Nichts ist in Wirklichkeit Ihre ganze Epoche, welche wartet, dass man handle. Sie bezeichnet nichts, sie fragt nichts, denn wenn sie dies vermöchte, wäre es schon der Beginn der Ausführung. Die Stellung einer Frage ist bereits der Anfang ihrer Lösung. Wenn Sie fragen: »Was gibt's zu thun?« wollen Sie, dass man Ihnen schon eine bestimmte That bezeichne! Sie bieten sich an wie ein Beamter, nicht wie ein Erfinder! Glauben Sie, dass unserer Zeit nichts fehlt? Aber sehen Sie sich doch diese Zeit an, welche unsere Symbolisten verleugneten, ohne in ihr gelebt zu haben! Betrachten Sie sie: unruhig, fiebernd, morsch in seiner alten Politik, seiner alten Moral, von Einbildungen und Tragik lebend, jeden Tag hoffend, dass es morgen schon anders sein werde. Leben Sie aufrichtig, und Sie werden entdecken, was Sie thun müssen.

Ich bin überzeugt, dass diese intelligente Generation irre gegangen ist eben durch die Excesse ihrer Intelligenz. Ich war ja auch mit dieser Intelligenz verknüpft, sie hat mich enttäuscht. Ich habe mich vergewaltigt gefühlt durch den Frost, die Kälte dieser Logik,

den Kriticismus, die Diplomatie, die Absichtlichkeit dieser Leute. Ah, Alles sagen, Alles wagen, sich freimüthig irren, leiden, aber nur nicht mehr diese Ueberhebung, diese Kälte ertragen. Und, Herrgott, wozu so viel oratorische Vorsicht, so viel Geheimnissthuerei, so viel Diplomatie, so viel Spannung? Alle diese Menschen sind mir wie alte Leute vorgekommen oder, besser gesagt, an Stelle von Menschen fand ich Literaten. Aber glauben Sie, dass die Schriftstellerei alle Menschlichkeit ersetzen kann? Mit seinem Herzen leben, sich selbst und dann erst sein Talent vervollkommnen, sich eine reine Gemeinschaft schaffen, leiden, das sind jene Grundsätze, welche Jeder seit Langem befolgen sollte! In wie vielen von diesen brillanten Büchern, diesen ingeniösen modernen Dichtungen finden Sie das, was ich das Herz nenne, jenes dunkle Wort, welches die Frauen so gut verstehen, dass sie daraus das Studium ihres Lebens machen und welches die alten Dichter die »Töne der Seele« nannten? Beinahe nirgends, aber überall bis zum Ueberdruss diese Spielereien der Talente. Sie haben genug davon? Also beginnen Sie jene Principien von sich zu weisen, welche all das verursacht haben!

Weisen Sie diese Grundsätze von sich, und Sie selbst werden verwiesen sein! Das ist nöthig. Stehe allein da! Gehen Sie ein wenig abseits und suchen Sie sich diejenigen aus, welche Ihnen rein genug erscheinen, um mit Ihnen beisammen sein zu können. Sie werden sehen, auf wie viel verschiedene Arten die Bilder der Menschen Ihnen unter der Hand zusammenbrechen, zusammenstürzen. Nein, sehen Sie, sehr wenig Leute um sich herum und einige stärkende moralische Mittel, das ist das ganze Gepäck eines activen Menschen. Ich bete Emerson an, weil ich ihn niemals geöffnet habe, ohne darin einen milden Satz gefunden zu haben, der mich wieder gerade aufrichtet. Er ist für mich eine Verjüngung des Blutes. Ich habe auch Carlyle, Poe und Laforgue bei mir, das sind fast meine einzigen moralischen Gegengifte, mein Reisegeld, die gewiss auch ihre Begleiter finden.

Das Leben, der Charakter ist Alles! Der Charakter bringt kein Talent, aber er führt es bei denen, die welches besitzen. Ein Mensch von schönem Charakter kann erbärmliche Gedichte machen, aber ein Mann von niedrigem Charakter wird niemals schöne machen. Für den Einen liegt die Möglichkeit des Misslingens, für den Anderen die Gewissheit vor. Wir haben gelebt, Sie und ich, inmitten von Leuten, welche in literarischen Dingen sehr erfahren aber sonst nur grosse Kinder waren, rudimentäre Menschen, Fehlgeburten, Leute, welche jede moralische Frage zum Gähnen bringt, und denen das Leben nichts Anderes schenkt als ein paar Metaphern. Meinen Sie — in vollem Ernst — dass unsere Dichter zwischen Dumas fils und Ibsen einen Unterschied erkannt haben, abgesehen von der technischen Ueberlegenheit der Dramen Ibsen's? Sie haben über Dumas das Kreuz gebrochen wegen der Niedrigkeit seiner scenischen Kunst, und sie haben nur gelobt wegen der äusseren Schönheit der Dialoge und der tragischen Disposition seiner Dramen. Ich habe Viele gefragt, was sie über

Nora, Brand, Borkmann denken, und versichere ich Ihnen, das moralische, d. i. das tragische Verhängniss dieser Gestalten ist ihnen völlig im Dunkeln geblieben. Einer unserer besten Romanciers sprach jüngst in einem Vorwort von seinem Wunsch, einmal eine rein geistige Emotion sich erheben zu sehen über alle Erregungen der Sensibilität. Er meint, dass die Ethnologie z. B. durch die Vorführung von Rassenkämpfen eine sehr starke, generalisirtere Erregung hervorrufen könne als die Darstellung eines individuellen Dramas. Er hält die reine Vernunft für eine Quelle von Erregungen, würdig der Zukunft, jedenfalls der Zukunft des Geistesadels. Niemand hat ein Wort über dieses Todesurtheil unserer individuellen Künste geredet, nicht einmal in irgend einem Winkel der Revuen, wo die Fragen der Coterien so oft ihren Platz finden. Sprechen Sie zu diesen Leuten von Sociologie, Moral, Massenpsychologie, unterhalten Sie sie mit einer allgemeinen Idee, welche das Leben einer Nation ausmachen kann, sprechen Sie mit ihnen vom Pauperismus, von der Agonie des centralen Europa und der lateinischen Rassen, sie werden antworten: »Das geht uns nichts an. Wir sind Künstler!« Sie fragen, was ihnen dann zur Kunst wird? Ich habe gesucht und nichts gefunden. Ich constatire ein gewisses Interesse für Formen, ein Register von technischen Verfahren, aber — kein Feuer, wo eine unruhige Seele sich wärmen könnte. Also — Künstler sein? Aber was ich will, ist: Mensch sein. Und das werden sie mich nicht lehren, deshalb nehme ich meinen Weg und suche anderswo.

Meine Schlussfolgerung: Drücken Sie jetzt Alles durch Ihren Charakter aus, wie wenn es Ihnen nicht gegeben wäre, eines Tages Alles — mit mehr Echo — durch die Literatur auszudrücken. Betrachten Sie sich, wie wenn Sie auf die menschlichen Mittel beschränkt wären, ohne die literarischen zu benützen. Ihre Bücher werden dann sein, was sie sein werden, es läuft ja so viel Zufall beim Erfolg der besten Bücher mit. Aber Sie selbst werden wenigstens sein, was Sie sein wollten: Ein Mensch, der an sich selbst mit reinen Händen gearbeitet hat. Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen sagen wollte. Kehren Sie nach Hause zurück, rüsten Sie sich, lieben Sie Ihre Zeit und erwarten Sie Alles von Ihrem Gewissen und Ihren natürlichen Fähigkeiten, nichts von den Schulen!«

Das sind so ziemlich die Gedanken, welche ich einem der Briefschreiber, wenn er mir zu Gesicht käme, mittheilen wollte. Es ist unleugbar, dass wir zu viel Bücher fabricirten und zu wenig Menschen erzogen. Eine Wiedererhebung des Menschen ist nöthig, ein reiches, kühnes, verständiges Leben, ein werthvoller Gebrauch unseres Blutes. Doch nicht flüsternd, klügelnd, indem man sich verschliesst, gelangt man dahin.... Jemand sagte mir: »Ah, Sie suchen Abenteuer? Aber sind das die Rufe eines Poeten?« Was liegt an den Namen? Ob mein Ruf der eines Dichter ist, wer kann es wissen? Aber es ist der Schrei eines Menschen, das weiss ich!

ÜBER DAS KÜSSEN.

Von OSCAR PANIZZA (Zürich).

Wenn das Küssen weiter nichts wäre, als was die materialistische Weltauffassung aus ihm macht: die Contractur des *musculus sphincter oris* unter gegenseitiger Näherung, Berührung und Abschilferung des in Frage kommenden Lippenpaares, dann stünde es schlecht um diese Briefe, Siegel und Vorboten des Liebesgottes — ach, und dann wäre es schlimm bestellt um die jungen Mädchen, die einzig und vor Allem darauf bedacht sind, Kussgelegenheiten zu erfinden und Küsse sich stehlen zu lassen im Hellen und im Dunkeln; denn zur gegenseitigen Quetschung und Abschilferung des Schliessmuskels des Mundes, des *musculus sphincter oris*, liesse sich kein Mensch herbei, besonders diejenigen nicht, die, auch nur für kurze Zeit, von einer Schliessung des Mundes durchaus nichts wissen wollen, die ewigen Plaudertaschen, die jungen Mädchen selbst.

Aber, Gott sei Dank, das Küssen nimmt sich ganz anders aus, wenn wir von der Epidermis und dem Schliessmuskel des Mundes absehen und uns in die Psyche begeben und dort die Scala von Empfindungen und Ahnungen verfolgen, die mit dem Austausch jenes merkwürdigen Symbols und seiner stummen Geberdensprache in uns erzeugt werden, ja für die eigentlich die Berührung der Lippen nur das äusserliche, oft nebensächliche Begleitzeichen bildet.

Jede zufällige, unbeabsichtigte, unvorhergesehene Berührung von Fleisch zu Fleisch, von Haut zu Haut, von Epidermis zu Epidermis bei unseren Nebenmenschen, z. B. im Gedränge, ist uns peinlich und äusserst zuwider. Fröstelnd ziehen wir uns von solchem Rencontre zurück, wohl in der stummen Ahnung, dass Uebertragung von irgend Etwas stattfinden könne und dass unsere Individualität und Singularität gestört werden kann. Also Uebertragung von irgend Etwas findet dann höchstwahrscheinlich wirklich statt, und wären es auch nur Nervenströme, die durch die Reizung der Epidermis und der darunter liegenden nervösen Endorgane hervorgerufen wurden. Wenn dies schon bei den Fingern der Hand der Fall ist, wo wir die feinste Unterscheidung beim Händedruck, er sei von einem alten Mann, von einer Dame, von einem jungen Mädchen, von einem Kinde, von einem uns Wohlwollenden, von einem uns Misswollenden, von einem gänzlich Indifferenten, zu machen wissen, wie viel mehr bei einem so reich ausgestatteten nervösen Endorgan wie der Lippe, die schon mit Rücksicht auf ihre anderweitige Verwendung als Wächterin des Athmungsgeschäftes und ihre Unabkömmlichkeit im Hinblick auf die Geberden-

sprache sich nur im äussersten Nothfalle dazu hergeben könnte, sich den Mund verschliessen zu lassen.

Wenn also schon Berührungen von Nackt zu Nackt äusserst lästig empfunden werden und die Lippe tausend Gründe für einen hätte, diese vornehmere und wichtigere Stelle der Körperoberfläche und des Körpereinganges nicht der Pressung und Berührung preiszugeben, welch wichtige Momente müssen es sein, die all diese Rücksichten bei Seite schieben und zu jener elektrischen Entladung führen, die wir »Kuss« nennen?

Ist der Kuss das vorbedeutende, unbewusst getauschte Symbol für eine andere, spätere, intensivere, noch zu erwartende, die Nervenendigungen in directeren, gegenseitigen Contact bringenden Berührung, also ein rein sexuelles Zeichen, ein erotisches Sigel in der Kurzschrift der Liebe?

Oder ist es zunächst nur der Austausch und die Aufhebung von conträren Spannungen und Dranggefühlen, die sich in beiden Theilen, in beiden Individuen, die lange nur durch Blicke, Worte und Händedrücke verkehrt haben, angesammelt haben?

Aber warum dann gerade durch den Mund den Austausch vornehmen, die Wogen sich glätten lassen, wo in den Händen viel breitere Flächen zur Verfügung stünden?

Ist die Lippe, weil dem Gehirn näher und gleichzeitig in der Nähe des Herzens, ein glücklicherer und sichererer Entlader nervöser Dränge, als die entfernten, kühleren Extremitäten?

Oder war die Lippe wegen des durchscheinenden Roths des Herzblutes, welch letzteres überhaupt als Sitz des Lebens betrachtet wurde, als lauterer und intensiverer Verkündiger von Gedanken und Gefühlen angesehen gegenüber jeder anderen Stelle des Körpers?

Oder war es das musculöse mimische Spiel beim Sprechen und Verkünden von so viel Bitterkeiten und Süssigkeiten des Innenlebens, welches den Eroberer, den Werber, den Brutalen auf diese Knospe zustürzen liess, um sie zu quetschen, zu brechen und zu ersticken?

Oder — letzlich — ist es einfach die tappig-zugreifende Manier des Kindes, welches Alles in den Mund steckt, und welches, auch erwachsen geworden, selbst die Liebessehnsucht in die Magensprache übersetzt und sein wildes Verlangen: ich hab' dich zum Fressen gern! nur wegen der factischen Unmöglichkeit mit dem Kuss, mit dem Ansatz zum Beissen, bewenden lässt?

Ach, meine schönen Damen und sehr werthen Fräuleins, Sie dürfen sich glücklich schätzen, in einer dem Licht zustrebenden Zeit zu leben, in der Sonne, Blumen, Rosen und Frauenlippen geschätzt, gepriesen und geküsst werden dürfen. Noch ist es nicht lange her — und noch ist die Zeit nicht ganz vorbei — dass alle diese Dinge mit dem Horror des Schauderns, mit dem Makel der Sünde, mit dem Stempel der Gemeinheit, mit der Etiquette teuflischer Sinnenlust bedeckt waren und selbst vor Sinnenlust brennende Eiferer sich ein Vergnügen daraus machen durften, naive, kindlich-gläubige Mädchen auszubaldowern und in ihren heiligsten Naturempfindungen zu beschimpfen.

Hören wir, was der kühle Dialectiker und groteske spanische Jesuit Sanchez über diesen Gegenstand zu sagen weiss:

»Soll ich jetzt lateinisch oder französisch mit Ihnen reden? — Oder deutsch? — Ich will das Lieblichste in Deutsch — das Gefährliche in Französisch und das Niederträchtige in Latein geben.«

Man sollte glauben, dass wenigstens Ehegatten sich straflos küssen dürfen. O mein Gott, du sündhaftes Wien, wie weit bist du entfernt von dem Ideal scholastischer Tugendweisheit, und welche Berge von Sünden hast du durch Küssen, sagen wir seit deinem grossen Prediger-schalk, Abraham a Santa Clara, zusammengehäuft! Nur als äussere Liebeszeichen, *indicia amoris*, entscheidet Sanchez, sind diese Küsse erlaubt und nicht in der Oeffentlichkeit, also z. B. im Stadtpark. Gehen sie aber über die rein äusserlichen Symbole hinaus und haben Erregung im Gefolge, *ob voluptatem captandam*, dann sind sie — Todsünden, *peccata mortalia*, denn jede sinnliche Berührung zwischen Ehegatten, die nicht im directesten Bezug zur Erzielung von Nachkommenschaft steht — *non relata ad copulam* — ist Todsünde. Denn Sinnlichkeit an und für sich, »reinlich und zweifelsohne«, als Selbstzweck, ist das grauenhafteste Verbrechen im ganzen Bereich der Christenheit.

Ja, was sollen denn dann die Unverheirateten thun? — Die soll der Teufel holen! O der hat sie schon: Wartet, ich komm' euch! Meint ihr, diese Centner-Heiligen und Grotesken des Geistes à la Sanchez, Alphons de Ligorio, Gury u. A. haben umsonst gelebt, sich Nachts die Nägel abgebissen und diese kolossalen Folianten geschrieben, die heute den unverschämten Platz auf unseren Büchereien wegnehmen?

»O küsse nur! O küsse nur!
Das ist die Freude der Natur ...«

Meint ihr, es werde immer nur »Die schöne Galathea« gespielt oder der »Venusberg« in Wien inscenirt? Hört, ihr Verruchten: Küsse auf die Wange, auf die Stirne oder auf die Hand — *in partibus honestis* — können, auch zwischen Personen verschiedenen Geschlechts, wenn sie den Gebräuchen der Pflicht, der Urbanität, der Freundschaft, des Wohlwollens, der Wiederaussöhnung entsprechen, auch vor der Reise und nach der Rückkunft, wenn nur keine Faser sinnlicher Delectation sich dabei rührt — *delectatio venerea* — als sündlos hingehen. Auch Küsse zwischen Kindern, die ein Zeugniss gänzlicher voluptuöser Unfähigkeit beibringen können — *adhuc reputatos libidinis incapaces* — können hingehen.

Der Kuss auf den Mund ist überhaupt gefährlich. Denn der Mund zählt, sobald das Küssen in Betracht kommt, für das Christenthum bereits nicht mehr als *pars honesta*. Aber jeder Kuss, gleichviel wie, wo und wann, wohin, von wem gegeben, von wem erlitten, ist, sobald sich die leiseste *delectatio libidinosa* rührt, ein Todesverbrechen — *peccatum mortale*. So entscheidet Debrayne, der Verfasser der berühmten Moechialogie, welche so furchtbare Dinge enthält, dass sie nur den Priestern und selbst diesen nur lateinisch in

die Hand gegeben wird. Verfasser dieses musste ein Zeugniss beibringen, dass er in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt ist und sich für den Priesterstand vorbereitet, sonst hätte er dieses furchtbare Beschwörungsbuch gegen die Sinnlichkeit nicht ausgefolgt erhalten. Debrayne selbst ist Priester, Ordensmönch, *docteur en médecine* und *professeur particulier de médecine pratique* bei dem Orden *de la Grande-Trappe* (Trappisten). Das Buch erschien zu Brüssel 1846 in der Imprimerie Vanderborcht. Jeder Brief dahin ist, wie ich versichern kann, nutzlos, denn das Buch ist nicht zu haben. Aber der lustige Léo Taxil hat es in seinen *Livres secrets des Confesseurs* wörtlich abgedruckt, wie ich für diejenigen, die es auf ihrem Weg zum Venusberg etwa zu benützen wünschen, mittheilen will.

Noch strenger ist der heilige Ligorio. Selbst der Kuss zwischen Verlobten — und er hat natürlich keine Wiener Verlobungen im Auge, die wieder auseinandergehen — ist ihm anstössig. Der Kuss an sich wäre nicht so schlimm, wenn er ohne die bekannte Libidität ausgeführt werden könnte. Dies ist aber wenig wahrscheinlich wegen der Verruchtheit des menschlichen Fleisches — *ob corruptam hominis naturam* — so muss auch er, gar wenn er von Mund zu Mund gegeben wird — *osculum oris ad os* — und entsetzlich lang dauert — *si fiat more valde moroso* — zu den Todsünden gerechnet werden.

Das Küssen von Knaben, wie ich hier bemerken will, haben jene Italiener und Spanier bei ihren heiligen Studien sehr wohl vorgesehen. Das Küssen von Knaben ist erlaubt. Jawohl! Aber — hier hinkt immer der Pferdefuss hinten nach — nur unter Ausschluss jeder libidinösen Absicht. Hier ist Sanchez unerbittlich.

Das Infamste aber, nur unter dem Zusammenwirken aller Teufel in der Hölle mögliche Ereigniss, ist der Kuss in den Mund, *osculus in ore*, das Schnäbeln — *columbinum* ist hier der technische Ausdruck. Hier scheint Sanchez mit einem grotesken Luftsprung von seinem Sessel aufzufahren und bis zur spinnwebigen Decke seines Studirzimmers emporzufliegen; und selbst aus den Lettern scheint uns eine gilbliche, spanisch-verzerrte Grimasse entgegenzuleuchten, wenn er auf dieses Capitel zu sprechen kommt. Hier bitte nur latein: »*si repetatur crispis et gustatis labris* — wer mit den Lippen und der Zunge solche Bewegungen macht — *aut sit columbinum* — nach Taubenart — *immissa scilicet lingua unius in os alterius* — der ist verflucht (wie es im »Tannhäuser« heisst), der hat auf keine Gnade mehr zu hoffen; mag er zehnmal verheiratet sein und Alles nur im Hinblick auf die Nachkommenschaft thun — hier hilft nichts mehr, Sanchez selbst könnte nicht mehr helfen, und Ligorio wendet sich verdüsterten Antlitzes ab.

Wie aber singt Genée und fidelt der Strauss?

»Ach, so ein Kuss,
Welch' ein Genuss! . . .«

Ogottogott!

DIE PSYCHO-ANTHROPOLOGISCHEN TYPEN DER VERBRECHERWELT.

Von Professor ENRICO FERRI (Fiesole).

Autorisirte Uebersetzung von WILHELM THAL.

Bis in die letzten Zeiten studirten die Criminalisten nicht den Verbrecher; sie beschränkten ihre ganze Aufmerksamkeit und die ganze Anstrengung ihrer Syllogismen auf das Studium des Verbrechens, das sie nicht als die enthüllende Episode eines Existenzmodus, sondern einfach als eine Verletzung der Gesetze ansahen. Sie sahen in dem Vergehen nur seine juridische Oberfläche und dachten nicht daran, die tiefen Wurzeln desselben in dem pathologischen Grund und Boden der individuellen und socialen Entartung zu suchen.

Die Kunst allein, die sich der Wirklichkeit genähert und directer von ihr beeinflusst wurde, hatte in den beredten Plaidoyers der Schwurgerichtsverhandlungen, im leidenschaftlich bewegten Drama, im Roman die menschliche Analyse des Verbrechens. Daher hat sie auch häufig — besonders vom psychologischen Standpunkte und zuweilen mit der klaren Anschauung des Genies — die Grundlagen der criminalistischen Anthropologie vorweggenommen, jener Wissenschaft, die die Arbeiten Cesare Lombroso's und der positivistischen Schule seit kaum 20 Jahren geschaffen haben, und die sich das Studium der physischen und psychischen Constitution des Deliequenten zum Ziel gesetzt hat. Unser Ziel besteht darin, an den durch die Kunst unsterblich gemachten Persönlichkeiten zu zeigen, bis zu welchem Grade es die künstlerische Erkenntniss verstanden, den von der wissenschaftlichen Erfahrung mit so schwerer Mühe erworbenen Grundlagen hinsichtlich der wahren Natur der Verbrechen und Verbrecher zu folgen oder sie sogar vorherzusehen. — Denn die neue Wissenschaft des Verbrechens stützt sich, indem es die classischen Doctrinen als Ausflüsse einer phantastischen oder conventionellen Beobachtung der Wirklichkeit verwirft, auf directe und positive Erfahrungen; und so wird sie auch sicher unsere psychologische Kritik der von den Künstlern geschilderten Verbrecher leiten.

Die classische Jurisprudenz hat sich von C. Beccasia bis F. Cassara ausschliesslich mit den Verbrechen beschäftigt; sie liess die Urheber im Dunkeln und legte ihnen einen einzigen Durchschnittstypus bei, der sich von den anderen Menschen in nichts unterschied, ausser wenn sie sich gerade ganz besonders anormalen Verhältnissen, wie dem Spiritismus, der angeborenen Stummheit und Taubheit dem deutlichen Wahn-

sinn oder dem ausgesprochenen Alkoholismus gegenübersah. Auch heute — abgesehen von den vom Gesetze vorgesehenen Anormalien — können oder wollen die Richter nicht in den Verbrechern Menschen sehen, die sich von den anderen durch bestimmte mehr oder weniger deutlich in die Erscheinung tretende Bedingungen physischer oder psychischer Art unterscheiden. — Ihre einzige Sorge besteht darin, den nicht auf den Angeklagten, sondern auf das von ihm begangene Verbrechen am besten passenden Artikel zu finden. Sie unterbreiten allerdings die Urheber seltsamer, grausamer, verhältnissmässig seltener Verbrechen der Diagnose der Irrenärzte, doch bei allen anderen entscheiden sie allein. Und bei der sozusagen anonymen Menge billigen sie höchstens, um ihr Gewissen zu beruhigen, die üblichen, unpersönlichen, mildernden Umstände zu, wenn das menschliche Motiv des Vergehens sich ihnen ganz unwiderlegbar aufdrängt: das Elend, das den ländlichen Hungerleider zum Diebstahl getrieben, die zügellosen Instincte des Jähzornigen, dessen Erziehung falsch oder gleich Null ist, der Hunger, der schlechte Rathgeber der mittellosen Unglücklichen, der sie zur Empörung oder zur unvermeidlichen Unzucht treibt und der in den entsetzlichen Niederungen der Welt der Elenden seine Opfer in Schaaren sucht und findet.

Die Linderung der Strafe, die dann als ein Act der Gerechtigkeit erscheint, ist im Gegentheil nichts weiter, als ein schreiendes Zeugniss für die Ungerechtigkeit der Gerichtshöfe. Sie verschleiert die Unkenntniss der schmerzlichen Bedingungen, die einen Menschen auf die Anklagebank wegen Verletzung der Gesetze bringen, deren chronisches Verharren und deren besondere Formen, die sie je nach dem Individuum, dem Lande oder dem Augenblick annehmen, ihre Uebereinstimmung mit dem augenblicklichen socialen Leben beweisen. Diese Uebereinstimmung ist so gross, dass die Kunst es verschmäht, ihre verwischten und eintönigen Umrisse nachzuzeichnen.

Dagegen beschäftigt sich die positive Wissenschaft wenig mit nominellen Unterscheidungen, die nur zu oft bei Vergehen und Verbrechen willkürlich angewendet werden und meistens unnütz sind. So sind z. B. die Unterscheidungen, die man bei den verschiedenen Verbrechen gegen das bewegliche Eigenthum eingeführt, den hervorragenden Dieben sehr zum Vortheil, den sie gestatten ihnen, das Gesetzbuch zu vermeiden, dass gegen die geringfügigen Diebstähle so überaus streng ist. Und doch sind diese Verbrechen, wenn sie nicht von Gewaltthätigkeiten begleitet werden, wie auch ihr juridischer Name lauten mag, trotz ihrer verschiedenen Formen gleich; es sind alles mehr oder weniger Aneignungen des Gutes eines anderen.

Die heutige Wissenschaft bemüht sich, die Charaktere klarzulegen, die die Verbrecher untereinander unterscheiden, und ihre psychische und physische Individualität in dem einem jeden von ihnen eigenthümlichen Milieu auszudrücken, sie setzt schliesslich an die Stelle des classischen einzigen und farblosen Typus verschiedene Verbrecherphysiognomien.

Schon vor langer Zeit habe ich sie sämmtlich auf fünf Haupttypen zurückgeführt; dieselben sind: der geborene Verbrecher, der wahnsinnige Verbrecher, der Verbrecher aus erworbener Gewohnheit, der Verbrecher aus Leidenschaft und der Gelegenheitsverbrecher, und meine bio-socioligische Classification ist heute von allen Gelehrten fast angenommen worden.

Diese charakteristischen Typen bewegen sich von einer grösseren zu einer geringeren Anomalie. d. h. man trifft sie mehr oder weniger häufig inmitten der grauen Mittelmässigkeit, die übrigens in der Verbrecherwelt viel zahlreicher ist als unter den ehrlichen Leuten, die den namenlosen und unpersönlichen Chorus des täglichen socialen Dramas bildet. [1])

Die Delinquenten, denen ich im Jahre 1881 den Namen »geborene Verbrecher« gab, sind Opfer der erblichen Entartung, pathologischer Anomalien (der »Verbrecherneurose«), die sich nicht auf ein biologisches Gebrechen, auf eine biologische Schlussverirrung — Blödsinn, Wahnsinn, Selbstmordmanie u. s. w. — beschränken, sondern sich unter dem Drucke des Milieus zu einer antisocialen und angreifenden Macht entwickeln.

Diese menschliche Gestalt ist von der Volksanschauung ganz unklar aufgefasst worden, doch bis auf unsere Zeit ist sie noch nicht klar erfasst worden, sie wird jetzt noch hartnäckig geleugnet, trotz der schmerzlichen Enthüllungen der criminalistischen Anthropologie, dank dem Einfluss des traditionellen und oberflächlichen Spiritualismus. Noch immer stösst sich die heutige Wissenschaft an den vorgefassten Ideen der classischen Lehre. Ihre Anschauungen mögen noch so sehr mit der Wirklichkeit der täglichen Erfahrung übereinstimmen, sie können sich in dem Uebel der geistigen Gewohnheiten auf den undurchsichtigen Linsen des gesunden Menschenverstandes nicht klar genug abzeichnen.

Das Publicum kennt jetzt, dank den Gerichtschronisten, aus den Werken der wissenschaftlichen Propaganda, den psycho-anthropologischen Typus des geborenen Verbrechers. Doch es betrachtet ihn noch immer als einen kaltblütig-gewaltthätigen Charakter, und das ist ein Irrthum. Der geborene Verbrecher kann ein ruhig-blutdürstiger Mörder, ein gewaltthätig-brutaler Entarteter, ein in Folge einer sexuellen Verirrung, die sich aus seiner mangelhaften physischen Organisation herleiten lässt, raffinirter Wüstling, er kann aber auch ein Dieb oder ein Fälscher sein. Der Widerwille dagegen, sich des Gutes eines Anderen zu bemächtigen, dieser von dem socialen Leben in der Collectivität langsam entwickelte Instinct mangelt ihm vollständig, doch er ist nicht intelligent genug, die naive,

[1]) Ferri, Anthropologie und Strafrecht, veröffentlicht in den Archiven für Anthropologie und criminalistische Psychiatrie, Turin 1881. — Ferri, „Criminalistische Sociologie" (dritte Auflage, A. Rousseau, 1892, Cap. 1). — Bonannd, „Die Classificirung der Verbrecher und der Verbrecher aus Leidenschaft", in den Archiven für Psychiatrie, Turin 1895, siehe auch dessen Band über den Verbrecher aus Leidenschaft, Turin 1896.

deutliche Entwendung einer Brieftasche durch einen geschickten, civilisirten und straflosen Betrug, wie z. B. die Praktiker der pseudo-commerciellen Unternehmungen, der Speculation auf Werthpapiere, der Börsenspiele etc. zu ersetzen.

Voltaire erklärte eines Tages, er wolle die Geschichte eines berühmten Diebes erzählen und sagte: »Es war einmal ein Banquier.« Als man ihn dann um die Fortsetzung seiner Erzählung bat, erwiderte er: »Ja, damit ist sie aus«.

Der geborene Verbrecher ist manchmal mit einer Intelligenz begabt. die der seiner Mitmenschen weit überlegen ist. Er kann sich sogar in einer bestimmten Reihe geistiger Kundgebungen dem Durchschnitt der Menschheit überlegen zeigen. In diesem Falle verletzt er keinen Paragraphen des Gesetzbuches und bleibt nur ein unmoralischer Mensch, oder richtiger, ein Mensch ohne Moralsinn, ein antisociales Wesen, eines jener Geschöpfe, die Alexander Dumas Fils in einer berühmten Komödie die »Vibrionen« der Gesellschaft nennt; sie sind geschickt, das Eigenthum eines Andern zu stehlen, ebenso wie sie tödten, ohne das Messer oder den Revolver in die Hand zu nehmen.

Da der Typus des geborenen Verbrechers erst kürzlich von der Wissenschaft klargelegt worden ist, so ist es natürlich, dass man ihn in den Kunstwerken nicht häufig findet.

Um ihn vor der genauen Erklärung, die Cesare Lombroso gegeben hat, zu concipiren, bedürfte es des Genies Shakespeare's oder Dostojewskijs, des wunderbaren Beobachters der sibirischen Sträflinge, oder des Talents eines Eugène Sue, des geschickten Schilderers der Pariser Verbrecherwelt. Doch heute ist er in das Reich der modernen Kunst getreten, in einer grossen Anzahl von Werken und namentlich in den Romanen Emile Zola's, die von der criminalistischen Anthropologie inspirirt worden.

Ausser den sehr stark, namentlich in der Physiognomie hervortretenden Merkmalen beobachtet man bei dieser Art von Verbrechern einen vollständigen Mangel oder eine angeborene Athrophie des moralischen Sinnes, jener leitenden Kraft, die das Verhalten des Individuums der Gesellschaft gegenüber regelt.

Dieser Sinn ist theilweise das Resultat der in socialer Concurrenz erworbenen Erfahrung; er hat das besondere Charakteristicum, dass er erblich ist. Diese Erblichkeit, dieser Instinct wird bei den geborenen Verbrechern, die alle moralische Irren sind, durch einen pathologischen Zustand aufgehoben, der an einer mit der Epilepsie verwandten Neurose erkennbar ist.

Ihr moralischer Wahnsinn zerstört nicht ihre Intelligenz, die sogar oft in Folge eines Ersatzes der Natur dem Durchschnitt der Gesellschaftsclasse, der sie angehören, überlegen ist. Denn man kann sehr stark entwickelte altruistische Gefühle und eine sehr mittelmässige Intelligenz besitzen, man kann ebenso gut jedes moralischen Sinnes entbehren und geistige Eigenschaften besitzen, die allerdings nicht in vollem Gleichgewicht stehen, die aber sehr fein, sehr scharf und sehr

mächtig für das Böse entwickelt sind, dank dem vollständigen Mangel von Fesseln, Gewissensbissen und Hindernissen, die den rechtschaffenen Menschen zurückhalten. Diese Fesseln bilden übrigens unglücklicherweise in unserem wirthschaftlichen System der freien Concurrenz, d. h. in dem System indirecter und verkleideter Menschenfresserei eher eine Schwäche als eine Kraft. Dante sagte mit Recht:

»Wenn die Kraft der Vernunft zur Macht und zum bösen Willen hinzutritt, so ist es unmöglich, ihnen zu widerstehen.«

Der geborene Verbrecher ist nicht nur mit einer überlegenen Intelligenz begabt, besonders wenn er es mehr auf Betrug als auf Gewaltthat anlegt, sondern seine Gefühle können sogar ausserhalb des Moralsinnes fast normal sein. Noch mehr: wenn auch die rein egoistischen Kundgebungen des Gefühls, wie z. B. der Rachedurst, die Begierde, die Eitelkeit bei ihm stets durch die moralische Fühllosigkeit übertrieben werden, so kennt er doch stets die ego-altruistischen Gefühle: die Zuneigung zur Familie, die Anwandlungen von Freigebigkeit, Ehrlichkeit oder Gerechtigkeit, wenn er sich eben gerecht zeigen kann, ohne sein krankhaftes Ich in Mitleidenschaft zu ziehen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, in einer psychologischen Studie des geborenen Mörders[1]) zu beweisen, dass die scheinbare Regelmässigkeit seiner Intelligenz und seiner Gefühle seine tiefe moralische Fühllosigkeit so vollständig verschleiern kann, dass sein wahrer Charakter denen entgeht, die die Experimental-Psychologie nicht kennen.

Es ist übrigens ebenso schwierig, die physischen Züge, die ihn charakterisiren, zu erfassen, wenn man die Grundlagen der physiognomischen Anthropologie nicht lange Zeit im täglichen Leben und unter den Insassen der Gefängnisse und Zuchthäuser zur Anwendung gebracht hat.

* * *

Der Typus des wahnsinnigen Verbrechers ist leichter zu erkennen, wenigstens in einzelnen seiner Erscheinungen, die seltener vorkommen, als man gewöhnlich vermuthet, aber selbst ungeübten Augen klar und fassbar werden.

Wenn in jedem normalen Menschen ein Körnchen Wahnsinn steckt, so ist die moralische Pathologie stets je nach dem Grade der Anomalie bei den anormalen Wesen von einer mehr oder weniger grossen geistigen Zerrüttung begleitet; denn das Verbrechen und der Wahnsinn sind zwei Zweige des einen Baumes der menschlichen Entartung, aus dem noch die angeborene Neigung zum Selbstmord und zur Prostitution sowie alle Formen und Grade der Neurosen und Psychosen herkommen.

---

[1]) Der Mord in der criminalistischen Anthropologie (der geborene Mörder und der wahnsinnige Mörder) mit einem Atlas der anthropologischen Statistik, Turin, Bocca 1895, S. 312—540.

Doch man bezeichnet hauptsächlich mit dem Namen des geborenen wahnsinnigen Verbrechers den Menschen, bei dem die Verbrecherneurose sich mit einer Art von Geistesstörung vereint, wie sie durch die leider immer vollständiger werdenden klinischen Tableaux der Psychopathologie erklärt worden sind.

Man kann zwei Hauptarten der wahnsinnigen Verbrecher unterscheiden, wenn man sich, wie wir es thun, auf den Standpunkt des Eindruckes stellt, den sie auf das Bewusstsein des gewöhnlichen Mannes und das des Künstlers machen.

Wenn man von Wahnsinn spricht, so stellt sich der Mann aus dem Volke darunter ein von einem heftigen Delirium voll unzusammenhängender Reden, das sich in Worte und Thaten überträgt, gequältes oder ein in unbewussten und stupiden Blödsinn verfallenes Individuum vor. Das Publicum der Assisen und Gerichte und die meisten Beamten würden die eine oder andere dieser classischen und einfachen Formen der Geistesstörung constatiren, und doch nicht den Wahnsinn eines Verbrechers zugeben. Der vollständige und deutlich erkennbare Irrsinn ist namentlich in der endlosen Reihe der biologischen Kundgebungen und Verirrungen verhältnissmässig selten.

Daher ist das zweite Genre des Wahnsinns auch schwerer zu präcisiren, ja es ist bei der Mannigfaltigkeit der Formen fast unfassbar.

Der Wahnsinn folgt wie das Verbrechen einer der Gesellschaft parallelen Entwicklung und wird unaufhörlich weniger brutal und sozusagen geistiger. Nun werden aber diejenigen, die, ohne es zu wissen, an einer wenig in die Erscheinung tretenden geistigen und moralischen Störung, an einer kaum wahrnehmbaren Verirrung oder einem Mangel gewisser geistiger Eigenschaften kranken, nur zu oft von ihrer eigenen Familie und besonders von der öffentlichen Meinung und den Beamten als Verbrecher und Perverse behandelt. Sie unterscheiden sich nicht auffallend von der Durchschnittsmenschheit, und man muss, um ihre unmoralischen und verbrecherischen Handlungen auf ihre merkliche Ursache zurückzuführen, ziemlich bedeutende Kenntnisse der psychologischen Pathologie besitzen.

Es ist bald eine Verwirrung der geistigen Eigenschaften und bald die der moralischen Neigungen, die bei dem wahnsinnigen Verbrecher vorwiegend ist. In dem letzteren Falle bestätigt sich, was Herr Verga im Process Agnoletti mit dem ziemlich genauen Worte »der überlegende Wahnsinn« genannt hat. Die Vernunft und die formelle Logik sind nämlich anscheinend regelmässig, trotz der tiefen Krankheit der Gefühle und Leidenschaften.

Es ist natürlich, dass die Künstler sich mit dem wahnsinnigen Verbrecher nicht viel beschäftigt haben.

Denn einerseits hat die Krankheit der »klaren« Irren, diese angeborene und mehr oder weniger vollständige Form der Entartung, erst ganz kürzlich, dank der schönen Arbeiten Morel's über die menschliche Entartung, studirt und genau erklärt werden können. Es war den

Künstlern unmöglich, eine intime pathologische Verwirrung unter äusserlich fast normalen Zügen zu entdecken, wenn sie zu ihrer Leitung nur die Erkenntniss des gesunden Menschenverstandes besassen — und so hat die Beredsamkeit der Kunst nothgedrungen die Erforschung dieses krampfigen Contrastes der Menschenseele vernachlässigen müssen.

Was nun die Verschiedenheit der augenscheinlich irren Verbrecher anbetrifft, so konnten sie andererseits einer spiridualistischen Glaubensepoche künstlerisch nicht interessant erscheinen. Denn wenn man die Willkür zulässt, so kann man den Wahnsinn wohl als eine Krankheit und ein Unglück betrachten. Diese Wahrheit wird im Allgemeinen seit etwa hundert Jahren anerkannt. Auf diese Weise ist der wahnsinnige Verbrecher für das Publicum eine lebende Antinomie; wenn er wahnsinnig ist, so sagt man, ist er nicht schuldig, und dieser Gesichtspunkt lähmt fast stets die künstlerische Schöpfung.

Daher ist in den Kunstwerken der verbrecherische Irre ziemlich selten und mit Ausnahme Hamlet's ziemlich bedeutungslos. Sein Typus entgeht dem nicht tiefer blickenden Auge des Künstlers oder er erscheint ihm unter den Zügen einer conventionellen und bemitleidenswerthen Gestalt als Idiot oder Unzurechnungsfähiger, die in dem phantastischen Gewebe des Romans oder Dramas eine ausserordentliche Handlung vollbringt oder als Vorsehung wirkt.

* * *

Die Kunst verschmäht es auch, den Verbrecher aus Gewohnheit zu schildern, und man trifft ihn nur in den Romanen und Dramen, die bestimmt sind, besonders die Niederungen der Gesellschaft zu beschreiben.

In der That ist dieser Verbrecher in hohem Grade unästhetisch. Seine Erziehung zum Bösen hat frühzeitig begonnen. Erbärmliche Eltern haben ihn verlassen oder zur Ausschweifung angetrieben, oder noch elenderen »Unternehmern« ausgeliefert, die vom Ertrage seines Bettelns gelebt; und die Armee der Alkoholiker, Diebe, Mörder, Zuhälter, die jede grosse Stadt in sich birgt, hat diesen erbärmlichen Recruten schliesslich aufgenommen.

Seitdem hat der Unglückliche den zehrenden und unheilvollendenden Aufenthalt im Gefängniss und die Polizeiaufsicht kennen gelernt, diese verhängnissvolle und oft wirkungslose Verfolgung, und dieser »Schiffbrüchige der Gesellschaft« — mehr das Product der socialen Entartung, als individuellen Entartung — hat in einer beständigen und ekelhaften Folge unbedeutender Delicte und unheilbarer Rückfälle gelebt.

Da dieser Verbrecher sich selten zu einem Excess der Gemeinheit oder der Barbarei hinreissen lässt, der die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn lenkt, so wird der Schlamm, in dem er in den grösseren Städten haust, von den Künstlern verschmäht, wenn sie nicht

gerade in der niederen Verbrecherwelt den Gegenstand einer directen Studie oder den wahren Rahmen für einen romanhaften und conventionellen Spitzbubentypus suchen.

* * *

Die beiden anderen Verbrechertypen — der Verbrecher aus Leidenschaft und der Verbrecher aus Gelegenheit — liefern der Kunst dagegen Stoffe, die bis zur Banalität ausgebeutet und wiederholt worden sind. Sie haben sogar lange Zeit »den Strang der Literatur« gezogen.

Das kommt daher, dass die Verbrecher unglücklicherweise mehr interessiren als die ehrlichen Leute. Die Beschreibung eines normalen Lebens erscheint uns leicht abgeschmackt, und andererseits lässt uns ein tiefer Erhaltungstrieb vorzugsweise eher mit den charakteristischen Zügen des furchtbaren Verbrechers bekannt werden als mit denen des ehrlichen Menschen, von dem wir nichts zu fürchten haben. Sieht man nicht, dass die Minister ihre Huldigungen und Schmeicheleien weit mehr an die Deputirten der Opposition richten als an die treuen Schafe der Regierungsheerde?

Heute indessen beschäftigt sich die literarische Kunst nicht mehr einzig und allein mit dem Verbrechen und seinen Folgen. Wenn sie auch noch immer Ungeheuer, Wahnsinnige, Schurken und Missethäter beschreibt, so bemüht sie sich doch, auch die Menge der ehrlichen Leute, die beklagenswerthe Legion derer interessant zu machen, die sich seit Jahrhunderten unter dem brutalen Joche des Elends windet.

* * *

Der Verbrecher aus Gelegenheit, der von den Künstlern häufig, aber oberflächlich studirt worden, bietet allerdings organische und psychische Anomalien, die aber weniger ernst und weniger zahlreich als die anderer Verbrecher sind. Bemerken wir übrigens, dass der vollkommen normale Mensch weder in der physiologischen, noch in der psychologischen Ordnung existirt. Die Porträts der mehr oder weniger berufsmässigen Ehebrecher, schlauen oder ungeschickten Fälscher, Jähzornigen, geschickten Verleumder sind in den Romanen und Comödien, deren Fabel ebensowenig verschieden ist als die Physiognomien ihrer Helden, allerdings überreich vorhanden; doch mit wenigen Ausnahmen fehlt es ihnen an Vertiefung. Es gibt in dem Verbrecher aus Gelegenheit keine genügenden psychologischen Contraste, um eine entscheidende, sorgfältige und einschneidende Analyse vornehmen zu können. Er gehört in der That der zahlreichen Mittelmässigkeit der antisocialen Welt an. Unentschlossen zwischen Laster und Tugend schwankend, geht er von einem zur anderen, je nach den geringsten Antrieben seines Milieus, und seine unklare Moralität ist unfähig, dem Köder der Versuchungen zu widerstehen. Für ihn scheint die berühmte Hypothese Jean Jacques Rousseau's wie geschaffen. Wenn es,

um der reiche Erbe eines Mandarinen zu werden, den man nie gesehen, von dem man nie etwas gehört hat und der im tiefsten Hintergrunde Chinas wohnt, genügte, auf einen Knopf zu drücken, um ihn sterben zu lassen, wer von uns würde wohl nicht auf den Knopf drücken?«

* * *

Die Kunst, welche von der Darstellung der Gefühle lebt, hat das Studium der Verbrecher aus Leidenschaft nie vernachlässigt. Die Künstler haben mit sympathischer Theilnahme frappante und übrigens leicht zu erfassende Contraste zwischen dem grausamen Verbrechen und der verhängnissvollen, oft entschuldbaren oder sogar erhabenen Leidenschaft herausgefunden, die in einem psychologischen Sturme ein menschliches Geschöpf zum Verbrechen treibt und solide oder so ziemlich der durchschnittlichen Solidität sich nähernde Moralität zerstört. Und unsere Aufmerksamkeit, die naturgemäss von der geheimen Ueberzeugung, dass wir in gleichen Fällen ebenso handeln würden, nur noch geschärft wird, bietet den vielfachen Inspirationen der Kunst unaufhörlich neue Nahrung.

Es gibt fast nichts Anormales in dem Menschen, der aus Liebe zum Mörder wird, besonders wenn er seinem eigenen Leben ein Ziel setzt, noch in dem durch das Verlassen des Verführers verursachten Kindesmorde, in der bis zur Tödtung gehenden berechtigten Eifersucht, in der offenen Empörung gegen eine für reiche Schurken nachsichtige und gegen die zahllosen Märtyrer der täglichen und erzwungenen Arbeit mitleidslosen Gesellschaft, in dem Manne, der die Ehre seiner Familie oder die grausam verletzte Kindesliebe rächt. Eine schwache Anomalie genügt, um diese Verbrechen hervorzubringen; eine zu grosse Empfindlichkeit, eine allzu heftige Impulsivität, die von einer übertriebenen Reizbarkeit des Nervensystems herrührt. Denn der Mann, der sich wirklich im Besitze des geistigen Gleichgewichtes befindet, kommt nur bei der unvermeidlichen Nothwendigkeit, sich vertheidigen zu müssen, zur mörderischen Gewaltthat, dieser Mann kann ein Pseudoverbrecher, nie aber ein wirklicher Verbrecher sein.

Der Verbrecher aus Leidenschaft befindet sich sehr häufig in der Vollkraft der Jugend, in dem Alter, in dem die Leidenschaften vorherrschen. Er hat ein regelmässiges und tadelloses Leben geführt, er ist von friedlichem Charakter; — der aus Essig hergestellte Wein ist der stärkste, sagt ein toskanisches Sprichwort. Seine träumerische und romantische Sentimentalität hat mit der Prosa des zeitgenössischen Typus nichts gemein. Er hat ein Ideal; er vegetirt nicht einfach, wie der gewöhnliche Volksmensch, in der Sclaverei der Fabrik oder des Ackerbaues oder in der bureaukratischen Grabesruhe eines elend-friedlichen Lebens oder in einer unaufhörlichen Jagd nach Geld in den Ueberraschungen des Handels und der Speculation und in der fieberhaften Furcht vor etwaigen Fehlschlägen. Seine Leidenschaften erregen wie schöne Giftpflanzen den Blick der Menge in der täglichen Chronik und

begeistern die schöpferische Betrachtung des Dichters. Selbst bei diesem ist — dank der Aehnlichkeit des Temperamentes, wie durch die hohe Zahl der künstlerisch veranlagten Verbrecher bewiesen wird — die Verwandtschaft mit dem Verbrecher aus Leidenschaft sehr stark. Diese Verwandtschaft haben alle Dichter anerkannt, und wenn sie einerseits Lukrez, der grosse Kenner der Natur, in dem berühmten: »Homo sum et nihil humani a me alienum puto« ausgedrückt hat, so hat sie der weibischere Sänger Didos in dem nicht weniger berühmten: »Non ignara mali miserio succurrere disco« rückhaltslos zugegeben.

DEMNÄCHST UND GESTERN.

Von RAINER MARIA RILKE.

So ist es immer der gleiche Weg. Von dem geheimnissvollen, grosssprecherischen »Demnächst« zu dem zaghaften Heute, vor welchem sich der Vorhang enthüllend hebt. Fast wie bei einer Gerichtsverhandlung geht es da zu bei den Premièren. Und fast immer führt sich der Autor nach jedem Act als mildernden Umstand vor, indem er sich devot verneigt, lächelt und sein Lächeln reden lässt: »Bitte, seien Sie nur gerecht; richten Sie relativ; wenn ich Ihnen auch nicht viel gebe, seh' ich aus, als ob ich mehr geben könnte! Urtheilen Sie selbst!« Pause.

Ecce homo.

Und das Publicum denkt: Ja, in Anbetracht... und es klatscht seinen Freispruch. Es will ihn nicht ans Kreuz. Es ist manierlicher und auch vorsichtiger als seine Ahnen aus des Pilatus Tagen.

Und am anderen Morgen beginnt der Theaterbericht: »Gestern war...« Und wenn er hier aufhörte, ist das nicht auch ein Urtheil?

* * *

Es liegt nahe, von den verschiedenen kleinen Demnächst abzusehen und zu fragen, ob hinter dem ernsten Demnächst des Dramas als solchem auch ein trauriges »Gestern war« wartet.

Unsere Zeit hat uns eine Fülle neuer Aufschlüsse über die Kunst vemittelt, und wenn das grosse Geheimniss, dem wir entgegenlauschen, auch nicht redselig wurde, vielleicht sind wir schweigsamer geworden, da wir beginnen, es zu verstehen, da wir nicht mehr nach grossen Stoffen suchen, überhaupt nicht mehr »suchen« und unsere Freude haben, wenn wir dennoch finden. Und gerade die unscheinbarsten Funde sind uns die allerliebsten. Das ist eines der mächtigsten Erkenntnisse: Alles ist Inhalt und kann etwas bedeuten. Seine Bedeutung gewinnt es durch die Form, d. h. durch die Art, wie es sich abgrenzt gegen das Viele und Fremde. Und dem geringsten Stoff seine Seele zu geben, zu errathen, in welchen Grenzen das Unbedeutende ein Ganzes und somit ein Ereigniss wird, dem tiefsten, niemals geoffenbarten Willen des Stoffes Erfüllung zu schenken, das scheint mir im Augenblicke die erlösende Aufgabe des Künstlers zu sein. Ist dem so, dann gewinnt aber auch die Form eine seltsame Wichtigkeit. Sie ist dann das eigentlich Intime, das Aufrichtige an dem Kunstwerke. Und ein Werk muss bedeutend an Werth einbüssen, welches dem Zufall und der Willkür irgendwann Antheil an der Bestimmung seiner äusseren Gestalt gewährt, jenem Werke gegenüber, bei dem jede Biegung und

jede Bucht der Grenzlinie eine Offenbarung der Liebe und der Sehnsucht des Künstlers ist. Das Drama gehört nicht zu dieser letzten Art. Noch unerstarrt, wie ein weiches Thonbild, gleitet es dem Dichter aus den Händen und wird von der nachrathenden Willkür und dem willkürlichen Verständniss der Vielen zu Ende geknetet. Unter besonders günstigen Umständen ist es ja möglich, dass der Dichter die Gruppe von Menschen und die Menge der Geräthe, welche der Materialisation seines Spieles dienstbar sind, so souverän beherrscht, dass seine Absicht endlich ziemlich klar zum Ausdruck kommt; aber dazu gehört eine andere Begabung als die des Poeten; diesem fehlt meistens das Ueberschauen der Dinge, das zum Werkzeug Herabzwingen der Menschen, das rücksichtslose Knechten fremder Willen, welches grossen Feldherren siegen hilft. Und wenn Einer alles das besässe und seiner Persönlichkeit Ausdruck gäbe in Menschen wie in grossen Lettern, die individuelle Form des Werkes wäre doch nur für einen Abend bestimmt; und die Nachbarbühne könnte vierundzwanzig Stunden später, selbst unter der Leitung guter Regisseure, kaum eine leise Familienähnlichkeit in die Züge desselben Dramas legen. Dieses Flüchtige, Vorübergehende gibt dem Werke das Aussehen einer Improvisation und den Rang einer solchen.

Was dann als dauernd aufbewahrt wird, ist meistens — ein Buch zu viel, welches ganz hilflos bleibt, so lange nicht einmal wieder Menschen und Farben und Lichter sich seiner annehmen. Und wenn man zwei solche Bücher vergleicht, eines von vor 50 Jahren und eines von heute, da fällt zunächst auf: die Bemerkungen im Texte sind ganz bedeutend angewachsen und stellen tausend oft kaum vom Mimen erfüllbare Anforderungen; dagegen ist der Text selbst klein und kurz geworden, die Dialoge sind von der Lebendigkeit der Stychomythie, die Monologe fehlen und die Ensemblescenen haben nicht mehr die monotone Geschwätzigkeit des Operettenchors. Das Erstere begründet sich in dem oft unbewussten Streben des Dichters, dem unvollendeten Werke recht viel eigenes Zeug mit auf den Weg zu geben, damit die fremden Hände es verständig anfügen könnten. Die Kürze des Textes aber rührt daher: die modernen Dichter haben den Glauben an das Wort verloren. Das Publicum hat noch immer die Ueberzeugung, dass im Wort die Steigerung, der Fortschritt, die Katastrophe läge, oder doch, dass dieses das äussere Zeichen dafür wäre. Der Dichter erkannte längst so: das Schweigen ist das Geschehen, das Wort die Verzögerung. Und er denkt dabei an das Wort, wie es als gebräuchliche Währung gilt im Tauschverkehr des Lebens. Sein Wort z. B. in der Lyrik, welches sich selbst Hintergrund und Glanz und Tiefe geben muss, hat ja nichts mit dieser Scheidemünze gemein, aber sein Wort im Drama, welchem die vielen dienstbereiten Dinge alle Pflichten abnehmen, ist schliesslich ganz dasselbe Tauschmittel des Alltags. Und an *dieses* Wort glaubt er ja nicht mehr. Er weiss, es kann keine Katastrophen bedeuten, es kann zwischen zwei Menschen weder Glück, noch Feindschaft stiften, weil es sich zwischen ihnen aufbaut wie eine

Wand. Es ist die Holzklapper des Aussätzigen, welche warnt: Platz! ich nahe! Platz! ich nahe! Und Jeder flieht tief in sich selbst und klappert auch.

Und so sind wir Ganzeinsame. Jeder für sich. Und sobald wir dieses einsehen, erkennen wir, wie undramatisch wir sind. Wie es nur vor dem grossen und leichtgläubigen Publicum möglich ist, zu behaupten, zwischen den Menschen auf der Bühne bestände ein Zusammenhang, ähnlich dem im Leben.

Wir leben ja so leise, und unsere grössten Katastrophen sind in uns so tief, dass nur ihre letzten Wellen an unsere Oberfläche rühren. Und wollte Einer dennoch ein Drama schreiben aus unserem echten Erleben heraus, die Schauspieler würden gerade seine erschütterndsten Enthüllungen offenbaren, wenn das Publicum glaubt: aber sie rühren sich ja gar nicht.

Schon jetzt beginnen die Dichter, sich zu verrathen. Es gibt Schweigsamkeiten in ihren Stücken, welche das Publicum gerne durch sein Lachen belebt. Und da das den Autoren unbequem ist, begnügen sie sich mit alten Formen und schreiben wieder Märchen und realistische Stücke und beides durcheinander. Das Publicum glaubt daran. Es wird noch lange daran glauben, und so lange wird es Dramen geben.

Aber wenn es möglich ist, dass die leisen und heimlichen Erkenntnisse, welche in den Einsamen sich vorbereiten, einmal das unbewusste Wissen der Menge werden, wird auch in ihr kein Bedürfniss mehr wach sein nach einer Kunst, die ihre Vollendung nicht von den Händen des Schöpfers, sondern von hundert rohen Zufälligkeiten empfängt. Sie wird empfinden, dass ein Kunstwerk immer nur einem Einzelnen gehören kann, nicht zugleich einer bunten Menge, drin andere Augen hat, andere Ohren und eine nach Anderem hungernde Seele. Ist das bald?

Es werden noch viele Dramen geschrieben werden bis dahin. Auch viele gute; denn auch ein unreifes Bedürfniss kann schön befriedigt werden. Und wenn die Dichter aufrichtig sind, kann vielleicht gerade auf diesem leicht zugänglichen Wege die Lehre von dem leisen Leben unter die Menge kommen. Dann hat das Drama noch eine grosse und reiche Pflicht zu erfüllen, ehe hinter seinem letzten »Demnächst« das abschliessende »Gestern war —« steht.

DIE NEBEL WALLEN.

Ich denk' an die blassen Frauen,
Die nur in den Träumen erstehen,
Weil das Leben zu gierige Winde hat.

Und weil sein Wehen
Die schmalen Leiber wie späte Blätter
In die kalten Beete triebe,
Wo schon der Winter kauert.

Mein Herz erschauert und meine Lippen beben.
Der Sommer war purpurn, doch mir dauerte
Er nur wie eine Liebe
So lang, und der Winter vermauerte
Mit hohem Schnee mein Haus.
In den dunklen Räumen
Harren meine Träume aus.

Und die blassen Frauen
Gewinnen Leben
Und Blut in die Wangen —
Meine Gedanken
Füllen die langen
Winternächte mir minniglich aus.

München. ARTHUR HOLITSCHER.

EINE MADONNA VON MURILLO.

In Deinen Augen spiegeln blaue Fernen,
die nimmer ein bewölkter Blick erreicht.
das blasse Licht von letzten Morgensternen
die Stirne Deiner Kinderträume bleicht.

des Himmels Farbe schmücket Dein Gewand,
du sinnest über einer frommen Weise,
das seidene Buch entsinkt der matten Hand
und Deine schmalen Lippen zittern leise.

ein Irrthum Gottes bannt Dein freies Sein
in trüber Tage wunschgehemmte Bahnen.
du bist des Lebens lichter Widerschein,
das unsere betrübten Seelen ahnen.

Paris. OSCAR A. H. SCHMITZ.

REFLEXIONEN ÜBER DEUTSCHEN STYL.

Von STEFAN GROSSMANN.

»Ein Buch ist nur das Zeichen eines Menschen, der sich stetig vervollkommnen will. Was aber soll man zu einem Menschen sagen, der sich nur damit beschäftigt, seine Bücher zu vervollkommnen? Er nimmt die Folge für die Ursache und bringt sich selbst diesem Fetischdienst zum Opfer.« *Camille Mauclair.*

I.

Es sind nun beinahe schon zwei Jahrzehnte, dass sich die junge Generation der Schriftsteller um die Schaffung eines neuen Styles bemüht. So gut, wie die Zeit des akademischen Styles in der Malerei abgelaufen war, so gut war die Epoche des nichts als nur correcten Styles in der Schriftstellerei beendigt. Gustav Freytag war nicht nur seiner socialen Rückständigkeit, seiner psychologischen Einfalt wegen begraben, es fand sich auch kein Publicum mehr für Romane, die in einem so phlegmatischen Deutsch geschrieben waren, dass sich der Autor beispielsweise erlauben durfte, ganze Capitel in derselben stylistischen Melodie einer dreitheiligen Satzverbindung auszudrücken. Fast Jeder von denen, die heute 30 Jahre und darüber sind, hat seine stylistischen Experimente gemacht, und so kommt es, dass heutzutage ein junger Mensch, der auffallen will, nichts Anderes zu thun braucht, als die Resultate dieser Experimente durcheinander zu rütteln und zu mischen. Nichts ist billiger, als sich auf diese Weise einen originalen Styl anzuschaffen.

Der erste Experimentmacher vor uns war Gottfried Keller. Er war als Lyriker ein Künstler, als Epiker ein Chronist mit grossen Gedanken. Keller war wohl mehr als ein Lyriker, denn er war als Künstler mehr als subjectiv, er besass jene platonische Synthese des Epikers, vermöge welcher der Dichter auf sein Thema herabsieht und es übersieht wie eine Landkarte. Aber dieser Dichter ist vielleicht zu weise und damit zu schwer geworden. Seine Romane sind ihm wohl unter der Hand viel weitschweifiger geworden, als er geplant hatte. Die blanke Lebensweisheit dringt ihnen aus allen Poren. Vielleicht gehört dieser Weise nunmehr, wo die Wissenschaft — trotz ihrer theilweisen Exactheit — wieder zur natürlichen Gaya scienca wurde, in jene Gattung philosophischer Schöngeister, welche die Wissenschaft vom inneren Menschen um ein Geringes zu abstract intuitiv erfassen, als dass es Poesie, verklärtes Leben sein könnte. Keller's Weisheit ist viel zu vorspringend, zu offenkundig, zu sehr »directe Rede«, zu

wenig Action, als dass es Künstlerweisheit wäre. Man vergleiche mit den Romanen Keller's jene von Jonas Lie. Wie viel indirecte, concrete, in Leben und Action umgesetzte Weisheit enthalten dessen letzte Bücher. Aber monologisirend, redselig wird Lie niemals. Ein Künstler ist keine Gouvernante oder doch wenigstens die unbemerkbarste! Keller stand an der Grenze der Poesie, und er war sich dieser Grenzstellung vermuthlich sehr bewusst. Denn was ihm an innerer Activität und Lebendigkeit fehlte, das stellte sich auch in seinen Werken als ein Plus an Reflexion und ein Minus an poetischer Action ein — und er suchte dieses Minus gutzumachen durch eine Fülle stylistischer Reize. Keller's Styl ist voll kleiner Kunst und Kunststücke, voll einfliessender Bilder und Metapher. Er freut sich am frischen Glanze selbstgeprägter Worte, er liebt die Reinheit unverbrauchter Wendungen. Keller kokettirt mit den barocken Zierlichkeiten seines Styls. Aber ist diese Ueberhäufung mit stylistischen Zierlichkeiten nicht gedacht als Aequivalent für die mangelnde künstlerische Einheitlichkeit dieses amüsantesten aller ... pädagogischen Schriftsteller? Der Keller'sche Styl will über das Wesen dieses schwerfälligen Künstlers hinwegtäuschen. Ein begeisterter und geistreicher Schöngeist will sich vermittelst eines künstlichen Styls das Aussehen eines Künstlers geben.

Keller's Schriftlichkeit — man kann schwerlich Keller'sche Romane vorlesen hören, ohne über ihre stylistischen Geziertheiten lächeln, sagen wir: lächeln zu müssen — hatte unbedingt auch ihre wohlthätigen Folgen. In Folge der Zeitungsschreiberei verringert sich und verschlechtert sich der Wortschatz eines Volkes. Man sollte einmal eine Statistik der im Journalismus verwertheten Worte anlegen, man würde bemerken, dass der Wortschatz des Journalismus kein grösserer ist als etwa der des Kaufmannstandes. Nur besteht zwischen beiden der Unterschied, dass im Journalismus oftmals einzelne Worte, von stylistischen Autoritäten lancirt, plötzlich auftauchen und dann eine Zeit lang epidemisch grassiren. So hatten wir Wiener voriges Jahr das Vergnügen, dass unsere Journalisten die Worte »königlich«, »Gnade«, »erlaucht« entdeckten und in ihren schmierigen Ergüssen bis zum Ueberdruss darauf herumritten.

Keller ist einer jener Autoren, welche dieser drohenden Verarmung unserer Sprache entgegengewirkt haben. Er hat auf diesem Terrain das Verdienst, eine Reihe von altdeutschen Wendungen und Worten, die unbenutzt, vergessen, altmodisch in irgend einer versteckten Epoche lagen, heraufgeholt und wieder in Umsatz gebracht zu haben.

Gleichzeitig mit dieser Blüthe des Keller'schen Styles und seiner Wunderlichkeiten begann man in Deutschland wieder emsiger französische Literatur zu lesen. Und es ist eine Thatsache, was Friedrich Nietzsche einmal erwähnt, dass alle Deutschen, die ein ordentliches Deutsch schreiben, ihre stylistische Klarheit und Präcision, ihren Schliff und ihre Schärfe bei den Franzosen geholt haben. Die französische Sprache ist auch die weitaus correctere, die präcisere und logischere. Vielleicht darf man mit Berücksichtigung der Stimmungsatmosphäre,

welche ein Correlat der deutschen Umständlichkeit ist, sagen: die französische Sprache ist eine logische, die deutsche eine psychologische Sprache. Eine Reihe von französischen Gebräuchen wurde ins Deutsche eingeführt. Auch dieses ins Deutsche übertragene Französisch war präcise, aber es war kalt, leblos, keiner ausser dem Erfinder rührte daran. So z. B. machte ein Wiener Stylkünstler lange den Versuch, gewisse französische Genitive bei uns einzubürgern. Er sprach nur von den »Werken des Goethe«, den »Torten des Sacher« u. s. w. Aber Niemand machte diese Manierirtheiten mit. Schliesslich hat er seine alten Stylmätzchen seinen Schülern hingeworfen, die stets wie hungrige Hunde an diesen von ihm fortgeschleuderten Problemen nagen.

Vor ungefähr zehn Jahren kam in Deutschland der stylistische Impressionismus auf. Man begründete ihn sehr philosopisch: »Wie die Dinge sind, kann man nicht vollständig schildern. Dies führt nur zu endlosen Umständlichkeiten. Man kann nur ihre bedeutendsten Erscheinungssymptome wiedergeben.« Freilich, die Illusion dieser Erscheinungen wollte man mit allen Mitteln hervorrufen, z. B. unter dem Einfluss Richard Wagner's mit phonetischen. Man erinnerte an die Duprel'sche Hypothese vom Zusammenhang der Vocaltöne mit den Elementarfarben. Gleichzeitig suchte man die Satzform zu verschleiern, zu unterdrücken. Die Gegenstände schienen plastischer, wenn ihnen der akademische Hintergrund des Satzgefüges genommen war. Und der Impressionismus hatte nur ein Gesetz: Plastik! Anschaulichkeit! Es soll z. B. von einer Terrasse die Rede sein, auf welcher ein Tisch und drei Stühle stehen. Sicher ist die eindringlichste Art der Darstellung die impressionistische: »Eine breite, helle Terrasse, in ihrer Mitte ein Tisch und drei Stühle.« Aber die Frage war schliesslich nicht mehr: »Ist der Impressionismus die eindringlichste Darstellungsform?«, sie lag vielmehr so: »Entspricht diese constante Eindringlichkeit unserem Nervensystem? Wird diese constante Eindringlichkeit nicht zur Aufdringlichkeit? Ermüdet nicht diese angespannte Eindringlichkeit? Soll nicht die impressionistische Darstellungsweise aufgespart bleiben für die lebendigsten Momente einer Dichtung?«

II.

Man kann sich, wenn man will, für die verzierte Behaglichkeit des Keller'schen Styles, man kann sich für die Imitationen des französischen Styles oder für die Prägnanz des Impressionismus entscheiden. Das wird eine Frage des Temperamentes, des Nervensystems, der Weltanschauung sein. Sicher aber ist, dass niemals ein guter Schriftsteller sich zuerst einen originalen Styl und dann erst eine originale Weltanschauung erworben hat. Die beiden grössten Stylisten Deutschlands sind gleichzeitig seine tiefsten Geister gewesen. Ihr gutes Deutsch haben sie gefunden, so

wie einer, der in frischer Luft lebt und sich regelmässig nährt, seine gesunde Gesichtsfarbe findet. Diejenigen aber, welche sich von aussen her durch Vermengung fremder Style einen originalen Styl ohne originale Gedanken, ja ohne originales Leben erschwingen wollen, gleichen jenen widerlichen Frauenzimmern, welche durch Auflegen von Puder und Salbe einen schönen Teint vorspiegeln wollen. Jeder Mensch von Natürlichkeit bekommt Uebelkeiten vor diesen »Stylkünstlern«. Diese Fälschungen werden um so widerlicher, je stärker diese Literaten ihren »Styl« auftragen und — je jünger sie sind. Es ist nämlich fast immer eine Anmassung, wenn ein zwei- oder dreiundzwanzigjähriger Jüngling seinen eigenen Styl schreibt. Man lese nur z. B. die ersten Schriften Nietzsche's nach. Wie wenig Symptome eines subjectiven Styles gestattet er sich noch in den »Unzeitgemässen Betrachtungen«! Wer will am Werther den Goethe'schen Styl herausfinden? . . . Ein junger Mann hat keinen eigenen Styl, und wenn er ihn zu haben scheint, so muss man ihm misstrauen!

Es ist das Merkmal des wahrhaften, individuellen Styles, dass in ihm fast alle subjectiven Eigenheiten des Autors auf irgend eine Weise zum Ausdruck kommen. Ob ein Schriftsteller an Athemnoth leidet oder nicht, muss man an seinem Styl erkennen. Deshalb ist u. A. die Prosa von Peter Altenberg so überzeugend, weil sein Styl so vollkommen seinem sensitiven und ekstatischen Nervensystem entspricht. Deshalb ist jeder Satz Schopenhauer's so überzeugend, weil er beinahe den Tonfall und die Heftigkeit der Stimme des Philosophen wiedergibt. Und nun stelle sich irgend Jemand die schreiende Ueberladenheit, die abgeschmackte Geschminktheit in den Extravaganzen dieser jungen Stylisten . . . gesprochen vor. Ich greife irgend ein erstbestes Beispiel heraus. Kann irgend ein Mensch z. B. so reden: »Gerade zur rechten Zeit, da die ganze Welt von den fremden, seltsam stolzen Worten d'Annuncio's spricht und von Staunen erfüllt ist, wie der Dichter zu den Bauern sprach, um das Mandat für die Kammer sich bewerbend, erscheint dieser Roman u. s. w. . . .« Das Beispiel ist eines von den milderen. Aber diese Wendung: »Die fremden, seltsam stolzen Worte« ist exemplarisch für jene systematische Abtödtung des Eigenschaftswortes durch eine fortwährende Ueberladung, Ueberhäufung mit Adverbialen. Andererseits ist die Construction, »um das Mandat sich bewerbend,« eine offenkundige Imitirung französischer Formen, die aber im Deutschen schon durch die Wortfolge schwerfällig und unschön ist. Auf solche Weise, durch eine orientalische, protzige Wortschwelgerei sowie durch ein geschicktes Gemisch diverser Stylcopien, wird man ein originaler Stylist. — — —

So elementar wie ein Mensch beim Sprechen die Betonung der Worte findet, so gut findet ein Mensch, der schreibt, jene schriftliche Betonung und Rangordnung der Worte, welche Styl genannt wird. Freilich, ohne innere Resonanz wird keinerlei Betonung zustande kommen. Die Frage des guten Styls ist eine Frage der inneren Lebendigkeit. Nur dem innerlich Erkalteten, Ausgestorbenen müssen stylistische

Fragen zu dauernden Problemen werden, es sind Symptome seiner Decadenz. Ein solcher wird aber auch im Gespräch und in der Rede styllos, d. h. eintönig, heiser oder voll affectirter Betonung sein. Dagegen habe ich wiederholt Briefe und Mittheilungen von Leuten gesehen, welche nicht einmal die simpelsten Regeln der Orthographie innehatten und die ein vorzügliches, derbes und bilderreiches Deutsch schrieben, wie es nur die Urenkel Luther's znstande bringen konnten. Ein verstorbener Poet, Anton Smital, der ein Liebhaber aller verborgenen Menschlichkeiten war, hat einmal an der Hand alter Volkslieder, die er irgendwo in Hernals oder Favoriten von Dienstmädeln oder Arbeitern singen hörte, nachgewiesen, dass im Volke jahrhundertealte Lieder sich erhalten. Freilich nicht in jener »Kruste über dem Volk«, welche Publicum heisst, auch nicht in dem »Volke« der Versammlungen, sondern in jener unbekannten, dunkeln Masse, die wir Alle noch nicht kennen und die uns unverständlich und unbeleuchtet erscheint wie jede andere Urwaldgegend. Ich behaupte, dass das Deutsch dieser Leute noch jenes prächtige, altfränkische Deutsch des XVII. und XVIII. Jahrhunderts ist und dass also der »Styl« dieser Menschen hundertmal besser, stärker, symbolischer ist, als unsere heutige, langwierige und leere Sprache, die mit jedem Tage schlechter wird. Man lese nur zuweilen jene Briefe nach, die in Gerichtsverhandlungen verlesen werden. Oder man höre das folgende Gedicht, welches noch voriges Jahr an einer Wand des Polizeigefängnisses in Friedrichhagen bei Berlin zu lesen war:

Fordre niemals mein Schicksal zu hören,
Nicht zu nennen meinen Namen in der Welt,
Denn ich bin, ach, so jung schon verführet,
Denn ich bin nur ein Mädchen für Geld.

Ja, da thut mir die Schwester wohl schreiben:
»Ach, Schwester, ach, kehr' doch zurück!
Deine Mutter liegt sterbend im Bette
Und beweint ihr unglücklich Kind.«

Darauf that ich der Schwester denn schreiben:
»Ach, Schwester, ich kehr' nie zurück.
Meine Unschuld, die hab ich verkuppelt,
In der Heimat da blüht mir kein Glück.«

In Hamburg, da bin ich gewesen,
In Sammt und Seide gehüllt.
Meinen Namen, den darf ich nicht nennen,
Denn ich bin nur ein Mädchen für Geld.

Ist dieses Gedicht nicht viel eher alte, deutsche Volkspoesie, wie jene modernen Imitationen des alten Volksliedes, die neuerlich in der kostbarsten Ausstattung auf den Markt geworfen werden? Alle elementaren Aeusserungen einer Seele haben Styl, deshalb sind alle Stylfragen nur jenen innerlich vertrockneten und versteinerten Grossstadtmenschen zum Problem geworden.

Vor einigen Jahren veranstaltete ein Wiener Stylkünstler Interviews über den Antisemitismus. Diese Aufsätze schillerten in hundert Stylen. Jeder Artikel war ein anderes Experiment. Plötzlich leugnete ein Interviewter die Richtigkeit einer Unterredung. Der Interviewer, in seiner schriftstellerischen Rechtschaffenheit verletzt, widersprach in erregtem Ton. Da zeigte sich plötzlich etwas sehr Amüsantes: In dem Moment, wo der Interviewer in Erregung gerathen war, liess er alle Stylkünste bei Seite und schrieb in einem ausgezeichneten, einfachen, natürlichen Deutsch. Auf eine andere Weise ist keinem Stylkünstler beizukommen. Man muss sie zur Probe in natürliche Erregung versetzen. Manche Stylisten gehen ja in ihren Fälschungen so weit, dass sie es sich auch erlauben, in ihrer ausgeklügelt überladenen Manier zu sprechen. — — — Ehe sie nicht verwundet werden, geben sie keinen natürlichen Laut von sich!

ZUR BURGTHEATERKRISE.

Von F. SCHIK (Wien).

Der verschwindende Herr Burckhard lässt jetzt aussprengen, dass die böse Intendanz, die widerhaarige Hoftheatercensur und die heimtückischen Schauspielercliquen ihn zwangen, durch sieben Jahre ein schlechter Director zu sein. Wer aber so lange fruchtlos gegen diese feindlichen Mächte ankämpft, hat das Recht verwirkt, seine Unfähigkeit derart zu motiviren. Wäre er nach ein, zwei Jahren zurückgetreten, hätte man ihm Glauben schenken können. Nun, wo er sich noch immer an seinen Posten klammert, gibt er ohne Scheu zu erkennen, dass es ihm mehr um seine Person als um die Kunst zu thun ist. Herr Burckhard calculirt: Unter den obwaltenden Verhältnissen müsste jeder Andere gleich mir lahmgelegt sein. Wenn also schon Einer ein schlechter Burgtheaterdirector sein muss, so will ich es bleiben. In der That ein übles Beispiel für alternde Schauspieler, welche ihre jugendlichen Partien abgeben sollen, wenn sie ihren Director selbst an einer schlecht gespielten Rolle sich festklammern sehen.

Die plötzlich acut gewordene Personenfrage lässt sich deshalb nicht schnell lösen, weil man nach Beiseiteschiebung des Herrn Burckhard nun unmittelbar der Verworrenheit gegenübersteht, die er angerichtet hat. Die mangelnde Fähigkeit, innere Fonds zu entfalten, die unklare Gährung, die in seinem Kopfe herrschte, übertrug er auf die ihm unterstehende Künstlerschaar und desorganisirte die Keime der Weiterentwicklung, die etwa in derselben steckten. Seine künstlerische Persönlichkeit ist viel zu unbedeutend, als dass man sich versucht fühlte, seinen Abgang lange zu glossiren.

Es handelt sich jetzt nicht darum, unhaltbare Zustände verlängern zu wollen, indem man sie an einen neuen beruhigenden Namen knüpft; es müssen vielmehr in einheitlicher Weise die Gesichtspunkte festgestellt werden, nach denen das Hofburgtheater fortab zu leiten ist. Wir haben die Burgtheaterzustände schon vor längerer Zeit wiederholt zum Gegenstand unserer Betrachtungen gemacht und müssen uns daher darauf beschränken, Einzelnes neuerlich hervorzuheben.

Vor Allem wird der Styllosigkeit ein Ende gemacht werden müssen, die jetzt alle Darbietungen im Burgtheater zerstört. Die Schaffung eines auf der Höhe moderner Schauspielkunst stehenden

Styles verspricht für die Auswahl der aufzuführenden Stücke eine sichere Richtschnur abzugeben und auf gleichsam mechanischem Wege Alles abzustossen, was unter die Schwelle des Zeitinteresses gesunken und, mit modernen Darstellungsmitteln angefasst, unwillkürlich in Caricatur sich verwandeln würde.

Da das Burgtheater in Folge der in Wien bereits bestehenden und sich weiter noch vermehrenden Entlastungstheater immer mehr auf sein eigentliches Gebiet, die Pflege der Classiker, sich einzuschränken haben wird, so erscheint die Regenerirung der classischen Spielweise als Hauptaufgabe. Die Darstellung der Classiker regulirt sich stets vom letzten Entwicklungsstadium der Schauspielkunst aus. Wir verstehen die Gedankenwelt der Römer und Griechen nur dann voll und ganz, wenn sie in die richtige Perspective für den Zeitblick gebracht wird. Um ein Kunstwerk so zu erfassen, wie es der Dichter erfasst hat, besitzt jede Zeit andere Behelfe. Würden die Goethe'schen oder gar die Shakespeare'schen Stücke heute noch so gespielt werden, wie es diesen Dichtern zu ihrer Zeit entsprach, so würde uns das Verständniss hiefür verloren gehen. Wir verlangen die Interpretation, die der Dichter verlangen würde, wenn er heute lebte.

Es kann also die organische Entwicklung eines einheitlichen Neustyls nur von der planmässigen Förderung der modernen, künstlerisch abgeklärten Production und von der Rückwirkung dieser auf die Darstellung des Classischen erwartet werden. Die Schauspieler erhalten neue Zeitentwicklungsfarben für ihre Palette, was ihnen für die Regenerirung einer überkommenen classischen Spielweise unentbehrlich ist. Erst eine solche Vorführung der Classiker wird auch wieder auf die moderne literarische Production einwirken und die jetzt verschleierte Continuität des menschlichen Kunstgeistes aufscheinen lassen. Das wüste Durcheinander, womit seit Jahren eine unsichere Directionshand die Spielzeit des Burgtheaters ausfüllte, hat eine noch nie dagewesene Stylverheerung angerichtet.

Das Burgtheater hat ungefähr 300 Spielabende im Jahre. 70 im deutschen Repertoire befindliche Stücke von Shakespeare, Schiller, Goethe, Lessing, Grillparzer, Kleist, Hebbel, je an nur drei Abenden gespielt, würden mehr als zwei Drittel des Jahres füllen. Blieben also circa 100 Abende für die moderne Literatur. Damit wäre auch die äusserliche Richtschnur für die Repertoirebildung gegeben.

Nicht willkürlich oder von kleinlichen Zufälligkeiten dictirt darf die Anordnung der Stücke sein. Die architektonische Gliederung des Repertoirebaues wird die modernen Werke so zwischen den classischen gruppirt erblicken lassen, dass die Wechselwirkung verschiedener Literaturperioden deutlich wird. Es wird also die Reihenfolge der classischen Stücke von der modernen Production dictirt werden und nicht etwa von den Kosten der decorativen Ausstattung, welche die Markirungsgrenze kaum zu überschreiten hat. Eine Ausstattung, die der Pracht der Gedankenkunst von Geistesheroen gleichkäme, ist ja

überhaupt nicht zu beschaffen, und der Prunk ist in den neuen Zeitprämissen auch nicht mehr begründet. Nichts soll von der Kunst ablenken, weder Dürftigkeit noch Pracht.

Bezüglich der Neuengagements von Schauspielern darf das Burgtheater kein Versuchstheater sein und hat sich vor vagen Experimenten sorgfältig zu hüten. Weil die moderne Schauspielkunst sich hauptsächlich auf die innere Entwicklung stützt, so ist es nicht am Platze, dass kaum den Kinderschuhen Entwachsene hier vorgeführt werden. Der Massstab für ein modernes Talent kann erst zu einer Zeit angelegt werden, wo in dem Talente Individualitätsvorgänge wahrnehmbar sind. Es ist ganz verkehrt, die schlummernden Kräfte des Talents durch die Erregungen, die in einer Rolle liegen, künstlich aufzustacheln. Das Seelenleben darf nicht gewaltsam deflorirt werden. Hiezu kommt noch, dass, wenn die Grossstadt unreife Talente aufnimmt, sie dieselben der Provinz entzieht, von woher sie schauspielerischen Nachwuchs von Qualität beziehen soll. Hiedurch wird der dramatische Kreislauf gestört und die bedeutsame Aufgabe der Provinzbühnen, eine schauspielerische Mittelschule zu sein, illusorisch gemacht.

Von einem Extrem verfiel Burckhard immer gleich in das entgegengesetzte. Er erkannte immer erst das ausgereifte Talent eines neu anzuwerbenden Schauspielers an der Höhe der Gage, die andere Directoren diesem zahlten, und an den materiellen Opfern, die dessen Abgewinnung für das Burgtheater erheischte.

Wer neue Schauspieler einerseits anwirbt, bevor noch ein Talent im modernen Sinne erkennbar, andererseits erst bis dieses schon jedem Laien ins Auge strahlt, von dem muss man gewärtig sein, dass er auch an seinem Theater in Engagement stehende Schauspieler nicht richtig schätzen wird. In der That wimmelte es im Burgtheater von falschen Besetzungen, und der Unmuth darüber gab dem Cliquenwesen neue Nahrung. Dass aber unter allen Umständen in einem Institut von der Stabilität des Burgtheaters, wo das Princip besteht, hervorragende Schauspieler bis zur künstlerischen Neige sich ausleben zu lassen, die Darsteller zu einflussreichen Factoren werden, ist in der Natur der Dinge gelegen. Es ist nichts Neues, dass das Theatervölkchen eine eigenartige Welt für sich bildet, die wie die übrige Welt nur durch diplomatische Künste zusammengehalten und regiert werden kann. Decretiren zu wollen, es dürfe keine Schauspielercliquen geben, wäre ebenso läppisch, wie wenn man verbieten wollte, dass sich politische Parteien bilden. Damit muss eben ein Theatermann von vorneherein rechnen. Desgleichen mit der Hoftheatercensur. Diese ist übrigens unleugbar in dem Masse liberaler geworden, als die modernen literarischen Producte mehr die inneren Seelenvorgänge von Menschen aufzeigen, die im engen Kreise, ohne viel äussere Bewegung, noch weit entfernt sind von staatserschütternden Handlungsconsequenzen. Einer Directionsführung, die in dieser Richtung der modernen Literatur dienstbar wird, werden wenig Hindernisse in den Weg gelegt werden. Die echte Kunst wird nur dann in Mitleidenschaft gezogen, wenn ein Burg-

theaterdirector für sich selbst eine Tribüne errichten will, um eigene »freiheitliche« Posen zur Schau zu stellen.

Herrn Burckhard war es um keine Statue neben Laube zu thun — jetzt kämpft er nur um seine volle Pension. Diese trägt wohl die Deckung ihrer Kosten in sich, denn wie aus einer geöffneten Schleuse wird das Publicum bei geordneten Kunstverhältnissen wieder ins Burgtheater einströmen. Der Name des Herrn Burckhard wird fortab wohl im Pensions-, nicht aber im Kunstconto des ersten deutschen Theaters geführt werden.

NOTIZEN.

Deutsches Volkstheater. »Josephine.« Ein Spiel in vier Acten von Hermann Bahr.

Höflicher als Herr Bahr kann man nicht sein: Er liess durch seine Prolog-Muse dem Publicum sagen: In Jedem von Euch steckt ein Napoleon. Das Publicum aber antwortete: Magst Du Deinem Napoleon gleichen; wir fühlen uns kleiner als der Grosse, den Du uns schuldig geblieben bist. Die Vorstellung von der Genialität Napoleons wurzelt ebenso berechtigt als tief im Menschengeschlechte, dass der Frevler, welcher daran rütteln will, wie an einem Felsen zerschellt. Es scheint, dass Bahr, der so viel schon überwunden hat, nun selbst bald überwunden sein wird. Zumindest hat er mit diesem Stück seine arrogirte Rolle des Führers der Wiener Literaten nicht befestigt. Sein »Spiel« wäre ihm besser gelungen, wenn er einfach in den »Verliebten« Donnay's anstatt des Namens des Liebhabers den Napoleons gesetzt hätte. Bahr glaubt, dass ein grosser Mann sofort dem Unbedeutendsten gleich wird, sobald auch er einmal allzu menschliche Empfindungen hegt. Er weiss nicht, dass, je höher ein Mensch veranlagt ist, desto verschiedenartigere Actionen in seinem Inneren sich gleichzeitig abspielen. Wenn auch nur Eine davon in Erscheinung tritt, nehmen die andern lautlos ihren Fortgang. Diese Complicationen der Seele und des Geistes muss auch der Dialog in einem Napoleon-Stücke wiederspiegeln. Aber selbst die besten Worte des Herrn Bahr nehmen sich im Munde Napoleons nicht sonderlich gut aus und die von ihm erlebten Frauenzimmer, welche in »Josephine« auf der Scene erscheinen, dürften, wären sie Napoleon gegenüber gestanden, anders als mit Herrn Bahr geplaudert haben. So wenig das Publicum das Stück ernst nahm, so sehr schien dies der Autor gethan zu haben und der Misserfolg und Eclat ihn diesmal hart zu treffen. Bei seinem Erscheinen nach den von Zischfluthen und höhnenden Zurufen umbrausten Actschlüssen glaubte er wohl seinen eigenen Helden zu verkörpern: den Wiener Literatur-Napoleon nach Waterloo. *—i—.*

— Wir haben im Frühling vorigen Jahres an dieser Stelle über das erste Buch der Fürstin Alice Cantacuzène berichtet, welches mit dem Titel »la Steppe« unter dem Pseudonym Alex. d'Arc bei Calmann Levy erschienen ist. Die Fürstin hat nunmehr ein zweites Buch, »Croquis Russes«, unter ihrem eigenen Namen bei Fischbacher erscheinen lassen. Während die Verfasserin in ihrem Roman durch den Faden der epischen Geschehnisse an ein bestimmtes Milieu gebunden war, gestattet ihr diese Skizzensammlung eine gewisse Vielfarbigkeit. Zwar staunen wir wieder bisweilen vor der gefrässigen Ein-

falt einzelner kleinrussischer Landgutbesitzer, welche an Gargantua und Panurge erinnern, vor jenen fabelhaften Tauf- und Todtenmählern, bei welchen ganze Lämmer und Ferkel verspeist werden, wieder begegnen wir einzelnen ländlichen Gestalten von naiver Niedertracht, wie sie der Alles, selbst die Gemeinheit, verfeinernde Westen kaum mehr hervorbringt, und rührenden einfachen Bildern stummen Leidens, aber zugleich gewahren wir zwischen den zahlreichen Figuren dieses Buches einzelne blasse, schlanke Gestalten, moderne, russische Menschen, die gleich uns die Last einer Jahrtausende alten Cultur tragen und deren durch unaussprechliche Leiden verklärte Seelen von Kämpfen und Erschöpfungen wissen, welche vor dieser Zeit dem Menschen unbekannt waren. In der Darstellung solcher Persönlichkeiten zeigt uns die Verfasserin deutlich eine neue Seite, welche in ihrem ersten Buch nur zu ahnen war. Hauptsächlich geschieht dies in der Novelle »Marie Kalinine«, dem besten Theil des Buches, welche als Motto das Wort Christi tragen könnte, dass wir über jedes unnütze Wort Rechenschaft ablegen müssen, denn e i n unüberlegt hingeworfenes Wort, dem der Sprecher selbst keine Bedeutung beilegte, schafft hier Larven, welche eine Kette von Unheil hervorrufen. Das Buch ist wieder reich an charakteristischen Scenen aus dem russischen Leben sowie an zarten Beobachtungen. Wie fein sind in »Souvenirs« die Empfindungen jener Mutter dargestellt, welche ihren ältesten Sohn, den sie bisher zu Hause erzogen, in das finstere Internat der Stadt begleitet, wo er »wie die Andern« behandelt wird, wo er bei seinem Familiennamen gerufen wird, wo ihn grobe Lehrer anfahren dürfen und grobe Kameraden seine Stube theilen.

Ein besonderer Vorzug dieses Buches dürfte noch der Umstand sein, dass es keiner literarischen Schule angehört, sondern dass es einfach »bien écrit« ist.

Paris. *O. A. H. Sch.*

STANISLAW PRZYBYSZEWSKI. Ueber Bord. Roman (Homo sapiens I.) Berlin, Hugo Storm. 1898.

Ich kann diesem verworrenen, aufgeregten Schriftsteller nicht die Freude machen, ihn mit Felicien Rops zu vergleichen. Er hat auch nichts von dieser grandiosen Macht einer überlegenen, nach Kämpfen lächelnden Selbstsicherheit. Wie in Brunst und mit Toben sind seine hässlichen Bücher geschrieben, und sie hinterlassen — das ist das Aergste — gar keine Emotion, geschweige eine Stimmung in dem geärgerten Leser. Dieser ganz erstaunlich in das Deutsche hineingewachsene, immer aber noch mit seinem ihm spröden Stoffe ringende, überlaute Pole hat den Künstler in seiner keuchenden Seele noch lange nicht entdeckt. *R. Schaukal.*

BIBLIOTHEK FÜR BÜCHERLIEBHABER. Ein dankenswerthes, von den Besseren mit Freudigkeit zu empfehlendes Unternehmen hat der bekannte Kunstverlag F i s c h e r & F r a n k e in Berlin (W. 35) mit Achtung gebietendem Muthe unserem geschmacklosen Publicum gegenüber in Angriff genommen. Das Buch als Kunstwerk, das

»schön ausgestattete« Buch soll bei uns Wahrheit werden. Mit E. T. A. Hoffmann's lieblicher Erzählung »Doge und Dogaressa« ward der Anfang gemacht. Etwas wahllos folgten: Hermann Heinrich, »Von echtem Schrot und Korn« (??), Anton Ohorn, »Rübezahl« (unverwüstliches »Wicht-Angesicht« - Epigonenthum), Andersen, »Der Glückspeter« (es ist ein glücklicher Gedanke, diesen grossen Vorläufer Jacobsen's wieder in unser vergessliches Gedächtniss zu heben) und mein »Heine-Brevier zum 100. Geburtstage«. Ich gestehe, dass ich mit einigem Zweifel dem Idealismus zusehe. Aber alle meine Wünsche sind bei dem verständigen edlen Beginnen. Wie nur aus dem schlankzierlichen grünen Römer der Rheinwein schmeckt, so ist mir wirklich ganz altehrwürdig duftend unseres einzigen Hoffmann süsse, kostbare Dogaressa langsam und fast feierlich aus diesem schönen schweren Zierat in die hohen Hallen der ehrfürchtig - zärtlichen Erinnerung gestiegen. Nur wünschte ich in diesem, dem Hoffmann-, Heine-, Andersen-Sinne Fortsetzung! Ich denke z. B. an Platen, Hölderlin, Dante, Musset, Verlaine, Raimund, Maeterlinck, Michel-Angelo, Jean Paul, Saar.

Ich begreife ja recht gut das geschäftliche Ueberlegen einer Verlagsfirma. Aber nur Köstliches, glaub' ich, darf man uns in so künstlerischen Gefässen reichen.

Richard Schaukal.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

15. JANUAR 1898.

KÜNSTLERHERZEN.

Erzählung von HOLGER DRACHMANN.

Autorisirte Uebertragung aus dem Dänischen von CARL KÜCHLER.

Erster Brief.

Lieber Morten!

Nur vierzehn Tage, und ...!

Nein, ich will Dir meinen Bericht in chronologischer Reihenfolge geben. Du wirst dann selbst am Schlusse einen ähnlichen Ausruf wählen können, wie ich ihn über den Anfang gesetzt haben würde.

Es regnet ununterbrochen. Es hat vom allerersten Tage ab, dass wir hier einzogen, beständig geregnet. Und das war vorgestern. Nun kannst Du die Tage selbst zählen.

Wir fuhren in offenem Wagen von der Eisenbahnstation hierher und waren, da wir einen miserablen Wagen, einen miserablen Weg und miserable Pferde hatten, bei unserer Ankunft selbstverständlich durch und durch geweicht.

Im Anfange versuchten Heinrich und ich es mit einer kleinen Unterhaltung, um bei guter Laune zu bleiben. Wir suchten einander mit jenen kurzen Ausrufen zu trösten, von denen man glaubt, der Andere solle mehr Zutrauen dazu haben, als man selbst besitzt; z. B.: Ich glaube doch, es fängt an, sich ein bischen aufzuklären: Sieh einmal, dort über dem Walde; über dem Heuschober; dort draussen im Felde, rechts! u. s. w.

Ach, wir entdeckten nur gar zu bald Einer des Anderen Langweiligkeit!

Nichts macht die Menschen so scharfsinnig wie gemeinschaftliches Elend. Aus welchem Grunde man eigentlich bei weitem mehr Intelligenz in der Welt erwarten sollte, als man durchschnittlich in ihr findet.

Dann kam das nächste Stadium, wo wir in stummem Schweigen unsere Regenschirme zuklappten, da wir die Bemerkung machten, dass wir einander viel nässer machten, wenn wir sie auf hatten, als wenn sie zusammengeklappt neben uns lagen.

Wir versanken nach und nach in eine schlaffe Gleichgiltigkeit. Derselben voraus ging indessen ein gewisses Schaudern, als wir merkten,

wie sich unsere Krägen wie eine feuchtkalte Hand um unseren Hals legten, eine Art von Grauen, als der nasse Rockaufschlag am Handgelenke nach und nach zu einem ganzen nassen Aermel wurde, und endlich ein eisig kältendes Gefühl von Erstickungstod, als wir den Sitz, auf dem wir sassen, gleichsam zu einem richtigen kleinen Dorfteiche werden fühlten.

Und dann tauchten durch den dichten Regen in undeutlichen Umrissen die hohen, waldbewachsenen Höhenzüge auf. Dazwischen zog sich der Weg hin, gleichsam wie unwillig über diese Einengung.

Es wurde förmlich dunkel da drinnen zwischen den Hügeln. Als es wieder etwas lichter ward, erkannten wir, dass es steil abwärts ging. Das letztere schien den Pferden sehr angenehm zu sein. Für uns dagegen ward es die Quelle einer neuen Heimsuchung; denn alles Wasser, das bergauf hinten im Wagen gestanden, und gegen das wir aufgedämmt hatten, kam jetzt im Schusse nach vorn und lief uns hinein in die Stiefel. O, wir haben die armen Pferde um ihre gute Laune beneidet.

Aber nun waren unsere Leiden auch beendet. Denn auf dem Grunde der Senkung, in die unser Wagen hinab holperte, erkannten wir Dächer und Häuser, zwischen Bäumen zerstreut liegend, und dahinter gleichsam eine mächtige, graublaue Schutzwand mit weissen Streifen. Das war das Meer.

Dann verschwamm Alles wieder in einem neuen, hartnäckigen Regenschauer, und unter diesem hielten wir unseren Einzug in dem kleinen Neste, unserem Bestimmungsorte, dem Badeplatze.

»Im Grunde überflüssig« — sagte mein Freund, während er sich das nasse Zeug in unserem gemeinschaftlichen Schlafzimmer vom Leibe zog.

»Ueberflüssig? Was?« fragte ich, auf gleiche Weise beschäftigt.

»Hieher zu reisen, um ins Wasser zu kommen.«

»Ich dächte, gerade jetzt wäre es nicht recht angebracht, schlechte Witze zu reissen!«

»So? Du willst wohl auch noch gute verlangen?«

Ich zuckte in stummer Verachtung mit den Schultern. »Warum, zum Teu..., hast du uns auch hieher geschleppt?«

»Das sind die Pferde aber nicht ich gewesen!«

Ich versuchte, ihn mit einem Blicke zu vernichten; aber es überlief mich in demselben Augenblicke ein Schauer, da ich mich eben meiner intimsten Kleidung entledigte. Er antwortete mit unverwüstlicher Kaltblütigkeit, während er sein Hemd über eine Stuhllehne hängte:

»Du warst überanstrengt, überarbeitet; du bedurftest der Ruhe, um dich zu kräftigen. Ich habe diesen Platz vorgeschlagen, wir sind hieher gereist, es ist Regenwetter geworden, und es sieht immer noch wie Regen aus. Ich bin nicht der Herr des Regens ... um nicht zu sagen Regenmeister — nämlich mit ch geschrieben; — denn sonst läuft dir die Galle über. Wir werden uns also wohl einrichten müssen!«

Ich fragte nach einer kurzen Pause, was er unter »sich einrichten« verstünde?

»Ich denke, wir legen uns gleich und verlangen Thee oder Kaffee an unser Bett. Wir können uns ja stellen, als ob wir uns erkältet hätten — morgen werden wir es ja so wie so in Wirklichkeit sein!«

Darauf warf er einen Blick zu dem einen Fenster hinaus und ich einen zu dem anderen. Wir vermochten kaum bis über die schmale Gasse hinüberzublicken, so goss es draussen. Es regnete nicht, es war auch kaum ein Giessen zu nennen, es wälzte sich förmlich herunter, gleich als ob das Fass der Danaiden gerade über unseren Häuptern angebracht gewesen wäre. Und dann kam ein Windstoss, und unter der Gewalt desselben stob das Wasser von allen Vordächern und Ausflussrinnen wie etwa der permanente Staubregen, der nach bereister Leute Aussage über dem Niagarafall herrschen soll.

Ich zog an der Klingelschnur. Ein Mädchen steckte ihren Kopf zur Thüre herein und zog sich ebenso schnell wieder zurück. Ich hatte in meinem blinden Eifer nicht bemerkt, dass mein Freund noch gar nicht mit seiner Toilette fertig war. Er hatte auf der Windseite des Wagens gesessen und war noch schlimmer mitgenommen worden als ich.

Dann kam der Knecht des Gasthofes.

»Warum klopft Er nicht an?« rief ich zornig. Ich war mit Menschenhass bis zum Halse vollgeladen.

Er machte ein verblüfftes Gesicht.

»Das Mädchen sagte, die Herren . . .!«

»'s ist gut. Wir wollen zu Bett!«

»Zu Bett?!!«

»Ja. Und wir wünschen unseren Thee hieher!«

»Thee hieher!«

»Ja. Da soll doch gleich ein heiliges . . .!«

Heinrich gab an meiner statt die nöthigen Befehle in einem ruhigen und nachsichtsvollen Ton.

Der Knecht, der meinen Freund offenbar von früherher kannte, las unser Schuhwerk zusammen und wand sich mit einem ganzen Stapel nasser Kleider auf dem Arme durch die Thüre hinaus. Es triefte hinter ihm auf der Diele her wie hinter einem Hühnerhund, der Wildenten apportirt hat.

Und dann gingen wir zu Bett, und die Dämmerung trat ein.

Ich lag und blickte um mich. Eigentlich gab es nicht viel in dem Loche, nach dem man sich hätte umsehen können. Die Thüre nach dem nächsten Zimmer, das wir als Arbeitszimmer benützen wollten, stand offen. Unsere Koffer und unsere Reisetaschen standen und lagen ebenfalls geöffnet ringsumher. Wir hatten ausgepackt, um den Umfang des Schadens ermessen zu können. Meines Freundes Malerrequisiten und meine eigenen Bücher und Papiere lagen und schwammen durcheinander, als ob eine Sturmfluth darin herumgewühlt hätte.

Eine dumpfige, feuchte Luft herrschte in beiden Zimmern. Dazu die Betttücher feuchtkalt! Die Feuchtigkeit und der warme Thee zusammen bewirkten, dass ich in Transpiration gerieth. Ich blickte hinüber nach dem anderen Bette. Mein Freund hatte mir den Nacken zu-

gewendet. Es kam mir vor, als ob sein gekräuseltes Haar in ganz beunruhigender Weise wüchse. Ja, sicher, ich musste phantasiren.

»Du hast bereits Fieber!« sagte ich zu mir selbst. »Du bist ein gebrandmarkter Mann. Was wolltest du auch hier?«

Es ist immer dieselbe Frage, die man sich stellt, wenn der Schaden einmal geschehen ist. Man sollte eigentlich zur Abwechslung einmal anfangen, zu fragen, ehe es geschehen ist.

Aber weiter, weiter!

Ich hatte gelegen und halb geschlummert. Wie lange? Eine Stunde, einen ganzen Tag; es war unmöglich zu bestimmen. Ich öffnete die Augen: völlige Dunkelheit! Ich fühlte mich ausserordentlich matt und müde. Ich schloss die Augen wieder; aber jetzt hörte ich Stimmen. Wieder die Augen auf, im Uebrigen aber unbeweglich im Bette. Es schimmerte irgendwo ein Lichtstreifen. Aha, die Thüre nach dem Arbeitszimmer war nur angelehnt. Jetzt ging sie langsam auf, wie Thüren in alten, windschiefen Häusern so gerne thun. Ich konnte hineinsehen. Da sass Monsieur Heinrich leibhaftig, vollständig angekleidet, mit Kragen und Shlips und allem möglichen Anderen angethan, auf dem Sofa und hatte ein Licht vor sich auf dem Tische brennen. Ihm gegenüber, mit dem Rücken nach mir zu, stand eine weibliche Gestalt, ein brennendes Licht in der Hand. Ich sah eine Menge lichter Nackenhaare. Da knarrte die verrätherische Thüre hinter ihr. Sie wandte sich erschreckt um, nickte nach dem Sofa zu und schritt rasch über die Diele, ohne sich von der Hand, die sich ihr vom Sofa aus entgegenstreckte, aufhalten zu lassen. Ich hörte, wie eine Thüre geöffnet und wieder geschlossen wurde: es war auf jeden Fall die hinaus auf den Gang.

Mein Freund blieb einen Augenblick allein sitzen und lauschte. Dann erhob er sich und löschte das Licht aus. Unmittelbar darauf hörte ich Tritte in unserer Schlafkammer und das Geräusch eines, der sich schnell umkleidet und in der Hastigkeit seine Weste mit Uhr und Kette gegen den Bettpfosten schlagen lässt.

Es verging einige Zeit. Endlich rief ich:

»Heinrich! Heinrich! Bist du in deinem Bette?«

Tief unten herauf aus den Regionen des Bettes und des Schlafes klang ein langsames: »Wa — was? Wer ist da?«

Mir wurde ganz wunderlich zu Muthe. Die Stimme und die Betonung waren allzu natürlich. Das war ein Mensch, dem es durchaus nicht angenehm ist, aus seinen Träumen geweckt zu werden.

»Heinrich, ich glaube, ich habe Fieber!«

»So trink' Wasser!« klang es kurz zurück; und darauf folgte der unverkennbare Laut von einem, der sich auf die andere Seite umdreht und weiter schläft.

Sollte ich wirklich phantasiren? Undenkbar wär es ja nicht. Ich fühlte nach meinem Pulse. Es kam mir vor, als ob er sehr schnell ginge. Wenn man im Dunkeln liegt und g l a u b t, man habe Fieber, so geht der Puls immer schnell.

Ich entschied mich dahin, dass ich Fieber hätte. Ich lag und lauschte ein wenig auf den strömenden Regen draussen — es regnete selbstverständlich immer noch — dann versuchte ich, mich des Gesichtes da drinnen zu erinnern, als es sich mir zugewandt hatte . . . Unsinn, es war ja gar keines dagewesen. Das war ja ein Traum, eine Hallucination. Ach, wir sind doch nervöse Menschen in unseren Tagen!

Nur das Klatschen des Regens gegen die Fensterscheiben war die reinste Wirklichkeit. Darüber war ich nicht im Geringsten im Zweifel.

Es trommelte mich in Schlaf mit seinem Generalmarsch. Ferner und ferner, mehr und mehr gedämpft klangen die Wirbel. Dann auf einmal wurden sie wieder stärker; es herrschte Aufruhr draussen, und reitende Patrouillen sprengten durch die Strassen. Der dritte und der vierte schleswigsche Krieg waren auf einmal ausgebrochen, und zugleich waren auch sämmtliche Gefangenen aus Vridslöselille [1]) ausgebrochen. Der Inspector draussen versuchte sie zur Vernunft zu bringen, aber vergebens. Sie dankten ihm für seine gute Absicht und baten ihn nur, die Zellen als leerstehend in der Zeitung zu annonciren. Es wäre doch eine Schande, stellten sie ihm vor, wenn ein so grosses Etablissement nicht einmal den Miethzins abwerfen wollte. Er liess deshalb um augenblickliche Hilfe nach der Stadt telegraphiren. Ein Panzerschiff auf Walzen wurde abgesandt, da die Stadt selbst von Truppen entblösst war. Durch irgend einen Zufall war ich an Bord desselben gekommen. Alle Matrosen standen längs der Batterie aufmarschirt, und es wurde commandirt: »Spuckt in die Hände!« Sie spuckten alle tadellos und schlugen sich unter die Arme; aber das Alles half nichts. Dann wurde unmittelbar vor Valby [2]) Anker geworfen. Inzwischen war das Project der Vertiefung des Kallebodstrandes [3]) verwirklicht worden. Die ausgebaggerte Tiefe reichte bis zu uns heran, und wir kamen ins Wasser. Wir segelten weit, sehr weit hinaus. Schliesslich wurde mir die Geschichte langweilig, und ich sprang über Bord. Ich lag und plätscherte im Wasser unten — und ich erwachte über den Laut, den ich selbst hervorbrachte.

Es war Tag; höchstwahrscheinlich aber um die Morgendämmerung, dachte ich bei mir selbst, denn die Helligkeit draussen war eben keine grosse. Ich blickte nach dem Fenster. Es regnete. Ich sah nach meiner Uhr. Es war halb neun, Ich blickte hinüber nach dem anderen Bette. Es war leer.

»Na!« sagte ich zu mir selbst. »Du verstehst dich entschieden aufs Schlafen und Träumen. Das war ja ein guter Anfang einer Badereise . . .!«

Ich sprang auf und in meine Kleider, die man halbtrocken hereingebracht hatte. Ich machte Toilette und sah mich um. Heinrichs Reisetasche lag, auf seine gewöhnliche rücksichtslose Weise ausgekramt, auf dem Boden. Er hatte seine Malerrequisiten mit sich genommen. Ich sah mich um nach dem strömenden Regen draussen und fragte mich

---

[1]) Der Name eines bekannten dänischen Zuchthauses für männliche Gefangene.

[2]) Der Name eines Dörfchens südwestlich von Kopenhagen, eine Viertelstunde von der Stadt entfernt.

[3]) Der südwestliche Theil des schmalen Sundes zwischen Kopenhagen und dem Inselchen Amager.

selbst: »Wo mag er wohl in diesem Wetter Studien machen wollen?« Ich musste plötzlich an einen seiner schlechten Spässe denken. Als wir bei einer anderen Gelegenheit auch einmal mit einander aufs Land gegangen waren und ebenfalls strömendes Regenwetter bekommen hatten, stiess er seine grosse Malercassette kaltblütig in einen Winkel, steckte seinen Wasserfarbenkasten in die Tasche, nahm einen Schirm und ging zum Zimmer hinaus. »Wo willst du denn hin?« rief ich. »Es regnet ja!« »Ich male in Wasserfarbe!« war seine Antwort.

Ich vollendete meine Toilette. Dann dachte ich an die Erscheinung von gestern Abend. Das Nackenhaar, den Besuch dort drinnen.

»Ach was! Das ist eine Einbildung gewesen. Heinrich, der trockene, unzugängliche Geselle! Ich habe wirklich phantasirt.«

Nichtsdestoweniger begann ich — nachdem ich geklingelt und der Knecht von gestern hereingekommen war und ich mein Frühstück bestellt hatte — den Menschen auszufragen.

»Sagt mir einmal, mein Freund, habt Ihr irgend welche Jungfern hier im Gasthofe?«

Er schielte nach mir herüber, indem er zugleich eine sehr fromme Miene aufsteckte.

Ich ärgerte mich; aber ich hatte einmal den Anfang gemacht.

»Nee!« sagte er. »Aufwartungs-Jungfern haben wir nicht, ausser denen, die in der Küche sind. Aber die warten nicht auf.«

»Nicht? So! — Hat der Wirth Töchter?«

»Ja, es sind ihrer Dreie da. Aber, wissen Sie, Zweie davon sind nicht zu Hause; die sind irgendwo als Lehrerinnen!«

»Aha. Und die Dritte?«

»Ja, die ist zu Hause; aber die lernt von sich selber Musik.«

»So! — Aber sie wohnt also hier?«

»Ja, wenn sie nicht gerade bei Controleurs wohnt. Denn denen ihre Tochter und unsere hier, die stecken sie immer bei einander und sind ganz in einander vernarrt.«

»Es ist wohl ein hübsches Mädchen?« (Hier zog ich mein Portemonnaie aus der Tasche.)

»I nu', sie ist nicht gerade gar so hässlich; und einen Liebsten hat sie doch auch!«

Ich gab ihm ein Einkronenstück, indem ich bemerkte, dass ich Trinkgelder immer im Voraus zu geben pflegte, um gut bedient zu werden. Und dann fuhr ich fort, überzeugt, meinem Freunde jetzt auf der Spur zu sein:

»So — oh? Na, das ist wohl bloss etwas, was man so sagt?«

»Nein, es ist etwas ganz Richtiges. Es ist dem Forstrathe sein Sohn da oben über dem Dorfe.«

»Was?«

»Jawohl!« — Hier nickte er mit einem Grinsen und zeigte durch den Regen hinaus nach der Stelle, wo die bewaldeten Hügel liegen sollten.

»Was ist er denn?« fragte ich ziemlich in Verwirrung.

»Ja, er wird wohl auch auf den Forstrath losstudiren. Aber vorläufig betreibt er die Wirthschaft. Er kommt übrigens auch manchmal hieher; wenn Sie darum vielleicht mit ihm sprechen wollen? . . .«

»Danke! Aber hört, sagt mir einmal, von welcher Farbe ist denn ihr Haar?« — Der Kerl sah mich zweifelhaft an. — Ich machte eine Bewegung nach meinem eigenen Nacken: »Hat sie — hat sie so ganz lichtes Haar hier hinten? So in die Höhe gekämmt? . . .«

»Hm! Das kann ich nun eigentlich nicht recht sagen; denn sie wechselt so oft die Farbe.«

»Wa — was?«

»Ich — ich meine die Façon. Sie steckt bald die eine, bald die andere auf!«

»Ja; aber die Farbe?«

»Ja, die ist bald einmal roth, kommt es mir vor, bald einmal so gemischt. Aber darüber kann ich wirklich beim besten Willen nichts Bestimmtes sagen; denn ich verstehe mich nicht auf derartige Körpertheile!«

Ich verzehrte mein Frühstück und nahm mir vor, ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Das war jedoch vorderhand leichter gesagt als gethan. Denn vorläufig war er gar nicht da und wollte sich auch nicht zeigen. Der Vormittag verging; es regnete ununterbrochen weiter; und ich blieb ununterbrochen allein in dem ungemüthlichen Zimmer sitzen, das unser Arbeitszimmer sein sollte. Der unaufhörliche Regen kann einen zur Verzweiflung bringen. Mich machte er unfähig, irgend etwas zu arbeiten. So kam der Mittag heran, und da endlich kam Heinrich.

Er hatte seinen Regenmantel an und trug an einem Riemen unter dem Mantel seine Malercassette. Er warf beides von sich und fragte, warum ich das Essen nicht bestellt hätte.

»Wo bist du denn gewesen?« fragte ich zur Antwort.

»Bei dem Doctor!«

»Malst du dort?«

»Ja!«

»Du hast dich also wieder auf Porträts geworfen?«

»Wenn man nicht anders kann . . . Ja!«

»Wasserfarbe?«

»Verschone mich mit deinen schlechten Witzen!«

»Es war einer von deinen eigenen abgelegten! . . .«

Er gab keine Antwort, sondern begann sich auf einem Stuhle hin und her zu wiegen. Er war zerstreut und reizbar.

»Ist es der Doctor selbst, den du malst?»

»Nein, seine Frau!«

Ich glaubte plötzlich, die richtige Spur gefunden zu haben.

»Ist sie jung und schön?« fragte ich, vielleicht ein wenig zu eifrig.

Er sah mich an, als ob er aus mir heraus lesen wolle, was möglicherweise hinter meinen Worten stecke. Er lächelte etwas spöttisch:

»Sie ist dreissig Jahre alt, hat drei Kinder und ist brustkrank. Das ist möglicherweise der Grund, weshalb der Doctor ihr Bild haben will, während es noch Zeit ist. Ihr Aussehen ist kein blühendes.«

»Wollen wir nun essen?« fragte ich und erhob mich.

»Du kannst ja nach dem Knechte schellen!«

»Warum nicht nach der Aufwarte-Jungfer?«

»Es gibt keine!«

»Ja, aber gestern kam doch ein Mädchen!«

»Sie gehört zur Küche!«

»Du scheinst ja gut localisirt zu sein.«

»Ich habe dir ja gesagt, dass ich schon früher hier logirt habe. Klingele also!«

Wir verzehrten unser Mittagbrot so ziemlich im Schweigen. Die Kost war ärmlich; aber als ich Ausstellungen daran machen wollte, wurde Heinrich sehr ungnädig.

»Wir sind nicht hieher gekommen, um gute Kost zu essen und feine Weine zu trinken, sondern um...«

»Die Bäder zu brauchen!« setzte ich fort. »Dazu sind wirklich die besten Aussichten vorhanden!«

Er sägte mit seinem Messer in dem zähen Fleische herum und schwieg.

Dann erhoben wir uns. Ich wünschte ihm gesegnete Mahlzeit. Ich wusste, dass er sich darüber immer ärgerte.

Er zuckte mit den Schultern. Wir zündeten unsere Cigarren an, tranken eine Tasse Kaffee und unterhielten uns — mit ziemlich grossen Pausen — von ganz gleichgiltigen Dingen.

»Jetzt glaube ich endlich. es klärt sich etwas auf!« sagte er.

Mir schien es auch so. Er spannte ein neues Stück Leinwand in seine Cassette, nahm seinen Hut und Malerstuhl und verabschiedete sich.

»Wo willst du hingehen?« fragte ich.

»Du scheinst wirklich wie eine alpähnliche Amme über mich wachen zu wollen. Ich gehe selbstverständlich aus, um zu malen — wenn überhaupt eine Möglichkeit dazu vorhanden ist, und wenn du nichts dagegen hast!«

Ich hatte ihn geradezu wüthend gemacht. Aber ich liess ihn gehen, griff selbst nach einem Buche und setzte mich nieder, um zu lesen.

Als die Dämmerung einzutreten begann, schloss ich mein Buch und legte meine Papiere in den Tischkasten. Dann unternahm ich eine kleine Entdeckungsreise hinaus durch die Corridore und Treppengänge des alten Gasthofes, die damit endete, dass ich in ein angeräuchertes Billardzimmer gelangte, wo die Lampe an der Decke schon angezündet war, und wo ich einige Partien mit einem kleinen Kellner mit schwächlichen Augen spielte, der sich überdies so erkältet hatte, dass ich die Points selbst aufrufen musste. Nach und nach fanden sich Gäste ein, wahrscheinlich Einwohner des Ortes und einige Leute aus der Umgegend. Es war ja schlechtes Wetter für Alle.

Besonders fiel mir ein junger Landmann auf, schlank gewachsen, wohl gebaut, mit gebräuntem Gesichte, weisser Stirn, gutmüthig und mit einer kräftigen Stimme. Er schien in allen Beziehungen zu jenen

Leuten zu gehören, von denen, wie man so sagt, zwölf auf ein Dutzend gehen. Seine Gutmüthigkeit söhnte einen mit seiner fast etwas zu lauten Sprechweise aus. Es traf sich, dass wir in einem »à la guerre« gegen einander zu spielen hatten. Ich spiele schlecht, und mein Spiel wird durch meine Unsitte, auf die kurzen, schnurrigen Wendungen der Leute, locale Ausdrücke, Provinzialismen u. s. w. zu hören, nicht gerade verbessert. Ich verlor an ihn und verlor ausserdem noch ein paar Spiele, die er ganz privat vorschlug. Seine Freude darüber war geradezu kindlich; das Unmittelbare kleidete ihn am besten.

»Na, Forstrath, Sie wollen wohl heute Abend zur Liebsten?« fragte einer.

Der junge Mann zeigte seine weissen Zähne unter seinem Schnurrbarte und antwortete, während er auf dem Billarde einen Doppeltreffer spielte:

»Den Henker auch! Sie ist ja gar nicht mehr hier bei dem alten Jörgensen. Hieher kommt sie ja gar nicht mehr!«

»Dann wollen Sie wohl hinüber zu Doctors?«

»Zu Doctors oder Controleurs, ja; das ist jetzt ein und dasselbe, seitdem sie das neue »Aufrechtstehende« bekommen haben, um darauf herum zu hämmern. Josefine meint, das Clavier hier tauge gar nichts mehr. Na, ich will's wohl glauben, aber es war doch so gemüthlich hier in der alten Bude. Nun soll man sitzen und mit anhören, was der alte Murrhahn von Controleur erzählt, oder muss sich mit der Doctorsfrau von Musik und Büchern unterhalten. Der Himmel helfe mir! Am liebsten bliebe ich ganz weg!«

»Na, aber hören Sie einmal, Forstrath...!«

»Ach was, das ist doch auch gar zu langweilig. Und dann giessen sie Theewasser in den Toddy. Das soll wahrscheinlich fein sein! Nein, Cognac muss hinein; das ist fein!«

Man lachte rings im Kreise. Der Forstrath fuhr fort:

»Zum Glücke ist er da, der Maler...«

Hier unterbrach er sich selbst, da er einen combinirten Stoss ausführen musste.

»Zum Glücke?« dachte ich bei mir selbst. »Das klingt ja gar nicht so schlimm, wie ich mir gedacht hatte!«

»Nun, was hat es denn mit dem Maler?« fragte einer der Ortseinwohner, während ein Anderer ein Zeichen gab, dass man sich mir gegenüber in Acht nehmen und vorsichtig sein müsse.

»Na, der ist doch ein vernünftiger Mensch!« sagte der junge Forstrath. »Er kann so viele spasshafte Dinge erzählen. Es ist gerade, als ob man im ‚Punch' [1]) läse. Freilich, in der letzten Zeit voriges Jahr begann auch er, albernes Zeug zu schwazen. Es ist aber doch sonderbar, dass sich alle diese Menschen nicht enthalten können, einen solchen Haufen Bücher zu lesen — und überdies sich gar noch daran zu unterhalten!«

»Wird es Ihnen denn nicht angst, Forstrath?« fragte derselbe Frager wie vorhin.

[1]) Name eines in Kopenhagen erscheinenden dänischen Witzblattes.

»Angst! Warum denn?«

Der junge Forstrath sah vom Billard auf und zeigte unter einem breiten, offenen Lächeln wiederum seine weissen Zähne.

»Na, ich meine vor dem Maler. Er könnte Sie vielleicht ausstechen, Forstrath!«

»Ich bin mit Josefine verlobt!« sagte der Forstrath mit einer ganz leisen ernsten Betonung. Dann schlug er wieder seinen spassenden Ton an und sagte: »Sie kann sich doch amüsiren, wie sie Lust hat. Es wäre doch eine Sünde, ihr ihren Spass zu verderben! Und nun sprechen wir nicht mehr hievon. Revanche, meine Herren! Ich gebe wieder vor!« —

Ich blieb noch, bis dieses Spiel aus war. Man unterhielt sich von verschiedenen Dingen, die nur ein locales Interesse hatten. Als die Partie zu Ende war, stellte der junge Bräutigam sein Queue hin in die Reihe der anderen und ging.

Bald nachher ging ich auch. Ich gelangte wieder auf einige verwickelte Gänge und Corridore und öffnete zuletzt irgend eine Thüre auf gut Glück. Ich stand in unserem Arbeitszimmer. Nun wusste ich, auf welchem Wege die Erscheinung von gestern Abend zu meinem Freunde gelangt war; und ich wusste noch mehr als dieses.

Ich zündete die Lampe an und schloss das Fenster. Immer noch ein feiner Regen draussen in der Finsterniss. »Ach, ein bischen unschuldige Koketterie!« dachte ich. »Man langweilt sich natürlich hier in diesem abgelegenen Winkel der Welt. Der Bräutigam ist liberal; das Mädchen ist munter und fidel. Und Heinrich ist ein Schwärmer, wie sehr er sich auch zu verbergen sucht. Ich muss sehen, ob ich ihn nicht nach und nach von hier weg bekommen kann. Ich muss ernst und vernünftig zu ihm sprechen; ich muss ihn auf das ‚Unrichtige' in seiner Handlungsweise aufmerksam machen. Dafür pflegt er ja Verständniss zu besitzen; und ausserdem — man kann sich doch nicht ernstlich an ein so flüchtiges Wesen hängen, das erstens meinen Widerpart da drinnen vom Billarde hat wählen können — und dann...«

Ja, und dann, als Heinrich kurz darauf heim kam und sich augenscheinlich zerstreut in einen Stuhl warf, äusserte ich natürlich kein Wort ihm gegenüber. Denn was haben wir denn für ein Recht, uns in die Angelegenheiten Anderer zu mischen, besonders wenn sie von derartigem Charakter sind? Ernten wir nicht immer nur Undank dafür? Und würden wir nicht selbst ein Einmischen von anderer Seite auf gleiche Weise lohnen? Und dann noch eines: gibt es eine bessere Erziehung in der Welt, als selbst zu prüfen, selbst zu lernen und selbst zu erkennen?

Diesen Abend gingen wir Beide zu gleicher Zeit zu Bett, und ich lag noch lange und hörte, wie sich Heinrich drehte und wendete, ohne einschlafen zu können. Endlich aber fiel er doch in Schlaf, und ich bin auf jeden Fall überzeugt, dass er nicht wieder aufstand und sich ankleidete, um in unserem gemeinsamen Arbeitszimmer Besuch zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

GESPRÄCH MIT JAPANERN.

Von MULTATULI.

Aus dem Holländischen von WILHELM SPOHR.[1])

...Ich bin bei den Japanern gewesen und habe mit ihnen gefrühstückt. Zunächst fragten sie mich, wer und was ich sei?

Ich präsentirte eine Visitenkarte: MULTATULI, Genie.

Der Secretär schrieb etwas auf. Ich schielte in sein Büchelchen und bemerkte, dass er mir einen Platz anwies in der Rubrik: Industrielle Merkwürdigkeiten, just unter dem Stück Geschütz, das sie in Delft schmelzen und sich mit Bronce vermischen sahen.

— Genie?... Was ist das für ein Beruf?

Ich räusperte mich, hustete, schnob und schnob und sagte ganz einfältig:

— Das weiss ich nicht, o Kami!

— Könnt Ihr Uhrwerke machen?

— Nein, Kami.

— Oder Regenschirme?

— Nein, Kami.

— Oder Uhren mit Unzüchtigkeiten?[2])

— Ach nein, Kami!

— Versteht Ihr Euch auf den Kaiserschnitt?

— Auch nicht, Kami!

— Nun ging mir aber doch ein Licht auf über diese Frage, und bevor noch das Dienstmädchen eintrat, das er hatte rufen lassen, um die Fertigkeit zu prüfen, die er bei mir vorhanden wähnte, rief ich mit all der Dünkelhaftigkeit Jemandes aus, der etwas entdeckt zu haben glaubt:

— So was Aehnliches, Kami, ich bin verkehrt geboren!

Wieder schrieb der Secretär. Rubrik: »Merkwürdigkeiten der Natur«. Ich kam unter Malcolm aus dem »Macbeth« zu stehen.

— Verkehrt geboren, gut. Aber was könnt Ihr machen?

— Ich kann dann und wann die Wahrheit sagen, o Kami.

Die ganze Gesandtschaft erschrak und sah auf meinen Bauch. Der war abwesend. Darin fanden sie denn auch den einzigen Grund,

---

[1]) Bruchstückweise, mit Ausschluss specifischer Hollandismen mitgetheilt. Als Gespräch zwischen Multatuli und Vertretern der japanischen Gesandtschaft in Haag aufzufassen.

[2]) »Uhren mit Unzüchtigkeiten«. Die gab's auf Japans alljährliche Bestellung. Das waren Uhren mit doppelter Kapsel, wovon die unterste ein obscönes Miniaturbildchen bedeckte. Die frommen Holländer lieferten sie noch zu meiner Zeit ganz bereitwillig. So sind sie.

dass ich ihn nicht aufgeschlitzt hatte. Denn — das bekannten sie mit japanischer Offenherzigkeit — wo nichts ist, verliert selbst die Lüge ihr Recht auf Mord an der Wahrheit.

— Und wie viel Einnahme bringt Euch das? fragte der Kami mit freundlicher Theilnahme.

— Es bringt mir nichts ein, o liebenswürdiger Kami!

Wieder schrieb der Secretär in sein Büchelchen: »Die Wahrheit ist in Holland so wohlfeil, dass sie nicht bezahlt wird, denn die sie liefern, haben keinen Bauch.«

— Habt Ihr Lust, hier mit uns zu frühstücken?

— Mit Vergnügen.

Und ich nahm zwischen Kami und Kami Platz. Aber die anderen Kamis sassen nebeneinander, wie es in Japan gebräuchlich ist. Auch am unteren Ende der Tafel sass ein Kami. Darauf folgte ein Gespräch, das ich so gut wie möglich wiedergebe.

— Eins sage mir doch, Genie von verkehrter Geburt, wie viel Götter gibt es?

— Genau kann ich es nicht sagen, Kami. Lass' seh'n... Norwegen, Schweden, Dänemark, Russland, Polen, Anhalt-Dessau, Hildburghausen, Monaco...

— Aber das ist Geographie. Ich fragte Euch nach den Göttern... das nennt ihr hier, meine ich, Theologie.

— Freilich, Kami. Aber die Theologie beruht auf der Geographie, und zwar auf der politischen. Jeder Staat hat seinen eigenen Gott, oder auch zwei... einen antiken und einen modernen. Wenn das Fürstenthum Hechingen mit Russland in Krieg geräth, kommt ein Conflict zwischen den Göttern dieser Länder. Der Gott von den Niederlanden ist der beste...

— Woraus beweist Ihr dies?

— Kami, es steht in allen niederländischen Schulbüchern... Ist das japanischer Thee, o Kami?

— Ja, wir haben ihn von Otto Roelofs, der auch in Jeddo ein Depôt hat. Könnt Ihr's schmecken, o verkehrt Geborener?

— Ja, er schmeckt wie ein Spaziergang über die Weide... drei Tage nach dem Mähen.

— Die Kamis klatschten in die Hände voll Entzücken, beinahe wie ein Holländer, der seinen nationalen Ruhm auf ein- und wieder ausgeführten Schiedammer Käse aus Köln basirt.

— Thee ist die Freude des Herzens, o Kami.

— Was nennt Ihr ein Herz, zu schlechter Stunde Geborener?

— Es ist ein Buch ohne Blätter, wohlwollender Fremdling.

— Verleiht man es in Leihbibliotheken?

— Nein, Kami, zu leihen ist es nicht, aber wohl wird es dann und wann verkauft, zumal wenn es schlecht geschrieben ist.

— Und wer es verkauft?

— Der behilft sich so lange mit »Principien«, mit Dogmen, mit Gewohnheiten, mit dem Umsehen nach »Man's« Urtheil.

— »Man« ... wer ist das?

— Das ist ein Thier mit vielen Köpfen. Es nährt sich von Blumen und Früchten — den feinsten, o Kami! — und speit Gift, gerade umgekehrt wie die Bienen, die aus Gift Honig saugen. Man ist Eisen, wenn er schlägt, Nebel, wenn ihr ihn wieder schlagen wollt. Man ist der Mann, der nicht ist. Man spricht, wenn er nicht gefragt, und schweigt, wenn er angesprochen wird. Man verkriecht sich in Ecken, die kleiner sind als er, und wenn ihr ihn da herausholen wollt, ist er weg, wie eine Wan ...

— Ich weiss schon, wir sind in Paris gewesen ... Aber habt ihr denn kein Insektenpulver hier?

— Freilich, herablassender Kami, aber es hilft erst, wenn Man todt ist. Man liesse sich vertreiben, wenn er nicht stets dafür sorgte, dass er todt ist und begraben und vergessen vor der Niederlage. Dann sind neue Man's an seiner Stelle, und sie meinen dann mit ein paar tausend Pfund Gusseisen, dass sie in Form einer Puppe auf dem einen oder anderen Markt niedersetzen, die Schuld der alten Man's bezahlen zu können. Oder besser, sie meinen das gar nicht einmal. Der Zweck ist allein, sich für besser auszugeben als die Vorigen. Und die Unaufrichtigkeit solcher Nachhuldigung erkennt man unter Anderem auch daran, dass sie, die da Eisen geben für ehrlos erworbenes Gold, zur selben Zeit auf die Steine werfen, die da nachher wieder Anspruch auf schnödes Eisen haben werden.

— Aber was fangt ihr dann an, dass ihr nicht unterliegt?

— Das ist mühsam genug, Kami, der Ihr von fernher daherkamt. Da sind solche, die bis aufs Aeusserste den Kampf führen — das sind die verkehrt Geborenen — aber die Meisten laufen über, um mit Man gemeinsame Sache zu machen, obschon das Niemand unter vier Augen gesteht. Im Gegentheil, jeder spricht über Man, als wenn er nicht dazu gehörte.

— Wie könnt Ihr dann wissen, wer dazu gehört und wer nicht?

— Das seht Ihr meistens an dem Bauch ... der nicht da ist, o Kami, dessen Gemüth unermüdlich im Untersuchen ist. Wer einen Bauch hat, dick, rund, formosus — d. h. formvollendet, o Kami! — vor Allem unaufgeschnitten wie ein Band Predigten, kann als zu Man gehörig betrachtet werden. Und wer keinen Bauch hat, ist verkehrt geboren. Aber es ist faul damit, o Kami, der Ihr Weisheit sammelt wie ein Regenbach das Wasser, es ist faul damit. Es ist just wie mit dem Anstand ...

— Anstand, was ist das?

— Das ist etwas wie jene tönenden Bezeichnungen, die man einer Sache gibt, und mit denen man herumwirft, weil sie wohlfeiler sind als die Sache selbst. Anstand ist das Stroh, das man in Papier wickelt, auf das man schreibt: »Nur Primaware zu Fabrikpreisen«, um so mit geringem Capital einen Kaufladen eröffnen zu können. Anstand, Wohlanständigkeit ist eine Spielmarke, die einen bestimmten Werth vorstellt, die sich aber nie einwechseln lässt. Anstand ist Christofle-Tugend ..

— Aha, Tugend! — Nehmt noch ein Schälchen Thee, der Ihr verdientet, aufgeschlitzt zu sein ... trinkt, freut Euch, streckt die Beine aus und sagt mir, was Tugend ist.

— Gern thue ich das, Kami, der Ihr Weisheit aufschlürft wie Aufguss der Blätter vom Strauche des Lebens, aber tausend ja!,.. es ist gefährlich! Schwört Ihr mir, Kami, dass Ihr Nichts wiedererzählen werdet von dem, was ich Euch über Tugend sage? Dass Ihr es weder dem König sagen werdet, noch dem Minister, noch dem Besitzer von Euerem Hotel, noch dem Mädchen, das Ihr soeben rufen liesset, noch dem Mann, der Euere Stiefel putzt?

— Wir tragen keine Stiefel. Frei heraus, Mann ohne Bauch, seid ohne Sorge. Trügen wir auch Stiefel, wir würden es doch Niemandem sagen. Was ist Tugend?

— Kami, ich weiss nicht, was Tugend ist!

— Das dacht' ich wohl, als ich vernahm, dass Ihr nicht einmal im Stande seid, Uhren mit Unzüchtigkeiten zu machen. Aber wenn Ihr es doch nicht wisst, warum hattet Ihr dann solche Furcht, dass wir es wieder sagen würden, was Ihr selbst nicht sagen könnt.

— Das ist es gerade, o tugendgieriger Kami, der Ihr Unzüchtigkeiten liebt ... auf Uhren. Das ist es gerade. Man weiss genau, was Tugend ist, Man misshandelt den verkehrt Geborenen, der es nicht weiss.

— Aber sagt mir dann, o Mann, dessen Seele unrecht geboren ist, sagt mir dann, was Man für Tugend hält.

— Das ist etwas Anderes, würdiger Kami, aber die Erzählung ist lang, weil Man sich so oft verändert, und die Tugend von Man mit ihm. Es sind viele Tugenden von Man verloren gegangen — die meisten Tugenden werden nicht aufgeschrieben, Kami — doch was da bewahrt geblieben ist, das will ich Alles gern, so viel ich nur weiss, erzählen.

Am Anfang war Tugend ... nirgends. Man war tugendsam, so lange Niemand über Tugend sprach. Tugend ist die Eigenschaft von taugen, o sprachkundiger Kami. Am Anfang nun taugte Alles. Die Kuh frass Gras, ohne dass Jemand dem Thiere sagte, wie es thun müsse, um dieses Gras zu Milch und Butter zu verarbeiten. Man handelte gut, Man taugte ... bis dass da Menschen kamen, die Anleitungen gaben, wie die Kuh Gras fressen müsse, und wie man thun müsse, um zu taugen.

Die Anleitungen für die Kühe thaten keinen Schaden. Die einfältigen Thiere lasen sie nicht. Das ist eine grosse Tugend bei den Kühen, o Kamin. Aber Man las die Anleitung, um zu taugen. Das war Man's erste Untugend, o Kami, der Wissenschaft wie einen Morgentrank geniesst.

Denn die erste Natur des Menschen war gut. Aber Man fing an zu erzählen, was gut ist, und von dem Augenblick an hatte Man so viele Tugenden, als Man Köpfe hat: Legion, wie ich schon sagte, o Kamin, bewandert im Unbegreiflichen.

Die Mutter hatte ihr Kind lieb. Man sagte: »Hört, Mütter, ihr müsst euere Kinder lieben!« Wenn nun eine Mutter ihr Kind recht lieb hatte, dachte dies gleich: »Du musst wohl, Man hat dir befohlen.«

Es lag in der Natur, dass Herzlichkeit aus den Beziehungen zwischen den Geschlechtern entsprang. Das war auch so bei den Gänsen, die zusammen ihre Jungen bewachen. Freilich bei den Gänsen ist es so geblieben, weil es Niemanden gab, der es ihnen vorschrieb.

Kurzum, o Kami, der Ihr liebenswürdig seid, wie ein Ehegenoss der brütenden Gänse, seid Ihr verheiratet?

— Nein, Mann von unrechter Herkunft.

— Thut nichts zur Sache, Kami, der Ihr in der Lage des Gänserichs ebenfalls liebenswürdig sein würdet ... die Tugend verschwand, als Man über die Tugend sprach, wie die Stille verschwindet durch lärmende Silentiumrufe.

Man machte Tugenden, die an die Stelle der Tugend traten. Und die fabricirten Tugenden wechselten mit der Saison, ja mit der Woche. Was heute Tugend war, wird morgen Untugend, und umgekehrt. Wer nun die Tugend des vergangenen Jahres umhinge, würde aus der Mode sein und als verkehrt geboren angesehen werden. Wer sich in die Tugend der Zukunft kleidet, wird ausgepfiffen wie Wagner's Musik in Paris. Die Hauptsache ist, dass man sich mit den Tugenden des Tages behängt. Wer das gut beachtet, ist modern, taugend, tugendhaft.

Vor langen Jahren z. B., o Kami, der Ihr seidene Stoffe zum Geschenk gebt, vor Jahren hegte man Glauben an Jupiter, Venus, Vesta und dergleichen Dinge ... Sommerstoffe, die durch Dichter in freier Luft gewebt werden. Es waren wohl hie und da schöne Zeichnungen in den Geweben, aber die Farbe verschoss in der Kälte.

Darauf folgte eine Zeitlang ein wirres Durcheinander von allerlei anderen Gottesdiensten ...

— Ich fragte Euch nach Tugend, o Mann, der du die Dinge durcheinander wirfst ... ich fragte nach Tugend, und Ihr sprecht mir nun vom Gottesdienste ...

— Ihr habt Recht, Kami, Fürst in der Kunst subtiler Unterscheidung. Es war einmal hier und da Tugend, seine Mitmenschen aufzuessen. Man war dagegen und meinte, dass Verbrennen besser sei ... um des fröhlichen Wesens wegen. Denn Feuer gibt Licht, o Kami, der ihr Naturkunde aufsaugt wie ein Schwamm, und Licht gibt Klarheit. Man verbrannte Alles, was andere Tugenden hatte als Man selbst. Zuletzt langweilte dies fortgesetzte Illuminiren — Ihr könnt Euch eine Idee machen, o Kami, der Ihr durch die langen Reihen von Gasflammen vor dem Zelt im Park herumgeführt seid — das Illuminiren wurde langweilig, man schlug den Leuten den Kopf ab, was für Viele ein kleiner Verlust ist. Noch später erdachte man andere Mittel, um zu Man's Tugenden zu zwingen. Man erstickte die Patienten. Das ist Man's wohlfeilste und im Augenblick gebräuchlichste Manier.

— Welch andere Tugenden mehr sind jetzt in der Mode, o untugendlich zur Welt gekommener Mann?

— Ihr habt bemerkt, o Kami, der Ihr den letzten Tropfen verlangt aus dem Gefäss meines Gemüthes, dass ich mich scheute, über diesen Gegenstand zu Euch zu sprechen. Es ist mir nicht geglückt, Eurer Scharfsinnigkeit auszuweichen, da sie auf die Tiefe meiner Seele dringt, wie ein Steuererheber auf den Grund der Geldlade. Doch nun, o Kami, bevor ich mich über die Tugenden des Tages auslasse, fordere ich einen feierlichen Eid von Euch. Schwört mir bei . . .

— Gut, gut, wir schwören. Ich schwör', und Kami schwört, und auch der Kami, der dort in der Ecke sitzt, schwört.

— Ihr schwört, dass ihr mich nicht verrathen werdet?

— Das schwören wir auch, der Ihr durch verkehrte Geburt so umständlich geworden seid.

— Hört mich, Kami, die ihr zu Häupten der fernen Gesandtschaft steht, und Ihr Kami, der Ihr in der Mitte steht, und Ihr Kami, der Ihr am Schwanz der Gesandtschaft steht: es gibt jetzt zwei Tugenden. Ihre Namen sind Keuschheit und Ehrlichkeit. Und die zwei sind eine, o Kami. Und der Name dieser einen Tugend — die zwei ist — der Name dieser Tugend...

— Geh fort, Mann einer ungewöhnlichen Darstellung . . .

— Der Name dieser einen Tugend, o Kami . . . Könnt ihr mir ein paar tausend Taels[1]) leihen?

— Unmöglich, wir haben gerade unseren letzten Tael ausgegeben.

— Dann darf ich euch den Namen dieser einen Tugend nicht sagen, o Kami, die ihr meinen würdet, dass ich euch für untugendhaft schelte, weil ihr euren letzten Tael ausgabt.

— Wir werden es uns nicht anziehen. Wir sind Japaner und behelfen uns mit japanischer Tugend. Sag', Mann, dessen Seele krumm ist . . .

— Der Name dieser Tugend, o Kami . . .

Da trat der Diener ein, der die Zeitung brachte.

— Wollt Ihr uns die Zeitung wohl vorlesen und erklären, Fremdling im Lande Eurer Geburt?

— Mit Vergnügen, tugendsamer Kami.

— Warum nennt Ihr mich tugendsam?

— Kami, ich sah, dass der Diener, der die Zeitung brachte, Euch gleichzeitig einen Brief überreichte. Diesen Brief habt Ihr geöffnet, und ich bemerkte den Widerschein der Tugend, die Gluth der Ehrlichkeit auf Eurem Antlitz und freute mich der Wohlfahrt Eurer Seele. Darum nannte ich Euch tugendsam.

— Und die Keuschheit?

— Die wird nicht zurückbleiben, o Kami. Mit Eurem Wechsel... wie gross ist er?

— Dreizehntausend Taels.

---

[1]) Eine japanische Münze.

— Mit Eurem Wechsel könnt Ihr alle Abweichungen von Enthaltung zudecken, die man Euch als Unkeuschheit anrechnen wird, wenn Ihr sie nicht mit einem Wechsel zudeckt. Meint Ihr, o Kami, da Ihr Eure Tugenden in Wechseln durch die Post empfängt, meint Ihr, dass die niederländische Regierung, die stets in allerlei Tugenden des Tages glänzte, Euer Lieferant in »Unzüchtigkeiten« gewesen wäre, wenn Ihr tugendsam genug gewesen wäret, sie nicht in japanischem Kupfer und lackirten Präsentierbüchschen zu bezahlen? Nein, Kami! Was bei einem armen Teufel gemein befunden worden wäre, wird in Niederlands Augen edel, gross und keusch, sobald es von einer Regierung ausgeht, die so reich an lackirter Tugend ist als die japanische.

Und mehr noch, Kami... Darf ich Euch ersuchen, das Kammermädchen zu rufen? Und den Diener auch? Aber Einen nach dem Andern!

Der Diener kam zuerst, weil das Kammermädchen eine Lection in Japanisch nahm.

— Sage mir, Diener, bist du tugendhaft?

— Ja, mein Herr, sehr tugendhaft.

— Das hätte ich ihm nicht angesehen, riefen die Kamis. Er sieht nicht aus wie Einer, der beträchtliche Wechsel in seinem Portefeuille hat.

— Einen Augenblick, o interessante Fremdlinge, die ihr zu hoch steht, um das Geringe zu verachten. Es gibt grosse Tugend und kleine Tugend. Ich vermuthe, dass wir hier ein Beispiel von kleiner Tugend haben. Sag mir, mit Tugenden gesegnet über viele Knechte und Herren, bist du ehrlich?

— Ja, mein Herr, denn das währt am längsten. Ich habe hier sechs Gulden in der Woche und volle Kost.

— Da habt Ihr die Ehrlichkeit in der einfachsten Form, o Kami, so einfach wie das Lampenschirmchen, das Ihr an Stelle eines Hutes auf Euer Haupt gesetzt habt. Der Mann berechnet... Sage doch, Diener, wie viel hättet, falls Ihr nicht ehrlich wäret, Ihr auf einmal stehlen können?

— Einmal wohl tausend Gulden, mein Herr. Aber dann wär' ich zum Teufel gejagt worden.

— Freilich. Merkt nun gut auf, o Kami. Dieser Mann verdient sechs Gulden per Woche und »die Kost«. Rechnen wir sie für fünfhundert per Jahr. Die mittlere Dauer der Bedientencarrière wird wohl dreissig Jahre sein. Die Belohnung der Ehrlichkeit dieses Mannes beläuft sich also auf fünfzehntausend Gulden. Es ist also ganz nach der Mode des Tages, diese Belohnung dem Wenigen vorzuziehen, das seine Unehrlichkeit ihm einbringen könnte, um gar nicht von den Unannehmlichkeiten zu reden, die sie ihm einbrocken würde. Ihr selbst habt gehört, Kami, wie er in der Sprache der Volksweisheit die Ehrlichkeit als »am längsten während« pries.

DAS FEST DER WITWE.

(Aus »Barrack-Room-Ballads« von RUDYARD KIPLING.)

Uebersetzt von OTTO SACHS.

Wo war't ihr denn so lange fort?
Johnnie, Johnnie!
»Bei einem Festmahl mit Jenen dort!«
Johnnie, lieb' Johnnie, aha!
»Sie luden uns aus dem Casernenraum,
Gott weiss, wohin; an der Wüste Saum,
Und — refusiren kann man kaum —«
Und die Witwe gab ein Gastmahl.
(Horn: Ta-rara-ra-ra-rara!)

Was kriegtet ihr denn? Verfluchtes Glück!
Johnnie, Johnnie!
»Gestandenes Wasser, wie Tinte so dick!
Johnnie, lieb' Johnnie, aha!
Das Rindfleisch, das lagerte schon drei Jahr',
Wie Kautschuk zähe das Hammelfleisch war —
Und ein Hühnchen — ‚fing' der Sergeant sogar —«
Als die Witwe gab ein Gastmahl.

Wie wurde denn nun das Diner servirt?
Johnnie, Johnnie!
Besteck haben selbst wir mit uns geführt,
Johnnie, lieb' Johnnie, aha!
Da schnitt man und schabte und sägte entzwei,
Und fetzte und kratzte und drehte dabei,
Und war man dann fertig, so war's — Schweinerei —«
Als die Witwe gab ein Gastmahl.

Was thatet ihr nun mit der Halbration?
Johnnie, Johnnie!
»Was soll man denn thun? Das kennt man ja schon.
Johnnie, lieb' Johnnie, aha!
Sie assen sich voll, und sie soffen sich an,
Und ich fürchte, sie assen sich krank daran,
Denn so still und so starr liegt dort mancher Mann,«
Wo die Witwe gab ein Gastmahl.

Wie kamst du denn weg, wie kamst du denn weg?
Johnnie, Johnnie!
»Ein Brett unterm Rücken, so kam ich vom Fleck,
Johnnie, lieb' Johnnie, aha!
Wie 'n blutigen Fetzen, so trug man mich fort,
Mich schleppten vier Neger ganz herrlich vom Ort
In segelleinener Sänfte an Bord —«
Als die Witwe gab ein Gastmahl.

Und was war Aller der Mühe Preis?
Johnnie, Johnnie!
»Da frag' unsern Oberst, weil ich's nicht weiss.
Johnnie, lieb Johnnie, aha!
Man vertrieb einen König, baut' Bahnen schnell,
Nun stand ein' Palast der Regierung zur Stell'
— Und der blutrothe Fluss fliesst gar bald wieder hell«
— Wo die Witwe gab ein Gastmahl.
(Horn: Ta-rara-ra-ra-rara!)

TH. M. DOSTOJEWSKY ÜBER STRAFPROCESSE.[1])

Von NINA HOFFMANN (Wien).

In jenem Briefe Dostojewsky's an Christine Danilowna N. vom 9. April 1896, darin er seinen Wunsch ausspricht, noch nicht zu altern, »um über die Gegenwart noch mit voller Sachkenntniss schreiben zu können«, erweckt eine Stelle unser besonderes Interesse, und wir wünschen unwillkürlich, durch sie angeregt, wohl auch in der Erinnerung an die Gerichtsscenen in dem Roman »Brüder Karamasow«, näheren Einblick in des Dichters Gedankengang in Bezug auf Gerichtspflege zu gewinnen. Der Dichter rechtfertigt sich eingangs dieses Briefes gegenüber dem Vorwurf seiner Correspondentin, dass er sich, insoferne es sich um seine Publicationen im »Tagebuch eines Schriftstellers« handle, zersplittere.

Im Jahre 1873 hatte Dostojewsky als Redacteur und Mitarbeiter der vom Fürsten W. P. Meščersky[2]) gegründeten Zeitschrift »Graždanín« eine Reihe von Feuilletons schon unter diesem Gesammttitel veröffentlicht (sie sind nun im IX. Bande seiner gesammelten Werke vereinigt) und war am Schlusse desselben Jahres aus nicht näher bezeichneten Gründen von der Redaction zurückgetreten. Mit Beginn des Jahres 1876 finden wir ihn bei der Herausgabe eines eigenen Blattes, wozu ihn vor Allem das Bedürfniss trieb, ein Organ zu haben, darin er sich, nach keiner Seite gehemmt, endlich einmal über die Gegenwart auszusprechen vermöchte. Es entstand nun das »Tagebuch eines Schriftstellers«, eine Monatsschrift grossen Formats im Umfange von 1—1½ Druckbogen, die Dostojewsky ganz allein besorgte, was buchstäblich zu nehmen ist. Er schrieb die Artikel, er stellte das Blatt zusammen, er sass bis in die Nacht hinein in der Druckerei bei den Correcturen etc. Nur der administrative Theil der Arbeit fiel, zu dessen grossem Vortheile der Sorgfalt Anna Grigórjewna Dostojewskaja's, des Dichters Gattin, anheim.

Das Blatt erfreute sich sehr bald eines grossen Leserkreises, welchem nichts willkommener war, als der energische Protest des »Schriftstellers«, der auch dem Missvergnügen der Leser über manche Erscheinungen des öffentlichen Lebens Worte lieh.

---

[1]) Aus dem »Anhang« des demnächst erscheinenden Buches der Verfasserin: »Th. M. Dostojewsky, eine biographische Studie«.

[2]) Ich habe in meiner Arbeit die bequeme und Allen geläufige čechische Orthographie der Eigennamen an Stelle der verwirrenden Umschreibung russischer Consonanten gesetzt, wie sie im Deutschen sonst üblich ist.

Der Erfolg des Blattes war so gross, dass es im ersten Jahre (1876) 1982 Abonnenten zählte, ausserdem aber bei jedem Erscheinen 2000—2500 Exemplare im Einzelverkauf abgesetzt wurden.

Gleichwohl war die Richtung der Zeitschrift noch nichts weniger als gefestigt. Dostojewsky spricht sich eben an jener Stelle, deren wir oben Erwähnung gethan haben, folgendermaassen darüber aus:

»Würden Sie z. B. glauben, dass ich noch immer nicht damit zustande gekommen bin, mir die Form des Tagebuches klar zu machen, ja, und dass ich noch nicht weiss, ob ich sie je in die Richte bringe, so dass möglicherweise das »Tagebuch« schon zwei Jahre erschienen sein und noch immer keine gelungene Sache sein wird? Ich habe z. B., wenn ich mich zum Schreiben hinsetze, 10—15 Themata im Sinne. Nun muss ich oft jene Themata, welche mich ganz besonders erfassen, zurücklegen. Sie nehmen viel Raum ein, verbrauchen viel Gluth (der Process Kroneberg zum Beispiel).«

Wir benützen diese Einschaltung als Fingerzeig und schlagen im »Tagebuche eines Schriftstellers« vom Jahre 1876 nach. Da finden wir denn in der That nahezu einen ganzen grossen Druckbogen diesem Falle gewidmet, sowie des Weiteren im selben Jahrgang sowie im Jahrgange 1877 eingehende Analysen mehrerer eben laufender Strafprocesse. Wir stossen dabei auf ein, wenn man so sagen darf, ganzes Nest jener Dostojewsky'schen Ideen, welche zuletzt alle in die ihm so theuere Uridee vom sittlichen Mysterium der Menschenseele zusammenlaufen. Viermal hat sich der Dichter veranlasst gesehen, über solche ihn »heftig einnehmende« Fälle zu sprechen, ja sogar dabei einzugreifen — immer in der eindringlichen, um Formen unbekümmerten, unliterarischen Sprache, die wir an ihm als Ausdruck eines an und für sich überreichen Gehaltes kennen.

Ehe wir jedoch auf die Gedanken des Dichters näher eingehen, sei uns gestattet, einer Bemerkung Worte zu leihen, die sich uns an dieser Stelle aufdrängt.

Es läge nämlich hier die Annahme sehr nahe, dass der Dichter, welcher schon in seinem Roman »Schuld und Sühne« ein Meisterstück juristischer Gewandtheit geleistet hatte, sich nun im Hinblick auf seinen Roman »Die Brüder Karamasow«, den er um diese Zeit schon seit sechs Jahren mit sich herumträgt, dem Studium der Gerichtspflege widmet, um gleichsam das Materiale für seinen Process des »Dmitri Karamasow« zusammenzutragen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Selbstverständlich läuft bei dem intensiven Verfolgen eines Processes sein schöpferisches Bewusstsein immer mit, sein Formgedächtniss kommt immer auf seine Rechnung. Allein es ist dies nicht die Hauptsache bei seinem Interesse. Im Gegentheile; die Ausnützung im Roman ist gleichsam ein Nebenproduct der Anregungen, die sein leidenschaftliches Ethos vor dem Bilde der menschlichen Gebrechen empfängt.

Ein Beweis hiefür liegt ja eben in jenem »gluthverbrauchenden« Sichausbreiten von Fall zu Fall, in jenem grossmüthigen Geben, ja

heftigen Aufzwingen »seiner Wahrheit«, die er nicht, gleich so vielen »Literatoren«, in ängstlicher Sparsamkeit für das Buch aufzuspeichern denkt.

Ein anderes kleines aber nicht minder beweiskräftiges Merkzeichen für diese »Gluth« liegt wohl darin, dass er junge Mädchen seiner Bekanntschaft, Studentinnen der Medicin (wovon eine, die im Vorjahre gestorbene Frau Sophie Jemifowna L., es mir selbst erzählte) immer dazu anfeuerte, den Sitzungen der Geschworenengerichte beizuwohnen, um je eher, je besser den Menschen kennen und — lieben zu lernen, wie er ist. (Sowie er ihnen ja auch das Lesen Zola's empfahl, dagegen — Turgeniew verbot, da er »keine Richtung« habe.)

Wenn wir nun Dostojewsky's Anschauungen über Gerichte und Gerichtsverfahren für uns formuliren wollen, soweit sie im »Tagebuch« ihren Ausdruck finden, so müssen wir unwillkürlich bei drei Ideen oder Vorstellungsgruppen als Kernpunkten für seine Postulate Halt machen.

Wir finden da vor Allem die Herausarbeitung des Begriffes »Schuld«, damit also, juridisch gesprochen, sein Verhältniss zur Anklage bestimmt. Ferner begegnen wir einem Gedanken, der, in seiner sittlichen Kraft erfasst und beherzigt, das Amt des Vertheidigers zu höherer Würde zu erheben vermöchte, und endlich erschliesst sich uns da eine Beurtheilung jener Thatsachen und Empfindungen, also jener objectiven und subjectiven Motive, welche das richterliche Urtheil beeinflussen. Auch der technische Apparat, die Fragestellung ist in seiner Wichtigkeit nicht ausser Acht gelassen.

Allein nicht nur theoretisch entwickelt finden wir im »Tagebuche« diese Anschauungen. Wir können an den vier Strafverhandlungen, welche der Dichter eingehend darin bespricht, die Anwendung dieser Anschauungen verfolgen, sie auf die Thatsachen hin prüfen.

Wir wollen nun diesen einzelnen Fällen jene allgemeinen Betrachtungen Dostojewsky's vorangehen lassen, die seinen Standpunkt unzweideutig klar hinstellen.

Da heisst es denn in einem Artikel im Augustheft des »Tagebuch« von 1877 aus Anlass der Besprechung von Tolstoj's »Anna Karénina«:

»Ich kann mich hier nicht auf eine literarische Kritik einlassen, sondern will nur ein Wörtchen sagen. In »Anna Karénina« ist ein Blick auf die menschliche Schuld und Strafbarkeit geworfen; es sind Menschen in anormalen Verhältnissen angenommen; das Böse hat früher bestanden als sie. Die vom Kreislauf der Lüge erfassten Menschen machen sich eines Vergehens schuldig und gehen unentrinnbar zugrunde. Eines der ältesten und beliebtesten europäischen Themata, wie man sieht. Wie wird nun aber eine solche Frage in Europa gelöst? Sie wird dort überall auf zweifache Weise gelöst. Erste Lösung: Das Gesetz ist gegeben, geschrieben, formulirt, durch Jahrtausende gefestigt. Das Gute und das Böse sind abgegrenzt, abgewogen; ihr Mass und ihre Grade wurden durch die Weisen des Menschengeschlechtes, durch die unaufhörliche Arbeit in der menschlichen Seele, durch das wissenschaftliche Herausarbeiten eines immer höheren Grades von Einigung

in der menschlichen Gesellschaft historisch festgestellt. Diesem ausgearbeiteten Codex muss blind gehorcht werden. Wer nicht folgt, wer ihn überschreitet, der zahlt mit der Freiheit, mit dem Besitz, mit dem Leben, der zahlt buchstäblich und unmenschlich. Ich weiss, sagt ihre Civilisation selber, dass dies blind, unmenschlich und unmöglich ist, da man ja unmöglich die endgiltige Formel des Menschthums schon in der Mitte seines Weges herausarbeiten kann; da es aber keinen anderen Ausweg gibt, so heisst es eben, sich an das halten, was geschrieben steht, und zwar buchstäblich und unmenschlich, wenn nicht, so wird es noch schlimmer sein. Zugleich aber, ungeachtet der ganzen Abnormität und Hässlichkeit der Einrichtung dessen, was wir unsere grosse europäische Civilisation nennen, sollen die Kräfte der menschlichen Seele gesund und unverletzt bleiben, soll die Gesellschaft in ihrem Glauben nicht wankend werden, dass sie der Vollendung entgegengeht, sie soll es nicht wagen, zu denken, dass das Ideal des Hohen und Schönen verblasst sei, dass die Begriffe von Gut und Böse sich verkehrt und verzerrt haben, dass das Normale unaufhörlich gegen die Convenienz vertauscht wird, dass Einfachheit und Natürlichkeit zugrunde gehen, erdrückt durch die unablässig sich aufhäufende Lüge.«

»Die zweite Lösung ist eine entgegengesetzte: Da die Gesellschaft abnorm eingerichtet ist, so darf man die Einzelwesen für die Folgen nicht verantwortlich machen. Folglich ist der Verbrecher nicht verantwortlich, und es gibt vorläufig kein Verbrechen. Um mit den Verbrechen und der Strafbarkeit der Menschen fertig zu werden, muss man erst mit der Abnormität der Gesellschaft und ihrer Ordnung fertig werden. Da es nun langwierig, ja hoffnungslos ist, die bestehende Gesellschaft zu saniren, ja, da sich noch keine Arznei gefunden hat, so folgt daraus, dass man die ganze Gesellschaft zerstören und die alte Ordnung wie mit einem Besen wegfegen muss. Dann muss man Alles aufs Neue beginnen, auf anderen, noch unbekannten Grundlagen, welche aber immerhin nicht schlechter sein können als die gegenwärtige Ordnung, sondern im Gegentheil, viele Chancen des Erfolges in sich schliessen. Die grösste Hoffnung ruht in der Wissenschaft.«

»So sieht also diese zweite Lösung aus. Man wartet auf den künftigen Ameisenhaufen des Wissens und indessen tränkt man die Welt mit Blut. Andere Lösungen der Frage von der menschlichen Schuld und Strafbarkeit bringt die Welt des europäischen Westens nicht auf.«

»Allein in der Anschauung des russischen Autors über Schuld und Strafbarkeit des Menschen ist klar ersichtlich, dass keinerlei Ameisenhaufen, keinerlei Triumph des vierten Standes, keinerlei Vernichtung der Armuth, keinerlei Organisation der Arbeit die Menschheit vor der Anormalität, folglich vor der Schuld und Strafbarkeit erretten wird. Dies ist mit furchtbarer Tiefe und Kraft, mit einem bis heute bei uns noch niemals dagewesenen Realismus künstlerischer Einbildungskraft im grossartigen psychologischen Herausarbeiten der Menschenseele ausgedrückt worden. Klar und verständlich bis zur Augenscheinlichkeit zeigt es sich, dass das Böse sich in der Menschheit tiefer verbirgt, als

es die socialistischen Aerzte annehmen, dass du in was immer für einer Gesellschaftsordnung dem Bösen nicht entgehst, dass die Seele des Menschen immer dieselbe bleibt, dass Abnormität und Sünde aus ihr selbst hervorgehen und dass die Gesetze des menschlichen Geistes noch so unbekannt, von der Wissenschaft noch so unerforscht, so unabgegrenzt und so geheimnissvoll sind, dass es da noch keine Aerzte, ja nicht einmal endgiltige Richter geben kann, ausser dem, der da sagt: Mein ist die Rache und Ich vergelte.«

Nach diesem Ausschnitt aus einer allgemeinen Betrachtung wissen wir, was wir von der Betrachtung des einzelnen Falles zu erwarten oder — zu gewärtigen haben, die Forderung einer Gerichtspflege sub specii aeternitatis — kein Schöffengericht, ein jüngstes Gericht der Gewissen.

Nun hören wir, was Dostojewsky denn von diesen Gerichten fordert, welche ein Ukas Kaiser Alexanders II. erst vor Kurzem im Inneren des Landes angeordnet hatte. (Den Grenzprovinzen, namentlich Polen, war die Einführung von Schwurgerichten nie ertheilt worden.) Im zweiten Heft des »Graždanín« vom Jahre 1873 erschien ein Artikel Dostojewsky's unter der Aufschrift »Das Milieu«. Darin heisst es ungefähr:

»Wie verhält sich unser Volk dazu, dass ihm, dem Leibeigenen von gestern, eine so grosse Macht über das Schicksal seines Nächsten so über Nacht, wie vom Himmel in den Schoss gefallen ist? Wie gebraucht es diese Macht? — Durch Freisprechungen!« Weiter heisst es wörtlich:

»Das ist natürlich auch eine Machtäusserung, sie geht fast über das ganze Land, aber nach welcher Richtung diese Einseitigkeit sich neigt, nach der sentimentalen etwa — das bringst du nicht heraus — immer ist es eine allgemeine, ja geradezu hier überall geplante Richtung, als hätten sich Alle dazu verabredet. Die Allgemeinheit der »Richtung« ist ganz unzweifelhaft. Das Räthsel liegt nun darin, dass die Manie des um jeden Preis Freisprechens nicht nur unter den Bauern, den Erniedrigten und Beleidigten von gestern, herrscht, sondern alle russischen Geschworenen durchwegs ergriffen hat, auch jene der höchsten Kategorie, die Noblemen und die Universitätsprofessoren. Diese Gemeinsamkeit schon allein bildet ein höchst interessantes Thema fürs Nachdenken und führt zu mannigfaltigen, man möchte sagen, seltsamen Vermuthungen.«

»Es ist nicht lange her, da war in einem unserer einflussreichsten Tagesblätter in einem sehr bescheidenen und höchst wohlmeinenden Artikelchen so nebenbei die Muthmassung ausgesprochen: ob denn unsere Geschworenen, als Leute, die plötzlich so viel Macht in sich fanden (wie vom Himmel herunter), ja, noch dazu nach einer jahrhundertelangen Niedrigkeit und Gedrücktheit, nicht etwa geneigt seien, der Obrigkeit bei jeder passenden Gelegenheit einen Possen zu spielen, so, als Contrast zur Vergangenheit, wenn auch nur z. B. dem Staatsanwalt zum Possen. Diese Muthmassung ist nicht dumm, auch nicht ohne Witz, allein sie bedarf selbstverständlich gar keiner Widerlegung.«

»Ganz einfach aus Mitleid mit dem fremden Schicksal; es sind ja doch auch Menschen,« meinten Andere, wie man hören konnte.

Nun bringt der Dichter ein anderes Argument vor, vielmehr einen Einwand, den er in ein Argument kleidet, das sofort von einem unsichtbaren Gegner umgestossen wird. In England, meint er, sei das Volk auch mitleidig, wenn auch nicht so weichherzig wie das russische Volk. Dennoch habe seine christliche Menschlichkeit Kraft und Festigkeit und leiste Grosses im Staate. Gleichwohl aber seien die Geschworenen im Vollgefühl ihrer Bürgerpflichten gewissenhaft in der Erfüllung ihres Richteramtes, und das weit über ihr persönliches Mitleiden hinaus.

»Sehr wohl,« antwortet der unsichtbare Gegner, »aber wie wollen Sie, dass unser Volk, unsere Geschworenen von gestern heute in ihren Bürgerpflichten gefestigt seien?« Diesen Einwand muss der Dichter gelten lassen.

Nun wendet eine zweite Stimme ein: »Das russische Volk fühle sich dieses Himmelsgeschenkes noch nicht würdig, wiewohl im Gefühl der Unwürdigkeit gerade eine grössere Bürgschaft für die Würde liegt als in einem blinden Selbstvertrauen. Vorläufig also nur, ehe es seinen schönen, bürgerlichen Pflichten gewachsen ist, ist das Volk demüthig, mitleidig. Allein es wird noch durch etwas Anderes bestimmt: »Wir sitzen da als Geschworene und denken möglicherweise: sind wir denn besser als der Angeklagte? Wir sind reich, in gesicherten Verhältnissen — kämen wir nun zufällig in seine Lage, so würden wir, wer weiss es denn, vielleicht schlechter handeln als er — wir haben also Mitleid.« So kann also dieses herzliche Mitleiden sehr richtig sein. Es kann möglicherweise ein Unterpfand von etwas so Grossem, Christlichem in der Zukunft sein, wie es die Welt bis heute noch nicht kennt!«

»Das ist schon theilweise ein slavophiler Gedanke, erwäge ich im Stillen bei mir,« fährt Dostojewsky, sich selbst gleichsam plastisch hinstellend, fort. »Der Gedanke ist in der That erfreulich und die Annahme einer demüthigen Empfindung des Volkes angesichts einer ihm unverdient geschenkten Macht, deren es vorläufig »unwürdig« ist, ist wohl schon reiner als die Annahme eines »dem Staatsanwalt gespielten Possens« . . . Allein was mich am meisten betrübt, ist, dass unser Volk sich plötzlich vor dem eigenen Mitleid fürchtet. Es schmerzt, es schmerzt sehr, sag' ich euch — einen Menschen zu verurtheilen. Nun, und was weiter? So werdet ihr eben mit einem Schmerz aus dem Saale gehen. Die Wahrheit steht höher als euer Schmerz.«

»In der That, wenn wir uns manchmal für schlimmer halten müssen, als den Verbrecher, so gestehen wir euch damit ein, dass wir an seinem Verbrechen zur Hälfte schuldig sind. Wenn er das Gesetz seines Landes übertreten hat, so sind wir selbst mit Schuld daran, dass er jetzt vor uns steht. Wären wir Alle besser, so wäre auch er besser und stünde jetzt nicht vor uns . . .«

»Also freisprechen soll man ihn?«

»Nein! Im Gegentheil, gerade hier muss man die Wahrheit sprechen und das Böse bei seinem Namen nennen. Wir werden mit dem Gedanken in den Gerichtssaal treten, dass auch wir schuldig sind. Dieses Herzleid, das jetzt Alle so sehr fürchten, und mit welchem wir den Saal verlassen, es wird auch unsere Strafe sein. Ist dieser Schmerz echt und stark, so wird er uns reinigen und bessern. Wenn wir uns selbst bessern werden, so werden wir auch das Milieu bessern; dieses kann ja nur dadurch allein gebessert werden. So aber läuft man vor dem eigenen Mitleid davon und spricht Alles in Bausch und Bogen frei. Das ist ja leichtfertig.« — — —

Hier ist also der zweite feste Punkt für die Betrachtung der Gerichtspflege sub specie aetermitatis gewonnen.

Eng an diese zwei Grundanschauungen über Schuld und Urtheil schliesst sich, wie dies ja in der Natur der Sache liegt, die Forderung, welche Dostojewsky an den Vertheidiger stellt, dessen Amt es ja ist, als vermittelnder Factor zwischen Ankläger und Angeklagtem zu stehen.

Wir finden am Eingang seiner Besprechung des Falles Kroneberg im Februar-Heft des Tagebuches 1876, nachdem der Dichter seinen Lesern die Facten dieses Processes auseinandergelegt hat, ein besonderes Capitel »über Advocaten im Allgemeinen«, das der Dichter, da er ein persönliches Erlebniss als Beispiel benützt, mit jenem beissenden Humor behandelt, den er in dem uns schon bekannten Briefe an die Tochter Miljukow's über seine Gefangennahme aufprasseln lässt. Hier das Wesentliche aus diesem Capitel:

»Uebrigens nur zwei Worte über die Advocaten im Besonderen. Kaum habe ich die Feder ergriffen, so fürchte ich mich auch schon. Ich erröthe schon voraus über die Naïvetät meiner Fragen und Voraussetzungen. Es wäre ja doch gar zu naïv und einfältig einerseits, wenn ich mich z. B. darüber ausbreiten wollte, was für eine nützliche und angenehme Institution die Advocatur ist. Seht, ein Mensch begeht ein Verbrechen, kennt aber die Gesetze nicht. Schon ist er bereit, sich schuldig zu bekennen, da kommt aber ein Advocat daher und beweist ihm, dass er nicht nur im Rechte, nein, dass er ein Heiliger ist. Er legt ihm die Gesetze vor, er klaubt ihm ein anleitendes Erkenntniss des Senates vom Cassationshof heraus, welches der Sache plötzlich ein anderes Aussehen verleiht, und endet damit, dass er den Unglücklichen aus der Grube zieht. Eine höchst angenehme Sache! Nehmen wir an, man könnte hier entgegnen, dass das theilweise unsittlich sei. Aber da steht er ja vor euch, der Unschuldige, der schon ganz Unschuldige, der treuherzige Kerl! Dabei aber sind die Anklagen solche, und der Staatsanwalt hat sie so gruppirt, dass ein Mensch offenbar ganz zugrunde gehen müsste durch fremde Schuld. Dabei ist der Mensch ein Analphabet, von Gesetzen weiss er nicht so viel, als in einen hohlen Zahn geht, und weiss nur und murmelt nur: »Wissen, weiss ich's nicht, kennen, kenn' ich's nicht« — womit er zuletzt sowohl Geschworene als Richter in Aufregung bringt. Aber da kommt der Advocat, der sich schon die Zähne an den Gesetzen ausgebissen hat, er legt den Paragraphen dar,

legt das anleitende Erkenntniss des Cassationshofes vor, bringt den Staatsanwalt aus dem Concept, und siehe da — der Unschuldige ist freigesprochen. Ja, ja, das ist nützlich. Was finge denn bei uns ein Unschuldiger ohne Advocaten an?«

»Das Alles sind, ich wiederhole es, naïve und Allen bekannte Betrachtungen. Aber immerhin ist es sehr angenehm, einen Advocaten zu haben. Ich selbst habe diese Empfindung an mir erfahren, als ich einmal, da ich eine Zeitschrift redigirte, plötzlich unversehens, aus Unachtsamkeit (was Allen leicht geschieht) eine Nachricht durchliess, die ich nicht anders als mit Erlaubniss des Herrn Hofministers hätte drucken dürfen. Da verkündet man mir plötzlich, dass ich unter Anklage stehe. Ich hatte auch gar nicht vor, mich zu vertheidigen, meine Schuld war sogar mir einleuchtend; ich hatte das klar vorgeschriebene Gesetz übertreten, das konnte juridisch nicht bestritten werden. Allein das Gericht bestimmte mir einen Vertheidiger (einen Menschen, den ich oberflächlich kannte,• und mit dem ich in irgend einer »Gesellschaft« beisammen gesessen hatte). Er erklärte mir mit einemmale, dass ich nicht nur nicht schuldig, sondern vollkommen im Rechte sei, und dass er fest entschlossen sei, mich mit allen Kräften zu halten. Ich hörte das natürlich mit Vergnügen an. Als nun die Verhandlung vor sich ging, da, ich gestehe es offen, empfing ich einen ganz unerwarteten Eindruck. Ich hörte und sah, wie mein Advocat sprach, und der Gedanke daran, dass ich, der durchaus Schuldige, nun plötzlich als ein ganz Gerechter herauskomme, war so amüsant und zugleich aus irgend einem Grunde so anziehend, dass ich, ich muss es bekennen, diese halbe Stunde bei Gericht zu den heitersten Stunden meines Lebens zähle; ich war ja kein Jurist und konnte darum eben nicht begreifen, dass ich vollkommen im Rechte sei.«

»Natürlich verurtheilte man mich; mit Schriftstellern geht man strenge in's Gericht; ich bezahlte 25 Rubel und sass überdies zwei Tage in der »Heugasse« auf der Hauptwache, wo ich die Zeit sehr lieb, ja mit Gewinn zubrachte und den und jenen, dies und das kennen lernte.«

Wir werden später noch besser erkennen, welche Feinheit darin liegt, wenn der Dichter sich selbst in humoristischer Weise als ein Object der advocatischen Reinwaschungsmethode hinstellt, die sogar in ihm, der ja mit allen schweren Waffen dagegen zu Felde zieht, einen Augenblick hindurch eine »aus irgendwelchen Gründen so anziehende Empfindung« hervorruft. Dieses Bekenntniss der eigenen Schwäche ist, auch wenn das Erlebniss nicht stattgefunden hätte, so glaubwürdig im psychologischen Sinne, dass es als schlagendes Argument da steht, gleichsam spielend vom Dichter in die heitere Episode hineingeschmuggelt wird, als Argument gegen die Fälschung des Rechts durch eine Vertheidigungsart, die nicht nur Analphabeten, sondern sogar ihm, dem Dichter und Seher, einen Augenblick »anziehend« erscheinen konnte.

Wir kehren nun mit Dostojewsky zur positiven und ernsten Seite seiner Betrachtungen zurück:

»Es ist im höchsten Grade moralisch und rührend, wenn der Advocat seine Mühe und sein Talent zur Vertheidigung Unglücklicher gebraucht; das ist ja ein Menschenfreund. Nun aber taucht bei uns die Vorstellung auf, dass er wissentlich einen Schuldigen vertheidigt und rechtfertigt, ja, nicht nur das allein, sondern dass er nicht anders könnte, wenn er auch wollte. Man antwortet mir, dass das Gericht keinem Verbrecher den Rechtsbeistand des Advocaten versagen könne, und dass ein ehrenhafter Anwalt in diesem Falle immer ehrenhaft bleiben wird, denn er werde immer das Ausmass der wirklichen Schuld seines Clienten finden und bestimmen, jedoch keine schwerere Strafe zulassen, als darauf stehe etc. So heisst es, obwohl diese Voraussetzung eine Aehnlichkeit mit dem grenzenlosesten Idealismus hat. Mir scheint, dass der Unwahrheit entgehen und die Ehrenhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit bewahren, für einen Advocaten ebenso schwer ist, als es, allgemein gesprochen, jedem Menschen schwer ist, den paradiesischen Zustand zu erlangen.«

»Hatten wir ja schon Gelegenheit zu hören, wie Advocaten vor Gericht laut, gegen die Geschworenen gewendet, fast Schwüre ablegten, dass sie einzig und allein nur dann die Vertheidigung ihrer Clienten übernommen haben, weil sie sich von ihrer Unschuld vollkommen überzeugt hatten. Wenn ihr diese Betheuerungen hört, schleicht sich der hässliche Argwohn unabweisbar bei euch ein: »Wenn er aber lügt und einfach Geld genommen hat?« Und in der That, sehr oft ist es nachträglich zu Tage getreten, dass diese mit so viel Feuer vertheidigten Clienten sich durchaus und unbestreitbar als Schuldige erwiesen. Ich weiss nicht, ob es bei uns vorgekommen ist, dass Advocaten, die ihren Charakter als von der Unschuld ihrer Clienten vollkommen überzeugter Leute bis ans Ende aufrechterhalten wollten, in Ohnmacht fielen, als die Geschworenen das Verdict: »Schuldig« aussprachen, dass sie aber Thränen vergossen, das ist sicherlich schon in unserem noch so jungen Gerichtswesen vorgekommen — — — ausserdem dämmert Einem ein unsinniges Paradoxon auf, dass der Advocat nämlich niemals nach seinem Gewissen handeln kann, dass er nicht anders könnte, als mit seinem Gewissen zu spielen, wenn er es auch nicht wollte, dass das schon ein zur Gewissenlosigkeit bestellter Mensch ist, und dass endlich das Wichtigste bei alledem ist, dass eine so traurige Sache sogar schon gleichsam durch irgend wen oder irgend etwas zum Gesetz erhoben worden ist, so dass es durchaus nicht mehr als eine Abweichung angesehen wird, sondern im Gegentheil als normale Ordnung der Dinge...«

»Uebrigens lassen wir das; ich fühle nur zu sehr, dass ich mich da auf ein fremdes Thema eingelassen habe. Ich bin sogar überzeugt, dass diese Bedenken durch die Rechtswissenschaft schon längst zur vollen Beruhigung Aller und eines Jeden gelöst worden sind, und dass nur ich allein von Allen nichts davon weiss.

Ich will lieber vom Talent sprechen; immerhin bin ich da, wenn auch nur um ein Tröpflein, competenter.«

Hier beginnt eine Auseinandersetzung über das Talent, seine gefährliche Macht über den Menschen, über die Lüge aus Talent und die Lüge an sich. Es würde uns zu weit von unserem eigentlichen Thema wegführen, wollten wir diese Erläuterung unverkürzt wiedergeben. Sie ist im Uebrigen an anderem Orte mehr am Platze; da, wo wir über Dostojewsky's Verhältniss zur Lüge sprechen. Im weiteren Verlaufe seiner Ausführungen kommt der Dichter zu dem Schlusse, dass es nicht das Geld allein ist, welches dem Vertheidiger gefährlich ist, sondern auch die eigene Kraft des Talents, das ihm zuflüstert: »Wie sollte ich denn nicht gewinnen, da ich ein Talent bin? Soll ich denn selbst meinen Ruf vernichten?«

Hier wäre also der dritte feste Punkt der strafrechtlichen Anschauungen Dostojewsky's gefunden.

Wir müssen uns diese drei Punkte formuliren, um sie mit dem Bewusstsein festhalten zu können, wenn wir uns mit den einzelnen Fällen bekanntmachen und in ihrem »lebendigen Leben« nicht verlieren wollen. Sind ja auch sie, alle diese theoretischen Forderungen nur scheinbare Abstractionen. Sie sind aus dem tiefsten Erkennen des Lebens geschöpft und sollen auch in ihrer Anwendung nur dem Leben dienen. So stellt uns also der Dichter im Axiom von der Schuld die sittliche Freiheit auf, in jenem der richterlichen Gerechtigkeit das strenge Mitleid und fordert endlich vom Vertheidiger in erster Linie die eigene Reinigung von Selbstsucht und Eitelkeit, in zweiter Linie, und das ist sehr wichtig, die strenge Trennung zwischen der That und dem Thäter. Dass als letzte Consequenz dieser Forderungen eine Rechtsprechung entstehen müsste, welche so erbarmungslos gegen die Schuld als erbarmungsvoll (nicht entschuldigend) für den »Unglücklichen« wäre (wie das russische Volk seine Verbrecher nennt) und auf diesem Wege eine Sühne einzuleiten vermöchte, das erhellt wohl aus dem oben Dargelegten zur Genüge.

Und nun zum »lebendigen Leben«.

Von den vier Processen, welche der Dichter analysirt, endeten drei mit einem Freispruch, einer mit der Verurtheilung des Angeklagten. Es ist nach dem vorher Gesagten wohl nicht verwunderlich, dass Dostojewsky sich im Widerspruch gegen diese Urtheilssprüche befindet, allein nicht nur gegen die Freisprechungen, sondern auch gegen die Verurtheilung. Ja, noch mehr, er ist es, der durch seine Antheilnahme eine Wiederaufnahme des Verfahrens und dadurch den Freispruch bewirkt. Nebenbei bemerkt, sind in drei Fällen Kinder die Beschädigten.

(Schluss folgt.)

NÄCHTLICHER WEG.

Schwer schweigt der Wald in schwarzer Pracht.
Mein Mantel flattert durch die Nacht,
Streift welkes Laub am Boden mit;
Und wo die Aeste wie Gestalten
Hoch über mir die Hände halten,
Folgt Zittern meinem festen Schritt.

Und leis' an mir herniederglitt,
Als woll's im feuchten Gras erkalten,
Was in mir kämpfte, rang und litt;
Was ich in mir für schlecht gehalten,
Das nahm die Nacht im Athem mit.

Und stiller meine Schritte hallten
Wie eines fremden Freundes Tritt.

München. WILHELM VON SCHOLZ.

JUNG-MÜNCHENS KUNST.

Von FRIEDA STRINDBERG (München).

»Einen goldenen Sattel auf einer hölzernen Mähre« hat jener alte Schwede Gustav Adolf damals kopfschüttelnd das vielreizende München genannt, in das er kämpfend einzog, weil es gar halsstarrig katholisch weiterträumen und von nordischklarer Vernunft nichts wissen wollte. Ihn wunderte dies Stadtjuwel mit den alten kostbarschönen Thürmen und Thoren — den weiten Plätzen, die Weltenfürsten — den engen, trauten Gässchen, die Dichtern zu gehören schienen. Denn wohl schlang sich der Isargürtel wie ein grosser, leuchtender Smaragd darum — aber weiterhin, weithin folgten nur mehr Fläche und Sand, schwerer, lehmiger Boden, der keinem raschen Schritte, keinem üppigen Blühen günstig ist. Das kleine reiche München lag wie ein Gotteswunder da: Schönheit, wo man sie nicht erwarten durfte, doppelter Herzenstrost.

Seither ist die Stadt herangewachsen. Aber das Königswort ist wahr geblieben, ja, hat tieferen Sinn erlangt. München ist immer noch der »goldene Sattel«, der leuchtende Punkt — es ist das traulich stille Nest, in dessen Wärme das Leben gedeiht. Man frägt sich, wie es hieher gekommen ist! Nicht allein in die oberbayerische Ebene, der endlich doch die schneebedeckten Berge Schranken setzen — nein, in das ganze grosse Deutschland, das hölzerne Deutschland, das durch Wissen und Moral und Wollen unbeugsam ist, dem jedoch das warme Blut in den Adern, das Lachen im Herzen und dadurch ein frohes künstlerisches Schaffen fehlt. Denn wohl ist der Mensch mit dem kategorischen Imperativ und der dazu gehörigen Vernunft Herrscher über die Erde — drei Dinge, die gewöhnlich Hand in Hand zu gehen pflegen, entziehen sich ihm doch: die Liebe, die Kunst und der Genuss. Die wachsen nur aus dem Boden der Ursprünglichkeit hervor, der frischen Naivetät.

Dieser Boden nun findet sich wundersamerweise in München. Ihm ist die Schönheit der Stadt, vielleicht auch die Schönheit der Menschen, jedenfalls aber die Bedeutung und der Charakter, die seine Kunst gewann, entsprungen.

Die Münchener sind geborene Künstler, Biertrinker und Katholiken und das naivste, toleranteste, lebenslustigste Völklein der Welt. Sie fragen die Menschen, die ihnen gefallen, nicht woher sie kommen — die Freude nicht, was aus ihr wird — die Dinge, die ihnen passen, nie nach ihrem eigentlichen Zweck. Die römischen Steinbögen scheinen just gut genug zum Triumphzug stumpfnäsiger Blondköpfchen zu sein

— die alten Kathedralen zum Geflüster heimlicher Liebe und ehrwürdige Hallen, die an Klostermauern mahnen, sind weiter nichts, als die Schenke, in der man das frisch schäumendste Bier kredenzt.

Warum auch nicht?

Heben sich die alten Bögen weniger stolz und frei vom blauen Himmel ab? Sind die Stumpfnäschen nicht hübsch und lebensfroh? Füllt die alten Kathedralen nicht just der Hauch des Süssbangen, Geheimnissvollen, der über einer jungen Liebe schwebt? Hat in München nicht Alles Styl?

Und die holden Mädels! Was sind sie lasterhaft, aber nicht schlecht. Nie oder selten wenigstens sündigen sie wider ihre bessere Ueberzeugung. Freilich ist diese Ueberzeugung meistens die, dass das Leben zum gelebt werden da sei, die Jugend zur Freude, der Tag zum Genuss, ja, dass man, wird derselbe allzu kurz, ihm auch noch die Nacht zur Hilfe beigesellt. Sie sind sehr vorurtheilslos, diese Münchener Kinder — leichtsinnig wie die Wienerinnen und gar nicht sentimental. Aber sie sind gut. Denn sie verlangen für ihre Liebe nie etwas, als wieder Liebe. Und sie freuen viele Herzen. Nicht nur die Herzen derer, denen sie das ihre schenken, nein, eines Jeden, der sie sieht. Sie sind so frisch, hübsch und gesund. Wenn sie dann ausgetobt, dann werden sie auch gute Mütter frischer, hübscher und gesunder Kinder.

Das Münchener Volk kennt keinerlei Bedenken der Moral und Convention. Hebt man nur ein wenig den Mantel, den die Wohlerzogenheit des Bürgerthums darüber gebreitet hat, empor, so staunt man allerdings; wie kam nur dieser Schandfleck ins reine, deutsche Reich! Mahnt es nicht schier an ein kleines, gesund gebliebenes Paris? An ein Paris, das nur einen Tyrannen duldet, vergöttert, den künstlerischen Geschmack? Die Kunst, wir wiederholen es, ist Sache der warmen Sinne und des Genies, das nichts anderes ist als ein Instinct. Verstand und Urtheil müssen sie leiten, lenken. Schaffen können sie sie nie. Nur hindern, wo sie ihr die Unbefangenheit zu rauben suchen.

In München ist dies nicht der Fall. Das Talent der Leute geht da viel weiter als ihr Verstand. Vor Allem ihr Talent zu Allem, was das Leben in sich schliesst. München, das die erste Heimstätte war, die sich Wagner bot, in dem zuerst das Schlagwort »Realismus«, »Naturalismus« ausgestossen wurde, das Ibsen, den noch Unberühmten herbergte, Stuck, Uhde, Slevogt, die ganze moderne Malerrichtung grosszog und jetzt eine neue Kunstgattung in Wort und Bild in seinen beiden Zeitungsunternehmungen »Simplicissimus« und »Jugend« fördert, hat im Grunde genommen stets nur eine Kunst besessen, die Kunst zu leben, sich auszuleben, frei und rückhaltslos nach jeder Richtung hin. Das führt viel Anderes mit sich, viele werthvolle Züge. Und jeder dieser Züge, der Charakterzüge der Stadt, hat ihrer Kunst geholfen, das zu werden, was sie ist.

Die Liebe zum Leben, wie sie München ausströmt, ist stark und sinnlich. Auch ist sie wahr, verabscheut jede Lüge, die sich ihr entgegenstellt, ob sie nun Ideal genannt wird oder Convention. Dann

ist sie heiss und ungeduldig, stösst allen hindernden Firlefanz von sich, wie Prüderie und Sentimentalität. Sie ist positiv, erträgt nichts Indirectes mehr, das sie von ihrem Ziele trennt. Und schönheitslüstern ist sie, will das geliebte Leben schmücken und berauschen und dazu jubeln — laut oder ganz innerlich stille.

Münchens Literatur und Kunst im Laufe der letzten zehn Jahre hat zwei Bewegungen zu verzeichnen, die im Grund nur eine Richtung haben: die Realisten- und Naturalistenbewegung, an deren Spitze Conrad's „Gesellschaft“ stand und gleichzeitig auf malerischem Gebiet das Entstehen der Secession, mit Uhde, Stuck, mit Thoma, Slevogt u. s. w. — dann in der allerletzten Zeit das stille Kriegsverstummen, heimliche Vorbereiten, das sich in der diesjährigen Ausstellung zu einem neuen Kunstbilde gestaltete, dessen vollständige Ergänzung noch die Kunstblätter Georg Hirth's und Albert Langen's bilden.

Damals sassen am Literatentisch beisammen Conrad, Bierbaum, Liliencron, Frau Croissant-Rust, Schaumberger, Schaumberg, Scharf, Panizza, Dauthendey und Andere. Sie waren alle jung und übermüthig und so gebildet, dass sie alle Bildung gerne über den Haufen warfen und nur dem Leben Jubellieder sangen — Bierbaum und Liliencron in wunderschönen Versen, Conrad und die Croissant-Rust in Prosa. Apostel der Lebensfreude waren sie, die ersten, die man in Deutschland seit Langem vernahm. Ihr wahres Empfinden konnte das Verlogene nicht brauchen. Sie gingen mit den Idealen und der Sprache eines Dahn und Ebers schlimm, schlimm um. Zur gleichen Zeit wanderte ein scheuer Graukopf durch die Strassen, einsam und unbefriedigt, dem das Münchener Kleeblatt Bernstein, Fulda und Philippi in Deutschland erst zu Ruhm verhalf — der Apostel der Lebenswahrheit — Henrik Ibsen. Das war Münchens grosse erste Periode.

Mehr von sich reden machten allerdings die Maler, die Stürmer, Dränger, die Meister der Secession. Sie sind heute zur Anerkennung gelangt. Man greift einen Stuck und Uhde kaum mehr an — wozu sie da noch preisen. Und die Impressionisten, die Förderer des tollen Farbenreigens, der von Paris ausging und das kleine München mit einem Sonnenspuk füllte, nach dem zu schauen, den zu verhöhnen man von allen deutschen Gauen herbeilief, haben ihr Ziel, Leben und Lust zu predigen, auch erfüllt. Man konnte sie, wie die Dichter, in zwei Theile scheiden — in Jene, welche die Kraft und sinnliche Schönheit, die Gluth des Lebens zum Ausdruck brachten, und dann in Jene, die bitter grollten und hart das Leid zu schildern wussten, das das Leben mit sich brachte. In Allem aber wirkte Jugend, Jugendfrische, Echtheit.

In diesem Jahre erst haben sich die Secessionisten mit den Alten vereint und gemeinsam die grosse Ausstellung im Glaspalast eröffnet. Sie bot ein sonderbares Bild, die Ausstellung, und wirkte erst befremdend.

War dies das junge München? Dies Jung-Münchens Kunst?

Im grossen Vestibule mit der riesenhohen Wölbung stand die enorme Bronzestatue der Athene. Vier Sagenthiere ruhten neben ihr — grob und durchaus decorativ in der Structur. Was ist uns Athene? Hat das neunzehnte Jahrhundert nichts gefunden, das ihm näher steht, mehr sagt als die helmentsprossene Göttertochter?

Daneben die Säle mit retrospectiver Kunst: die Bilder schlecht gewählt und schlecht gereiht.

Hier hing ein Achenbach mit einem Meere, wie es nie gewesen, wie er es nie hätte malen sollen — daneben ein Harpignies, jenes Bild, das den stillen, bleichen Mond über stillen, blassen Bäumen zeigt, für das er den Preis erhielt, als er bereits im Sterben lag. Weiter oben ein Canon, dann ein Feuerbach, ein Knaus. Ein schwächlicher Manet und ein wundervoller Monet — Schreyer's »brennender Posthof«, zwei grelle, verlogene Makarts, ein Kind und eine Dame, Adam Kunz, der die erste Medaille dafür erhielt, dass er in seinem Stillleben malte, was Snyders neben ihm vor dreihundert Jahren viel besser gemalt. — — War die Zusammenstellung Ironie?

Und in den anderen Sälen, wie viel der Durchschnittswaare! Wohl war Böcklin vertreten mit der herrlichen »Brandung«, dem »Abenteuer«, der »Ruine«, dem »Adam« — wohl hatte Uhde Alles, was von Schmerz und Sehnsucht in einem Menschenantlitz liegen kann, in seine Bettler vor »Christi Himmelfahrt« gelegt — wohl hatte Stuck in seinem »Bacchantenzug« der heidnischen Sinnlichkeit das beredtste Lied gesungen und Habermann den Kopf seiner Liebsten auf so und so viel Bildern mit einem zauberhaften Schein gespenstisch-giftigen Grüns umgeben. Ja, ein Slevogt sogar hing da, die Scheherazade, die Märchen erzählt durch tausend und eine Nacht — das modernste aller Bilder, das die Psyche des ganzen kranken Liebeslebens darlegt: der Sultan, ein müder, erschöpfter fin de siècle-Mensch, in überweiche Kissen hingestreckt, so kraftlos, freudlos, und sie — das Weib an seiner Seite, la femme de trente ans, mit dem starken Gebiss und dem grossen, weiten Thier- und Dirnenmund, der zu sprechen und — zu küssen weiss — die Brüste schlaff, die Züge welk, aber siegreich durch ihr Können. Darüber ein Beleuchtungszauber ausgegossen, gegen den die Künste Albert Keller's nur Mätzchen sind.

Und dennoch, trotz der Schätze, frug man sich beinahe: Ist dies die neueste, modernste Münchner Kunstausstellung? Was hat sie uns Neues gebracht?

Aber man frug es sich nicht lange. Durch die Räume ging ein Zauber, dem man sich gefangen gab. Die Ausstellung enthielt nicht nur Bilder, auch Stoffe, Meubles, Gobelins. Ein kleines Rauchzimmer war da, aus feinem Mosaik, arabisch, Lenbach's Atelier entstammend: weiss und blau und gold — ein fernes, traumhaftes Märchen. Unverständliche Koransprüche waren in den Stein gewirkt. All die goldenen Lettern schienen zu flüstern: Lebensfreude, Genuss.

Das war das grosse Wort der diesjährigen Ausstellung, das ist es, was sie zur modernsten aller Ausstellungen, zu einer rechten

Münchner Ausstellung machte. Alles umschmeichelte den Schönheitssinn, Alles die Lebensfreude. Da waren plätschernde Cascaden zwischen grünen Büschen und darum weisse Statuen. — Da war eine lange Halle alter Gobelins, fein abgetönt, still, sänftigend, Damaststühle in verblichenem Gelb, verblichenem Grün erhöhten die Wirkung. Und in der Mitte ein Springbrunn: ein weites patinaüberzogenes Becken, über das sich ein jugendschlanker Narciss von edelster Schönheit beugt. Die Stadt München hat das Denkmal erworben.

Ein anderer Saal fand sich, von dessen Bogenfenster aus man den botanischen Garten überblickt. Am schwarzen Eisenstabgitter rankten Rosen empor. In einer Fensterecke stand eine antike Aphroditenstatue — blüthenweiss, ein blüthengleicher Leib, neben ihm Purpursammt mit Gold gestickt. Der Saal war mit Werken retrospectiver Kunst voll. Von den Wänden leuchtete Tizian's weisses Fleisch — Rubens' üppige Sinnlichkeit. Palmen neigten sich dazwischen. Die Decke: tiefblaue Stukkatur mit Gold. Schräg den Raum abtheilend, stand ein zartblauer japanischer Seidenschirm da . . . dahinter alte, braune Ledertruhen . . . die Farben schlugen, hoben, vermählten sich zu dem raffinirtesten Genusse, den die Neuzeit und vielleicht jemals eine Zeit hervorgebracht.

Der moderne praktische Lebensgenuss, den die Ausstellung lehrte, gipfelte in den beiden Zimmerchen, die von Münchener Künstlern eingerichtet waren. Jedes Stück darin war ein Juwel. Da hingen Vorhänge mit Stickereien von Obrist, die ganz leichter Velvet waren und wie schwere Peluche aussahen — da stand aus Zirbelholz ein Bücherschrank, den Hans v. Berlepsch selbst gezeichnet, selbst geschnitzt, gemalt, ja dem er sogar eigenhändig die eisernen Klammern beigegeben. Leuchter und Teppiche, Tische, Schränke, Truhen — nichts war in den Räumen, das nicht zugleich ein Meisterwerk gewesen wäre.

Nicht mehr die Malerei um der Malerei willen — Kunst der Kunst zuliebe! Bilder und Statuen waren nur mehr ein Theil des Ganzen, und das Ganze sollte zu nichts dienen, als den Menschen mit Schönheit zu umgeben, mit Genuss.

Die Göttin Kunst, zu der man früher betete, war eine Ewige. Doch wir sind Alltags-, Eintagsmenschen. Und diesen einen Tag, den wollen wir uns schmücken. Die vierundzwanzig Stunden müssen langen zum Kämpfen und — zum Siegen.

Die natürliche Schlussfolgerung dieses allgemeinen Hastens, Geniessenwollens ist eine leichtere Art und Gattung in der Kunst. Die Dramatik wendet sich immer mehr dem Einacter zu, Skizze und Feuilleton entfalten sich mehr und mehr.

Die modernsten Blätter bringen nur mehr kurze, concentrirteste Geschichten; wir meinen die einzigen deutschen illustrirten Schriften, die den Namen »modern« verdienen, die »Jugend« und »Simplicissimus«. Und diese Geschichten, Lebensgeschichten, gibt zumeist die beigesellte Zeichnung wieder.

Die Zeichnung und Illustration sind vielleicht der letzte, charakteristische Ausdruck, den die Kunst unserer nervösen Zeit gefunden hat.

Die Münchner Zeichnung gibt drei Dinge wieder: einestheils die Schönheitsliebe, die sie in weich japanischen Formen oder in altdeutschen Idealen schwelgen lässt, in runden Linien, in Blumen, Haarschmuck.... in Landschaften voll zauberhafter Phantasie, voll Mond- und Sonnenmärchen. Dann wiederum die nackt brutale Herbheit, mit der z. B. der Franzose die Schattenseite unseres Lebens geisselt — der Franzose, zu dem wir Deutsche ja doch immer wieder in die Schule gehen. Und drittens den Hang, das Alles leicht zu nehmen, ob Leid, ob Freud, zu lachen, Beide zu geniessen — den Hang zum — Variété. Wie München, das kleine München, über zehn solcher Variétés birgt; wie unsere Nerven in jeder Kunstbranche immer mehr nach dem Grellen zu schreien scheinen, nach Sensationen jeder Art, das wäre ein Capitel für sich. Nur wäre es ein Capitel, das mehr die ganze, grosse, müde Welt umfassen würde, als just das kleine, lebensfrohe München.

ALPHONSE DAUDET.

Von JULES LEMAÎTRE (Paris).

Vor einigen Tagen hat man ihn begraben. Was man da in die Erde legte, das war die sterbliche Hülle einer charmanten Seele, die mit den feinsten Sinnen begabt war und die es verstand, mit Worten alle Schauer nnd Fieber der Erlebnisse auszudrücken. Eine unendlich impressionable, zarte, liebevolle Seele. Deshalb kann man auch in der Banalität und Eilfertigkeit der Lob- und Grabreden auf Daudet etwas spüren, was man sonst nicht wahrnimmt, etwas von Ergriffenheit, eine ungespielte Bewegung, Thränen oder wenigstens — wie die Griechen, Daudet's entfernte Väter, sagten — den »Wunsch nach Thränen«.

* * *

Niemand liebt das Leben mehr als Einer, der zwanzig Jahre gelitten hat und mit einemmale vor dem Tode steht. Als Kind und Jüngling war er — Daudet erzählte es selbst wiederholt — wie trunken vor Freude, auf Erden zu sein, das Licht zu schauen und die Welt zu fühlen. Er wurde von Nimes nach Lyon versetzt. Im Nebel der Fabriksstadt erwachte zum erstenmale in ihm das Bewusstsein seiner südlichen Heimat. Er hat diese innere Sonne allzeit im Herzen getragen. In Paris lebte er im Anfang ohne rechte Ordnung, er verschleuderte seine Zeit und sein Talent. Wie ärmlich musste ein junges Talent sein, welches in den Zwanzigerjahren kein Verschwender wäre? Eine Frau, *seine* Frau, zieht ihn an sich und besänftigt ihn mit einemmal. Sie bringt diesen Bohemien in Ordnung, sie bringt sein Haus in Ordnung und macht ihn zu ernsten Arbeiten fähig. Dann kam noch eine Erzieherin — seine Krankheit. Das Leiden vergrösserte sein Herz, erweiterte seinen Gedankenkreis durch den Wunsch und die Anstrengung, vornehm zu leiden. Im Schmerze nicht plebeisch werden, das waren die Grübeleien seiner schlaflosen Nächte. Ueberdies trieb die Krankheit auch die künstlerische Nervosität seiner Ausdrucksweise auf die Spitze. Ich weiss nicht, ob man bei irgend einem anderen Schriftsteller einen so klaren Zusammenhang von künstlerischer und moralischer Sensibilität finden wird.

* * *

Alphonse Daudet ist als Romancier durchaus Original. Der grosse Realist war e r und nicht Zola. Der Autor der Rougon-Macquart gestand das eines Tages selbst loyalerweise ein. Daudet ist »hypnotisirt« von der Wirklichkeit, so sagte Zola. Er »übersetzt« das, was er gesehen hat, und bildet es um, aber immer nur das, was er selbst sah. Seine Bücher, aus notirten Impressionen aufgebaut, haben theilweise noch etwas von der Willkürlichkeit aller Impression an sich, aber das gibt ihnen gleichzeitig ihre dauernde Lebendigkeit. Die Personen werden uns nur vorgestellt in den Momenten, wo sie handeln. Und keine Empfindung ist ihnen beigelegt, welche nicht von einer Geste, von einer Miene begleitet, illustrirt, durch eine Stellung, eine Silhouette erläutert wäre. Deshalb treten seine Bücher uns in so deutlichen Bildern vor Augen und bleiben uns im Gedächtniss. Die Figuren der »psychologischen« Romane sind uns nach beendeter Figur nichts Anderes als entschwebende Schatten. Fast ebenso wie Balzac mit seiner Schwerfälligkeit hat Daudet mit seiner leichten Hand Gestalten geschaffen, welche leben bleiben und den »Figuren der wirklichen Welt Concurrenz machen«.

Dieser Realist ist voll Herzlichkeit. Er liebt. Er hat Mitleid. Er verachtet nichts. Er hat sich bewahrt vor jenem brutalen und verachtungsvollen Pessimismus, der eine Zeit lang in Mode war und sich, man weiss nicht warum, Naturalismus nannte. Daudet ist in einem Winkel aller seiner Bücher der Poet der kleinen Leute, der Dichter der einfachen Schicksale gewesen. Aber er war auch den grössten Sujets gewachsen. Ein bedeutender Theil der Geschichte des zweiten Kaiserreiches und der dritten Republik ist im »Nabob« und in »Numa Roumestan« heraufbeschworen, deren Personen und Abenteuer so symbolisch, repräsentativ für die Welt und das politische Leben vor fünfzehn Jahren sind. »Le rois en exil« ist beinahe die Tragödie der Könige von heute. »L'Evangeliste« ist eine der tiefsten Studien über den religiösen Fanatismus. Wie merkwürdig ist dieses Zusammentreffen des protestantischen Geistes mit der Seele des heidnischen Katholiken. Und »Sappho« ist einfach die Manon Lescaut unseres Jahrhunderts. Das ist unsere Uebertragung dieses ewigen Abenteuers von den Zauberlockungen des Fleisches, und zwar eine vollkommene, definitive Uebertragung. Diese Bücher haben zugleich ein Lächeln über allen Thatsachen, einen unterirdischen Grundstrom von Mitleid und zärtlicher Menschlichkeit, der sogar oftmals anschwillt und aus seinen Ufern zu treten scheint.

* * *

Der Schriftsteller Daudet ist von der seltensten Qualität. Saint-Simon, La Bruyère, Michelet stammen aus dieser Familie. Sein Styl war, besonders in seinen letzten Werken, ausserordentlich sensitiv. Man spürte darin die unmittelbare Erregung des Lebens. Nicht eine Phrase von oratorischem Rhythmus, nicht eine didaktische Wendung.

Kurze, abgehackte Wendungen wie elektrische Stösse. Keine Pause. Eine fortgesetzte Erfindung. Gegen Schluss erschien die Impression oft beinahe zu stark, zu scharf. Es war wie ein Zuviel an Erregung, eine Beklemmung wie in Gewitterstunden. Man kann sagen, dass von dieser Prosa, wenn man sie durchblättert, die Funken stieben. Und trotzdem hat Daudet, ich weiss nicht wieso, sich in seiner lebendigsten Verwegenheit zu hüten gewusst. Er ist mit den Worten sparsam gewesen, er hat seine Lieblingsworte nicht durch allzu ofte Benützung abgenützt und abgetödtet, er hat sich sowohl vor impressionistischen Manieren wie vor Geziertheiten zu bewahren gewusst. Daudet hatte einen Instinct seiner lateinischen Tradition, einen natürlichen Respect vor dem Genius der Sprache.

* * *

Habe ich diesen anbetungswürdigen Schriftsteller definirt?... Nein. Er ist in seiner hellen Durchsichtigkeit sehr complicirt. Man begegnet in der Literatur meistens schöne Ungethüme, Phänomene, welche dank der Bestimmtheit ihrer besonderen Begabung und Parteinahme sehr leicht zu beschreiben sind. Was aber soll man zu diesem harmonischen Lateiner sagen? Er hat zu viel Merkmale: Nerven, Ironie, sogar Pessimismus und Ungestüm, aber auch Heiterkeit, Komik, Zärtlichkeit, Lust zu weinen. Für die vielen guten Leute (und für die Anderen auch) besass Daudet eine Gabe, die Alles beherrscht: den »charme«. Zu diesem einfachen und mysteriösen Wort muss man gelangen, wenn man von ihm spricht.

Aber wie definirt man den »charme«? Ein Classiker hat gesagt: »Wenn man die diversen Schriftsteller prüft, wird man sehen, dass jene Schriftsteller mehr gefallen, welche in unserer Seele zur selben Zeit die meisten Erregungen hervorzurufen vermögen.« Passt diese Reflexion nicht sehr gut auf Daudet? Ist es nicht die wesentlichste Eigenschaft seines Talentes, diese Leichtigkeit und Flinkheit, mit welcher er von einer Impression zur anderen übergeht und uns mitnimmt, während in selben Moment alle Saiten seiner verborgenen Lyra zittern vor Erschütterung? Liegt nicht sein Charme in dieser Leichtigkeit und unglaublichen Raschheit der Empfindung?

* * *

Gewiss, ich habe noch nicht Alles gesagt, nicht einmal Alles angedeutet. Reden wir wieder von seiner edeln und graziösen Seele, die sich mit jedem Tag veredelte! Man muss sich hier erinnern, dass auch die schmerzerfülltesten und liebevollsten Blätter über »das schreckliche Jahr« von Daudet geschrieben wurden. Vergessen wir nicht, dass dieser Mann, dessen Sensibilität und Vorstellungskraft so lebendig waren, dessen Beobachtungskraft so kühn war, nicht eine unreine Seite hinterlassen hat. Er hat in einer Zeit, wo die Reinlichkeit an Cours-

werth verloren hat, mit einer vornehmen Delicatesse die Feder geführt. Der Autor der »Sappho« ist der keuscheste unserer grossen Romanciers.

* * *

Eines Tages sagte er zu mir: »Wenn ich denke, bis zu welchem Grade ich früher in das Leben verliebt, lebensnärrisch und lebensstolz war, dann sage ich mir, dass es gerecht ist, wenn ich leide.« An diesen Ausspruch von heroischer Resignation habe ich mich erinnert, als ich die asketisch gewordenen Züge seines Antlitzes zwischen den Rosen seines Todtenbettes und das Crucifix auf seiner entseelten Brust erblickte.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

1. FEBRUAR 1898.

GOLD.

Novelle von ADINE GEMBERG (Wittenberg).

Im Münzamt waren die Beamten damit beschäftigt, neugeprägte Goldstücke in Rollen zu packen. Lange, der Münzinspector, wog jede Rolle nach und schrieb dann darauf: »Fünfhundert Mark in Gold«, »Eintausend Mark in Gold« u. s. w.

Man hörte nur das leise, ganz eigenthümliche Klirren des Goldes, das Klappen der Wage, das Athmen der vier Männer, die hier bei einer ganz mechanischen, tödtlich einförmigen Arbeit, von der ganzen Aussenwelt isolirt, sassen.

Sie hielten den Nerv des Lebens in ihren Händen, und doch umgab sie selbst die Stille des Todes.

Nur ihre Vorgesetzten, nur die Beamten der Münze, die ihre Thätigkeit revidirten, hatten Zutritt zu dem mit allen möglichen Sicherheitsvorrichtungen versehenen Raum. Das ungezählte, ungewogene Gold wurde einer Maschine entnommen, in die es an der Prägestätte eingefüllt ward.

Der Inspector Lange hatte heute bereits eine Million notirt, die von den Leuten verpackt, von ihm gewogen, gesiegelt und mit Aufschriften versehen war. Und immer noch klirrten die Doppelkronen aus dem Schlitze des Automaten hervor. Es hatte den Anschein, als rieselte hier ein Brunnen, ein Goldquell, der nimmer versiegen könne.

Und thatsächlich versiegte er ja auch nicht. Das Gold, das von dieser Stätte einmal ausgegangen war, kehrte zurück, und immer wieder formten die Zähler daraus die Rollen, die der Inspector mit der Aufschrift ihres Werthes versah.

Eine Million! Wer würde sie besitzen und was würde sie ihrem Besitzer gewähren?

Ja, wenn diese Summe ihm gehört hätte!... Lange sann nach — wenn sie ihm gehört hätte, dann hätte er wohl gewusst — —

Ja, man soll so etwas nicht denken!

Der Inspector hatte einen Jahresgehalt von zwölfhundert Thalern, immerhin einen Tagesverdienst von zehn Mark, um den ihn mancher Aermere gewiss beneidete. Aber er hatte eine grosse Familie, sechs Kinder, und vor einem Jahre war ihm im Krankenhause die Gattin gestorben.

Er wusste ganz genau, dass ihn zu Hause das Elend erwartete. Ihn, durch dessen Hände soeben eine Million in Gold geglitten war! Wie sonderbar das doch eingerichtet war, dass er an dieses Geld keine, aber gar keine Ansprüche hatte! Er konnte keine Rolle, er konnte nicht ein Stück verschwinden lassen. Jeder Möglichkeit war durch die Controle der Menschen, durch die Genauigkeit der Maschinen vorgebeugt.

Wenn er aber das Gold hätte, dann sollte das einmal anders werden mit diesem elenden Leben!

Die älteste zwanzigjährige Tochter war viel zu egoistisch, um die Stelle der Mutter zu vertreten, um Vater und Geschwistern das Haus zu versehen. Sie war zur Bühne gegangen. Ohne eine künstlerische Ausbildung erhalten zu haben, trieb sie sich in kleinen Städten bei wandernden Komödianten herum. Der Sohn hatte eine kleine Stelle als Commis. All sein bischen Verdienst verschlang der Radfahrsport, dem er auf Tod und Leben anhing. Er träumte davon, ein grosser Rennfahrer zu werden, mit Weltrecords die Preise zu gewinnen, und hätte er nur erst das Gold, dann — ja dann —

»Mit einer elenden Maschine für zweihundert Mark kann man nichts, gar nichts erreichen,« versichert er den Vater.

Lange steht am Fenster in seiner dürftigen Wohnung. Im Nebenzimmer poltern und schreien die vier schulpflichtigen Kinder, das Dienstmädchen besorgt irgend einen Einkauf und kommt nicht zurück.

Der kaum fünfzigjährige Mann steht in verfallener, gebückter Haltung wie ein Greis neben dem unreif in die Höhe geschossenen Jüngling.

»Es ist mir schwer genug geworden, dir das Rad zu geben, Otto. Sieh', die Wirthschaft kostet viel mehr als zu Mutters Zeiten.«

»Und die Kinder gehen schmutzig und zerrissen,« ergänzt Otto in verbissenem Ton. »Nur Geld kann uns helfen.«

»Ja, Geld — aber ich kann dir nichts geben,« seufzt der Vater.

»Das Rennrad kostet nur fünfhundert, Vater; es ist ein Gelegenheitskauf. Ich versichere dich, in mir ist die Kraft zu einem grossen Sportfahrer. Ich gebe dir die Summe für das Rad zurück nach dem ersten Preise —«

»Papa, ich brauche eine Mark fünfzig zu einer Schulpartie,« unterbricht ein fünfzehnjähriger Knabe das Gespräch. Er sieht einen Schatten von Erleichterung und Freude über des vergrämten Vaters Züge huschen und bricht in ein Jubelgeheul aus, denn vor den Augen der durch die Thür ihm nachdrängenden Geschwister sieht er seine Bitte erfüllt.

»Morgen hat unsere Lehrerin Geburtstag, die Classe macht ein Geschenk, ich brauche auch fünfzig Pfennig,« ruft ein zwölfjähriges Mädchen, die günstige Gelegenheit nutzend.

Befriedigt ziehen die Kinder ab. Lange streicht, wie glättend, mit der mageren Hand über die müden, faltigen Züge seines Gesichtes.

»Da siehst du, wo das Geld bleibt, Otto. Sie wollen Alle essen, ich muss sie kleiden, erziehen, wir müssen leben, mein Sohn. Für Luxus habe ich nichts. Spare von deinem Gehalt.«

»Ich lebe davon. Habe ich nicht schon dadurch ein Recht erworben, einmal etwas Aussergewöhnliches von dir zu verlangen? Du riskirst ja auch gar nichts dabei. Das Interesse für den Rennsport nimmt täglich zu, die Meisterpreise werden immer höher, und« — mit einem ganz eigenthümlichen Blick fügt der junge, unreife Mensch noch hinzu — »und ich komme dann vielleicht auch bald dahin, im Golde zu wühlen wie du.«

»Wie ich —?«

»Ja, aber das wird dann mein Gold sein, und ich werde nicht nöthig haben, an den Anschaffungskosten für die nöthigsten Dinge zu knausern.«

Mit einem höhnischen Auflachen wendet er sich ab, geht, wirft mit Heftigkeit die Thür hinter sich zu und verlässt die ungemüthliche Wohnung des Vaters.

Das Dienstmädchen trägt ein äusserst mangelhaft zubereitetes Mittagessen auf. Darnach verlangt sie Geld für Nahrungsmittel, viel mehr, als je die Frau dafür ausgab.

Wenn doch erst die zwölfjährige Tochter so weit wäre, dafür zu sorgen! Aber ihr steckt die Frauenemancipation im Kopfe. So jung sie ist, drängt sie schon instinctiv fort aus den engen Verhältnissen, um sich eine freie, eigene Existenz zu schaffen.

In tief gedrückter Stimmung verlässt der Beamte das Haus, um sich wieder nach seinem Arbeitsraum in der Münze zu begeben.

Um ihn her klirrt das Gold. Es gleitet ihm durch die Hände. Er zählt und zählt. Hier — das würde Otto für sein Rennrad brauchen; diese tausend Mark würden ihm ermöglichen, sich für ein Jahr eine Hausdame zu nehmen, die ihm eine gemüthliche Häuslichkeit schaffen könnte. Hier — diese Summe reicht zu einer Erholungsreise, um seine Nerven zu stärken.

Er hat seit fünf Jahren keinen Urlaub genommen, nicht ein einzigesmal ausgespannt, weil ihm ja doch zu einer Reise die Mittel fehlten. Jetzt plötzlich empfindet er das. Seine Nerven sind gespannt; ein Laut, eine Berührung schon schmerzt.

Wie nagend, quälend, aufdringlich ist dieser leise Ton, dieses unregelmässige Klimpern und Klirren um ihn her! Man muss sich anstrengen, um es überhaupt zu hören. Jeder Versuch, es nicht zu hören, ist aber dennoch vergeblich. Man könnte wahnsinnig werden in dieser Monotonie!

Energisch rafft sich der Beamte zusammen und erfüllt seine Pflicht.

Aber der Gedanke hat ihn nun einmal. Bei jeder Ziffer, die er niederschreibt, berechnet er, was ihm die Summe, die sie bedeutet, sein könnte, wenn er sie hätte.

Horch — tönt diese leise, feine Stimme des Goldes nicht schmeichelnd, verlockend? Sind alle diese grossen Werthe wohl dazu bestimmt, ehrlich erworben zu werden?

»Blut und Thränen — Blut und Thränen!«

Nein, das hat Niemand gesagt, aber der alte Münzbeamte weiss es, die Erfahrung lehrt es, dass all dies neue Gold von Blut und Thränen benetzt werden wird, sobald es seinen Verkehrsweg angetreten hat.

Wie, wenn es nun sein wäre und brächte ihm und seinen Kindern Glück und Zufriedenheit?

Man soll so etwas nicht denken.

Der alte Mann kann aber nicht anders, seine Nerven peinigen ihn.

Die Sonne flimmert über die Goldschalen hin. Rothe Flecke, Strahlen wie schimmernde Thränen spielen und irren auf dem gelben Metall.

Wie das in die Augen sticht, wie das zieht und reisst von Schläfe zu Schläfe schmerzend durch den Kopf, durch das Hirn. Ah — eine Erholung, eine Ruhezeit! Die kleinlichen, täglichen Sorgen reizen und peinigen den Inspector in diesem Herbst mehr wie jemals im Leben. Er begreift, was ihm seine gute Auguste Alles fern gehalten, was sie auf sich genommen hatte.

Wenn nur das leise Klirren des Goldes nicht wäre! Zwanzig Jahre hat er nicht darauf geachtet, jetzt fürchtet er sich davor. Es ist ihm, als klänge es ihm schon entgegen, sobald er seine Wohnung verlässt, und doch erschrickt er, wenn er sein Bureau betritt und der bis dahin eingebildete Ton nun in Wirklichkeit an sein Ohr dringt.

Bald glaubt er ihn überall zu hören, auch zu Hause, auch Nachts.

Namentlich Nachts steigt die nervöse Erregung oft bis zu einer Art Fieber. Seine treue Lebensgefährtin tritt dann zu ihm und redet ihm gut zu. Sie gibt ihm die Versicherung, dass ihm das Gold gehört, das ihn mit seinem leisen, schmeichelnden Tone verfolgt. Nur das — beileibe nicht das andere, aber dieses gehört ihm.

So — darüber braucht er nun nicht mehr nachzudenken. Er hat keine Verantwortung, denn die Frau, deren liebevolle Seele den auf Erden zurückgebliebenen Gatten zu finden wusste, hat ihn beruhigt.

Er sieht schlecht aus, und seine Collegen rathen ihm, einmal »auszuspannen«, sich krank zu melden.

Aber er ist doch eigentlich nicht krank. Sind denn die Leute krank, die Nachts nicht schlafen?

Otto ist ein Vierteljahr nicht gekommen, weil er das Rennrad nicht erhalten hat, um das er seinen Vater bat.

Am Allerseelentage begegnet er ihm am Grabe der Mutter.

»Du bist doch ein guter Junge, Otto. Komm nur morgen, du sollst dein Rad haben; Mutter will nicht, dass wir getrennt sind.«

»Ja, das ist gewiss nicht in Mutters Sinn, dass du mich von dir stösst und mich gar nicht mehr unterstützt.«

»Ich sollte wohl eine Erholungsreise machen, Otto.«

Ganz erschreckt blickt der junge Mann auf. Wie grau und verfallen sieht das Gesicht des Vaters aus! Wie tief sind die Augen in ihre Höhlen gesunken! Es kommt wohl nur von dieser Umschattung, dass sie so eigenthümlich flackern und glänzen. Sollte der Vater krank sein? —

»Du solltest besser gepflegt werden, Vater!« stösst er hastig hervor. »Martha muss zu dir kommen; sie hat zum Winter kein Engagement.«

»Martha ist ja so hübsch, sie wird schon noch ein Engagement finden.«

»Ach, Vater, sie hat nicht den Muth, es dir zu sagen — Martha hat Unglück gehabt.«

»Wir haben Alle Unglück, lieber Otto, aber jetzt wird es besser werden, es wird jetzt Alles gut werden, so wie Mutter es haben will.«

Der Vater spricht sehr milde. Ein zerstreutes, abwesendes Lächeln liegt um seinen Mund. Otto ist ganz ausser sich, denn augenscheinlich hat ihn der Vater in Bezug auf die in Schuld und Elend gerathene Schwester gar nicht verstanden.

Wie hell und klar ist dieser Novembertag! Wie lockt die scheidende Sonne den müden, vergrämten Mann, ihr zu folgen dahin, wo sie jetzt ihre Herrschaft antreten wird, nach den südlichen Ländern!

Aber man soll so etwas nicht denken!

Das ist doch immer der Grundsatz des treuen Beamten gewesen. Auch jetzt gibt er ihm die Ueberlegung zurück. Wie könnte er denn reisen, da er doch gar nichts besitzt!

In der Nacht erklärt ihm seine Frau, dass er Gold nehmen dürfe zu Ottos Fahrrad. Otto würde sich sonst im Trotz vom Vater abwenden, vielleicht auf unehrliche Weise sich den Besitz zu verschaffen suchen. Das Gold ist ein Schatz, auf dem zu diesem Zwecke der Segen der Mutter ruht.

Am anderen Tage steckt Lange fast ohne jede Vorsicht eine Goldrolle zu sich. Niemand achtet darauf, keiner der Zähler hat es bemerkt.

Auch nicht einen Schlag mehr thut sein Herz in dieser verhängnissvollen Minute. Er ist ganz ruhig, ganz überzeugt von seinem Rechte, diese Rolle zu nehmen. Es hat ja förmlich geklingelt, es hat sich rauschend und brausend zu ihm gedrängt, ganz so wie es ihm Auguste beschrieben hatte. Seit er es eingesteckt hat, ist Alles um ihn her still. Das andere Gold schweigt, es gehört ihm nicht, es will nicht zu ihm.

Wie die Sonne lockt und die herbe, noch herbstliche Luft! Sehnsuchtsvoll richten sich die müden, heissen Augen in die Ferne.

Aber dieses Verlangen muss bekämpft werden. Die Kraft reicht auch dazu noch aus.

Wie könnte denn wohl der Inspector jetzt daran denken, Erholungsurlaub zu nehmen! Er sieht die Unmöglichkeit klar vor sich.

Mit einem scheuen Blick nimmt Otto das Gold, dessen Ursprung er sofort erkennt, aus den Händen des Vaters. Wie sonderbar ruhig der Vater dabei ist! Herrgott, wenn er am Ende öfter — —

Es ist dem jungen Manne doch nicht gut bei dem Gedanken zu Muthe.

Von Martha trifft in den nächsten Tagen ein verzweifelter Brief ein. Sie geht ins Wasser, wenn ihr der Vater nicht hilft.

Er wird die Mutter fragen.

In der Nacht sagt sie ihm, dass er dem Mädchen dreihundert Mark schicken soll.

In der Bank wird natürlich der Diebstahl bemerkt. Wenn auch das erstemal der Verdacht nicht auf den bewährten alten Beamten fallen konnte, so werden die Spuren, die zu ihm führen, jetzt doch viel deutlicher.

Die Direction lässt ihn beobachten.

Das Gold klingt, singt, ja spricht jetzt täglich zu ihm. Dennoch kommt Lange gar nicht auf den Gedanken, dass er deshalb auf diese Schätze irgend ein Recht haben könnte. Seine Auguste verkehrt jetzt in der Nacht regelmässig mit ihm. Sie hat ihm noch nie wieder gerathen, Gold mitzunehmen. So besteht keine Versuchung für ihn, wenn auch der Wunsch nach einer Erholungsreise nur langsam zurückgedrängt ward.

Das Weihnachtsfest in der Wohnung des Inspectors verlief mehr als ärmlich, so dass am folgenden Tage das Dienstmädchen, das den Mann seit einem Jahre bestahl, in der ersten Wuth kündigte.

Dann — an einem eisigen Januartage — kam Martha. Bleich, verblüht, vom Gram wie zerbrochen, schlich sie in die Wohnung des Vaters, die sie in jugendstarkem Trotz vor wenigen Jahren verliess.

In einem Tuch, wie ein Packet eingepackt, bringt sie ihr Kind.

Staunend stehen die jüngeren Geschwister um das kleine lebende Wunder herum. Ein Schwesterchen! Was wird der Vater sagen, wenn er nach Hause kommt!

Otto übernimmt es, dem kranken gebeugten Manne die Nachricht zu übermitteln.

Zu seinem Erstaunen verzerrt sich das Antlitz des Alten nicht in Zorn oder Schreck. Er streicht sanft mit der Hand über das Haar seiner Tochter.

»Wie Gott will, Kind, wie Gott will!«

Bei diesem unerwarteten Verzeihen, vor dieser unbegreiflichen Güte kommt die Erschütterung des unglücklichen Mädchens mit fast elementarer Gewalt zum Ausbruch.

Sie wirft sich zu Boden, umklammert die Knie des Vaters und bedeckt seine Hände mit Küssen.

So hat sie doch noch ein Heim, ein Dach über der Wiege ihres Kindes. Vorläufig wenigstens.

Bald darauf kehrt auch Otto stellenlos ins Elternhaus zurück. Der Principal hat den jungen Commis entlassen, weil dieser an nichts Anderes mehr denkt, als an sein Rennrad, nichts im Kopfe hat wie seine Vereinsangelegenheiten, denn natürlich ist der künftige Meisterfahrer zunächst Mitglied eines Radfahrervereines geworden.

Er ist auch gar nicht unglücklich über seine Stellenlosigkeit, die es ihm möglich macht, sich ausschliesslich dem Trainiren und den Vorübungen für seinen ersten grossen Sieg auf der Rennbahn zu widmen.

So hat denn nun der Münzbeamte seine sechs Kinder und noch dazu das Enkelchen im Hause.

Aber Martha hat nicht einmal so viel von der verstorbenen Mutter gelernt, um dem Vater auch nur das Wenige an Behaglichkeit schaffen zu können, wie das seit ihrer Ankunft entlassene unehrliche Dienstmädchen ihm bot.

Alles, was noch in der Wirthschaft ist, geht unter Marthas Händen zugrunde. Die Wäsche, einen Theil der Betten, Hausgeräth, zuletzt sogar die besseren Kleidungsstücke bringt sie nach und nach ins Leihhaus.

Selten findet der rastlos arbeitende Vater, wenn er nach Hause kommt, ein gemüthliches geheiztes Zimmer, noch seltener gibt es eine geniessbare Mahlzeit.

Die im Wachsen begriffenen Kinder, der in scharfer Winterluft eifrig radfahrende Otto machen ziemlich grosse Ansprüche in dieser Hinsicht. Täglich gibt es bei Tische zwischen den Geschwistern Zank und Geschrei. Lange selbst berührt oft kaum die mangelhaften Gerichte.

Immer faltiger wird sein abgezehrtes Antlitz, immer dürrer werden seine welken, stets zitternden Hände. Die hohe schlotterige Gestalt wird magerer, der Rücken beugt sich mehr und mehr, er sinkt fast zusammen. Die Augen flackern unruhig, die Haut ist trocken und heiss.

Nie hört man von ihm ein unfreundliches Wort, nie eine Klage.

Jeder Sinn für das, was um ihn vorgeht, scheint völlig erloschen.

Wieder sitzt er in seiner Zählstube, wiegt, siegelt und stempelt die Geldrollen, die von den Zählern zusammengestellt sind.

Von allen Seiten klingt und klappert das Geräusch der durch die Hände der Leute rinnenden Goldstücke.

Lange aber vergisst die Werthangabe auf seine Rollen zu schreiben. Er wiegt sie ab, ohne auf die Gewichtstücke zu achten, deren er sich bedient. Dazu hat er auch keine Zeit.

Er hört und sieht Dinge, wie er sie niemals erlebte.

Neben ihm steht seine Auguste, die treue, geliebte Gefährtin seiner längsten besten Lebensjahre. Es erscheint ihm nur sehr eigenthümlich,

dass sie von Niemand bemerkt wird. Sie spricht auch kein Wort, nur ihre bleiche Hand deutet von Zeit zu Zeit auf irgend eine Rolle mit Gold.

Er öffnet dann die betreffende Rolle, lässt den Inhalt durch seine Finger gehen und lauscht auf den metallenen Klang des Goldes, der zu ihm in Worten spricht:

»Von Anbeginn, seit das Edelmetall im Berggestein lag, war es für dich bestimmt, nimm es, denn du bist der König des Goldes.«

Der Kaiser, dessen Profil den Doppelkronen aufgeprägt ist, flüstert es ihm zu. Sobald er zögert, wird die feine Stimme des Kaiserbildes lauter. Nimm es, nimm es doch, das Gold ist ja dein.

Mit ruhigem, zufriedenem Lächeln füllt er jetzt seine Taschen, ja er steht auf, holt sich seinen Ueberzieher vom Haken an der Wand und bringt einige grosse, schwere Goldrollen auch dort unter.

Freundlich ruhen während dessen die Augen der Gattin auf ihm. Er nickt ihr zu.

Wie herrlich werden sie nun leben, da er König des Goldes geworden ist!

Lautlos verschwindet aus der Zählstube einer der Beamten, ohne dass es Lange bemerkt.

Als er die Münze verlassen will, erwartet ihn unten ein Wagen.

Drei Herren, ein Arzt, ein Polizeibeamter und einer seiner Vorgesetzten, fordern ihn ganz unbefangen auf, mit ihnen nach Hause zu fahren.

Er ladet die liebenswürdigen Herren ein, in seine Wohnung zu kommen, um mit ihm ein Fest zu feiern.

Ein Fest?

Ja, seine Ernennung zum König des Goldes.

Des hochseligen Kaiser Wilhelms Majestät hat ihn heute persönlich dazu ernannt. Die Zähler der Münze sind Zeugen dafür. Es ist auch ein grosses Glück, denn seine Tochter Martha verlangt einen Kinderwagen, weil sie das Kleine bei der grossen Kälte sonst nicht an die Luft bringen kann.

Die drei Begleiter nehmen die Einladung des Goldkönigs an. Er wird gewiss die Gnade haben, ihnen zu Hause alle seine Schätze zu zeigen.

Als der Münzinspector mit seinen drei Gästen die Treppen zu seiner Wohnung erstiegen hat, tönt ihnen von oben her heftiges Schreien und Lärmen entgegen. Dazwischen das Weinen grösserer Kinder.

Erst ganz oben hört man das Wimmern des Säuglings.

Otto Lange hat auf der Rennbahn eine furchtbare Enttäuschung erlebt. Anstatt den Siegespreis zu gewinnen, ist er der Letzte unter allen Fahrern geblieben.

In verzweifelter Wuth hat er dann behauptet, der Sieg sei durch Betrügerei errungen. Auf eine scharfe Zurechtweisung eines Comitémitgliedes hatte er mit einer Beleidigung geantwortet und den Scandal

dadurch vollkommen gemacht, dass er seiner Entfernung aus dem Locale Gewalt entgegensetzte.

So, in einem Zustande, der an Raserei grenzte, kam er in der väterlichen Wohnung an und liess seine Wuth an den Kindern durch Misshandlungen aus.

Schmutzig, weinend, zerlumpt kauern die drei Jüngsten in den Ecken, das zwölfjährige Mädchen mit dem Kinde der Schwester im Arm.

In leidenschaftlichem Trotz, das Weinen verbeissend, wickelt der älteste Knabe einen Lappen um sein bei der Prügelei verletztes Handgelenk.

Trotz der scharfen Januarkälte ist das Zimmer nicht geheizt.

»Scher' dich in die Küche und sorge für Essen!« schreit Otto die Schwester an, und als sie gehen will: »Uebrigens kannst du mal an meinen Herrn Schwager schreiben, ich brauche Geld«.

Höhnisch lacht er auf.

»Verkaufe dein dummes Rad und arbeite wie andere Menschen,« antwortet sie.

»Wie andere Menschen? Na, wenigstens liege ich dem Vater nicht mit zwei Mäulern auf der Tasche.«

Der Eintritt des Vaters unterbricht diese Scene.

Hoheitsvoll, mit der Geberde eines Komödiantenkönigs steht er mitten in dieser Armuth zwischen diesen frierenden, hungernden Kindern, zwischen den zankenden, herzlosen Geschwistern.

Mit einer grossartigen Geste weist er hin auf die traurigen, ärmlichen Möbel, die Reste einer Einrichtung, für die kein Trödler mehr etwas geben wollte.

»Meine Kinder, mein Enkel, mein Haus, Alles, was zu mir und zu meinem Hause gehört, versammle sich zum Feste!«

Entsetzt, als ahnten sie etwas Furchtbares, das nun kommen müsse, starren die Kinder zu dem Vater empor.

Die drei Fremden stehen, erschüttert von der Contrastwirkung dieser Bettlerarmuth und dieses Grössenwahnsinns, im Rahmen der Thür.

Misstrauisch und scheu betrachtet der stellenlose, mit Schulden des Leichtsinns belastete Commis diese Herren. Trotzig begegnet ihnen der Blick des zweiten Sohnes.

Nur die erbärmliche Schauspielerin ahnt dunkel, dass das, was ihr aus ihres Vaters Augen entgegenflammt, der Wahnsinn ist, der helle Wahnsinn.

»Huldigt mir, dem König des Goldes!« donnert der Vater.

Schweigen. —

»Auf euere Knie, Schergen des Goldes!«

Wild rollen die Augen des Irrsinnigen.

Instinctiv gehorchen die Kinder. Sie knieen um den Vater herum, auch die junge Mutter, die jetzt selbst ihr Kind an die Brust drückt.

»Die Gnade meiner Majestät leuchtet über euch!«

Mit würdevoller Geberde greift der Irre an die Brusttasche seines Rockes, zieht eine Hand voll Doppelkronen hervor und legt

sie auf den schmutzigen, roh gezimmerten Tisch, neben welchem er steht.

Langsam, mit gemessenen Bewegungen zieht er aus seiner Tasche eine Goldrolle nach der andern, bricht sie auf und schüttet die Goldstücke auf den Tisch.

Ein ganzer Haufen Gold glänzt und gleisst endlich mit unendlich verlockender Pracht in all diese Armuth hinein.

Unwillkürlich denken die Beamten, deren Pflicht es ist, in der nächsten Minute diese Illusion zu zerstören, wie glücklich diese armen, verlassenen Kinder gemacht werden könnten, wenn dieser Reichthum wirklich ihr Eigenthum wäre, dann aber thun sie unerbittlich ihre Pflicht.

Der Arzt stellt sich dem unglücklichen »König des Goldes« als Minister vor und ersucht Seine Majestät unterthänigst, einen Wagen vorfahren zu lassen, um in seiner Begleitung nach dem königlichen Schlosse zu fahren.

Der Polizeicommissär folgt dem hohen, gnädigst auf Alles eingehenden Herrscher als Schatzmeister, den Schatz sorglich in einer Ledertasche bewahrend.

Nur der ehemalige Vorgesetzte Langes, der Bankdirector, bleibt zurück.

Er theilt den erwachsenen Kindern mit, dass der Vater einer Anstalt zugeführt werde. Dann macht er die drei ältesten darauf aufmerksam, dass sie von nun an für sich selbst sorgen müssen. Nur den drei jüngsten Kindern im Alter von sechs bis zwölf Jahren kann er die Fürsorge der Gemeinde-Armenverwaltung versprechen.

KÜNSTLERHERZEN.

Erzählung von HOLGER DRACHMANN.

Autorisirte Uebertragung aus dem Dänischen von CARL KÜCHLER.

(Fortsetzung.)

Zweiter Brief.

Der erste herrliche Augustmorgen und das erste Bad! Unleugbar: wenn das Gute hierzulande einmal kommt, dann kommt es auch ordentlich, und man braucht sich nicht darüber zu beklagen.

Hinauf durch das kleine Nest, dessen gelbe Giebel in der Vormittagssonne stark glänzen! Die Plankenzäune der Gärten werfen dunkelblaue Schatten über den weissen Weg, den man hier Strasse zu benennen pflegt. Es ist nirgends Jemand zu sehen. Die Fischer und Schiffer sind drunten am Hafen, wo man am Ende eines Gässchens die beiden zum Gasthofe gehörigen Badehäuser erblickt.

Ich stieg ununterbrochen durch das Dorf aufwärts und kletterte sozusagen den Fussweg hinan, den man, wohl etwas rücksichtslos gegen Spaziergänger, gerade am steilsten Abhange der waldigen Höhe emporgeführt hatte. Heute half wahrscheinlich das Bad; denn ich empfand die Steigung weniger, war bei ungewöhnlich guter Laune, beinahe gedankenlos, freute mich über ein Nichts und war bereit zu Allem; es war mir gerade, als stünde ich noch in den Zwanzigern.

Ich hätte diesen Duft, der mir vom Walde her entgegenschlug, mit offenen Armen begrüssen können; ich that es vielleicht auch — aber ich wendete mich nicht um, um zu sehen, ob es Jemand bemerken könnte. In diesem Augenblicke fiel mir ein, dass ich, ehe ich in den Wald ging, eigentlich auf Heinrich hätte warten sollen. Und doch, vielleicht nicht! Mir war so unaussprechlich wohl zu Muthe, dass es unter solchen Umständen nicht immer gesagt ist, dass man sich zu Zweien besser vergnügt — wenigstens nicht, wenn die Beiden Freunde sind.

Ich wählte aufs Gerathewohl einen Fusssteig, der mich recht tief hinein in den Wald führen könnte, und so schritt ich vorwärts, meinen Stock schwingend und Gott weiss welche Melodie gerade vor mich hinsummend. Hier fand ich ja Alles, was man sich nur wünschen konnte. Sonnenschein, der hie und da in einzelnen lichten Flecken durch das Laub auf den Boden fiel, spielend und phantasieverlockend wie einer der bekannten bunten Vögel, die sich in jedem Märchen einfinden und den wandernden Gesellen verführen, immer weiter zu gehen. Na, mich mochten sie meinethalben gern verlocken: ich

wollte ja gerade »recht tief hinein in den Wald«. Dann gab es dort Fliegen von einer Grösse und Farbe, wie man sie sonst nirgends sieht, die ganz still in der Luft standen, mit in den Sonnenstrahlen glänzenden und schillernden Flügeln, und dann plötzlich davonschossen, um den Wanderer herumschwirrten und surrten und in ihm jene leisen pikanten Gefühle von Furcht für Nase oder Nacken wach riefen. Die plötzlich von den Sonnenstrahlen getroffenen Baumstämme, tief drin im Walde, zu beiden Seiten, in all dem bräunlichen und grünen Halbdunkel, wirkten auch anreizend auf die Phantasie. Die Romantik ist mit dem Walde verknüpft, das ist nun ein- für allemal klar. Und dann raschelte es auf eine mystische Weise in etwas dürrem Laube, oder ein vertrockneter Zweig fiel irgendwo nieder: — das musste natürlich ein »Thier« sein, das herangesprungen kam, obwohl es selbstverständlich gar keine Spur von Thieren in dem Walde gab. Uebrigens herrschte da auch jenes unwiderstehliche Aroma von säuerlichem Dufte aus der Feuchtigkeit des Unterholzes, die von der Sonnenwärme über dem höheren Laubdache niedergehalten wird — und dann war es die Stille, die Stille der Waldeinsamkeit, in der wir nach den gewöhnlichen Vorstellungen dahinwandern und »uns verlieren«, die aber vielmehr dem kleinen Wohl und Wehe unseres lieben Wesens jenes so bezaubernde Relief verleiht, die uns in so eigenthümliche Vorstellungen darüber einwiegt, wie wenig uns doch eigentlich die übrige Welt angehe und wie sie doch so ganz nur für uns selbst geschaffen sei.

Oh du unser liebes, kleines, eigenes Ich, du verschwindest wahrlich nicht in der Einsamkeit; du wirst im Gegentheile so eigen gross im Walde!

— Und da war ich mit einem Schlage wieder am Rande des Waldes. Der Weg hatte eine Krümmung gemacht, und mit der Unendlichkeit hatte es rasch ein Ende genommen. Aber mir war so wohl zu Muthe, dass ich hierüber keine Betrachtungen weiter anstellte, sondern mich auf eine Graserhöhung unter einem der grössten Bäume niederwarf und mir eine Cigarre anzündete.

Hätte ich mich erhoben, oder wäre ich stehengeblieben, so hätte ich eine freie Aussicht über den Abhang der Anhöhe hinab, über die letzten Häuser im Dorfe und hinaus über das Meer gehabt. Aber ich blieb gerade liegen, weil ich eben nur den Wald sehen wollte, der sich in weitem Bogen von den Feldern zurückzog, und weil ich nur jenen summenden, duftenden, sonnenwarmen Eindruck von etwas haben wollte, was die Unruhe der Wissbegier, welche menschliche Wohnungen und das Meer hervorrufen, völlig umschliesst.

Und während ich so lag, bald auf dem Rücken, bald auf der Seite, je nachdem mich der Untergrund meines Lagers, die alten knorrigen Wurzeln, am wenigsten genirte, und während sich der Rauch meiner Cigarre in blauen Spiralen langsam hinauf nach den leise rauschenden Baumkronen verzog, da war es, dass ich meinem Taschenbuche eines meiner schönsten Lieder, mein erstes Gedicht aus dieser Sommerfahrt anvertrauen konnte.

Und als ich das gethan und gehörig gefeilt, ausgeputzt und verbessert hatte — Improvisationen sind nicht immer so gleich improvisirt — da tauchten auf einmal da drüben, rechts über dem Rande der Höhe, zwei Sonnenschirme auf, welche ziemlich rasch zu zwei Damengestalten emporwuchsen, die gerade auf mich zugeschritten kamen.

Was thut man in einer solchen Lage? Ja, was thust Du, lieber Morten, der Du trotz Deines plebejischen Namens es immer verstehst, Dich so ausgesucht elegant zu benehmen? Es ist keine so leichte Sache für eine einigermassen wohlgewachsene Mannsperson, sich mit einem Rucke — auf eine geziemende und elegante Weise — vor den Augen junger Damen zu erheben. Der Daliegende ist in einem solchen Falle immer der absolut schwächere Theil.

Na, ich entschied mich dafür, liegen zu bleiben, wie ich lag; d. h. ich schlug die Beine übereinander, streckte die äussersten Stiefelspitzen nach vorn — man darf niemals die Sohle sehen lassen — und suchte, indem ich mich auf den Ellbogen stützte und die Hand unter das Kinn legte, mir ein so zerstreut interessantes Aussehen wie nur möglich zu geben; nun konnten mich die Damen betrachten oder es auch sein lassen, ganz wie sie wollten.

Wann ist doch der Mensch sich selbst gleich? In der Wüste vielleicht; aber sicherlich nicht in einem unserer Wälder, wo uns Jemand oder etwas treffen kann.

Als die Damen vorübergingen, unterbrachen sie ihre Unterhaltung. Ich hatte ein Gefühl, als ob die eine meiner Stiefelspitzen doch ein klein wenig zu weit vorragte, und zog sie an mich. In demselben Augenblicke sah die eine Dame — die mir nächste — auf mich; und als sie einige Schritte weiter gegangen war, wandte sie ihren Kopf halb um und sandte mir aus ihrem Augenwinkel einen Blick zu, der bewirkte, dass mir das Blut in die Wangen stieg und ich beide Stiefel an mich zog — ohne Rücksicht auf die Sohlen zu nehmen. Ich fühlte mich nach jener Seite zu hingezogen, wo die Damen verschwunden waren.

Ihr Blick war kalt und klar, trotz aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, ja trotz der Schelmerei, die ihn umgab. Die Kälte und Klarheit bemerkte ich nicht weiter; die Schönheit aber sah ich und den Blitz hatte ich aufgefangen:

Ich will dich haben!

Meine erste Bewegung war, auf die Beine zu kommen, und meine nächste Eile bestand darin, den Damen nachzufolgen. Aber ich bedachte mich.

Verjüngt war ich diesen Vormittag worden, aber doch nicht so jung, dass ich mich nicht hätte bedenken sollen. Wer waren diese beiden jungen Damen? Aufrichtig gesprochen, stellte ich mir diese Frage nicht so sehr um der einen willen. Oh, wer kannte sie nicht, diese sanftmüthig-bescheidenen, reizenden jungen Mädchen, Töchter kleiner Provinzbeamten, die am Familientische am Abende Walter Scott's und Ewald's Romane laut lesen und die niemals, wie man sie

doch zu beschuldigen pflegt, heimlich französische Romane lesen — und am allermindesten im Originale! Sie sind durch ihres Herrn Papas Zeitung so eingeschüchtert und haben nichts im Leben draussen erlebt, was ihre Furcht auf Kosten ihrer Wohlerzogenheit überwinden könnte. Sie reissen nicht zu irgend welchen Thorheiten ernsterer Natur hin — sie werden selbst nicht hingerissen; sie verzehren keine junge Kraft in ihrer Durchbruchszeit — sie lassen sich selbst nicht verzehren. Sie ziehen fort von daheim als Gouvernanten, verloben sich und werden vortreffliche Mütter, oder resigniren und werden etwas bittere Tanten.

Wir kennen sie. Ehre sei ihnen! Aber das war nicht die »eine«.

Nein, das war die Andere. Und das konnte unmöglich eine Andere sein als die von neulich Abends! Ich sah ja ihren Nacken die Stellung ihres Kopfes zu den Schultern, die Bewegungen ihrer Seiten und ihrer Arme während ihres Ganges. Ich konnte mich nicht irren. Man verräth sich stets am sichersten von hinten. Es ist einem Jeden gegeben, die Augen niederschlagen, das Gesicht verstellen zu können, es bei einem unvermutheten Zusammentreffen mit einem Schleier oder dem Schatten seines Hutes zu verbergen. Aber was soll man mit seinem Nacken, seinem Rücken, seinen Hüften thun? Selbst über die »freien« Bewegungen unserer Arme vermögen wir uns nicht recht zu Herren zu machen, wenn wir es auch manchmal noch so sehr wünschten.

Sie hier bewegte sich auf eine eigene — wie soll ich es nur gleich nennen? — musikalische Weise, die ich mir unter Tausenden wiederzuerkennen getrauen würde, aber deren Eindruck durch irgend eine Beschreibung mitzutheilen mir schwerer fallen dürfte. »Ein wiegender Gang«, diesen Ausdruck braucht man allzu oft; und Alles in Allem, steht der Gang eigentlich in einem rationellen Verhältnisse zum Temperament? Oder ist es nicht vielmehr der Bau der unteren Extremitäten, was das Bestimmende ist...?

Ich bitte Dich um Verzeihung, Morten. Bei meinen Versuchen, mich der ganzen Sache zu entziehen, gewinnt es ja fast den Anschein, als wären es Pferde, von denen ich spreche.

Ich will denn also sagen, dass sich auf dem sich dahinwindenden Waldpfade vor mir eine Musik, eine Melodie hinbewegte, die mich in einem Augenblicke des Zusammenhanges mit mir selbst beraubt hatte.

Und dann verschwanden beide Damen.

Das war also die, welche Heinrich... Ich hatte den Gedanken noch nicht einmal ganz zu Ende gedacht, da fuhr es mir wie ein Stich durchs Herz.

Ich entdeckte, dass es mir nach jenem Blicke von ihr nicht mehr ganz angenehm war, seinen Namen in Verbindung mit ihr zu setzen.

Ich entdeckte ferner, dass der Wald, als ich jetzt langsam meinen Rückzug durch ihn antrat, Farbe, Duft und jene mystische Anziehung verloren hatte, die sicher ein sorgenfreies Gemüth voraussetzt. Die feinen Spinnweben genirten mich, und die Mücken stachen.

Ich gelangte zurück auf mein Zimmer. Es war warm dort. Heinrich war nicht zu Hause und wollte ewig nicht kommen. Ich wollte arbeiten, aber ich konnte nicht; ich wollte lesen, aber ich hatte keine Lust

dazu. So ging ich denn wieder aus. Ich durchkreuzte das Dorf, trieb mich längs der Höhen hin, machte an jedem Aussichtspunkte Halt. Suchte ich etwas? Ach, ich weiss nicht — vielleicht ein Zusammentreffen.

Aber dann ging ich ernstlich mit mir selbst zu Gerichte. Ich, der ich der Aeltere und Erfahrene war... ich, der ich über Heinrich wachen wollte... Und je weiter der Nachmittag vorschritt, und je müder ich durch mein vergebliches Suchen wurde, desto deutlicher ging mir die Verantwortlichkeit und die Würde meiner Mentorrolle auf. Und als ich am Abende im Fenster lag und meine Pfeife rauchte, da hatte ich mir das Ganze so fein in meinem Kopfe zurechtgelegt: ich wollte ihn so und so nehmen, vorsichtig, äusserst delicat, genau so, wie man eine Künstlernatur behandeln muss...

Und dann kam er. Es war eine heimliche Freude, etwas zitternd Gespanntes, etwas Stolzes in seinem Gesichte zu lesen, und das kühlte meinen Eifer sofort ab, besonders da er schwieg und keinerlei Mittheilung machte.

Er war aber doch auch ein zu verschlossener Mensch! Und dann konnte es mich erbosen, dass er so umherlief, über seine eigenen Triumphe stolperte und meine Bücher herunter auf die Diele riss.

Keine Spur von Niedergeschlagenheit über die Launen eines Weibes! Keine durch eine Kokette hervorgerufene Melancholie, die ihre Augen ganz wo anders hin geworfen hatte!

Es überkam mich geradezu eine Freude, als ich endlich sah, dass er sich zur Ruhe begab. Ich zündete die Lampe an und setzte mich an meine Papiere. Meine Stirn brannte. Ich stiess das Fenster auf — da lag die stille Augustnacht über Dorf und Hügeln. Sie barg noch ein gut Theil des Glanzes der Sommernacht hinter ihrer feierlichen Herbstmiene, und der Himmel strahlte von Sternen. Da schoss eine Sternschnuppe in weitem, weitem Bogen.

So war der Blick ihres Auges auf mich gefallen. Ich schritt im Zimmer auf und ab und blickte ab und zu hinüber nach der Schlafkammer.

Das Kind da drinnen! Das sollte ihm doch wirklich erspart bleiben!

Ich setzte mich an den Tisch. Noch bevor auch ich mich zur Ruhe begab, lag ein weiteres beschriebenes Blatt in der Mappe, der ich meine Lieder anvertraute.

(Schluss folgt.)

TH. M. DOSTOJEWSKY ÜBER STRAFPROCESSE.

Von NINA HOFFMANN (Wien).

(Fortsetzung.)

Hören wir den Dichter selbst davon erzählen:

»Am 15. October d. J. (1876) ist bei Gericht der Fall jener Stiefmutter entschieden worden, die, ihr erinnert euch wohl dessen, im Monat Mai ihr sechsjähriges Stieftöchterchen vom vierten Stockwerk aus dem Fenster hinauswarf, wobei das Kind wie durch ein Wunder unversehrt und gesund geblieben ist. Diese Stiefmutter, Katharina Kornilowa, eine 20jährige Bäuerin, war an einen Witwer verheiratet, welcher, nach ihren Aussagen, mit ihr im Streit lebte, sie nicht zu ihren Angehörigen gehen, diese letzteren auch nicht in sein Haus kommen liess, ihr immer sein verstorbenes Weib sowie das vorhielt, dass jene die Wirthschaft besser führte u. s. w. Mit einem Wort, »er brachte sie dazu, dass sie aufhörte, ihn zu lieben«, und sie kam, um sich an ihm zu rächen, auf den Gedanken, seine Tochter, das Kind jener Frau, die er ihr immer vorhielt, aus dem Fenster zu werfen, was sie auch vollführte. Mit einem Worte, die Geschichte stellt sich offenbar — mit Ausnahme der wunderbaren Rettung des Kindes — als eine ziemlich einfache und klare Geschichte dar. Von diesem Gesichtspunkte aus, d. h. vom Gesichtspunkte der Einfachheit, hat auch das Gericht die Sache angesehen und hat, ebenfalls auf die einfachste Weise, die Katharina Kornilowa, da sie bei Verübung der That mehr als 17 und noch nicht 20 Jahre zählte, zur Zwangsarbeit in Sibirien auf 2 Jahre und 8 Monate sowie nach Abbüssung der Strafe zum immerwährenden Aufenthalt in Sibirien verurtheilt.«

»Und dennoch, ungeachtet aller Einfachheit und Klarheit bleibt hier etwas nicht ganz Aufgeklärtes übrig. Die Angeklagte (ein Frauenzimmer mit ziemlich angenehmen Zügen) wurde in der letzten Periode ihrer Schwangerschaft vorgeführt, so dass für jeden Fall eine Hebamme bei der Verhandlung im Gerichtssaal zugegen war. Noch im Mai, als diese That sich ereignete (da die Angeklagte also im vierten Monat ihrer Schwangerschaft war), hatte ich im Maiheft meines Tagebuches folgende Worte (übrigens nur vorübergehend, bei der Besprechung der routinirten und officiösen Praktiken unserer »Advocatur«) verzeichnet: Das ist's, was in der That aufregend ist... während das Verbrechen dieses Ungeheuers von einer Stiefmutter wirklich doch g a r z u s e l t s a m ist und vielleicht in der That eine feine und tiefe Untersuchung fordern müsste, welche vielleicht dazu führen könnte, der Verbrecherin das schwere Los zu erleichtern.« Dieses schrieb ich damals. Nun gehet mit

mir den Facten nach. Erstens bekannte sich die Angeklagte selbst als schuldig und das sofort nach der vollbrachten That. Sie selbst auch hat die Anzeige gemacht. Sie hat damals im Rayonamte erzählt, dass sie schon am Vorabend beschlossen hatte, mit dem Stiefkind ein Ende zu machen, welches sie aus Zorn gegen ihren Mann hasste. Allein am vorangegangenen Abend hatte sie die Gegenwart des Mannes daran gehindert. Am nächsten Tage jedoch, als der Mann in die Arbeit gegangen war, öffnete sie das Fenster, stellte die darauf stehenden Blumentöpfe auf die eine Seite des Gesimses und befahl dem kleinen Mädchen, auf das freigewordene Brett zu steigen und vom Fenster aus hinunterzuschauen. Das Mägdlein kroch natürlich hinauf, wohl auch mit Lust, im Gedanken, dass sie Gott weiss was unten erblicken werde. Aber kaum war sie hinaufgekommen und kniete sie dort, sich mit den Händen an das Fenster haltend, um hinunterzuschauen, als auch schon die Stiefmutter ihr von rückwärts die Füsschen in die Höhe hob und sie, sich überschlagend, hinunterflog. Die Thäterin schloss nun, nachdem sie dem hinabfliegenden Kinde nachgesehen hatte (so erzählte sie selbst), das Fenster, kleidete sich an, verschloss die Stube und begab sich in das Polizeirayonamt, um die Anzeige über das Vorgefallene zu machen. »Das sind nun Facten, die einfachsten Facten der Welt, sollte man denken, aber wie viel Phantastisches ist dennoch dabei, nicht wahr? Unseren Geschworenen hat man bis heute, und das nicht selten, gewisse, thatsächlich phantastische Freisprechungen zum Vorwurf gemacht. Manchmal wurde sogar das sittliche Gefühl fernstehender Menschen dadurch verletzt. Wir haben begriffen, dass man den Verbrecher bemitleiden, dass man aber unmöglich in einer so ernsten Sache, wie das Gericht ist, das Böse gut nennen kann. Indessen wurde aber das Böse *fast* gutgeheissen, wenigstens fehlte nicht viel dazu. Es trat entweder eine falsche Sentimentalität zu Tage, oder man erinnerte sich nicht des eigentlichen Princips der Gerichtsbarkeit, erinnerte sich nicht, dass die Hauptsache beim Rechtsprechen darin besteht, dass das Böse möglichst gekennzeichnet, dass darauf hingewiesen, dass es vom ganzen Volke auch so genannt werde. Alles Andere aber: die Bemühungen für die Milderung seines Loses, die Sorge, den Verbrecher selbst zu bessern etc. — das sind Alles schon andere Fragen, tiefe, ungeheure Fragen, die sich aber auf ganz andere Lebensgebiete der Gesellschaft beziehen, auf Gebiete, die, man muss das gestehen, noch gar nicht bestimmt, noch gar nicht einmal formulirt sind, so dass in diesen Theilen der gemeinsamen Thätigkeit auch nicht einmal das Alpha ausgesprochen worden ist.«

Der Dichter führt nun den Gedanken aus, dass man der Gesellschaft gegenüber das Verbrechen gar nicht als solches darstelle, ja dies sogar von gerichtswegen so geschehe.

Was aber, im *einzelnen Falle* angewandt, eine geniale Idee sei, entkleide, wenn verallgemeinert, den Menschen ganz und gar seiner Persönlichkeit und Individualität, so dass alle diese mitleidigen Rechtssprüche der Geschworenengerichte oft in Fällen, wo die Schuld voll-

kommen erwiesen und durch das Geständniss des Schuldigen erhärtet ist, direct eine Verurtheilung ablehnen; »er ist nicht schuldig, er hat es nicht gethan, er hat nicht umgebracht.«

»Wie aber nun,« fährt der Dichter in seiner Argumentation fort, welche zwar specifisch russische Verhältnisse bespricht, doch auch für uns eindringlich genug ist, »wie aber nun, wenn mir jetzt, da ich eben erst von der Verurtheilung der Bäuerin Kornilowa (zu 2 Jahren und 8 Monaten Zwangsarbeit) gelesen, plötzlich in den Kopf kommt: jetzt wär' es, da wär' es, wo man sie ihnen freisprechen sollte — wie wenn man ihnen jetzt sagte: ‚es hat kein Verbrechen gegeben, sie hat nicht umgebracht, nicht aus dem Fenster geworfen?' Uebrigens werde ich mich in keinerlei Abstractionen oder Gefühle einlassen, um meinen Gedanken zu entwickeln. Mir scheint es ganz einfach, dass die allergesetzlichste Ursache vorhanden war, um die Angeklagte freizusprechen — ihre Schwangerschaft.«

Nun entwickelt Dostojewsky den einzelnen Fall, wo es angezeigt ist, das Böse der That in eine äussere Abnormität zu verlegen. An der Hand vieler Beobachtungen und Erfahrungen, die er als Beispiel anführt, kommt er zu dem Schlusse, dass die Kornilowa in der ersten Zeit ihrer Schwangerschaft in einem gewissen Sinne unzurechnungsfähig war, wie etwa gewisse Wahnsinnige mit grosser Schlauheit und vollem Bewusstsein Dinge thun, welche sie dennoch nur im Wahnsinn begehen. Ein sehr scharfsinniges Argument für diese Behauptung ist die Entgegenstellung des verbrecherischen Gedankens und der verbrecherischen That. Auf den Einwand, sie habe doch gar keine aussergewöhnlichen Gelüste befriedigt, keine verblüffende Handlung vollführt, die eine normale, erbitterte Person nicht auch hätte vollbringen können, antwortet Dostojewsky:

»Es hätte sich z. B., wäre sie normal gewesen, Folgendes ereignet: Als sie, nachdem sie der Mann geprügelt hatte, allein mit der Stieftochter geblieben war, da hätte sie im bitteren Groll bei sich gedacht: ‚Wie wäre es, wenn ich dieses Kind aus Rache gegen ihn aus dem Fenster würfe?' Das hätte sie gedacht — aber nicht gethan. Sie hätte im Geiste gesündigt, aber nicht durch die That. Jetzt aber, in ihrem Zustande, ist sie bloss hingegangen und hat es gethan.«

»Hier hätten die Richter doch einen Anhaltspunkt für ein milderes Urtheil gehabt,« meint der Dichter weiter, »wenn sie schon irrten, so war es besser, nach der Seite des Erbarmens zu irren als nach jener der Strenge. Denn sie selbst, die Verbrecherin ist die Erste, welche sich schuldig fühlt, sie eilt, die Anzeige zu machen, sie wird wohl auch nach Sibirien mit der schweren Last ihrer Schuld als eine gerecht Gestrafte gehen, sie wird auch wohl so sterben und in ihrer letzten Stunde in Reue und Leid ihre Seele für verloren halten. Und nicht eine Ahnung wird ihr, ja auch Niemandem auf der Welt beikommen von irgend einem krankhaften Affecte, welcher in der Schwangerschaft

auftreten kann; dieser aber war an Allem schuld, und wäre sie nicht in diesem Zustande gewesen, so wäre nichts vorgefallen.« . . . Des Weiteren schildert der Dichter mit lebhaften Farben die Folgen, die ihre Verurtheilung für die Zukunft des Kindes haben müsse, das sie, im Gefängniss geboren, nach Sibirien mitnehmen werde, um es aufzuziehen, das aber, da jede Verurtheilung und Deportation die Ehe auflöse, ein vaterloses Kind bleiben werde. »Ich betone,« schliesst der Dichter, sein Plaidoyer, »ich wette, der Mann wird sie in dieser Zeit vor dem Autbruch im Gefangenhause besuchen, vielleicht gar, wer weiss es, das hinausgeworfene Mägdlein an der Hand. Da werden sie von den allergewöhnlichsten Dingen reden, von irgend einem armseligen Stück Leinwand, von warmen Schuhen oder Filzstiefeln für die Reise. Wer weiss es, vielleicht werden sie einander in der herzlichsten Weise begegnen, jetzt, da man sie getrennt hat, während sie früher nur immer stritten, vielleicht wird eines dem anderen kein Wort des Vorwurfes sagen, sie werden vielleicht über ihr Schicksal seufzen, eines das andere und jedes sich selbst beklagend.« Bis in das kleinste Detail schildert Dostojewsky die Abschiedsscene, und wir fühlen, wie hier der Dichter und Psychologe dem Vertheidiger zu Hilfe kommt.

Das Verfahren ist nach des Dichters eindringlichen Vorstellungen, in Wort und Schrift wieder aufgenommen worden. Man hat das Wartepersonal auf das Genaueste über das Benehmen der Kornilowa einvernommen und dabei erfahren. dass sie von der zweiten Hälfte ihrer Schwangerschaft an sanft, liebreich und voll heisser Reue gewesen sei. Kurz, der Freispruch erfolgte unter Acclamation und Freudenthränen der Zuhörerschaft. Der Dichter, welcher schon früher den Gatten über seine Bereitwilligkeit befragt hatte, das Weib zu sich zu nehmen, sie ohne Vorwürfe in seinem Hause zu empfangen, bleibt für längere Zeit Zeuge ihres Zusammenlebens.

Allein er thut dies nicht nur aus Theilnahme, sondern weil er sich als Staatsbürger dem Gesetze gegenüber verpflichtet fühlt, einen Beschluss nicht leichtfertig herbeigeführt zu haben, dessen ungerechtfertigte Wiederholung von den übelsten Folgen sein müsste. Er ist ausserdem veranlasst, seine Beobachtung des einträchtigen, ja »geheiligten« Zusammenlebens der Eheleute fortzusetzen und darüber zu schreiben, weil er öffentlich von verschiedenen Seiten als Kinderfeind angegriffen wird.

Der zweite Fall, welchen Dostojewsky beleuchtet, ist für ihn sowohl durch das Moment der Schuld als durch das Verhalten der Richter bedeutsam, welche, von der plumpen Vertheidigungsrede des Advocaten sowie von der keine Variation oder Nuance zulassenden Fragestellung geleitet, den Freispruch verkünden. Auch er, der Dichter, hätte die Verbrecherin nicht verurtheilt, allein aus sehr verschiedenen Gründen, als jene der Richter waren. Es handelt sich um einen Mordversuch, den eine Schauspielerin an der Gattin ihres Liebhabers, des Impresarios der Truppe, begeht, welcher sie als Mitglied angehört. Hören wir Dostojewsky selbst:

»Was mich betrifft, so bin ich geradezu froh, dass man sie hat laufen lassen, obwohl ich nicht ein Jota an ihre geistige Unzurechnungsfähigkeit glaube, was auch die Experten sagen mögen.«

»Nur bin ich nicht froh darüber, dass man sie freigesprochen hat. Mag das nun schon einmal eine persönliche Ansicht sein; ich bleibe nun einmal dabei, dazu thut mir diese Unglückliche, ohne verrückt zu sein, noch mehr leid; im Wahnsinn wusste sie nicht, was sie that — ohne Wahnsinn aber — geht nur hin und ladet euch solche Qualen auf! Ein Todschlag ist — ausser von einem Coeurbuben [1]) unternommen — eine schwere und complicirte Sache. Diese paar Tage der Unentschiedenheit, welche die Kairowa nach der Ankunft der gesetzlichen Gattin hat durchleben müssen, diese immer mehr und mehr erglühende Kränkung, diese mit jeder Stunde wachsende Beleidigung (allerdings ist *sie* die Beleidigerin, ich bin noch nicht von Sinnen, aber das ist das Schmerzliche, dass sie in ihrem tiefen Fall es auch nicht einmal begreifen konnte, dass sie es war, sondern immer das Gegentheil meinte) und endlich diese letzte Stunde vor der That, in der Nacht, da sie auf den Stiegenstufen sitzt, das Rasirmesser in der Hand, das sie am Vorabend gekauft — nein, das Alles ist schon schwer genug, namentlich für eine so unordentliche, hin und her geworfene Seele. Hier ist eine Last, welche über die Kraft geht, und man hört etwas wie das Stöhnen eines Erdrückten. Und überdies zehn Monate Untersuchungshaft, Irrenhäuser, Expertisen und wie viel hat man sie herumgeschleppt und geschleppt! Und bei alledem stellt diese arge, durchaus schuldige Verbrecherin etwas vor, das so gar nicht ernst zu nehmen ist, etwas so Zusammenhangloses, etwas, das nichts begreift, etwas Leeres, Unfertiges, sich Preisgebendes, sich nicht Beherrschendes, etwas so Mittelmässiges — und das bis zur letzten Minute — so dass es geradezu Alle erleichterte, als man sie laufen liess. Schade nur, dass man das nicht konnte, *ohne* sie von der Schuld freizusprechen. Was wäre dies aber für ein Scandal gewesen. Der Herr Rechtsanwalt hätte wohl, denke ich, die Freisprechung ahnen und sich daher auf die Hinstellung des Factums beschränken können; aber er hätte sich nicht auf eine Lobrede des Verbrechens einlassen dürfen, denn *er lobte geradezu das Verbrechen*. Das ist's ja, dass wir niemals ein Mass haben.«

»Im Westen ist die Darwin'sche Theorie eine geniale Hypothese, bei uns schon lange ein Axiom. Im Westen hat der Gedanke, dass das Verbrechen sehr oft nur eine Krankheit ist, einen tiefen Sinn, weil man dort *streng unterscheidet*; bei uns hat es gar keinen Sinn, weil man gar keine Unterscheidung macht, und Alles, jede Greuelthat, die verübt wird, sei's auch durch einen Coeurbuben — auch die wird fast als Krankheit betrachtet und — man sieht leider sogar etwas Liberales darin! Es versteht sich, dass ich hier nicht von ernsten

[1]) Benennung eines gewissen auf Mord und Todschlag eingeschworenen Falschmünzerverbandes.

Menschen spreche. (Gibt es übrigens viele in diesem Sinne ernste Leute bei uns?) Ich spreche von den Leuten der Strasse, von der talentlosen Mittelmässigkeit einerseits, andererseits von den Schlauköpfen, die mit dem Liberalismus Handel treiben und denen unbedingt Alles einerlei ist, wenn es nur liberal ist oder so aussieht. Was nun den beeideten Rechtsanwalt anlangt, so hat er das ‚Verbrechen gelobt', wahrscheinlich in der Annahme, dass er als bestellter Rechtsfreund nicht anders handeln konnte; so also lassen sich unbestreitbar gescheite Leute hinreissen, und es kommt dabei als Resultat etwas durchaus nicht Gescheites heraus. Ich denke, dass, wären die Geschworenen in einer anderen Lage gewesen, d. h. hätten sie die Möglichkeit gehabt, einen anderen Rechtsspruch zu fällen, so würden sie wohl über diese Uebertreibungen des Herrn Anwalts so böse geworden sein, dass dies gerade seiner Clientin Schaden gebracht hätte. Allein die ganze Sache bestand gerade darin, dass sie buchstäblich keinen anderen Urtheilsspruch fällen konnten. In der Presse haben sie die Einen um dieses Rechtsspruches willen gelobt, die Anderen getadelt. Ich denke, hier ist weder Lob noch Tadel am Platze. Sie haben einfach so entschieden, weil es ihnen unbedingt unmöglich war, anders zu entscheiden. Urtheilet selbst. Hier der Zeitungsbericht:

»Auf die übereinstimmend mit der Anklage gestellte Frage des Gerichtshofes: ‚Hat die Kairowa mit Vorbedacht der Alexandra Wjelikanowa in der Absicht, sie zu ermorden, mit dem Rasirmesser einige Wunden am Halse, am Kopfe und an der Brust beigebracht und ist sie an der weiteren Ausführung dieser That, die Wjelikanowa zu tödten, durch die Wjelikanowa selbst und ihren Gatten gehindert worden?' haben die Geschworenen verneinend geantwortet.«

»Bleiben wir hier stehen« — fährt nun Dostojewsky fort — »dies ist die Beantwortung der ersten Frage. Nun, kann man auf eine so gestellte Frage antworten? Wer, wessen Gewissen wird eine solche Frage bejahend beantworten? (Allerdings kann man hier auch kaum verneinend antworten, allein wir sprechen nur von dem Ja der Geschworenen.) Hier, auf diese Frage bejahend antworten könnte man nur, wenn man mit einer übernatürlichen, göttlichen Allwissenheit begabt wäre. Ja, der Kairowa selbst konnte dies ganz unbekannt sein: würde sie bis zu Ende schneiden oder nicht? Die Geschworenen hat man aber doch gefragt, ‚ob sie weiter geschnitten hätte oder nicht, wenn man sie nicht daran gehindert hätte?' Ja, obwohl sie am Vorabende das Messer in der Absicht gekauft hatte und wusste, wozu sie es gekauft habe, so kann es doch sein, dass sie nicht wusste, ob sie weiter schneiden werde oder nicht und ob sie es zu Ende führen werde oder nicht. Am allerwahrscheinlichsten ist es, dass sie darüber auch nicht ein Wörtchen wusste, als sie auf der Stiege sass, das Messer in der Hand, und hinter ihr, auf ihrem Bette, der Liebhaber mit der Nebenbuhlerin lagen. Niemand, Niemand auf der Welt konnte darüber ein Wort wissen. Ja, nicht genug an dem; obwohl es wie eine Abstraction aussehen wird, behaupte ich, dass sie es mög-

licherweise, als sie schon schnitt, nicht wusste, ob sie den Hals ganz durchschneiden werde oder nicht, und ob sie zu diesem Zwecke an ihr herumschneide. Beachtet nur, dass ich damit durchaus nicht meine, sie sei in einem Zustande von Bewusstlosigkeit gewesen; ich lasse auch nicht die geringste Sinnesverwirrung zu. Im Gegentheil! In dem Augenblicke, als sie schnitt, wusste sie, dass sie schneide, aber ob sie, nachdem sie sich dieses Ziel gesetzt, ihrer Rivalin das Leben nehmen werde — das konnte ihr im höchsten Grade unbekannt sein und, um Gottes Willen, haltet das nicht für ein Absurdum, sie konnte in Zorn und Hass darauf losschneiden ohne an die Folgen zu denken. Nach dem Charakter dieser unordentlichen und gequälten Person zu urtheilen, war dies auch aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall. Und bedenket, dass von der Antwort der Geschworenen, wenn sie z. B. bejahend ausgefallen wäre: ‚dass sie es vollbracht hätte und, was die Hauptsache ist, dass sie es in der unabänderlichen Absicht zu tödten gethan hätte', das ganze Schicksal der Unglücklichen abhängen musste. Das heisst also Verderben, das heisst Zuchthaus. Wie sollen denn die Geschworenen eine solche Verantwortung übernehmen? Sie antworten also mit ‚Nein', weil sie ihre Antwort auch nicht anders variiren können. Ihr werdet sagen, dass dieses Verbrechen der Kairowa kein ausgeklügeltes, kein Kopf-, kein Buchverbrechen war, sondern ganz einfach eine ‚Weibergeschichte' — durchaus nicht complicirt, durchaus einfach, dass ja überdies ihre Rivalin auf ihrem (der Kairowa) Bette lag. So glaubt ihr, so einfach sei es? Wie aber, wenn sie, nachdem sie einmal mit dem Rasiermesser über den Hals der Wjelikanowa leicht hingefahren wäre, selbst aufgeschrien hätte? Woher wisst ihr, dass sich das nicht ereignen konnte? Und ereignete es sich, so war es leicht möglich, dass gar nichts davon zum Gericht gedrungen wäre. Wie aber dann, wenn sie noch einen Schnitt in den Hals der Wjelikanowa gethan hätte, erschrocken wäre und sich selbst den Hals abgeschnitten hätte? Und wie endlich, wenn sie nicht nur nicht erschrocken, sondern im Gegentheile, als sie das heiss aufspritzende Blut gefühlt, wie besessen geworden wäre und der Wjelikanowa nicht nur den Hals vollends durchschnitten, sondern noch, gegen den Leichnam wüthend, den Kopf, die Nase, die Lippen abgeschnitten und erst wenn man ihr diesen Kopf entrissen, wahrgenommen hätte, was sie gethan? Ich frage so, weil alles dieses sich hätte ereignen und doch aus einer und derselben Person entstehen können, aus ein und derselben Seele, aus einer und derselben Stimmung, unter den nämlichen Umständen.«

Wir haben die Erörterung dieses Processes so ausführlich wiedergegeben, weil er besonders geeignet ist, alle eben dargelegten Kernpunkte der Dostojewsky'schen Anschauung klar zu beleuchten. Hier ist keinerlei Belastung oder Sinnesverwirrung der Verbrecherin anzunehmen — es wird ihr die volle Verantwortung ihrer That auf die Schultern gelegt, sie ist schuldig — dennoch eine Unglückliche, weil sie schuldig ist. Der Urtheilsspruch wird von jenen Motiven geleitet,

die allerdings mehr durch die hölzerne, nicht nuancirte Fragestellung, als durch die Uebertreibungen des »gescheiten Anwalts, der doch dumm ist«, nach der Seite des »mitleidigen Irrthums« umgebogen werden. Und dennoch, und über allem diesem ist des Dichters Argumentation von jenem Mysticismus gleichsam durchädert, welchen er Allen, die da richten, eingiessen möchte und dem wir auch an jener Stelle in den »Brüdern Karamasow« begegnen, wo Dmitri vor Gericht seine Gedankenschuld, die Absicht, den Vater zu tödten, bekennt, aber auf die eindringenden Fragen, warum er es dann im entscheidenden Augenblick unterlassen habe, nachdenklich innehält und endlich sagt: Ich weiss nicht, es muss wohl meine Mutter eben für mich gebetet haben.

Dostojewsky widmet den Abgeschmacktheiten und Plumpheiten des Anwalts ein ganzes Capitel voll beissenden Sarkasmus und schliesst folgendermassen: »Der Herr Vertheidiger hat am Ende seiner Rede ein Citat aus dem Evangelium auf seine Clientin angewendet: ‚Ihr wird viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt.' Das ist natürlich sehr nett, umsomehr, als der Herr Vertheidiger sehr gut weiss, dass Christus der ‚Sünderin' nicht um einer solchen Liebe willen vergeben hat. Ich halte es für eine Schweinerei, dieses grosse und rührende Wort des Evangeliums hier beizuziehen. Zugleich kann ich nicht umhin, eine von mir schon früher gemachte sehr kleine, aber ziemlich charakteristische Beobachtung auszusprechen. Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nicht im Geringsten auf den Herrn Anwalt. Ich habe nämlich schon in meiner Kinderzeit bemerkt, aus meiner Junkerperiode her, dass sich bei vielen Halbwüchsigen, bei Gymnasiasten (bei manchen), bei Junkern (hier schon mehr), bei ehemaligen Cadetten (hier am öftesten) thatsächlich aus irgend einer Ursache schon in der Schule die Auffassung eingewurzelt hat, dass Christus der Sünderin eben nur dieser Liebe willen vergeben hat, d. h. dass er gerade um ihrer Freizügigkeit oder, besser gesagt, ihrer intensiven Freizügigkeit willen Erbarmen mit der sozusagen anziehenden Schwäche hatte. Diese Ueberzeugung trifft man auch heute bei sehr Vielen an. Ich erinnere mich, dass ich mir ein-, zweimal ernstlich die Frage vorgelegt habe, warum denn diese Bürschlein so geneigt sind, jene Stelle des Evangeliums nach dieser Richtung hin zu deuten? Belehrt man sie so unachtsam über Gottes Gebote? Aber die übrigen Stellen des Evangeliums verstehen sie ja doch ziemlich richtig! Ich kam endlich zu dem Schlusse, dass hier wahrscheinlich Ursachen sozusagen mehr physiologischer Natur mitwirken; bei der unzweifelhaften Gutmüthigkeit des russischen Jünglings ist hier wohl auch jene Ueberfülle junkerlicher Kräfte irgendwie in Thätigkeit, welche der Anblick jedes Frauenzimmers in ihm aufruft. Ich wiederhole, dass der Herr Anwalt natürlich vortrefflich weiss, wie man diesen Text auszulegen hat, und es ist für mich kein Zweifel, dass er am Schlusse seiner Rede einen Scherz gemacht hat, aber warum — das weiss ich nicht.« (Schluss folgt.)

EIN MÄRTYRER DER LITERATUR.

Von JOSEF STEINBACH (Wien).

In Temesvár, hart am Bahngeleise, wie die beflügelte Kunde der Blätter ging, hat ein mit dem unholden Schicksal verzweiflungsvoll Ringender gewaltsam ein Leben beendet, dem mehr als eine Thräne stiller Erinnerung gebührt. Der glänzende Nachsänger ungarischer Weisen hat ein Anrecht auf das wehmüthige Gedenken vor Allen jener Oeffentlichkeit, der er vermöge seiner literaturgeschichtlichen Stellung angehört. Allgemeiner und umfassender aber wird die schmerzliche Trauer um Max Farkas durch die erschütternde Tragik des Unterganges, die ganz zu ermessen und zu würdigen freilich nur Jene vermögen, denen der weltscheue und verschlossene Mann in weichen Stunden innerlichen Aufthauens Einblick in sein martervolles Dasein gewährt. Ein knorriger Körper mit träumerisch singender Seele, war er wie geschaffen, die Jahre Petrus' zu erleben; der verwüstende Kampf um das kümmerliche Brot hat ihm vorzeitig den stämmigen Körper gebrochen und die singende Seele zerrissen. Mit 46 Jahren flüchtete er, müd' aller Unbill und Drangsal, ruhelechzend hinter das erlösende Bahrtuch. Leider trug dieser Heros der Noth, wie es ja zum Begriffe der Tragik gehört, die Voraussetzung derselben, die unbewusste Schuld, zum guten Theile in der merkwürdigen Eigenart seines Wesens. Farkas war die Verkörperung der edelsten, aber auf der lärmenden, von tausend selbstsüchtigen Trieben durchwühlten Kampfstätte des Lebens zum Wettbewerb geradezu unfähigsten Naivetät. Im Gefühle der starken dichterischen Veranlagung, die seine Seele durchloderte, und der fruchtbaren poetischen Arbeitskraft, die alle Stürme der nervenverheerenden Nahrungssorgen niederrang, hielt er sich freiwillig an ihn herantretender Beachtung für werth genug, um die Erleichterung seines Loses nicht erst vielleicht bei geringschätzigem Hochmuth erbetteln zu müssen. In seiner männlich-stolzen Herzenseinfalt, in seinem falschlos biederen Geradsinn glaubte er wirklich und wahrhaftig an die an und für sich schon lohnsichernde Zauberkraft anerkennenswerther Leistungen, ohne zu ahnen, wie selten dem Verdienste seine Krone, und wie häufig der Bückling zum gekrönten Verdienste wird...

Farkas war das Kind kleiner landwirthschaftlicher Verhältnisse Oberungarns, und die Liebe zur Natur blieb sein kostbares Angebinde auch da noch, als er im Drange nach höherer Ausbildung die heimatliche Scholle mit der Stadt vertauscht hatte. Mit leidenschaftlichem Heimweh zog es ihn immer wieder aufs Land — »ins Land der Freiheit«. Wald und Flur, Amsel und Fink waren seine vertrautesten Genossen. Systematische Vorbildung hatte er nur eine kurze Strecke weit genossen, aber an seiner Vervollkommnung baute er unermüdlich

weiter, und in der Literatur, zumal der deutschen, hätte er, grossgesogen an vornehmen Mustern, einer Mittelschulprofessur alle Ehre gemacht. Er war ein Autodidakt, der mit dem Herzen gelernt und jeden Lehrzwang wie einen Tyrannen gehasst. Daher kommt es auch, dass er, der die Perlen seiner vaterländischen Dichtkunst, in blendende Rhythmen gefasst, der deutschen Lesewelt wie aus einem Füllhorn zugestreut, trotz alles fachlichen Rüstzeugs des Pädagogen es nicht einmal zu einem armseligen Schulmeisterpatent gebracht hatte. Tief gedemüthigt empfand er diesen brennenden Stachel sein Lebelang im Herzen. Und meine diesem nagenden Weh entgegenbrachte menschlich-warme Theilnahme war die Grundlage seiner mir bis in den selbstgewählten Tod treulich bewahrten dankbaren Gesinnung....

Der Noth gehorchend und dem eigenen Triebe, liebte er es denn als Erzieher und Hauslehrer nicht in der Stadt, sondern auf seinem vergötterten Lande zu wirken, wo er neben dem Broterwerb mit Nachtigall und Wildbach Zwiesprach' halten konnte. In einer dieser Stellungen lernte ich ihn vor beiläufig anderthalb Decennien kennen. Er hatte seltsamerweise meine kleine, anspruchslose Sammlung von Uebersetzungen ungarischer Poeten, die »Heimatsklänge«, gelesen, kannte mich also von »Nam' und Art« und fühlte sich sympathisch zu mir hingezogen. Wenn er das drückende Joch drillender Wochenarbeit abschütteln durfte, eilte er buchstäblich auf Flügeln des Gesanges zu mir nach der Stadt und schwelgte in ungezwungenem Austausch von literarischen Arbeiten und Plänen. Besuche waren ihm in der Seele verhasst. Einladungen floh er wie den Aussatz. Bei mir sass er nach schlichtem, einfachem Mahle stundenlang in qualmendem Cigarettendampf und sang mir die herrlichsten Lieder vor, ungesehen, weltabgeschieden wie die Drossel im hüllenden Gebüsch. Bei einer solchen Gelegenheit las er mir ein wahres Juwel der Uebersetzerkunst: »Die Barden von Wales« von Altmeister Johann Arany vor, das unveröffentlicht, zweifellos in seinem Nachlass zu finden sein muss. »Die Barden von Wales« sind eine nicht bloss in der ungarischen, sondern auch in der Weltliteratur nur wenigen ihresgleichen begegnende Ballade von grossartiger Conception.

Ein Shakespeare'sches Dramengemälde von Macbeth'schem Düster in die knappe Form der kleineren Gattung gepresst. Comprimirte Tragödie. Sprachkünstlerisch daher eine alle Register der Begabung heraus fordernde Meisterprobe, wenn anders die dunkelwogende Gedankenfluth und die funkelnde Technik sich die Waage halten sollen. Mit angehaltenem Athem lauschte ich der bezaubernden Schönheit der farbentreu wiedergegebenen Seelenmalerei und dem berückenden Klange der Reime, die als Mittel- und Endreime angeordnet, dem taktmässigen Gehämmer auf dem Amboss einer Schmiede glichen. Im Nachgenuss versunken, schwieg ich lange, nachdem er geendet hatte. Er merkte mein inneres Entzücken und meinte beziehungsvoll: »Seltsam, wie verschieden die Menschen doch geniessen; wenn mich etwas packt, werde ich förmlich in die Höhe gerissen!« Um nun meiner wider Willen ver-

haltenen Anerkennung nicht gerade allzu plumpen, aber doch lauten Ausdruck zu geben, beeilte ich mich, wie umschreibend, an ihn die Frage zu richten: »Gelingt Ihnen das leichtere Caliber, das Zartere, das Volksthümlichere auch immer so ganz aus einem Gusse?« — »Wenn ich nicht just mein Hemmungsquartal habe!« entgegnete er sichtlich befriedigt. »Nur eins,« fuhr er fast ungehalten fort, »trotzt mir, wie es noch allen Anderen getrotzt, und doch wälze ich das winzige Ding seit Monaten im Kopfe herum.« — »So? Und wie heisst denn das widerspenstige Kind?« frug ich jetzt aus plötzlich gewecktem, praktischem Kunstinteresse. — »Sie kennen das kleine, neckische Lied, wo Petöfi den Burschen unvermittelt zu dem Mädchen in die Küche biegen lässt: das habe ich in Dutzenden Varianten angestimmt, aber es will mir nicht glatt und rein aus der Kehle!« — »O, wer hätte sich daran nicht schon versucht!« sagte ich offenbar im Tone eines getroffenen Gewissens. Er horchte auf und drang mit lebhaftem Eifer in mich: »Wenn Sie das übersetzt haben, müssen Sie es mich hören lassen, schon um des Vergleiches willen!« und bat immer dringender, es ihm zu lesen. Zum Zeichen meines Dankes für den mir bereiteten Hochgenuss und zugleich zur psychologischen Probe auf sein vorhin erwähntes seelisches Verhalten, suchte ich das kurze, zum Volkslied gewordene Gedicht, das seiner specifisch nationalen Spiessigkeit wegen in der That der Schrecken aller Uebersetzer war, schliesslich heraus und las es ihm vor. Da das Liedchen auch heute noch ungedruckt ist, lege ich es dem wackeren Todten, dem es einen Augenblick neidlosen Vergnügens verschafft, als unberührten Blüthenzweig auf das kahle, verlassene Grab:

1. Ich schwenkte in die Küche ein,
Mein Pfeifchen anzuzünden;
Das heisst, ich nahm das nur zum Schein,
Um mich dort einzufinden.

2. Mein Pfeifchen brannte wohlgemuth,
Mich zog's aus andern Gründen:
Ich sah ein holdes, junges Blut
Am Herde Feuer zünden.

3. Das Dirndel blies die Funkenschaar
Zu hellem Brand zusammen,
Doch brannten ihr im Augenpaar
Juchhe! Noch heisse Flammen.

4. Ihr Zauberblick hielt mich gebannt,
Als wir einander nahten;
Erloschen war der Pfeife Brand,
Mein Herz in Brand gerathen.

Wie ein verzückter Derwisch bei den beschwingenden Lauten einer koranischen Sure wirbelte er im Zimmer umher und rief in ekstatischer Uebertreibung: »Columbus, Columbus! Ja, so wächst's auch in Kärnten nicht schöner!«

Kurz darauf kam er mit dem strahlenden Gesicht eines Freiers und warb um meine Mitarbeiterschaft an einem grossangelegten Werke. Er hatte zu Ludwig Aigner in Budapest, einem der wenigen Verleger, die selbst schaffend in die Literatur eingegriffen und der in Ungarn eine angesehene Doppelstellung als Literat und Verlagsbuchhändler einnahm, engere Beziehungen gewonnen und hoffte in ihm, der rathend und helfend schon einer Reihe von jungen Autoren die Wege zum Parnass geebnet, einen hilfreichen Gönner zu finden, der auch ihn aus dem Jammerthale knechtischen Daseins zu den lichten Höhen einer

sorgenfreieren Existenz emporleiten würde. Die bis dahin erschienenen Petöfi-Uebersetzungen nämlich boten, zum Theile wegen ihrer sprachlich krückenhaften Unbeholfenheit und erschreckenden Poesielosigkeit, zum Theile wegen ihrer allzu ärmlichen und nicht eben glücklichen Auswahl, ein durchaus unzutreffendes Bild von der phänomenalen Gedankenarbeit und dem künstlerischen Formenreichthum des so jung dahingeschiedenen, ungemein vielseitigen Dichterfürsten, und Aigner wollte auf Grund der kunstvollen Proben Farkas'scher Nachdichtungen endlich einmal den ganzen Petöfi mit allen seinen Geistesfacetten als dichterische Einheit vor das Forum der deutschen Literatur bringen. Er hatte daher Farkas mit der Umsichschaarung geeigneter Kräfte betraut und ihn selbst als Redacteur des weitläufigen Werkes zu sich nach der Metropole berufen. Einen seiner Verbündeten glaubte nun Farkas in mir suchen zu sollen.

In überschäumendem Glücksgefühl über die gnädige Wendung seines Schicksals hatte sich Farkas' Geist mit Schwingen umgürtet. Er hat den ersten Band des auf vier bis fünf Bände veranschlagten Werkes, die »Perlen der Liebe« in unglaublich kurzer Zeit fast ganz allein zustande gebracht. Eine Riesenarbeit, die nur in der wohligen Atmosphäre gesteigerter Daseinsfreude geleistet werden kann. Thatsächlich waren die paar Monate, die er im geistigen und materiellen Bereich seines Verlegermäcens zugebracht, die einzigen und von ihm stets dankbaren Herzens gepriesenen Honigmonde seines kummervollen Lebens. Sie sollten ihm nicht lange vorhalten. Aigner, der patriotische Optimist, sah sich nach dem Erscheinen schon des ersten Bandes in seinen an das grosse, kostspielige Unternehmen geknüpften Hoffnungen bitter getäuscht und musste die Kosten jäh herabschrauben. Unter Beibehalt seiner allerdings minder entlohnten Redacteurschaft, bat er Farkas, sich um den ergänzenden Lebensunterhalt anderweitig umzusehen und die fernere Redaction eben von seiner Unterkunftsstätte aus zu leiten. Farkas musste also wieder zum Wanderstabe greifen. Wie gerne er auf dem Lande weilte, diesmal empfand er die Verbannung als Ungemach. Verstimmt kehrte er wieder ins alte Joch seiner Qua-Schulmeisterstube zurück und lehrte die hoffnungsvolle Jugend herrschaftlicher Einsiedeleien an Conjugation und Declination zur Cultur emporklettern. So arbeitete er an dem zweiten Bande, dem »Buch des Lebens«, mit kleinmüthig gewordener Feder und meiner ihm nun um so erwünschteren Beihilfe weiter. Auch dieser Band ward fertiggestellt und in die Welt gesandt. Nun sollte der dritte beginnen. Allein Aigner's Kräfte erlahmten immer mehr und gingen schliesslich im Sumpfe der Gleichgiltigkeit des Publicums ganz unter. Schweren Herzens kündigte er Farkas das bereits stark reducirte Verhältniss vollständig, und das Werk blieb ein Torso. Rauschend fielen die letzten Blüthenträume Farkas' zu Boden, und der vor Kurzem noch so volle Strom seiner Hoffnungen versickerte in der dürren Steppe eines nun doppelt schmerzlich empfundenen Frohndienstes. Er litt unsäglich. Es bot ihm wenig Genugthuung, dass es ihm gelungen war, mit einer selbstständigen Sammlung Petöfi'scher Gedichte in Meyer's Volksbücher aufgenommen zu werden. Auch Paul Heyse's im Brusttone

echter Ueberzeugung gehaltene anerkennungsvolle Begutachtung einer Sammlung von beiläufig 300 handschriftlichen ungarischen Volksliedern — deren deutsche Manuscripte einen namhaften Theil des Farkas'schen Nachlasses bilden müssen — konnte seinem wankenden Glauben keine Stütze und seinem verdüsterten Gemüth keinen Trost mehr bieten. Er stand haltlos wie ein vom Erdbeben in den Wurzeln getroffener Felsenstrauch...

Sein hilfloses Leid schmerzte mich tief. In Rückerinnerung an ein in den glücklichen Tagen allerdings vergessenes, ganz akademisch geführtes Gespräch machte ich nun seine Sache ohne sein Vorwissen zu meiner eigenen und wandte mich an einen meiner mir aus längst verklungener Jugendzeit immer noch väterlich geneigt gebliebenen Lehrer, der mittlerweile ansehnliche Carrière gemacht hatte und aus der bescheidenen Stellung eines einfachen Volksschullehrers zur Professur an der Lehrerbildungsanstalt emporgestiegen war, als Fürsprech des unglücklichen Dulders. Ich bat ihn um seinen werthvollen Beistand bei meinen leider wenig einflussreichen Bestrebungen nach Versorgung eines auf dem Gebiete der Literatur überaus verdienstvollen, im Lehrfache seit vielen Jahren thätigen, gereiften Mannes (dessen Leistungen, für den Fall, dass sie ihm unbekannt geblieben wären, ich ihm im Drucke unterbreitete) und fügte hinzu, es stünde vielleicht in seiner Macht, Farkas unter Vermeidung all jener drückenden Umständlichkeiten, die man ja jugendlichen Bewerbern mit Recht auferlegen mag, im Wege eines verlockenderen Abkürzungsverfahrens ein simples Schullehrerdecret erringen zu helfen, das dem braven Manne die einfachste Nothdurft des Lebens sichern sollte. Mein alter Freund, correct bis in die Zehe, versicherte mir, dass er, obgleich die vorgeschriebenen Formalitäten als unabweisliche Anforderung des Staates unter allen Umständen erfüllt werden müssen, dem Manne von so bedeutenden literarischen Verdiensten, der als Lehrer überdies vorgeschult — und ein willkommener Bote meines ihm treu gebliebenen Vertrauens sein soll, zur Erreichung des Zieles gerne die Hand bieten werde, er möge nur kommen!

Niemand war glücklicher als ich. Ich sehnte mich nach dem Augenblick, Farkas mit der frohen Botschaft überraschen zu können. Er kam. Ich legte ihm den Brief vor. Ein Strahl der Seligkeit überflog sein Gesicht — dann verdunkelte es sich, und eine grosse Thräne starrte ihm im Bart. »Nun, was soll das?« rief ich mit erkünsteltem Unmuth. »Diese Spottkleinigkeit werden Sie doch zuwege bringen!« »Ich kann nicht, ich kann wahrhaftig nicht,« sprach er wie mit entschuldigender Weichheit. »Gewiss,« fuhr er fort, »war es immer meine einzige Sehnsucht und wäre sicherlich mein einziges Heil — aber ich kann nicht mehr! Nochmals auf die Schulbank! Wieder aus der Stellung — und dann mittellos Wochen, vielleicht Monate in der Grossstadt — es geht wirklich nicht!« »Man wird helfen,« ermunterte ich, »aber wo es einen Lebensgewinn gilt, muss man doch ein bischen eigene Kraft einsetzen!« »Ich dächte,« erwiderte er, »der Minister könnte mir als kärglichen Lohn für meine Arbeiten, die doch der Heimat zugute kommen, das Examen nachsehen und das Decret schenken.« »Das kann

kein Minister der Welt!« glaubte ich einwenden zu sollen. »So?« hub er jetzt in bitterem Widerspruch mit seiner sonst so milden, treuherzigen Art den Ton, »So? Ich kenne die verantwortungsreiche Stelle des Lehrers, aber es gibt verantwortungsreichere Stände, als es der Lehrerstand ist, es gibt Aerzte, Apotheker, Baumeister etc., und wie oft ward das formale Gesetz durchbrochen, um unwissenden und unverdienten Curpfuschern, Dürrkräutlern und Polieren das Recht einzuräumen, für das Andere ein Leben voll Studiums eingesetzt?«...

Er hatte mir die Waffe aus der Hand geschlagen; ich schwieg wie ein Besiegter.

Nach Jahren wanderte Farkas nach einer anderen Himmelsgegend, aber die Himmelsgegend seines Glückes war es nicht. In Temesvár, hart am Bahngeleise, wie die beflügelte Kunde der Blätter ging, hat der mit dem Schicksal verzweiflungsvoll Ringende gewaltsam ein Leben beendet, dem mehr als eine Thräne stiller Erinnerung gebührt... Sein Mund ist verstummt, und die ungarische Poesie hat vielleicht ihr klangreinstes deutsches Echo verloren. Die Petöfi-Gesellschaft, die Hüterin der grossen Geistesschätze des Dichters, unter dessen Namenspatronanz sie steht, hat Farkas vollständig unbeachtet gelassen. Und doch, wann und wo gab's Einen in ihrer Mitte, der die goldenen Lieder des Meisters in so poesiereichen, schwungvollen Cadenzen in die Fremde hinausgeschmettert? Wo gibt's Einen in ihrem Schosse, der das Original in Tönen von so ausgeglichener Schöne nachgesungen, wie Farkas? Ich greife wahllos ein Muster heraus, von dem ich Raummangels halber nur Anfang und Ende wiedergebe:

1. Fluren des Ostens
Gleicht mein Gemüthe,
Fluren von ewigem Frühling umglüht;
Was nur der Himmel
Spendet der Erde:
Liebliche Blumen sind mir erblüht.

2. Eine nur fehlte,
Blume des Glaubens,
Glauben an überirdisches Sein;
Nun ist auch diese
Herrlich ersprossen:
Zärtliche Liebe pflanzte sie ein.

6. Aber das Eine
Wüsste ich gerne:
Wo sie zu finden? Was sie enthält?
Wie wir gestaltet
Einstens gelangen
Dort in die schöne, selige Welt?

7. Ob wir, wie Falter
Blume für Blume,
Goldene Sterne kreisend umzieh'n,
Oder im Meere
Ewiger Zeiten
Sanft wie die Schwäne gleiten dahin?

Die Petöfi-Gesellschaft trifft ein harter Vorwurf. Sie wie kein Anderer war berufen, den fahrenden, sozusagen obdachlos irrenden Künstler an ihre Fersen zu ketten und ihn, entrückt den lähmenden Sorgen um den morgenden Tag, in irgend einer noch so geringen Sinecure sesshaft zu machen. Freilich war Farkas zu stolz, um bettelnd an ihre Thüre zu pochen, aber ihre Mission ist es, über den wahren Aposteln ihres literarischen Religionsstifters zu wachen, und seine von echter Vocation widerhallenden Leistungen tönten ihr unüberhörbar aus der weiten Welt ans Ohr. Sie musste ihn suchen — er hätte sich finden lassen. Sie hätte ihn glücklich und sich an Glanz und Ehren reicher gemacht.

UHDE'S CHRISTUS.

Von RAINER MARIA RILKE (Wilmersdorf bei Berlin).

Im Sommer 1897 stand plötzlich in mehreren Zeitungen: »Die Münchener Pinakothek wird Uhde's ‚Himmelfahrt' ankaufen, nachdem der Künstler sich entschlossen hat, einige Aenderungen am Bilde vorzunehmen.« Dann schlugen verschiedene Blätter in wüthender Entrüstung auf diese letzte Behauptung los, so lange, bis sie mausetodt schien. Aber sie that wohl nur so; denn in der Weihnachtswoche, als alle Welt Hände und Herzen voll anderer Dinge hatte, ging sie leise, aber vollkommen gesund durch die Kunstnachrichten. Es ist doch seltsam; eine Aenderung so ganz rasch, ganz willig, ante portas. Man stellt sich unwillkürlich vor, wie Herr v. Uhde, ohne den modernen Winterrock und den tadellosen Cylinder abzulegen, in der Barerstrasse, ungestört durch Trambahn und Droschken und die Neugier der Vorübergehenden, »einige Aenderungen« vornimmt. Und dann rasch ins Thor zu den Overbeck und Schnorr und anderen Brüdern in Christo. Und nun fällt einem auch von ungefähr ein, worauf die Aenderung ante portas sich bezogen haben kann, natürlich auf etwas rein Aeusserliches. Das Bild ging nicht durchs Thor, gewiss. Ich habe zwar die Thorflügel ziemlich mächtig in Erinnerung und kenne auch die »Himmelfahrt«, aber man irrt sich ja bekanntlich immer in den Dimensionen. Also Herr v. Uhde muss wohl rundherum einen Streifen Leinwand abgetrennt haben. Das ist klar: es kann doch Bilder geben, welche zu gross sind für eine königliche Pinakothek.

Warum mir das nicht gleich eingefallen ist? Im November des vergangenen Jahres habe ich das Bild in Herrn v. Uhde's Atelier gesehen, und Bilder, unfertig, ungerahmt, sehen ja stets kleiner aus — und später im Glaspalast — da hab' ich immer gethan, als säh' ich's nicht.

Nur manchmal, wenn ich ganz einsam war im Rotundensaal (es war ja oft einsam im Glaspalast), dann hab' ich mich wohl davor niedergesetzt und — die Augen geschlossen und gedacht, wie es doch damals im Atelier war.

Stellen Sie sich einmal vor: eine Gruppe von Menschen, nicht von Bauern und nicht von Gebildeten, einfach von Menschen, Greisen und Kindern, Männern, Jungfrauen und Frauen. Und denken Sie: diese Gruppe zusammengezwungen, geeint und gemeinsam durchzuckt von *einer* Sensation. Und auf allen Gesichtern in feiner Abstufung die Wirkung von etwas Grossem, Unglaublichem: bei den Greisen: Erstaunen, bei den Frauen: Entzücken, bei den Jungfrauen: Verklärung

und bei den Kindern: Vertrauen, welches dem Verstehen am nächsten kommt. Und dann in ihren Händen: bei den Greisen: Zweifel, Schrecken bei Männern und Frauen, Sehnsucht — bei den Jungfrauen, und die Hände der Kinder machen halb unbewusst die fremde Geste des Wunderbaren nach, welches Thun dem Verstehen am nächsten kommt. Muss da dieses Wunderbare für Andere auch sichtbar sein? Ist es nicht, wenn es in so vielen Augen sich spiegelt, wenn so viele Lippen es bekennen und wenn alle Hände ihm nachsehnen. Ich will es beschwören, es war etwas vor dieser Menge. Etwas ausser der grauen von irren Kohlenstrichen durchkreuzten Leinwand, welche über den prächtig bewegten Menschen sich leer ausdehnte. Später malte Herr v. Uhde leider etwas Anderes in diesen Raum, was gar nichts mit der Gruppe zu thun hatte, und nannte es aus alter Gewohnheit — Christus.

Ja, das macht die Gewohnheit. Wenn man schon einmal Christusmaler ist, darf man das Publicum nicht enttäuschen. Wie die Anderen aus diesem Gefühl heraus ihr »jährliches Drama« schreiben, so muss man seinen »jährlichen« Christus malen. Und als Belohnung für Fleiss und Beharrlichkeit kauft ein königliches Institut endlich aus der Wahl von Erlösern einen an. Und zwar den officiellsten: die Himmelfahrt. Und nun ganz aufrichtig: das Wenigste, was man von einem königlich sanctionirten Christus verlangen muss, ist, dass er fliegen kann. Und weil es dem Angekauften ziemlich beschwerlich fiel, so musste Herr v. Uhde ihm jetzt wohl in seinem Atelier noch ein paar Privatstunden dieser überaus intimen Kunst angedeihen lassen, ehe er dauernden Aufenthalt in der Pinakothek erhielt; denn darauf zielt eigentlich der bewusste Satz von der »Aenderung« hin.

So weit sind wir also: Herr v. Uhde ändert seinen Christus. Das ist sehr traurig, denn es beweist, dass er ihn im Grunde nicht sehr deutlich sieht, wenn er ihn nun »zahlreichen Wünschen entsprechend« pinakothekfähig macht. Als er die treffliche Gruppe malte, da steckte er sich wohl ein wenig an an ihrer Begeisterung, aber als er die Heilandsgestalt ihnen vorsetzte, stand er nicht mehr mitten unter ihnen. Dort waren die Menschen, und hier war der Maler, der einen feststehenden Christustypus geschaffen hat, der Gebildete, der Edelmann, der königlich sächsische Uhlanenrittmeister, welcher wie jedes Dogma natürlich auch das der Himmelfahrt in Bausch und Bogen glaubt und für seine Person bei einem solchen selbstverständlichen Vorgang gar nicht erstaunt wäre. Der von ihm geschaffenen »Auffassung« ist er ja wohl einigen »Realismus« schuldig, d. h. der Erlöser, welcher sich bislang so menschlich und unauffällig auf festem Boden bewegte oder vom Uferkahn aus seine bekannte Predigt vor Herrn v. Uhde's Töchtern hielt, darf bei diesem ersten Versuch noch keineswegs mit allen Finessen der Flugtechnik vertraut erscheinen. Das wahrt den gewohnten Eindruck und schadet dem Dogma wenig. Thatsache ist: er kommt doch hinauf — wir haben es ja schon auf der Schulbank gehört — das Wie ist Nebensache. So ward Christi Himmelfahrt, Herr v. Uhde

ist nicht ganz schuldig daran. Denn er kann nicht dafür, dass die streng protestantische Adelsfamilie ihn in diesen Begriffen erzogen hat, und es ist wenig seine Schuld, dass kein brutaler Ruck in seinem Leben ihn aus diesen sicheren Geleisen gerissen hat. Er ist in diesen Grenzen ganz gewiss ein ausgezeichneter Mensch geworden und ein tüchtiger Maler nebenbei. Das Alles freilich nicht deshalb, sondern — trotzdem. Und er hat eines vor Allem: ein gutes Herz. Abgöttisch liebt er seine Kinder und mit und in ihnen alle Kinder. »Das Heidenprinzesschen« und die anderen Kinderbilder, von denen er mir lächelnd sagte, das mache man so nebenbei, verrathen ihn. Und mir will es gar bezeichnend scheinen, dass das erste seiner sogenannten »Christusbilder« heisst: »Lasset die Kleinen zu mir kommen« und dass von den folgenden gerade die die besten sind, in denen Kinder irgendwie eine Rolle spielen. Ueber die Trefflichkeit des ersten aber ist er nie hinausgekommen. Dieses erste war ein Geständniss des Vaters, alle folgenden sind mehr oder weniger Zugeständnisse an das Publicum. In dem »Lasset die Kleinen zu mir kommen« war dem Meister darum zu thun, den Wünschen und den Träumen dieser Kinder einen gemeinsamen Mittelpunkt zu geben, ein paar reiche und gütige Hände zu schaffen, welche dem zaghaften Fragen und Suchen dieser hilflosen Händchen sich entgegenstrecken, eine Lippe, die Trost und Antwort geben kann den tausend unbegrenzten und unbescheidenen Kinderfragen und ein Auge, hell genug, um diesen Allen eine liebe Heimat zu sein, welche aus dem vielen Dunkel kommen. Einen Vater ihnen zu schenken ohne die Sorgen, ohne das Alter und ohne den Zorn des Vaters, kurz, eine Erfüllung für die tiefsten und heimlichsten Sehnsuchten der kleinen, erwachenden Seelen. Und dies zu können, brauchte der liebevolle Versteher nur in den Herzen seiner Lieblinge zu lesen und ihnen aus den gläubigen Augen das Bild ihres Entzückens zu holen und getreu, Strich für Strich nachzuzeichnen. So hat er damals gethan, und es wurde eine Gestalt der Liebe und des Erbarmens, eine lichte, wartende Zuflucht dieses ganzen Kinderschwarms. Dass dann später der conventionelle Glaube des Herrn v. Uhde nachdenklich vor diesem trauten Kinderfreund zögerte und ihn »Jesus« nannte, hat mit der Sache so wenig zu thun als eben der zufällige Name mit der Wesenheit. Aber dem Publicum war es die Hauptsache, denn es fand die Sensation gerade darin. Das war ein Christus nicht im gewohnten Costüm und Gehaben, er war aber auch nicht aus dem Heute, er war einfach — zeitlos. Das Publicum fand schnell darüber fort; die Kleider der Kinder sahen ja so ungefähr zeitgemäss aus, und da sonst keine nachweisbare Jahreszahl oder sonstige historische Reminiscenz es hinderte, war seine Eitelkeit unverzüglich bereit, diesen Christus in einem gewissen Ueberlegensein für die eigene Gegenwart mit Beschlag zu belegen. So hatte Herr v. Uhde ganz ohne Absicht mit einem Schlag den neuen Typus des »modernen« Christus geschaffen, den man nun von ihm verlangte in allen Nuancen und Verhältnissen. Dem Publicum war es einfach natürlich, von dem Künstler nun die Geschichte Christi zu erwarten,

und Herr v. Uhde, welchen angeborene und anerzogene Höflichkeit gelehrt hatte, keine Erwartung ohne Noth zu enttäuschen — that ihm seinen Willen.

Dass erst bei der »Himmelfahrt« (also am Ende) die Unwahrheit und Unaufrichtigkeit der Christusbilder ganz offenbar wurde, ist ein Beweis für Uhde's hohes Können, dessen technische Vorzüge er Munkácsy und sich selbst, dessen Stimmungstiefe er seinen holländischen Studien dankt. Dass gerade dieser Beweis innerer Hohlheit durch Aufnahme in eine königliche Gemäldesammlung ausgezeichnet wurde, das spricht wieder mit einiger Deutlichkeit — anders wofür.

PENTIMENTO.

Den Sarg von Glas, ein Schmuck gar fein,
Kann eine Frauenhand umfangen,
Zwei todte Blüthen schliesst er ein,
Vielleicht — das letzte Glückverlangen.

Durchsichtig ist, geweiht, das Ding,
Hat kein Geheimniss zu verhehlen...
Es kläng' auch kindisch-werthgering
Sein Märchen von zwei armen Seelen.

Und doch muss diesen Heiligenschrein
Ein grosses Menschenherz umfassen,
Ihn einsam schleppen sich zur Pein
Jetzt, sehnsuchtslos und gottverlassen...

Einsamhof. ADA CHRISTEN.

JOHANNES.

Ein Beitrag zur Geschichte der Reclame und des Snobismus.

Von RICHARD WENGRAF (Berlin).

Habent sua fata libelli. Die Bücher und die Büchlein haben ihre Lebensschicksale, und es ist nur bedauerlich, dass diese Schicksale oft weitaus das Interessanteste an den Büchern sind. Aber auch die Theaterstücke haben ihre Geschicke, und je mehr ein Stück davon erfahren hat, um so besser ist es — nicht für das Drama, sondern für den Director und den tantièmenfrohen Autor. Ein ganz besonderer von Bühnenleitern und Autoren mit Recht geschätzter Glücksfall ist es, wenn ein Stück von der Censur verboten und später freigegeben wird. So kann die Censur der Dichtkunst fördernd unter die Arme greifen, und wem der Herr Polizeipräsident wohl will, den züchtigt er — mit Aufführungsverboten. Nur sollte die Censur etwas sparsamer mit ihren Reclamemitteln umgehen, denn am Ende wird das Stück ja doch gegeben, und es zeigt sich dann oft, dass die Aufführung mindestens ebenso überflüssig war wie das Aufführungsverbot.

Einen neuen Beweis für diese alte Thatsache erbrachte die jüngste Première des Deutschen Theaters,[1]) Sudermann's »Johannes«. Berlin ist, wenn auch keine Theater-, so doch eine Premièrenstadt ersten Ranges. Es ist die Stadt der »Bomben«-Erfolge und der »schmachvollen« Niederlagen, die Stadt des Theaterradaus par excellence. Und zu einer Sudermann-Première geht der Berliner stets in der angenehmen Erwartung, zischend oder klatschend Literaturgeschichte zu machen oder wenigstens machen zu hören. Gespannter als je sah das Publicum dieser Erstaufführung entgegen. Seit die Johannestragödie durch ministerielle Entscheidung freigegeben worden war, lautete die erste Frage, wenn zwei Bekannte sich trafen: »Haben Sie schon ein Billet?« Man fügte gar nicht mehr hinzu »zum Johannes«, denn wozu hätte man auch sonst ein Billet haben sollen? Eine Woche vor der Aufführung waren in der Directionskanzlei des Deutschen Theaters 15.000 Anmeldungen eingetroffen, und für fünf Vorstellungen war das Haus im Vorhinein ausverkauft. Das sind Cassenerfolge, wie sie weder Henrik Ibsen noch Gerhart Hauptmann je zu verzeichnen hatten. Endlich kam der grosse Samstag. »Johannes«, Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiel, stand auf den Placaten zu lesen, darunter ein Verzeichniss von beinahe vierzig Personen. Und es ward Abend, und ganz Berlin strömte in die Schumannstrasse und auf jedem dritten Platze fast eine

---

[1]) 15. Jänner 1898.

Berühmtheit. Und es ward sieben Uhr, und das Glockenzeichen ertönte. Der Vorhang hob sich, und ganz Berlin W. hatte das Gefühl, Zeuge eines gewaltigen Ereignisses zu werden.

Und dann liess man sechs lange Acte vier Stunden lang an sich vorüberschleichen — denn es waren sechs Acte und das Vorspiel seiner Länge und seinem Wesen nach nichts als ein verkappter erster Act.

In der Behandlung des Stoffes hat sich Sudermann ängstlich an die biblischen Quellen — die Bücher der Evangelisten — angeschlossen. Es ist dem ausgezeichneten Theatraliker nicht geglückt, die durchaus epische Handlung bühnenwirksam zu dramatisiren. Wer die Geschichte des Täufers und Hermann Sudermann selbst kannte, der konnte niemals glauben, dass der »Johannes« ein dramatisches Kunstwerk sein werde. Man hatte keine Tragödie erwartet, aber doch ein Theaterstück. Und nun ist Sudermann beides schuldig geblieben. Nur die Scene zwischen Johannes und der Familie des Herodes, vornehmlich die Schlussscene des zweiten Actes mit der Herodias und Salome wirkten, sonst zersplitterte das raffinirte Bühnentalent an der schlichten Wucht und Grösse des Stoffes. Hermann Sudermann hat sich mit seinem »Johannes« auf ein Gebiet gewagt, das seinem Können ferner liegt als irgend ein anderes. Dazu beging er den unbegreiflichen Fehler, seine Menschen ein mit Nietzsche-Phrasen schwach versetztes Bibeldeutsch reden zu lassen und so jede Illusion zu zerstören. Vor einem Jahrhundert wäre das vielleicht die einzig richtige Sprache für ein Bibeldrama gewesen. Die heutige Generation, so weit sie das Theater besucht, wurzelt nicht mehr fest genug in der Schrift, um dieses Deutsch auf der Bühne wahrscheinlich zu finden. Ein geschickter Einfall, wenn auch ein unhistorischer und durchaus unkünstlerischer war es, eine komische Figur ganz correct »mauscheln« zu lassen. Oder haben in Jerusalem die Juden »gemauschelt«, wenn sie komisch genommen werden wollten?

Die opernhafte Behandlung der Volksscenen endlich machte alle Scenen unerträglich, die nicht unmittelbar der Fortführung der dürftigen Handlung dienen; diese wiederum wurden einzig und allein durch die unvergleichliche Kunst Reicher's (Herodes) wie der Damen Sorma (Salome) und Dumont (Herodias) belebt. Kainz litt unter der Rolle des declamirwüthigen Propheten.

Als endlich der Vorhang zum sechstenmale fiel, hatte sich Berlin W. für theueres Geld — am Freitag notirten Parquetsitze 100 Mark — ganz gewaltig gelangweilt, und am Sonntagmorgen lasen jene, so da keine Sitze bekommen hatten, die Recensionen und freueten sich gar sehr.

NOTIZEN.

DAS WIENER HOFOPERNTHEATER schreitet unter der zielbewussten Leitung Gustav Mahler's von Sieg zu Sieg. Keines der von ihm gewählten Werke hat sich als Niete erwiesen. Die Vorwoche brachte uns die einactige romantische Oper »Djamileh« aus dem Nachlass Georges Bizet's. Der Componist hat aus seiner feinen musikalischen Organisation heraus dieses kleine Werk für einen künstlerisch zart organisirten Zuhörerkreis geschrieben. Dank der vortrefflichen Aufführung erzielte »Djamileh« sogar bei dem ständigen Premièrenpublicum einen warmen Erfolg. Das deutet in diesem Falle auf eine noch gesteigerte Antheilnahme der nachfolgenden Besucher. Der Minister sollte es nicht dulden, dass Richter allzu lange im Strafgerichte functioniren. Der Richter entwickelt sich dort zum Hinrichter. Aus einem verwandten Grunde sollte die Generalintendanz für einen lebhaften Wechsel bei Zusammensetzung der Besucher erster Vorstellungen sorgen. Die Aufnahmsfähigkeit des verhärteten Premièrenbummlers steht schliesslich unter dem Zeichen von Elle und Mass. Die Dichtung Louis Gallet's, deren Motiv der Namonna Alfred de Musset's glücklich entnommen ist, hat nichts gemein mit der dramatischen Prügelkraft der »Cavalleria rusticana«. Auf eine feine psychologische Frage wird darin eine menschlich liebenswürdige Antwort ertheilt. Die handelnden Figuren treten aus dem Milieu der orientalischen Traumwelt nicht in brutal aufdringlichen Conturen hervor. Stimmung ist Alles. Die Musik Bizet's breitet einen Zauberschleier von feinstem Gewebe über den bescheidenen Vorgang. Bizet's Werkchen ist ein entzückender Ruheplatz, darauf man sich vor dem Grossen und Gewaltigen, Tragischen und Niederwerfenden, das die moderne Opernbühne beherrscht, wonnesam erholen mag. Es befindet sich an einem Orte, wo man den ehernen Tritt des grossen Weltenschicksals nicht hört. Aber wer vermöchte es, den immer zu vernehmen? *G. S.*

DEUTSCHES VOLKSTHEATER. »Figaro's Hochzeit«, Lustspiel von Beaumarchais. Uebersetzt und bearbeitet von Ludwig Fulda.

Die Wiener Bühnen sind seit Langem nicht mehr imstande, Literaturschätze vergangener Zeiten zu heben. Die meisten unserer Schauspieler vermögen weder vor-, noch rückwärts zu dringen. An einer kunstabgelegenen Stelle festgewurzelt, jeder geistigen Bewegungsfähigkeit beraubt, klingen die Worte ihres Parts selbstverständlich wie von einem entlegenen Orte herkommend. Da weder Director, noch Regisseur, noch Darsteller wussten, wie man heut-

zutage Beaumarchais zu spielen habe, so hielten sich Alle an das Bearbeitungsniveau des Herrn Fulda, den zu bewältigen man aus seinen eigenen Stücken hinlänglich Routine besitzt. So verliess denn das Publicum unbefriedigt das Haus, und der Direction des Volkstheaters erübrigt die Klage: Beaumarchais ist doch kein echter Fulda! —*i*—.

ARNAU'SCHE THEATERSCHULE. Schon nach wenigen Elevenvorstellungen dieses jungen Institutes kann man constatiren, dass die Zöglinge hier auf ein viel höheres Niveau gebracht werden als in der in den letzten Zügen liegenden Schauspielschule des Conservatoriums. Blick für Talente und gute Schulung mittlerer Begabungen, insoweit solche für den Theaterorganismus unerlässlich sind, geben hier den Darbietungen ein beruhigendes Gepräge. Nur in der Auswahl der Pièçen bleibt man leider noch immer auf den ausgefahrenen Geleisen. Herausgerissene classische Scenen und hölzerne Theaterschulstücke bildeten wieder das Programm. Auf diesem Boden müsste auch die beste Lehrmethode bald zu Schanden werden. In unserer Uebergangsepoche ist nichts schwankender als der classische Styl. Als dieser noch, wie man sagt, »fest stand«, mag der Schülerweg, vom Classischen aus genommen, der richtige gewesen sein. Man hat beim Lehren von dem auszugehen, was geringerem Zweifel ausgesetzt ist, und heute steht wenigstens die Idee vom Modernen fest. Gerade vom Classischen halte man die Eleven fern, bis die menschliche Urnatur aus dem Modernen wieder neu destillirt ist und als solche in das Classische zurückgetragen werden kann. Nur moderne Stücke sollten geübt werden, die keine eigentlichen Fachrollen enthalten, wo die Bühnencharaktere menschlich umfassend sind. Jedenfalls aber werden papierene Schulstücke zu climiniren sein, in denen die chemische Zusammensetzung menschlicher Eigenschaften eine willkürliche ist. Der Bequemlichkeit unserer Theaterdirectoren, die sich persönlich nicht viel in der Provinz nach Talenten umschauen, wird die Arnau'sche Theaterschule Vorschub leisten. Hier werden sie leicht finden, was sie brauchen. Schon jetzt präsentiren sich: eine sehr begabte Sentimentale, Fräulein Wreden, eine tragische Naive von modernen Qualitäten, Fräulein Gauby, eine Komikerin und Soubrette, Fräulein Sachs, die alle Eigenschaften einer künftigen Zugkraft ersten Ranges hat. Diese drei Damen sind tadellose Bühnenerscheinungen. Noch sind Fräulein Richter und von den Herren die Komiker Freund und Fischer, die Liebhaber Sattler und Heyse aufmunternd zu nennen. —*i*—.

DIRECTIONSWECHSEL IM BURGTHEATER. Endlich ist Herr Burckhard seines Amtes enthoben. Unsere stetige Beweisführung seiner Unfähigkeit entbindet uns erfreulicherweise der Mission, in dieser Richtung etwas abschliessend nachtragen zu müssen. Allerdings hat er noch im letzten Augenblick kleine Ergänzungen für sein Bild geliefert: Am 22. Jänner, dem Geburtstage Lessing's, liess er den »Liquidator« von Triesch spielen, und am aller-

letzten Repertoiretag seiner Herrschaft wollte er noch den Satyriker hervorkehren und setzte die »Biedermänner« an. Offenbar hat er damit jene Elemente zeichnen wollen, denen das Wohl des Burgtheaters mehr am Herzen lag, als die Interessen eines dilettantischen Directors. Heute tritt Herr Paul Schlenther, der bisherige Theaterkritiker der Berliner »Vossischen Zeitung«, sein Amt als Leiter der Hofbühne an. Es wird anhaltender Arbeit bedürfen, den in barbarischer Weise devastirten Kunstboden wieder keimfähig zu machen; aber doch wird sich bald zeigen, ob die einstweiligen Massnahmen Glieder eines Systems sind, das auf ein erstrebenswerthes Ziel hinweist. *F. Schik.*

— In den Räumen der Künstlergenossenschaft hat deren Abzweigung, der Aquarellistenclub, eine sehr reichhaltige und schon durch ihre Anordnung empfohlene Ausstellung veranstaltet. Jede Secession hat die wohlthätige Folge, dass dem Theil, der sie verursacht hat, nach der Anstrengung des Widerstandes einiges Verständniss für ihre berechtigten Bestrebungen eröffnet wird. So muthet uns die Ausstellung des Aquarellistenclubs schon im Arrangement recht secessionistisch an. Aber auch was geboten wird, nicht nur wie es geboten wird, ist sehr sehenswerth. Neben dem eigentlichen Aquarell sind zahlreiche andere Techniken und Reproductionsarten vertreten. Den Productionen des Wiener Clubs und dessen auswärtiger Mitglieder gesellt sich eine sehr werthvolle Collection des Karlsruher Künstlerbundes hinzu. Das schon durch seinen im Allgemeinen geringeren Preis einem grösseren Publicum von Kauflustigen zugängliche Aquarell wird die Künstler zu jeder Zeit mehr dazu verführen, zu malen, wie es dem jeweiligen Modegeschmack entspricht. Es ist erfreulich, festzustellen, dass auch in diesem Sinne eine Besserung eingetreten ist. Gewisse Porträtmaler und Landschafter ausgenommen, die jeden ihrer Striche und jede aufgesetzte Farbe auf ihre Salonfähigkeit prüfen und wohl auch aus dem Grunde, weil ihnen ein tieferer Blick nicht gegeben ist, nur sehen, was jeder sieht, zeigt sich denn doch bei den Jüngeren ein Bestreben nach eigenartiger, selbstständiger Gestaltung. Da finden wir beispielsweise ein Porträt von Gottlieb v. Kempf-Hartenstein, das mit seiner lebendigen Art packender Charakteristik die ausgestellte, oft sehr hoch geschätzte Mercantilware überragt. Eine starke künstlerische Individualität und eminentes Können zeigt der Triester Arturo Rietti. Man sehe seine »Geizige«. Ein Kopf von fast dramatischer Wirkung. Auch Ferdinand Ludw. Graf's Pastellstudie lässt den fein empfindenden Künstler nicht verkennen. Carl Pippich hat einen Cyklus von Wiener Stadtbildern beigestellt, in dem Kunst und Stoff sich ehrlich in eine ganz hübsche Gesammtwirkung theilen. Von Heinrich Lefler und Josef Urban finden wir Federzeichnungen aus Illustrationen zu »Rolandsknappen«. Der feine Humor des Illustrators des Märchens vom Schweinehirten klingt darin ebenso wohlthuend an, als uns der Er-

findungsreichthum in Compostition und in Ornamenten künstlerisch befriedigt. Bei Leopold Burger's ehrlich und mit ausgesprochenem Formensinn wiedergegebenen Landschafts- und Porträtstudien bedauern wir, dass sich der Künstler von einem harten Nebeneinander der Farben nicht trennen kann. Marie Egner strebt in ihrer »Marchfelder Mühle« mit bestem Erfolge L. Dettmann nach. Ein ganz reizvolles, farbenfreudiges Bildchen. Luigi Bazzani hat wieder einige seiner meisterhaften Architekturbilder beigesteuert. Einen besonders werthvollen Theil der Ausstellung bilden die Beiträge des Künstlerbundes Karlsruhe. Hier finden wir Namen wie Carlos Grethe, Franz Hein, Graf Kalkreuth, Heinrich Kley, Gustav Schönleber, Robert Pötzelberger, Friedrich Kallmorgen, Heinrich Heyne durch Arbeiten vertreten, welche von dem reichen Kunstleben dieses deutschen Centrums eine Vorstellung erwecken, die geeignet ist, unseren Neid hervorzurufen.

G. S.

Moriz von Egidy. Am 27. Jänner 1898 haben einige Wiener die Bekanntschaft mit Moritz von Egidy machen können. Wir sassen im Saale des »Hotel Continental« und sagten uns anfangs: Nein, er spricht zu preussisch, er knirscht mit den Zähnen wie ein rasender Cavallerieofficier, er commandirt uns seine ernsten Gedanken. Wir hatten anfangs das Bedürfniss nach einer weniger strengen Gesinnungsdisciplin. Das kommt daher, weil die Leute, welche keine Versammlungsbrüller sind, bisher als einzigen Reiz der Politik ihren psychologischen Odeur genossen haben. Das Amüsante, das Bemerkenswerthe an unseren Politikern war bisher stets nur die geschickte Manier, in der sie ihr Programm verriethen. Das stillschweigende Uebereinkommen unter allen Politikern heisst: Wir glauben nicht an unsere Meinungen, wir verachten diese primitiven Axiome... Und nun kommt mit einemmal ein Oberstlieutenant a. D., der einen organischen Zusammenhang zwischen seinen ganz privaten und seinen öffentlichen Anschauungen zeigt, Einer, der seine öffentlichen Meinungen glaubt, seine einsamen, ernsten Gedanken hinauswirft in die Welt, und der also voll menschlichem, wahrem Schmerz aufschreit, wenn ein Fremder diese Anschauungen zerreissen möchte. Mit einemmale verlieren wir alle psychologischen Liebhabereien, ein deutliches, unzweifelhaftes »Ja« löst sich in uns los. Wir geniessen — endlich! — das Glück, einen Mann ohne alle Opportunitäten aus sich herausreden zu hören. Moritz v. Egidy ist vielleicht der einzige Deutsche im öffentlichen Leben, dem wir ein solches Schauspiel verdanken dürfen!

st. gr.

Dreyfus. Ein Mensch ist möglicherweise zu Unrecht verurtheilt worden. Das ist sehr traurig für seine Angehörigen, beschämend vielleicht für den Vertheidiger. Aber wir Zuschauer wüssten diesen Justizmord zu verdauen. Haben wir nicht gestern von den mörderischen Schwefelgruben Siciliens vernommen und ihre Opfer am nächsten Tag vergessen? Haben wir nicht soeben von Folterungen, von zweifel-

losen Folterungen in Spanien gehört, wer erinnert sich noch dieser Ungeheuerlichkeiten? Nein, das Mitleidsmoment ist es nicht, was in ganz Europa diese elektrische Spannung erzeugt. Das Mitleid ist eine inspirative Empfindung. Wer würde es vermögen, drei Jahre lang ein und derselben Affaire sein Mitleid zu schenken? Was uns an dieser Affaire Dreyfus so nervös macht, das sind die fortwährenden überraschenden Ausreden, Ausflüchte und Verlegenheiten der französischen Generalität und ihrer Minister. Man hat Dreyfus auf Grund eines Bordereaus verurtheilt; ein einzelner Mann, Bernärd Lazare, hat die Existenz dieses Bordereaus bezweifelt. Heute weiss ganz Frankreich, dass dieses Bordereau keinesfalls die Grundlage des Processes war. Man hat sich auf ein mündliches Geständniss des »Verräthers« berufen. In die Ecke gedrängt, erklärt Herr Méline, dieses Geständniss existire, aber es müsse... geheim bleiben! Dazu diese bedenkliche Parodie des Esterházy-Processes, diese hinterhältige Anklageschrift gegen Zola... Jede Erklärung der Regierung scheint in ihrer geschickten Vorsicht wie von einem spitzfindigen Advocaten verfasst. Wie Raskolnikow nach dem Morde, so schleicht diese Clique herum, voll juridischer Spitzfindigkeiten, voll ethischer Vorwände, voll mühseliger Alibibeweise, aber mit dem zweifellosen Bewusstsein ihrer Schuld! Trotz aller grossmäuligen, pratiotischen Banalitäten — — — dein Sibirien kommt näher, Raskolnikow!

St. gr.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

15. FEBRUAR 1898.

DER BÄR.

Schwank in einem Aufzug von ANTON TSCHECHOW.

Uebersetzt von EUGENIE KLIORIN.

Personen:

Helene Iwanowna Popowa, junge Witwe mit Grübchen in den Wangen, Gutsherrin.
Grigorji Stepanowitsch Smyrnow, Gutsbesitzer in den besten Jahren.
Lukas, ein Greis, Bedienter bei Frau Popowa.

(Gastzimmer auf dem Popow'schen Gute.)

I.

Frau Popowa (im Trauerkleid, hält den Blick auf eine Photographie gerichtet) und Lukas.

Lukas. Das taugt nicht, gnädige Frau. Sie richten sich bloss zu Grunde... Das Stubenmädchen und die Köchin sind nach Beeren gegangen, jegliches athmende Wesen freut sich des Daseins, sogar die Katze weiss ihr Leben zu geniessen, spaziert auf dem Hofe herum und jagt den Vöglein nach: Sie aber sitzen den ganzen lieben Tag in der Stube wie in einem Kloster und haben gar kein Vergnügen. Aber wirklich! Fast ein Jahr sind Sie nicht aus dem Hause gekommen.

Frau Popowa. Und werde es auch nie verlassen. Wozu auch? Mein Lebenslauf ist beschlossen. Er liegt im Grabe, ich habe mich in diesen vier Wänden begraben... Wir sind beide todt...

Lukas. Da haben wir's! Es ist nicht anzuhören, wirklich! Nicolaus Michailowitsch ist gestorben, so hat es Gott gewollt... Sie haben ihn beweint — und genug damit, es muss doch mal ein Ende haben. Soll man denn sein ganzes Leben lang weinen und Trauerkleider tragen? Auch ich habe seinerzeit meine Alte verloren. Einen Monat habe ich sie betrauert, beweint, und das ist ganz genügend,

sollte ich aber ewig lamentiren, so wäre die Alte es gar nicht werth. (Seufzt auf.) Alle Nachbarn haben Sie vernachlässigt... Weder fahren Sie selbst aus, noch empfangen Sie jemand. Wir leben wie die Spinnen und sehen nichts von der schönen Gotteswelt. Die Livrée ist von den Mäusen zernagt worden... Und wenn es noch an guten Menschen mangelte! Der ganze Bezirk wimmelt ja von Herrschaften... In Ryblowo ist ein Regiment einquartirt, und die Officiere sind schön wie Confect, man kann sich an ihnen nicht satt sehen! Im Lager aber findet jeden Freitag ein Ball statt, und fast jeden Tag spielt dort Militärmusik... Ach, liebe, gnädige Frau! Sind ja jung, schön, kraftstrotzend und könnten herrlich und in Freuden leben... Schönheit ist ja ein vergängliches Gut! Wenn Sie nach zehn Jahren selbst Lust bekommen, Ihre Schönheit leuchten zu lassen, um den Herren Officieren den Kopf zu verdrehen, so wird es schon zu spät sein.

Frau Popowa (energisch). Ich bitte dich, nie wieder darüber zu reden! Du weisst ja, dass seit dem Tode des Nicolaus Michailowitsch das Leben für mich werthlos geworden ist... Dir kommt es vor, dass ich noch lebe, aber das ist ein Irrthum... Ich habe mir gelobt, diese Trauerkleider bis an mein Ende nicht abzulegen und abgeschieden von der Welt zu leben... Hörst du es? Mag seine Seele sehen wie sehr ich ihn liebe... Ja, ich weiss es, dass es dir nicht verborgen blieb, wie oft er mir gegenüber ungerecht war, grausam und... und sogar treulos; ich aber will bis in den Tod hinein treu bleiben, ich will ihm beweisen, welcher Liebe ich fähig bin... Dort, jenseits des Grabes soll er mich ebenso wiedersehen, wie ich es vor seinem Hinscheiden war...

Lukas. Statt so was zu sagen, wäre es für Sie besser, in den Garten hinauszugehen oder Tobby oder den Wjelikon vorspannen zu lassen und die Nachbarn zu besuchen.

Frau Popowa. Ach! (Weint.)

Lukas. Gnädige Frau! Liebe, gute, gnädige Frau! Was fällt Ihnen ein? Gott sei mit Ihnen!

Frau Popowa. Er liebte den Tobby so sehr. Er liess ihn immer anspannen, wenn er zu Kortschagin's und Wlassow's fuhr. Wie wundervoll er lenkte! Wie graziös war seine Gestalt, wenn er aus allen Kräften die Lenkriemen straff zog! Entsinnst du dich? Tobby, Tobby! Sage, man soll ihm heute ein Mass Hafer mehr geben.

Lukas. Zu Befehl!

(Man zieht heftig an der Klingel.)

Frau Popowa (auffahrend). Wer ist das? Sage, dass ich Niemand empfange!

Lukas. Zu Befehl! (Ab.)

II.

Frau Popowa (allein).

Frau Popowa (die Photographie betrachtend). Du wirst sehen, Nicolaus, wie ich lieben und vergeben kann... Meine Liebe wird erst

dann erlöschen, wenn mein armes Herz aufgehört haben wird, zu schlagen. (Lacht mit Thränen.) Und du schämst dich gar nicht? Ich bin artig, bin ein treues Frauchen, habe mich eingeschlossen und werde dir bis ans Grab treu bleiben, du aber... und du schämst dich gar nicht, Kleiner? Warst mir untreu, warst aufbrausend, liessest mich wochenlang allein...

III.

Frau Popowa und Lukas.

Lukas (tritt ein, aufgeregt). Gnädige Frau, Jemand fragt nach Ihnen, möchte Sie sehen...

Frau Popowa. Aber du hast doch gesagt, dass ich seit dem Tode meines Mannes Niemand empfange?

Lukas. Ja wohl, er achtete aber gar nicht darauf, er sagte, er komme in einer wichtigen Angelegenheit.

Frau Popowa. Ich em—pfan—ge nicht!

Lukas. Ich hab's ihm ja gesagt, aber... das ist so ein Teufel... er schimpfte und trat mit Gewalt ins Zimmer... er steht schon im Speisezimmer...

Frau Popowa (aufgebracht). Gut, ich bitte... Welch grobe Menschen!

(Lukas ab.)

Frau Popowa. Wie unerträglich sind doch die Menschen! Was wollen sie von mir? Weshalb suchen sie mir meine Ruhe zu rauben? (Seufzt.) Nein, allem Anschein nach werde ich mich gezwungen fühlen, ins Kloster zu treten... (Wird nachdenklich.) Ja, ins Kloster...

IV.

Frau Popowa, Lukas und Smyrnow.

Smyrnow (eintretend, zu Lukas). Dummkopf, du liebst es, viel zu schwatzen... Esel! (Frau Popowa erblickend, sagt würdevoll.) Gnädige Frau, habe die Ehre mich vorzustellen: Reservelieutenant, Gutsbesitzer Grigorji Stepanowitsch Smyrnow. Bin genöthigt, Sie eines wichtigen Geschäftes wegen zu belästigen...

Frau Popowa (ohne die Hand zu reichen). Was wünschen Sie?

Smyrnow. Von Ihrem seligen Herrn Gemahl, mit dem ich die Ehre hatte, bekannt zu sein, sind mir zwei Wechsel im Werthe von tausendzweihundert Rubel ausgestellt worden. Da ich morgen Zinsen in die Agrarbank zahlen muss, so möchte ich Sie, gnädige Frau, bitten, mir das Geld heute einzuhändigen.

Frau Popowa. Tausendzweihund... Wofür blieb Ihnen mein Mann schuldig?

Smyrnow. Er kaufte bei mir Hafer.

Frau Popowa (seufzend, zu Lukas). Lukas, vergiss also nicht zu sagen, dass man dem Tobby ein Mass Hafer mehr geben soll. (Lukas ab. Zu Smyrnow.) Wenn Nicolaus Iwanowitsch Ihnen schuldig blieb, so

werde ich selbstverständlich zahlen; ich bitte aber um Entschuldigung, da ich heute kein Geld habe. Uebermorgen kommt mein Verwalter aus der Stadt zurück, und ich werde ihm sagen, er soll Ihnen die nöthige Summe auszahlen, vorderhand aber kann ich Ihren Wunsch nicht erfüllen... Ueberdies sind es heute gerade sieben Monate, dass mein Mann todt ist, und meine Stimmung ist derart, dass ich keine Lust verspüre, mich mit Geldgeschäften abzugeben.

Smyrnow. Und meine Stimmung ist derart, dass, wenn ich morgen die Zinsen nicht einzahle, ich durch den Schornstein werde 'rausfliegen müssen. Man wird mein Gut pfänden!

Frau Popowa. Uebermorgen bekommen Sie das Geld.

Smyrnow. Ich habe es aber nicht übermorgen, sondern heute nöthig.

Frau Popowa. Verzeihen Sie, heute habe ich keines.

Smyrnow. Bis übermorgen kann ich aber nicht warten.

Frau Popowa. Was soll ich aber thun, wenn ich augenblicklich kein Geld zu Hause habe!

Smyrnow. Sie können also nicht zahlen?

Frau Popowa. Nein...

Smyrnow. Hm... Ist das Ihr letztes Wort?

Frau Popowa. Ja, mein letztes.

Smyrnow. Ihr letztes? Entschieden?

Frau Popowa. Entschieden.

Smyrnow. Danke bestens. Ich werd's mir merken. (Zuckt die Achseln.) Und man verlangt noch, dass ich kaltblütig sein soll! Da begegnet mir aber unterwegs ein Accisebeamter und fragt mich: »Warum ärgern Sie sich immer, Grigorji Stepanowitsch?« Erbarmen Sie sich, wie kann ich denn ruhig sein? Geld habe ich nothwendig nöthig... Gestern verliess ich mit Tagesanbruch mein Haus, besuchte alle meine Schuldner, und dass wenigstens einer von ihnen seine Schuld bezahlt hätte! Ich bin müde geworden, wie ein Hund, brachte die Nacht, Gott weiss wo, zu — in einer Judenschenke neben einem Branntweinfass... Endlich komme ich hierher, habe 70 Werst zurückgelegt und hoffe, Geld zu bekommen, man tischt mir aber eine »Stimmung« auf! Wie soll ich da nicht ärgerlich sein?

Frau Popowa. Ich sagte Ihnen doch klar und deutlich, dass Sie das Geld bekommen werden, sobald der Verwalter aus der Stadt zurückkehrt.

Smyrnow. Ich komme nicht zum Verwalter, sondern zu Ihnen, Was zum Teufel soll mir der Verwalter?

Frau Popowa. Verzeihen Sie, geehrter Herr, mein Ohr ist weder an solch einen Ton, noch an solche Ausdrücke gewöhnt. Ich will Sie nicht mehr anhören. (Geht schnell ab.)

V.

Smyrnow (allein).

Smyrnow. Sagen Sie 'mal! Stimmung... Vor sieben Monaten ist der Mann gestorben! Muss ich aber Zinsen zahlen oder nicht? — Ich frage: muss ich zahlen oder nicht? Nun ja, der Mann ist todt, da kommt die Stimmung und allerhand Hokuspokus... Der Verwalter, dass ihn der Teufel hole, ist verreist, aber was soll ich denn thun? Soll ich auf einen Luftballon den Gläubigern entfliehen? Oder soll ich mir den Kopf einrennen? Grusdew war nicht zu Hause, Jaroschewitsch hat sich versteckt, mit Kurytzin habe ich mich verzankt und hätte ihn beinahe durchs Fenster geworfen, Masutow hat die Cholerina, und diese da kommt mir mit ihrer Stimmung. Keine einzige Canaille will zahlen! Das kommt daher, weil ich sie zu sehr verwöhnte, weil ich ein Waschlappen, ein altes Weib bin! Ich war zu zartfühlend! Aber wartet nur! Ihr sollt mich schon kennen lernen! Ich werde nicht gestatten, mit mir Spass zu treiben, hol' euch der Teufel! Ich bleibe hier und gehe nicht eher weg, als bis sie bezahlt haben wird! Hu!... Wie böse ich heute bin, wie böse! Vor Wuth zittere ich förmlich, und der Athem stockt... Pfui, mein Gott, es wird mir sogar übel! (Schreit.) Diener!

VI.

Smyrnow und Lukas.

Lukas (eintretend). Was wünschen Sie?

Smyrnow. Gib mir Kwas oder Wasser!

(Lukas ab.)

Smyrnow. Nein, wie gefällt Ihnen diese Logik! Man hat das Geld nothwendig nöthig, man möchte sich vor Verzweiflung erhängen, sie aber will nicht zahlen, weil sie keine Lust hat, sich mit Geldgeschäften abzugeben!... Das ist eine echte Weiberlogik, eine Tournürelogik! Darum eben war und ist es mir unerträglich, mit Weibern zu reden. Mir wäre es viel leichter, auf einem Pulverfass zu sitzen, als mit einer Frau zu reden. Hu!... Mich überläuft es sogar eiskalt — so sehr hat mich diese Tournüre aufgebracht! Erblicke ich solche poetische Geschöpfe auch nur aus der Ferne, so bekomme ich vor Wuth Wadenkrämpfe. Es ist geradezu Gewalt zu schreien.

VII.

Smyrnow und Lukas.

Lukas (tritt ein und reicht Wasser). Die gnädige Frau ist krank und empfängt nicht.

Smyrnow. Hinaus!

(Lukas ab.)

Smyrnow. Ist krank und empfängt nicht! Ist auch gar nicht nöthig, mag sie nicht empfangen... Ich bleibe hier und werde so lange

da sitzen, bis du das Geld hergibst!... Wirst du eine Woche krank sein, so bleibe ich eine Woche hier... Wirst du ein Jahr krank sein, so werde ich ein Jahr warten... Ich werde meinen Willen schon durchsetzen! Mit Trauerkleidern und Wangengrübchen ist mir nicht beizukommen... Darin bin ich sehr erfahren! (Ruft durch's Fenster.) Sjemion, spanne aus! Wir werden nicht sobald von hier wegfahren! Ich bleibe hier! Sage dem Stallknecht er soll den Pferden Hafer geben! Du Vieh, wieder hat das linke Seitenpferd sich in den Lenkriemen verwickelt. (Neckt ihn.) Thut nichts... Ich werd 's dir schon eintränken — thut nichts! (Geht vom Fenster weg.) Schlimm... die Hitze ist unerträglich, Geld gibt Keiner her, in der Nacht habe ich schlecht geschlafen und da kommt noch diese Trauerschleppe mit ihrer Stimmung... Kopfweh... Soll ich nicht ein Gläschen Schnaps trinken? Ja, das werde ich... (ruft) Diener!

Lukas (eintretend). Was wünschen Sie?

Smyrnow. Hole mir ein Gläschen Schnaps!

(Lukas ab.)

Smyrnow. Pf! (Setzt sich und beschaut seine Kleidung.) Na, bin aber in schöner Verfassung! Ganz bestaubt, in schmutzigen Stiefeln, ungewaschen, ungekämmt und Stroh auf der Weste!... Die Dame hielt mich vielleicht für einen Räuber. (Gähnt.) Es war ein wenig grob, in solchem Zustande ins Gastzimmer zu treten, na, thut aber nichts... ich kam ja nicht als Gast, sondern als Gläubiger, und die richten sich nicht nach der Mode...

Lukas (tritt ein, reicht den Schnaps). Sie nehmen sich aber zu viel Freiheit, gnädiger Herr...

Smyrnow (ärgerlich). Was?

Lukas. Ich... ich... ich wollte nur...

Smyrnow. Weisst du auch, mit wem du redest?! Halt's Maul!

Lukas (bei Seite). Da hat sich dieser Teufel auf unseren Nacken gesetzt... Was, zum Henker, brachte ihn hieher?...

(Lukas ab.)

Smyrnow. Ach, wie ich böse bin! So böse, dass ich die ganze Welt zermalmen könnte... Mir wird sogar übel... (Ruft.) Diener!

VIII.

Frau Popowa und Smyrnow.

Frau Popowa (tritt mit gesenkten Augen ein). Geehrter Herr, in meiner Einsamkeit habe ich mich von Menschenstimmen entwöhnt und vertrage kein Geschrei. Ich bitte Sie dringend, mich in meiner Ruhe nicht zu beeinträchtigen!

Smyrnow. Geben Sie mir mein Geld, und ich werde sofort abreisen.

Frau Popowa. Ich sagte ja in russischer Sprache, dass ich augenblicklich kein übriges Geld habe, und dass Sie bis übermorgen warten sollen.

Smyrnow. Ich hatte gleichfalls die Ehre, Ihnen in russischer Sprache zu sagen, dass ich das Geld nicht übermorgen, sondern heute nöthig habe. Wenn Sie heute nicht zahlen, so muss ich mich morgen erhängen...

Frau Popowa. Was soll ich aber thun, wenn ich kein Geld habe? Wie komisch!

Smyrnow. Sie wollen also augenblicklich nicht zahlen? Nein?

Frau Popowa. Ich kann nicht...

Smyrnow. Dann bleibe ich hier und werde so lange sitzen, bis ich das Verlangte erhalte... (Setzt sich.) Sie wollen übermorgen zahlen? Ausgezeichnet! Ich werde bis übermorgen sitzen. Ich werde ganz einfach so dasitzen... (Springt auf). Ich frage sie bloss: muss ich morgen Zinsen entrichten oder nicht?... Oder glauben Sie, dass ich scherze?

Frau Popowa. Mein Herr, ich bitte Sie, nicht zu schreien! Hier ist ja kein Stall!

Smyrnow. Ich frage Sie nicht, ob hier ein Stall ist, sondern ob ich morgen Zinsen entrichten soll oder nicht?

Frau Popowa. Sie verstehen es nicht, sich in Damengesellschaft zu benehmen!

Smyrnow. Nein, ich verstehe es wohl, mich in Damengesellschaft zu benehmen.

Frau Popowa. Nein, Sie verstehen es nicht! Sie sind ein schlecht erzogener, roher Mensch! Anständige Leute sprechen nicht so mit Damen!

Smyrnow. Ach, merkwürdig! Wie soll ich denn mit Ihnen reden? Französisch? (Boshaft lispelnd.) Madame, je vous prie... wie glücklich bin ich, dass Sie mir kein Geld geben... Ach, pardon, dass ich Sie belästigt habe! Das Wetter ist heute so schön! Und diese Trauerkleider kleiden Sie herrlich! (Macht einen Kratzfuss.)

Frau Popowa. Das ist nicht geistreich, sondern grob!

Smyrnow (neckend). Nicht geistreich, sondern grob! In Damengesellschaft versteh' ich mich nicht zu benehmen! Gnädige Frau, in meinem Leben habe ich mehr Frauen gesehen, als Sie Sperlinge! Dreimal habe ich mich der Frauen wegen duellirt, zwölf Frauen habe ich verlassen, neun sind mir untreu geworden! Ja, wohl! Es gab eine Zeit, wo ich den Narren spielte, Honig im Munde führte, mit Complimenten um mich warf: Kratzfüsse machte... Ich litt Liebesqualen, seufzte angesichts des Mondes, zerfloss in Wehmuth... Ich liebte leidenschaftlich, wahnsinnig, auf alle möglichen Arten, schwatzte wie eine Elster von Emancipation, verschwendete dank diesen süssen Gefühlen mein halbes Vermögen, aber jetzt — hol' mich der Henker — hat's ein Ende. Jetzt lass' ich mich von Euch nicht anführen! Genug damit! Schwarze Augen, feurige Augen, Purpurlippen, Wangengrübchen,

Mondschein, Flüstern, banger Athem — dafür gebe ich jetzt keinen Kupfergroschen mehr! Die Anwesenden ausgeschlossen, sind alle Frauen, junge und alte, affectirt, kokett, klatschsüchtig, gehässig, durch und durch verlogen, eitel, kleinlich, grausam; ihre Logik ist empörend, und was dieses Ding da anbetrifft (schlägt sich auf die Stirn) so kann — nichts für ungut — ein Sperling einen beliebigen weiblichen Philosophen beschämen! Schaut man solch ein poetisches Geschöpf aus der Ferne an, so erblickt man in demselben ein ätherisches, gottähnliches Wesen, man schwimmt im Entzücken, blickt man aber in die Seele, so zeigt sich das gewöhnlichste Krokodil von der Welt! (Ergreift einen Stuhl an der Lehne; derselbe kracht und bricht.) Am Empörendsten ist es aber, dass dieses Krokodil sich einbildet, sein alleiniges Privilegium, sein Monopol seien die zärtlichen Gefühle! Mag mich doch der Teufel holen, mag man mich mit dem Kopf nach unten an diesem Nagel hier aufhängen, wenn es nicht wahr ist, dass die Weiber Niemand ausser ihre Bologneserhündchen lieben können? In der Liebe verstehen sie nur zu greinen! Wo der Mann leidet und opfert, äussert sich ihre Liebe nur darin, dass sie mit der Schleppe rauschen und geschickt an der Nase herumführen möchten. Sie haben das Unglück, eine Frau zu sein, folglich kennen Sie die Natur des Weibes aus eigener Erfahrung. Sagen Sie mir doch ganz offen: haben Sie je in Ihrem Leben eine Frau gesehen, die aufrichtig, treu und beständig wäre? Das haben Sie nicht! Treu und beständig sind nur Greisinnen und Krüppel! Man könnte eher eine Katze mit Hörnern oder eine weisse Schnepfe finden, als ein beständiges Frauenzimmer!

Frau Popowa. Erlauben Sie, wer liebt denn, ihrer Meinung nach, treu und beständig? Doch nicht der Mann?

Smyrnow. Ja wohl, der Mann!

Frau Popowa. Der Mann (lacht ironisch), der Mann liebt treu und beständig! Was für eine Neuigkeit! (Eifrig.) Was für ein Recht haben Sie, das zu behaupten? Die Männer sind treu und beständig! Wenn es darauf ankommt, so werde ich Ihnen sagen, dass unter allen Männern, die ich kannte und kenne, mein seliger Mann der beste war... Ich liebte ihn leidenschaftlich, mit Leib und Seele, wie nur eine junge, denkende Frau lieben kann; ich opferte ihm meine Jugend, mein Glück, mein Leben, mein Vermögen, er war mir Alles, und ich vergötterte ihn wie eine Heidin, und...und — was that er? Dieser beste aller Männer betrog mich auf die schamloseste Weise auf Schritt und Tritt! Nach seinem Tode fand ich in seinem Schreibtisch eine ganze Schublade mit Liebesbriefen, und als er am Leben war — ich denke mit Schaudern daran zurück — da liess er mich ganze Wochen allein, machte in meiner Gegenwart anderen Damen den Hof, brach die Treue, vergeudete mein Geld und spielte mit meinen Gefühlen...Und trotz alledem liebte ich ihn und blieb ihm treu...Noch mehr, er ist schon todt, und ich bin noch immer treu und beständig... Ich habe mich auf ewig in diesen vier Wänden eingeschlossen und werde bis an mein Lebensende diese Trauerkleider nicht ablegen...

Smyrnow (verächtlich lachend). Trauer! ... Ich begreife nicht, wofür Sie mich halten? Als ob ich nicht wüsste, wozu Sie diesen schwarzen Domino tragen und sich in diesen vier Wänden eingeschlossen haben! Warum denn nicht? Das ist so geheimnissvoll, so poetisch! Wenn an dem Hause irgend ein Junker oder ein stutzerhafter Poet vorbeifahren wird, so wird er zu den Fenstern hinaufschauen und denken: »Hier wohnt die geheimnissvolle Tamara, die aus Liebe zu ihrem Mann in diesen Mauern sich begraben hat.« Ich kenne schon diese Faxen!

Frau Popowa (auffahrend). Was? Wie erlauben Sie sich, mir so etwas zu sagen?

Smyrnow. Sie haben sich lebendig begraben und doch nicht vergessen, das Gesicht zu bepudern!

Frau Popowa. Wie wagen Sie es nur, mit mir auf diese Weise zu reden?

Smyrnow. Bitte, schreien Sie nicht, ich bin ja nicht Ihr Verwalter! Gestatten Sie mir, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Ich bin kein Frauenzimmer und habe die Gewohnheit, meine Meinung gerade heraus zu sagen! Bitte also, nicht zu schreien!

Frau Popowa. Nicht ich schreie, sondern Sie! Ich bitte, mich in Ruhe zu lassen!

Smyrnow. Geben Sie das Geld her, und ich reise ab.

Frau Popowa. Sie bekommen es aber nicht!

Smyrnow. Nicht? Werden Sie es also nicht geben?

Frau Popowa. Ihnen zum Possen werde ich keinen Kopeken geben! Lassen Sie mich also in Ruhe!

Smyrnow. Ich habe nicht das Vergnügen, Ihr Gatte oder Ihr Verlobter zu sein, darum bitte, nur ohne Scenen! (Setzt sich.) Ich bin kein Freund davon.

Frau Popowa (athemlos vor Zorn). Sie setzen sich?

Smyrnow. Ja, ich sitze.

Frau Popowa. Bitte, mich zu verlassen!

Smyrnow. Geben Sie das Geld her... (Zur Seite.) Ach, wie böse ich bin! Wie böse ich bin!

Frau Popowa. Ich rede nicht mit unverschämten Menschen. Machen Sie, dass Sie fortkommen! (Nach einer Pause.) Sie wollen nicht fort? Nein?

Smyrnow. Nein.

Frau Popowa. Nein?

Smyrnow. Nein!

Frau Popowa. Schön! (Klingelt.)

IX.

Dieselben und Lukas.

Frau Popowa. Lukas, führe diesen Herrn hinaus!

Lukas (nähert sich Smyrnow). Mein Herr, gehen Sie doch, wenn man's Ihnen befiehlt! Was haben Sie hier...

Smyrnow (aufspringend). Halt's Maul! Mit wem unterstehst du dich zu reden? Ich werde dich kurz und klein hauen!

Lukas (die Hand aufs Herz legend). Gerechter Himmel! Jesus Maria! (Fällt auf einen Sessel nieder.) Ach, mir wird schlecht! Ich ersticke!

Frau Popowa. Wo ist denn Dascha? Dascha, (schreit) Dascha! Pelageja! Dascha! (Klingelt.)

Lukas. Ach! Alle sind fort...nach Beeren... Niemand ist zu Hause. Mir ist schlecht! Wasser!

Frau Popowa. Machen Sie, dass Sie fortkommen!

Smyrnow. Wollen Sie nicht die Güte haben, höflicher zu sein?

Frau Popowa (die Fäuste ballend und mit den Füssen stampfend). Sie Flegel! Grober Bär! Tölpel! Ungeheuer!

Smyrnow. Was? Was sagten Sie?

Frau Popowa. Ich sagte, dass Sie ein Bär, ein Ungeheuer sind!

Smyrnow (geht auf sie los). Erlauben Sie, was für ein Recht haben Sie, mich zu beleidigen?

Frau Popowa. Ja, ich beleidige Sie...was ist denn dabei? Glauben Sie, dass ich mich vor Ihnen fürchte?

Smyrnow. Und Sie glauben wohl, als poetisches Geschöpf, mich ungestraft beleidigen zu dürfen? Ja? In die Schranken!

Lukas. Gerechter Himmel!...Jesus Maria!...Wasser!

Smyrnow. Pistolen her!

Frau Popowa. Sie glauben wohl, dass ich mich vor Ihnen fürchte, weil Sie kräftige Fäuste und eine Ochsenkehle haben? Was? Sie Flegel!

Smyrnow. In die Schranken! Ich gestatte es keinem, mich zu beleidigen, und werde nicht darauf achten, dass Sie eine Dame, ein zartes Geschöpf sind!

Frau Popowa (sucht ihn zu überschreien). Bär! Bär! Bär!

Smyrnow. Es ist endlich schon Zeit, vom Vorurtheil zu lassen, dass bloss die Männer für Beleidigungen verantwortlich sind! Will man Gleichberechtigung, so sei man gleich in Allem, zum Teufel! In die Schranken!

Frau Popowa. Sie wollen sich duelliren? Bitte sehr!

Smyrnow. Augenblicklich!

Frau Popowa. Sofort! Mein Mann hatte Pistolen...Ich bringe sie gleich her... (Geht eilig hinaus und kommt wieder). Mit welcher Wonne werde ich eine Kugel durch Ihre freche Stirn jagen! Hol' Sie der Teufel! (Geht ab.)

Smyrnow. Ich werde sie wie ein junges Huhn anschiessen! Ich bin kein Gelbschnabel, kein sentimentaler, junger Hund, für mich existiren keine zarten Geschöpfe!

Lukas. Väterchen! (Kniet nieder.) Sei so gut, habe Mitleid mit mir altem Mann, gehe weg von hier! Du hast mich zu Tode erschreckt und willst dich noch duelliren!

Smyrnow (ohne ihn zu beachten). Ein Duell, das nenn' ich Gleichberechtigung, Emancipation. Dabei sind beide Geschlechter gleich: Ich werde sie principiell anschiessen! Aber wie gefällt Ihnen eine solche Frau? (Ahmt sie nach.) »Hol' Sie der Teufel... Ich werde eine Kugel durch Ihre freche Stirn jagen...« Wie gefällt Sie Ihnen? Ist ganz roth geworden, die Augen blitzten... Hat die Forderung angenommen! Mein Ehrenwort darauf, zum erstenmal im Leben sehe ich so ein Weib!

Lukas. Väterchen, gehe weg! Ich werde dir ewig dankbar sein!

Smyrnow. Das ist eine Frau! Das begreife ich! Eine echte Frau! Keine sau're Gurke, kein wässeriges Blut, sondern Feuer, Pulver, eine Rakete! Schade, so eine todtzuschiessen!

Lukas (weint). Väterchen... geh' weg!

Smyrnow. Wahrhaftig, sie gefällt mir! Ganz entschieden! Sie gefällt mir trotz ihrer Wangengrübchen! Bin sogar bereit, ihr das Geld zu schenken... und meine Wuth hat sich gelegt... Ein bewunderns-würdiges Frauenzimmer!

X.

Dieselben und Frau Popowa.

Frau Popowa (kommt mit Pistolen). Hier sind die Pistolen, aber bevor wir uns duelliren, zeigen Sie mir, bitte, wie man schiessen muss... Ich habe nie im Leben eine Pistole in der Hand gehalten.

Lukas. Gott sei uns gnädig!... Werde den Gärtner und den Kutscher holen... Woher kam dieses Unheil? (Ab.)

Smyrnow (besieht die Pistolen). Sehen Sie mal, es gibt verschiedene Arten von Pistolen... Es gibt Extra-Duellpistolen von Mortimer. Diese hier sind Revolver von Smith und Wesson, mit drei Ladungskammern und einem Extractor... Prachtvolle Pistolen! Das Paar kostet Minimum neunzig Rubel... Halten muss man den Revolver so... (Zur Seite.) Die Augen, die Augen! Ein zündendes Weib!

Frau Popowa. So?

Smyrnow. Ja, so... Dann ziehen Sie den Hahn auf... und zielen so... Den Kopf ein wenig zurück! Strecken Sie den Arm ordentlich aus! So... Dann müssen Sie mit diesem Finger auf dieses Ding da drücken und weiter nichts... Hauptbedingung ist: nicht hitzig sein und bedächtig zielen... Man muss darauf achten, dass die Hand nicht zittern soll.

Frau Popowa. Gut... Es ist unbequem im Zimmer zu schiessen, kommen Sie in den Garten.

Smyrnow. Wollen wir geh'n. Ich sage Ihnen aber im Voraus, dass ich in die Luft schiessen werde.

Frau Popowa. Das fehlte noch! Warum!

Smyrnow. Darum... Darum... Das ist meine Sache, warum!

Frau Popowa. Sie haben Furcht bekommen? Ja? So, so! Nein, mein Herr, nur keine Kniffe! Bitte, folgen Sie mir! Ich werde nicht eher ruhen, als bis meine Kugel Ihre Stirn durchbohren wird... Diese Stirn, die ich so sehr hasse! Haben Sie Angst bekommen?

Smyrnow. Ja, ich habe Angst bekommen.

Frau Popowa. Sie lügen! Warum wollen Sie nicht schiessen?

Smyrnow. Weil... weil... Sie mir gefallen.

Frau Popowa (ironisches Lachen). Ich gefalle ihm! Er wagt es zu sagen, dass ich ihm gefalle! (Zeigt auf die Thüre.) Sie können geh'n!

Smyrnow (legt schweigend den Revolver hin, nimmt seinen Hut und geht; an der Thüre bleibt er stehen; eine halbe Minute schauen sie einander an; dann sagt er, indem er sich unschlüssig Frau Popowa nähert). Hören Sie... Sind Sie noch böse?... Ich war auch schrecklich wüthend, aber, verstehen Sie mich recht... wie könnte ich's doch erklären... Der Grund ist der, dass solche Geschichten eigentlich... (Schreit.) Aber habe ich denn Schuld, dass Sie mir gefallen? (Ergreift einen Stuhl an der Lehne, der Stuhl kracht und bricht.) Zum Henker, wie leicht Ihre Möbel brechen! Sie gefallen mir! Verstehen Sie wohl? Ich... ich bin fast verliebt!

Frau Popowa. Kommen Sie mir nicht zu nahe — ich hasse Sie!

Smyrnow. Gott, welch ein Weib! Nie im Leben habe ich ein ähnliches gesehen! Ich bin verloren! Besiegt! Gefangen wie eine Maus!

Frau Popowa. Weg! oder ich schiesse!

Smyrnow. Schiessen Sie nur! Sie können nicht begreifen, welch ein Glück es ist, angesichts dieser herrlichen Augen zu sterben, getroffen von einer Kugel aus dem Revolver, den dieses sammetweiche Händchen hält... Ich habe den Verstand verloren! Bedenken Sie und antworten Sie sofort, denn, verlasse ich Sie jetzt, so sehen wir uns nie wieder! Antworten Sie... Ich bin aus dem Adelsstande, ein redlicher Mensch, habe Zehntausend jährlicher Einnahmen... Treffe mit der Kugel eine Münze, die in die Luft geworfen ist... Habe vortreffliche Pferde... Wollen Sie mein Weib werden?

Frau Popowa (empört, schwingt den Revolver). Auf Pistolen! In die Schranken!

Smyrnow. Habe den Verstand verloren... Begreife nichts... (schreit) Diener, Wasser!

Frau Popowa (schreit). In die Schranken!

Smyrnow. Bin von Sinnen, habe mich wie ein Gelbschnabel, wie ein Dummkopf vernarrt! (Ergreift ihre Hand, sie stösst einen Schmerzensschrei aus.) Ich liebe Sie! (Fällt auf die Knie nieder.) Ich liebe Sie so, wie ich nie geliebt habe! Zwölf Frauen wurden von mir verlassen, neun sind mir untreu geworden, aber keine von ihnen habe ich so geliebt,

wie Sie... Ich bin aufgethaut, besiegt, gefesselt... Kniee wie ein Narr und bitte um Ihre Hand...Schmach und Schande! Fünf Jahre war ich nicht verliebt, habe es mir gelobt, und nun sitze ich fest wie eine Deichselstange in einer Kutsche! Biete Herz und Hand an. Ja oder nein? Wollen Sie nicht? Ist nicht nöthig! (Steht auf und geht schnell zur Thüre.)

Frau Popowa. Warten Sie?

Smyrnow (bleibt stehen). Nun?

Frau Popowa. Nichts, Sie können gehen ... Uebrigens, warten Sie ... Nein, gehen Sie, gehen Sie! Ich hasse Sie! Oder nein ... Bleiben Sie! Ach, wenn Sie wüssten, wie ich böse bin, wie böse! (Wirft den Revolver auf den Tisch.) Die Finger sind mir aufgeschwollen von diesem garstigen Ding ... (Reisst im Zorn ihr Tuch.) Was stehen Sie noch? Gehen Sie weg!

Smyrnow. Adieu.

Frau Popowa. Ja, ja, gehen Sie nur! (Schreit.) Wohin gehen Sie denn? Warten Sie...Uebrigens gehen Sie. Ach, wie böse ich bin! Kommen Sie mir nicht zu nahe, kommen Sie nicht zu nahe!

Smyrnow (nähert sich ihr). Wie ärgerlich bin ich über mich selbst! Habe mich wie ein Schuljunge verliebt, stand auf den Knieen... Es überläuft mich eiskalt... (Barsch.) Ich liebe Sie! Es fehlte noch, dass ich mich verlieben sollte! Morgen muss ich Zinsen zahlen, die Heuernte hat begonnen und da treten Sie auf... (Legt die Hand um ihre Taille.) Nie werde ich's mir verzeihen...

Frau Popowa. Weg! Die Hände weg! Ich...hasse Sie! In die Schra—Schranken! (Langer Kuss.)

XI.

Dieselben, Lukas mit einem Beil, der Gärtner mit einem Rechen, der Kutscher mit einer Mistgabel und Arbeiter mit Pfählen.

Lukas (erblickt das Pärchen, das sich küsst). Gerechter Himmel! (Pause.)

Frau Popowa (die Augen senkend). Lukas, sage dem Stallknecht, dass Tobby heute gar kein Futter bekommen soll.

(Der Vorhang fällt.)

IM GARTEN.

Sie kam heraus zu mir
In ihrem hellen Morgenkleide
Und reichte mir die Hand.

Die war so krank wie Seide.

Ich sah sie lächelnd an, dann ernst.
Ihr Schritt war zart und schlank
Und that den kleinen Blumen nichts zu Leide.

Ein Morgenglockensang
Erbebte fernst.
Wir schwiegen beide.

Mir ward dabei im tiefen Herzen bang,
Ich musste um mich blicken, ob denn Frühling sei?
Der Herbst lag auf dem Land,
Die Sonnenstrahlen sanken müde auf den Sand.

Es war nicht Mai.

München. ARTHUR HOLITSCHER.

TH. M. DOSTOJEWSKY ÜBER STRAFPROCESSE.

Von NINA HOFFMANN (Wien).

(Schluss.)

Fertigt Dostojewsky im Process der Kairowa den bestellten Anwalt mit wuchtigen Hieben ab, wie sie dem plumpen Vertheidiger zukommen, so gestattet er sich Herrn Spassowič gegenüber, dem Anwalt Kroneberg's im Processe dieses Namens, ein ausgesucht feines Spiel mit spitzen und scharfen Waffen. Hier hat er es mit einem geschickten und feinen Kopfe zu thun, dessen unscheinbaren, die Wahrheit und die Stimmung gleichsam unterminirenden Wendungen er auflauert, um sie zu widerlegen, vor Allem unschädlich zu machen.

Der Dichter bringt diesen Process in extenso, dessen Inhalt, soweit er sich auf Anklage und Urtheilsspruch bezieht, uns weniger beschäftigen muss als der leidenschaftliche Feldzug gegen eine feine aber um so gefährlichere Vertheidigungstaktik. Wir citiren in Kürze des Dichters ersten Bericht über den Fall:

»Ich denke, Alle kennen den Process Kroneberg, welcher vor einem Monate im Petersburger Kreisgerichte durchgeführt worden ist, und Alle haben wohl die Berichte darüber in den Tagesblättern gelesen. Die Sache ist höchst interessant, und die Berichte darüber waren besonders aufregend! Da ich mich um einen Monat verspätet habe, werde ich sie nicht mehr im Detail aufnehmen, fühle aber das Bedürfniss, aus diesem Anlass auch mein Wort zu sagen.«

»Ich bin durchaus kein Jurist, allein hier hat sich von allen Seiten so viel Falsches gezeigt, dass es auch für einen Nichtjuristen augenscheinlich wird. Solche Dinge springen sozusagen ganz unvermuthet heraus und verwirren nur die Gesellschaft, ja, wie es scheint, sogar die Richter. Da sie aber dabei allgemeine, ja die kostbarsten Interessen berühren, so ist es begreiflich, dass sie uns ans Leben greifen, und dass es manchmal unmöglich ist, nicht von ihnen zu sprechen, wenn auch ein Monat darüber vergangen wäre, d. h. — eine ganze Ewigkeit.«

»Ich erinnere an den Fall: Ein Vater hat sein Kind, sein uneheliches, siebenjähriges Töchterchen, allzu grausam zugerichtet; nach der Anklage hat er sie auch schon früher äusserst hart behandelt. Eine fremde Person aus dem Volke konnte die Wehklagen des gemarterten Kindes nicht mehr ertragen, das (der Anklage nach) eine Viertelstunde lang unter den Ruthenstreichen: ‚Papa, Papa!‘ schrie; die Ruthe aber war nach dem Zeugniss eines Experten keine Ruthe, sondern eine ‚Spitzruthe‘, d. h. etwas für ein siebenjähriges Kind ganz Unmögliches. Uebrigens lag sie auf dem Gerichtstisch unter den Beweis-

materialien, und Alle konnten sie sehen, sogar Herr Spassowič. Die Anklage erwähnte u. A. auch das, dass der Vater, als man ihn vor dem Schlagen auf ein Aestchen aufmerksam machte, das man doch wegbrechen solle — erwiderte: ‚Nein, das wird noch mehr Kraft geben.‘ Es ist auch bekannt, dass der Vater nach der Züchtigung fast in Ohnmacht fiel.«

»Ich erinnere mich auf den ersten Eindruck, den die Nummer des ‚Golos‘ auf mich machte, wo ich den Beginn der Sache, ihre erste Darstellung las. Das geschah um die zehnte Abendstunde, ganz unvermuthet. Ich war den ganzen Tag in der Druckerei gesessen und hatte den ‚Golos‘ nicht früher durchsehen können, wusste auch nichts von dem Auftauchen dieser Sache. Nachdem ich gelesen hatte, entschloss ich mich, mich um jeden Preis, ungeachtet der späten Stunde, noch am selben Abend über den Gang der Sache zu unterrichten, da ich vermuthete, dass sie etwa bei Gericht schon abgeschlossen sein konnte, und zwar an diesem Tage, einem Samstag, und wusste, dass die Tagesblätter immer verspätet erscheinen. Ich kam auf den Gedanken, sofort einen allgemein gekannten, wenn auch mir persönlich sehr wenig bekannten Mann aufzusuchen, da ich nach einigen Anzeichen schloss, dass ihm eher als meinen anderen Freunden der Ausgang des Processes bekannt sein müsse, und dass er wohl selbst dort gegenwärtig gewesen sei. Ich hatte mich nicht geirrt. Er war dort gewesen und eben erst heimgekommen. Ich traf ihn um die elfte Stunde schon zu Hause an, und er theilte mir die Freisprechung des Angeklagten mit. Ich war empört gegen den Gerichtshof, die Geschworenen, den Vertheidiger. Heute sind drei Wochen seither verflossen, und ich habe meine Meinung in vielen Stücken geändert, nachdem ich selbst alle Zeitungsberichte gelesen und manche schwerwiegende Urtheile Unbetheiligter angehört habe. Ich bin sehr froh darüber, dass ich den unter der Anklage stehenden Vater nicht mehr zu den Bösewichtern, den Liebhabern kindlicher Qualen (es gibt solche) rechnen muss, und dass es sich hier hauptsächlich um ‚Nerven‘ handelt, und dass er nur ein ‚schlechter Pädagoge‘ ist, nach dem Ausdrucke seines Vertheidigers. Ich will hauptsächlich auf gewisse Unwahrheiten in der Rede des Advocaten hinweisen, um damit um so klarer zu zeigen, in welche schiefe und alberne Lage mancher angesehene, talentvolle und ehrenhafte Mensch gerathen kann, einzig und allein durch das Falsche in der Unterlage der ganzen Sache.«

Wir übergehen die Auseinandersetzung dieser falschen Unterlage und führen nur einige markante Stellen der Polemik an:

»Schon bei den ersten Worten seiner Rede,« sagt Dostojewsky, »fühlt ihr, dass ihr es mit einem Talente ersten Ranges, erster Kraft zu thun habt. Herr Spassowič deckt sich von vornherein ganz auf und zeigt den Geschworenen selbst die schwache Seite der von ihm unternommenen Vertheidigung, zeigt auf seine schwächste Stelle, jene, die er am meisten fürchtet.« . . . Er sagt:

»Ich fürchte mich, meine Herren Beisitzer, nicht vor dem Urtheilsspruch des Gerichtshofes, nicht vor der Anklage des Staatsanwalts . . .

ich fürchte mich vor einer abstracten Idee, vor einem Gespenst, ich fürchte mich deshalb, weil das Verbrechen, wie es betitelt ist, ein schwaches, schutzloses Geschöpf zum Gegenstande hat. Schon das Wort allein: ‚Die Marter eines Kindes' erweckt erstens ein Gefühl tiefen Mitleids mit dem Kinde, zweitens aber ein ebenso starkes Gefühl der Entrüstung gegen Jenen, der des Kindes Peiniger war.«

»Das ist sehr geschickt,« fährt Dostojewsky fort, »eine ungewöhnliche Offenheit. Der Hörer, der schon mit gesträubten Federn dasitzt und sich schon dazu vorbereitet hat, unbedingt etwas sehr Schlaues, Gewandtes, eine Prellerei anzuhören, und der sich eben gesagt hatte: ‚Na, Bruder, wir wollen sehen, wie du mich jetzt anführen wirst' — wird plötzlich von dieser Schutzlosigkeit des Menschen gepackt. Der, den man früher als Schelm dachte, sucht selbst nach einem Schutz, ja noch dazu bei euch selber, die anzuführen er sich vorgenommen hatte! Mit dieser Taktik bricht Herr Spassowič mit einem Schlag das Eis des Misstrauens und filtrirt sich, wenn auch nur mit einem Tröpflein, in euer Herz hinein.«

»Es ist wahr, er spricht von einem ‚Gespenst', sagt, dass er sich nur vor einem ‚Gespenst', das heisst, fast vor einem Vorurtheil fürchte. Ihr habt noch nichts weiter gehört, aber ihr schämt euch schon, dass man euch unbilligerweise für Menschen mit Vorurtheilen halten werde. Nicht wahr? Sehr geschickt.«

Der nächste Einwurf Dostojewsky's ist gegen den Gebrauch des Wortes »Ruthe« anstatt eines scharfen Ruthenbündels. Darauf der Hinweis auf das Wort »Strafe«, das der Vertheidiger anstatt des Wortes »Marter« anwendet, wobei er sich über das pro und contra körperlicher Strafen ergeht. Im weiteren Verlaufe appellirt der Advocat an das tiefere Verständniss der Geschworenen für die lasterhafte Natur des Kindes und das nervöse Temperament des Vaters. »Wenn wir, die Geschworenen, erst einmal in die Sache eingehen,« interpretirt der Dichter den Wiederhall dieser Rede, »so werden wir Euch freisprechen, denn ein tieferes Verständniss führt zum Freispruch« — so sagt er ja selbst. Das tiefe Verständniss aber ist also, heisst es, nur bei uns, auf unserer Bank. »Auf uns hat folglich das Täubchen so lange gewartet, hat sich bei allen Richtern und Anwälten abgemüht!« Mit einem Wort: Schmeichle, schmeichle! Das ist eine alte Routine, aber eine höchst verheissungsvolle.«

Nun erfährt das Auditorium die ganze Lebensgeschichte des Angeklagten durch die Rede des Vertheidigers, der mit vollendeter Geschicklichkeit die allerkleinsten Züge zusammenträgt, um das Interesse für den Vater zu steigern, jenes, das man dem Kinde entgegenbringt, abzuschwächen, kurz durch Stimmung zu wirken. Dostojewsky zerpflückt nun Satz um Satz, ja fast Wort für Wort die einzelnen Wendungen des geschickten Advocaten sowohl da, wo er etwas hervorhebt, als da, wo er abschwächt und fallen lässt, und schliesst mit den Worten: »Mir steht jetzt immer eine junge Schule vor Augen, welche den Geist gewandt macht und das Herz austrocknet, eine Schule der Verdreht-

heit für jedes gesunde Gefühl, je nach dem Bedürfniss, eine Schule aller möglichen furchtlosen und nie bestraften Anschläge je nach der Nachfrage und dem Bedarf, Anschläge, die man als Princip und in Folge dessen, dass wir nicht an sie gewöhnt sind, als eine Art Heldenmuth verkleidet, dem Alle Beifall klatschen. Wie denn? Greife ich die Advocatur, unsere neue Rechtspflege an? Gott behüte mich! Ich möchte nur, dass wir Alle ein wenig besser würden. Das ist ein höchst bescheidener, aber ach, ein sehr idealer Wunsch! Ich bin ein unverbesserlicher Idealist. Ich suche Heiligthümer, ich liebe sie, mein Herz dürstet nach ihnen, weil ich so geschaffen bin, dass ich nicht ohne Heiligthümer leben kann, aber immerhin wünschte ich Heiligthümer, die, wenn auch nur ein Tröpflein, heiliger wären; sonst ist es ja nicht der Mühe werth, sich vor ihnen zu neigen.«

Schliesslich ist ja auch der Dichter mit dem Freispruch einverstanden, allein er bedarf dazu keiner Fälschung seiner Begriffe, keiner »Austrocknung seines Herzens«.

Er ist es ganz einfach des Kindes halber, das man dazu vor Gericht gestellt hatte, damit es von sich aussage: Je suis voleuse, menteuse« etc., und das, des Vaters durch dessen Verurtheilung beraubt, bei seiner Concubine lebend, nun ganz schutzlos aufgewachsen und mit dem Brandmal behaftet wäre: Du hast mit sieben Jahren in einem Processe gegen deinen Vater figurirt!

Wir aber möchten noch einen Schritt weitergehen, und was der Dichter noch mit dem Rückhalt feiner Wendungen gegen die Advocaten ausgesprochen, bis in seinen Urgrund verfolgen und aufdecken. Was uns bei dieser Art der Reinwaschung als Erweckung persönlicher Stimmungen durch die Advocaten beleidigt, ist nicht das, dass es ein falsches Mittel ist und die Wahrheit verschiebt, sondern dass es die officielle, sanctionirte, bewusste Ausnützung unseres bis zur Unsittlichkeit gehenden Subjectivismus im Urtheile ist. Ein Advocat, der in seiner Vertheidigungsrede, anstatt beherzt die That vom Thäter zu trennen, uns diesen durch allerlei Mätzchen »interessant« macht, um uns dadurch für seine That blind zu machen, w e i s s, dass er sich an so viele schlechte Köpfe und schwache Herzen wendet, die das Verbrechen des Freundes nicht zu verdammen, die Grossthat des Feindes nicht zu bewundern vermögen. Er weiss es und missbraucht es und ist eben dadurch, anstatt von seiner Stelle aus an der Befreiung unseres sittlichen Urtheils mitzuhelfen, eines der gefährlichsten Hemmnisse unserer inneren Cultur.

Das ist es, was als »Residuum«, möchten wir sagen, der Dostojewsky'schen Forderungen an den Vertheidiger im Gerichtssaale in unserem Geiste wie eine bleibende Forderung fürs Leben zurückbleibt.

Der vierte Rechtsfall betrifft die hässliche Geschichte wohlhabender Eltern, welche drei ihrer Kinder weniger liebten als ihre übrigen Sprösslinge, sie in einer kalten Kammer frierend, schmutzig, verwahrlost, hungernd wohnen liessen, wo sie auf schlechten Strohsäcken, auf dem Fussboden gebettet, Alle unter einer zerrissenen Decke

schliefen, geprügelt, für Stunden in das Closet eingesperrt wurden etc. Wir übergehen die Anklageschrift sowie die Phasen des Processes, der gleichfalls mit einem Freispruche endet, und fügen hier nur im Wesentlichen die »phantastische Anrede« des Vorsitzenden an die Eltern an, welche Dostojewsky in seinem Namen hält, um seine Ermahnungen wie seine Gedanken über die Wurzel vieler Schuld und vieles Elends, die Faulheit, öffentlich auszusprechen. Auch hier wie im Process Kroneberg bricht seine überquellende Liebe für die Kinder mächtig hervor.

»Ihr seid freigesprochen, Angeklagte, allein bedenket, dass es ausser diesem Gerichte noch ein anderes gibt — das Gericht eueres eigenen Gewissens. Macht es so, dass auch dieses Gericht euch freispreche, wenn auch erst in der Folge. Ihr habt angekündigt, dass ihr euch jetzt selbst mit der Erziehung euerer Kinder und ihrem Unterrichte befassen werdet. Hättet ihr euch früher dazu bequemt, so gäbe es keine Verhandlung über euch und euere Kinder. Allein ich fürchte eines: Habt ihr denn Kraft genug in euch, um eueren guten Vorsatz auszuführen?«

»Es ist nicht genug, sich zu solch einem Werke zu entschliessen man muss sich auch fragen, ob es an Eifer und Geduld zu solchem Werke nicht fehlen werde? Seine Kinder zu hassen, ist eine geradezu unnatürliche deshalb aber auch unmögliche Sache. Denn so kleine Kinder zu hassen, ist unvernünftig, ja sogar lächerlich. Aber die Faulheit, die Gleichgiltigkeit, die bequeme Entwöhnung von der Erfüllung einer vor allem Anderen wichtigen, natürlichen und höheren Bürgerpflicht, wie die Erziehung der eigenen Kinder es ist, können thatsäbhlich Lieblosigkeit, wohl gar Hass gegen sie erzeugen, ein Gefühl wie persönliche Rache, in dem Masse, als sie heranwachsen, in dem Masse, als ihre Anforderungen an euch zunehmen, in dem Masse, als ihr erkennet, dass man Vieles für sie thun, sich mit ihnen viele Mühe geben, folglich ihnen Vieles von der eigenen selbstzufriedenen Abschliessung und bequemen Ruhe opfern müsse. Dabei kann sich durch die stets wechselnden Unarten der verwahrlosten Kinder und die sich immer tiefer einwurzelnde Verderbtheit ihres Geistes und Herzens endlich direct eine Abneigung gegen sie in den Herzen der Eltern einnisten. In eueren heissen, thränenerfüllten Klagen über die Laster euerer Kinder haben wir Alle hier euere tiefe und echte Bitterkeit erkannt, die Bitterkeit eines unglücklichen, von seinem Kinde gekränkten Vaters.«

»Aber denkt ein wenig nach und urtheilet selbst: Wodurch sollten sie denn gebessert werden? Seine erniedrigende, schimpfliche Lage fühlend, konnte das kleine Kind verstockt werden. Die allerphantastischesten, verderbtesten und cynischsten Gedanken konnten durch seinen Kopf schweifen; es konnte endgiltig seine Liebe verlieren, die Liebe zum heimatlichen Neste, sogar zu euch, seinen Eltern; denn es konnte ihm scheinen, dass euch seine Gefühle für euch sowie seine Menschenwürde nichts werth seien. Aber bei einem Kinde — auch bei dem kleinsten — findet sich ein starkes und schon formulirtes Gefühl seiner Menschenwürde — beachtet das wohl...«

Im weiteren Verlaufe der fingirten Rede sagt der Dichter u. A.:

»Eure Kinder sind nicht im Saale, ich habe sie hinausführen lassen und kann darum das berühren, was das Allerwichtigste bei dem schweren Werke ist, das euch bevorsteht. Das Wichtigste ist das, dass von beiden Seiten Vieles zu vergeben ist. Sie müssen euch die schweren, bitteren Eindrücke vergeben, die ihre kindlichen Herzen empfangen haben, ihre Verbitterung, ihre Laster. Ihr aber müsst ihnen euren Egoismus vergeben, eure Vernachlässigung, die Verderbniss eurer Gefühle gegen sie, eure Grausamkeit, und endlich das, dass ihr hier gesessen und um ihretwillen angeklagt waret. Ich sage dies Alles, weil ihr nicht euch darob anklagen werdet sowie ihr den Gerichtssaal verlasset, sondern unbedingt sie, eure Kinder; ich bin davon überzeugt! Und so, da ihr euer schweres Werk der Erziehung eurer Kinder beginnet, fraget euch selbst: ob ihr wohl imstande seid, euch selbst aller dieser Uebertretungen und Vergehen anzuklagen, nicht sie, nein, unbedingt euch selbst? Wenn ihr es vermöget, dann werdet ihr in euren Mühen Erfolg haben. Das heisst, dass Gott euren Blick gereinigt und euer Gewissen erleuchtet hat. Wenn ihr es aber nicht könnt — so ist besser, ihr unternehmt es gar nicht, euren Vorsatz auszuführen.«

Und zum Schluss:

»Allein das Ergreifendste ist, dass ihr nicht nur keineswegs zu den schlechtesten Eltern gehört, sondern noch besser als viele unserer heutigen Väter seid, denn in euren Herzen ist das Bewusstsein eurer Pflicht noch nicht erstorben, ob ihr sie auch nicht erfüllt habt. Eine absolute Verleugnung eurer Pflicht ist bei euch nicht vorhanden. Ihr seid keine kühlen Egoisten, sondern im Gegentheil aufgeregte — ob über euch selbst oder über eure Kinder, das will ich nicht weiter untersuchen. Allein, ihr habt euch als fähig erwiesen, euch euren Misserfolg zu Herzen zu nehmen und einen tiefen Gram darüber zu empfinden! Möge euch denn Gott in eurem Vorsatz, diesen Misserfolg auszugleichen, beistehen. Suchet denn die Liebe und grabt sie tief in eure Herzen ein. Die Liebe ist so allmächtig, dass sie uns selbst umwandelt. Nur mit der Liebe können wir die Herzen unserer Kinder erkaufen, nicht nur mit unserem natürlichen Recht über sie. Ja, bei allen unseren Pflichten gegen unsere Kinder hilft uns die Natur selbst am besten, indem sie es so einrichtet, dass es unmöglich ist, Kinder nicht zu lieben. Ja, wie könnte man sie nicht lieben? Wenn wir schon einmal aufhören, die Kinder zu lieben, wen sollen wir denn nachher lieben, und was wird dann mit uns selbst geschehen? Erinnert euch auch daran, dass nur um der Kinder und ihrer goldenen Köpfchen willen der Erlöser uns verheissen hat, ‚dass sich die Zeiten erfüllen werden'. Um ihretwillen wird die Qual der Wiedergeburt der menschlichen Gesellschaft zur grösseren Vollkommenheit abgekürzt werden. Möge sich denn diese Vollkommenheit erfüllen und mögen die Leiden und Missverständnisse unserer Civilisation ihr Ende finden!

Nun aber gehet hin, ihr seid frei!« . . .

AN DER SCHWELLE DES TODES.

Herbstschatten ziehn um deine weisse Stirne,
Das rauhe Grün der Bäume sieht dich an,
Das Laub rauscht schwer, als kennte es dein Leid.

Du bist so blass. Die Hände zittern dir,
Krank quält dein Auge sich zum kalten Licht,
Ein Schauer geht durch deinen hageren Leib.

Dein Schritt ist matt, und müde ist dein Arm,
In heissen Träumen ängstigt sich dein Hirn,
Und in dir lacht's und weint's und spottet's wild.

Ich gehe stumpf und still an deiner Seite,
Ich bin von deinem Schmerz so furchtbar müde:
Ich weiss ja nicht, wie ich dir helfen soll.

Charlottenburg. FRIEDRICH PERZYŃSKI.

DIE KRITIK.

Von ERNEST HELLO.*)

Uebersetzt von STAUF V. D. MARCH.

Die Kritik! Unzweifelhaft habt ihr schon etlichemale dieses Wort vernommen. Ob aber der, der es aussprach, den Sinn desselben erfasst hat? Ich glaube nicht. Es gibt wenig Worte, die so verkannt werden. Wenn im heutigen Paris eine literarische Kritik existirte —: binnen acht Tagen wäre die Physiognomie der Welt verändert.

Die Kritik, wie man sie gegenwärtig zum weitaus grössten Theile prakticirt, ist ein mattes Gesalbader und thut nach Wunsch und Willen Jedem, der nicht zu reden versteht, noch es überhaupt kann, noch sich dessen getraut. Monsieur Paul, der Kritiker, kennt Monsieur Peter, den Schriftsteller; es ist nöthig, dass er ihn schonend behandle, mag nun Monsieur Peter das oder jenes thun. Ausserdem wird Monsieur Peter von Monsieur Kunz bewundert: ergo fühlt sich Monsieur Paul gedrängt, ihn auch zu bewundern. Ueberdies leidet Monsieur Paul Mangel an dem, was er ansonst formuliren würde: er hat nicht Gedanken, noch Styl, weder Geist noch Gemüth, ja nicht einmal einen Gesichtskreis. Und so gelangt er denn einfach zum Schluss, dass Monsieur Peter ihm selber gleiche, und — beklatscht ihn deshalb. Oder noch besser: Monsieur Paul hat in seiner Jugend irgend welches Buch eines alten und bekannten Autors gelesen; seitab kann sich Monsieur Paul vor Lob über das Werk nicht fassen und hält es den Schriftstellern der Zukunft als Muster vor. Monsieur Paul ist fest überzeugt, dass alle Bücher, die er in seinen jungen Jahren gelesen, heilig seien, dass ein höher organisirter Mensch nicht mehr das Recht habe, auf die Welt zu kommen, und dass der Weltschöpfer in Folge seiner früheren Arbeiten erschöpft sei. Nach Buffon und Montesquieu, so glaubt Monsieur Paul, bleibe nichts zu sagen übrig.

Wie oft habe ich, auf Paris niederblickend, im Stillen mir zugerufen: »Du mein Gott, welch' eine unglückselige Stadt! Was für verlorene Kräfte arbeiten in deinem Busen!« Während die kalte Mittelmässigkeit leichthin und guter Dinge Erfolge erringt, suchen

---

[1]) Wir veröffentlichen hier die Uebersetzung eines Aufsatzes über »die Kritik«, den Ernest Hello bereits vor circa einem halben Jahrhundert in Paris veröffentlicht hat. Hello, der anfangs der Siebzigerjahre starb, ist von der jungen Generation der Pariser Schriftsteller neu entdeckt worden. Sein Name ist den jüngeren Franzosen zur Autorität geworden. —

grosse herrliche Intelligenzen, sei es, dass ihnen der Führer oder die Unterstützung fehlt, erfolglos den Weg und die Befreiung.

Wie viel junge Leute gibt es hier, die vielleicht das Leben in sich gehabt haben, die aber kalten Sinnes weggestossen wurden von der Feindschaft oder von der Gleichgiltigkeit, welche noch weit ärger als die Verfolgung ist, zurückgestossen von der Gleichgiltigkeit, die alle gegen sie gerichteten Versuche mit dem Anathem belegt — und verurtheilt von den Pedanten, die da wünschen, dass Einer dem Andern gleiche, und dass Keiner das bekannte Niveau überschreite!

Die Feigheit, diese entsetzliche List der Hölle, ist es, wodurch die Seele starr wird, und welche den aufgehobenen Arm zurückhält. »Du wirst nicht Alles ausführen,« sagt sie, »thue also nichts.« Aber, Hand aufs Herz. ist das ein Argument?

Ist es nothwendig, zu hoffen, dass, wenn wir reden wollen, die ganze Welt schon im Voraus überzeugt ist, und dass, weil es Taube gibt, das Wort sein Recht verliert?

Ich denke nicht.

Reden wir also, trotz der Tauben.

* * *

Reden wir von der Kritik, wie sie ist, und von der Kritik, wie sie sein sollte.

Wenn ich von der kleinen Kritik sage, sie sei mittelmässig und dumm, so wird sie dies nicht sehr verblüffen. Die Leute sind kreuzfroh, dass sie mittelmässig sind, dass sie in der Mittelmässigkeit leben, dass sie nicht ins Extreme fallen.

Wenn ich aber von der Kritik sage, sie sei grausam, wird sie verdutzt dreinschauen, denn indem sie sich selbst nicht ernst nimmt, achtet sie auch der Wunden nicht viel, welche sie mit kalter Hand und in Glacés versetzt; sage ich ihr, sie sei unfähig, sei es was immer aufzubauen, jedoch fähig, Vieles zu vernichten — sie habe nicht die Kraft, das Leben zu schenken, aber den Willen, just in Folge ihrer Schwachheit den Tod zu geben, und sie sei zu harmlos, wenn sie aufhören will, grausam zu sein, um intelligent zu werden: da wird sie, weil sie nichts zu antworten weiss, die Achseln zucken: ich ginge viel zu weit. Sie wird mir erwidern, sie habe nicht die Absicht zu tödten. Eh! Ich rede nicht von euren Absichten! Ich weiss sehr gut, dass ihr überhaupt keine Absichten habt; aber das ist es gerade, was ich vorwerfe: Ihr solltet Absichten haben.

Derjenige, der urtheilen will, muss nothwendigerweise sagen, dass der Aufschwung, der breite Gesichtskreis und die Tiefe für ihn nicht Gegenstände des Luxus, sondern heiliges Gesetz seien.

Gebt einem solchen Tageskritiker ein ihm unbekanntes Meisterwerk in die Hand. Bevor er es wagt, sein Urtheil abzugeben, wird er das eure erwarten. Bevor er seine Meinung fertig hat, wird er alle seine Interessen sowie die Mienen aller seiner Freunde erforschen, da

er alle seine Gewogenheit in Hymnen auf die Alten erschöpft hat, besitzt er nichts mehr als Kälte und Gleichgiltigkeit für die, welche da kämpfen, welche da leiden, welche der Aufmunterung bedürfen.

Verändert den Namen des Autors auf dem Titelblatte, und die Seiten, die er verrückt gefunden, erscheinen ihm grossartig, und umgekehrt.

Im Ganzen und Grossen hält die kleine Kritik Alles für unmöglich; sie lässt nur das als möglich gelten, was ihrer Gewohnheit entspricht. Der Genius ist nicht nach ihrer Gewohnheit, und sie verfährt mit ihm, wie sie vor einigen Jahren mit der Locomotive und den elektrischen Telegraphen verfahren hat. Was den Genius bereits verstorbener Leute anbelangt, so erklärt sie sie unbedenklich für Genies, obgleich sie nicht weiss, was sie spricht, da es in ihrer Gewohnheit liegt, dies zu erklären, und weil sie übrigens selbst kaum an die Existenz solcher Leute glaubt. Sie vertheilt mit vollen Händen abstracten Personen ihrer Stimmung nach Kränze, die sie nichts kosten, weil sie ja nicht existiren. Mag die Vergangenheit den ihr gebührenden Ruhm haben, sagt sie, denn sie selbst glaubt weder an die Vergangenheit, noch an den Ruhm. Doch die Gegenwart? Doch die Zukunft? — Fort damit!

Auch huldigt diese höfliche, correcte, honigsüsse und mittelmässige Kritik einzig und allein conventionellen Ansichten, vorsichtiger Bewunderung, officiellem Enthusiasmus. Sie spricht euch nicht frei von der Anklage, Moderne zu sein, ausser wenn ihr gleichzeitig mittelmässig seid; sie besitzt für die Mittelmässigkeit, ich weiss, was für eine rührende Zuvorkommenheit; sie erkennt sich selbst und gefällt sich hierin. Auch wenn sie bestimmt, dass diese nicht ohne Tadel sei, verzeiht sie ihr immer, erlaubt ihr Alles.

Der mittelmässige Mensch ist der Liebling, der Benjamin der engbrüstigen Kritik. Sie beutet für ihn ihre Schwächen aus. Es genügt, dass die Mittelmässigkeit deshalb Mittelmässigkeit sei, damit sie ein Anrecht auf die Nachsicht dieser Kritik habe, denn die Fehler der Mittelmässigkeit sind selbst mittelmässiger Natur und somit der Kritik sympathisch, von der ich spreche: sie sind abgegriffen, und Alles, was abgegriffen ist, gefällt ihr. Die Mängel eines höheren Menschen offenbaren eine lebendige, entwicklungsfähige Persönlichkeit, und die kleine Kritik verdammt sie, nicht weil es Mängel, sondern weil sie energischen Charakters sind.

Weich und todt, liebt sie, was weich und todt ist. In der Furcht, dass nicht ein mit Gedanken bewehrter Mensch seine Stimme hören lasse, die man zu hören bisher nicht gewohnt war, gibt sie Jenen gerne den Vorzug, welche schreiben, um nichts zu sagen. Sie wehrt sich dagegen, dass der Mann selbstständig sei, und befiehlt, dass er einem Anderen gleiche: sie nennt das streng sein. Wenn sie bewundern soll, forscht sie gewohnterweise nach, ob allgemein bewundert wird, was sie vor Augen hat, und im Namen des guten Geschmackes steht sie jeder Schönheit im Wege, deren detaillirte Beschreibung ihr nicht be-

kannt ist. Sie urtheilt nicht, um zu urtheilen, sie urtheilt, um ihren eigenen Richtern zu gefallen; in ähnlicher Weise liebt sie diejenigen, die fertige Phrasen wiederholen, weil sie nicht compromittiren, sie weiss, dass diese Münze in Cours ist; bereits fertige Phrasen sind alte Bekannte, die ihr keinen Schreck einjagen. Die kleine Kritik, überzeugt davon, dass die grossen Männer niemals jung gewesen, ja nicht einmal die noch Lebenden, dass die ganze Zeit über die Alten, schon vier Jahrtausende Todten deren Fundament bildeten — verlacht und wendet sich von der zeitgenössischen und lebendigen Grösse ab. Die Angst, welche sie vor dem Genius hat, ist vermengt mit Spott. Vor solch einem Fremdling erröthet sie, dass sie selbst existirt. Gegenüber dem Genius wäre es geboten, zu verschwinden, aber die kleine Kritik verschwindet niemals, sie schrumpft nur zusammen und erstarrt. Um sich dafür zu rächen, weist sie in der Conception des Genius nach, dass ein Beistrich fehle — und die Mittelmässigkeit klatscht.

Mag man welchen Sinn immer diesem wunderlichen Gebahren unterlegen: die Mittelmässigkeit wird sich niemals ausconcertiren. Sie will, dass diese Welt ihre Beute sei; sie reclamirt sie und bemächtigt sich ihrer mit der Sicherheit des guten Rechtes, als ob sie in ihr Eigenthum gehöre. Die mittelmässigen Leute brauchen sich nur zu zeigen, und die Thüren werden ihnen sperrangelweit geöffnet, vor dem Menschen höherer Art schliessen sie sich instinctmässig zu.

Stellt euch die alten mittelmässigen Personen vor. Der Enthusiasmus ist die Belohnung der Einfachheit, und complicirte Seelen fühlen und begreifen nichts. Hofft nicht, die Mittelmässigkeit werde ergriffen werden von eurem Wagemuth, euren Anstrengungen; sieh da ihren Charakter: sie ist naturgemäss unbarmherzig! Wenn sie sich ein einzigesmal überraschen, rühren liesse, würde sie aufhören, sie selbst zu sein.

Sie untersteht sich nicht, vom Werke eines noch Unbekannten zu sagen: Sieh' da, ein Genius! Begegnet ihr ein von Lebenskraft und Liebe zur Kunst überschäumender Mensch, umgibt sie ihn mit einem Friedhof.

Wenn ich die unwissende Grausamkeit, die rohe Dummheit erwähne, geschieht dies deshalb, weil diese Grausamkeit nicht bemerkt wird von dem, der sich ihrer schuldig macht, und auch nicht von dem, der sie von Weitem betrachtet. Genius sein, ist die einzige Krankheit, welche nirgends Mitleid, Bedauern findet, selbst nicht einmal bei Frauen. Diese, die sich so gerne von falschen Grössen rühren lassen, sind für wahre Grössen zumeist unbarmherzig. Sie lieben das Schimmernde und missachten das Strahlende.

Seht die Namen derjenigen, die nicht Achtung, sondern Ruhm verlangt haben; lest ihre Geschichte. Fragt sie aus, sie werden euch antworten, dass sie mehr Kraft aufgewendet, um den grossen Haufen abzuwehren und sich selber zu bestechen, als zur Schaffung von tausend Erzkunstwerken nothwendig gewesen wäre. Sie vergeudeten Stunden, die schön und fruchtbar hätten sein können, um sich den Martern

offenbarer Ungerechtigkeit zu unterwerfen; sie verschwendeten ihr reinstes, bestes Blut im äusseren und leeren Kampf, welcher die fruchtbare Arbeit der Kunst behindert; ihre Verzweiflung stahl ihnen und der Welt zu tausendmalen die höchste Begeisterung, den jugendlichsten Aufschwung, so dass die Stunden, welche Stunden des Genius, Stunden des Lichtes gewesen wären, welche durch die Zeit und durch das Weltall gestrahlt hätten, leere Stunden der Trauer und der Niedergeschlagenheit waren! Ja, dies vielleicht war das Werk der kleinen Kritik, die gleichgiltig geblieben ist. Sie erachtete für ihre Ausgabe das heilige Feuer zu verlöschen, das sie hätte entfachen sollen.

* * *

Wenn das Aufleuchten die Kunst erhellt, ist es die Kritik, die da erwacht. Es ist nothwendig, dem Worte Kritik Genugthuung zu geben für den negativen und beschränkenden Sinn, womit es verbunden zu werden pflegt. Das Wort bedeutet: Unterscheidung. Und Unterscheidung ist ein Werk des Lichtes.

Die Kritik ist das Gewissen der Kunst.

Wenn die Kunst sich selbst erblickt und sich fühlt; wenn sie sagt: ich existire — sieh' da bin ich! — dieser Jubelruf ist das Resultat der Kritik, welche sich just erhebt. Sie lebt gleichfalls vom Enthusiasmus und nicht von der Negation. Man stellt sie sich stets als zum Nichts hingewendet vor, ich sehe sie zum Wesen gewendet.

Ein Vorzug des Genius ist der Enthusiasmus, dem allein es gegeben ist, ihn zu fühlen, der allein auch das Recht hat, ihn zu beurtheilen. Die dieses Sinnes entbehrende Mittelmässigkeit sieht im Genius nichts als die negative Seite, den Fehler: sie beurtheilt ihn wie die Behörde den Angeklagten. In den Augen der Mittelmässigkeit ist der Genius der Schuldige par excellence; selbst wenn die Mittelmässigkeit im Codex des Tadels, den sie gründlich kennt, keinen verurtheilenden Paragraph findet: er ist im Vorhinein verurtheilt, durch ein Gesetz ohne Formel, das eigens für ihn erfunden worden. Die grosse Kritik lebt vom Bewundern, die kleine vom Chicaniren. Der Enthusiasmus fehlt in dieser Welt; möge die kleine Kritik sich nur damit beschäftigen, ihn wieder anzufachen, und sie wird dadurch wieder lebendig werden. Möge sie ihren Stein zum Aufbau der neuen Jugend beitragen, der Jugend, auf welche die Welt wartet, denn die Jugend fehlt dieser Erde. Galvanisch belebte Leichname füllen die Ateliers und Dichtermansarden an.

Die Leichtfertigkeit ist hier durchgekommen. Sie ist es, die Paris unter der ganzen jungen Sonne, der zwanzigjährigen Greisin durchirrt.

Ja, die Kritik hat die erhabene Sendung, das Blut der Schaffenden zu erfrischen und ihnen die Jugend wiederzugeben. Damit sie diese Arbeit vollbringe, muss sie Geist haben, viel Geist.

Wisst ihr nicht, dass der Künstler, der schaffen will, immer auf das Entsetzlichste leidet? Meint ihr, er realisire niemals, was er realisiren möchte? Glaubt ihr, dass jedes grosse Kunstwerk ein nothwendiges Opfer ist? Denkt daran, dass jeder grosse Künstler eine Schlacht schlägt mit der Gewissheit, sie zu verlieren, dass er dazu verurtheilt ist, nicht immer sein Ziel zu erreichen — sein Ziel, das die absolute Schönheit ist, welcher zu folgen ihm auferlegt ist, und welche in seinem Werke zu erreichen ihm verboten ist?... Ein Leben zu geniessen und zu fragen, ob wir es nicht ohne Nutzen leben; sein Werk anzufangen und daran zu zweifeln; Alles fürchten zu müssen und hinzuschreiten, als ob man gar nichts fürchte! Die Inspiration erfordert Glück, und es gibt doch Männer, die in Trauer, in Nacht, in Schmerzen gearbeitet haben, die ihrer Zunge Schweigen auferlegt, die ihrer Leiden nicht achteten, um nicht schal zu werden, welche schufen, weil sie schaffen wollten, auch wenn sie sich nicht darnach sehnten.

Ein grosser Künstler würde übrigens umsonst versuchen, sich ringsum auszuarbeiten. Seine Freuden sind nicht von dieser Welt. Er muss die eisigen Landschaften der Verlassenheit durchwandeln.

Und wenn ihn die kleine Kritik von Weitem sieht, sticht sie ihn (ich anerkenne es gerne, dass sie nicht weiss, was sie thut) mit tausend Nadeln, um indess zu beobachten, wie viele Tröpfchen Blutes zu vergiessen ihm wohl noch übrig bleiben.

* * *

Ihr begreift also die erhabene Aufgabe, welche einer wahren Kritik zugewiesen ist? Sie muss genügend gross sein, um eine Trösterin zu werden. Sie muss das Feld des Lebens betreten, sie muss mit der einen Hand die kalte Rechte des einsamen Wanderers ergreifen und mit der anderen ihm den Blick der Menschen zeigen. Sie muss vollauf den Wagemuth haben, hier zu bewundern, dort auf den Pranger zu stellen. Sie muss mit Hohn und Spott die Heerde überhäufen, die in Folge ihrer Folgsamkeit gegenüber den sie führenden Blinden und in Folge ihres Widerwillens gegen die, welche den Tag sehen, stupide Schafheerde.

Das erste Wort des mittelmässigen Menschen, der da urtheilt, bezieht sich immer aufs Detail, und dieses erste Wort ist immer falsch — selbst wenn es der Wahrheit entspräche. Es ist falsch in Hinsicht auf den Platz, den es einnimmt, falsch in Bezug auf die Wichtigkeit, die man ihm zuschreibt, falsch durch die Hartnäckigkeit, worin es verbleibt. Gleich als ob es alles Andere ausschlösse, was es nicht sagt; gleich als ob es Nichtiges für wichtig und Wichtiges für nichtig halten würde.

Der wahre Kritiker stellt sich genügend hoch, um mit seinem Blick das Ganze wie die Einzelheiten zu erfassen. Er kann nichts be-

urtheilen, was er nicht beherrschen kann. Die allgemeine Würgmethode ruft die Parteilichkeit hervor, der erhöhte Enthusiasmus weckt die Unparteilichkeit, welche den Ruhm des Richters bildet. Enthusiasmus verleiht Muth, und der Muth hat zwei Accente: Er bewundert das Schöne und brandmarkt, was es nicht ist.

Wer kann uns im Wagemuth hindern, und was fürchten wir? Weshalb diese schwachsinnige Achtung, diese Achtung vor dem Nichtigen? Ist denn diese Erhabenheit des Todes ein unverwundbares Recht? Warum das Wort als Monopol Jenen überlassen, welche verwehren wollen, dem Blute zu circuliren und dem Herzen zu schlagen? Ist es denn möglich, im Interesse der Dummheit und der Gemeinheit zu schweigen, wenn die Beiden sich verbreiten? Erhebt die Häupter, ihr, die ihr richtet. Gegen die Kunst, die durch uns geschaffen worden, erhebt das Haupt zur Vertheidigung! Wozu dient euch die Waffe, die ihr haltet, wenn ihr kaltblütig die allgemeine Herabsetzung seht? Unterstützt nicht die Leute, die sich Künstler nennen und die Angst haben, dass diese Welt noch nicht genügend voll von Schmutz ist! Sie fügen zur Entwürdigung des wirklichen Lebens die Entwürdigung des imaginären Lebens, durch welches sie uns führen.

Der grosse Kritiker sucht den grossen Dichter wie das Eisen den Magnet. Fragt nicht, wer von ihnen in der vordersten Reihe steht; ich stelle sie nicht in die Reihe. Ich verschleiere sie mit der gleichen Achtung, derselben Bewunderung. Die Kritik ist die Kunst der höchsten Formen. Der Kritiker befruchtet die Erde und verkündigt die Gesetze. Er hat den Dichter entdeckt, er krönt ihn. Beide haben die Prüfung bestanden; beide haben gewagt, gekämpft, gelitten. Beiden wurde die Ehre zutheil, gleichgearteten Hass zu wecken. Mögen sie also der gleichen Ehre theilhaftig werden! Erlauben wir ihnen demnach, dass sie einander begegnen und einander umarmen auf den Höhen des Wagemuthes und auf den Höhen der Freude. Der, welcher zu einem unbekannten Schaffenden sagen kann: »Mein Kind, du bist ein genialer Mensch!« der verdient die Unsterblichkeit, welche er verspricht. »Begreifen heisst: gleich sein,« sagte Rafael.

Das Feld der Kritik ist breiter, als man gewöhnlich annimmt. Es ist nicht begrenzt durch die Cultur dieses oder jenes Baumes, die Natur ist ihr Reich. Sie soll allenthalben sein, wo der Grösse Gefahr droht. Sie hat das Cap der guten Hoffnung mit Vasco da Gama überschritten. Alle Accente, alle Harmonien sind ihrer Sprache erlaubt, es ist ihr gestattet, zu lieben, es steht ihr frei, zu unterstützen. Sie stand neben Christoph Columbus auf der Brücke des verheissenden Schiffes, bevor der Ruf erscholl: »Land, Land!« Sieh' da, dies ihr rechter Ort! siehe, ihre Arbeit, ihre Bestimmung, ihr Ruhm. Die Wahrhaftigkeit! Die Wahrhaftigkeit, dies ihre triumphirende Devise. Die Wahrhaftigkeit, das ist die vom Enthusiasmus eroberte Position. Die Kritik soll wahrhaftig sein wie die Nachwelt und in der Gegenwart das Wort reden der Zukunft.

ÜBER AGITATOREN.

Von STEFAN GROSSMANN (Wien).

I.

Toleranz auf geistigem Gebiete wird von manchen gutwilligen Leuten als eine sittliche Qualität gepredigt. Aber es ist nicht weit her mit einer Toleranz, welche nur ein gebändigter Fanatismus der Subjectivität ist. Im entscheidenden Momente werden diese gesitteten Ueberwürfe und Verschleierungen sehr rasch abgeworfen. Toleranz auf geistigem Gebiete kann nur eine Eigenschaft des intellectuellen Menschen sein, welcher der unbedingte Gebieter seiner fanatischen Subjectivität ist. Entweder bedeutet dieses Wort Toleranz nichts als eine süsse Schönrednerei oder es ist die: Einsicht in die natürliche Rangordnung und Stufenleiter der Geister, das Bewusstsein von der nothwendigen Verschiedenheit der Wirkungskreise jedes Einzelnen.

Wer diese Einsicht gewonnen hat, dem wird das überlegene Achselzucken, welches die Gebildeten markiren, wenn von Agitatoren die Rede ist, auch nur als das Symptom einer beschränkten Subjectivität erscheinen. Ich meine, wir haben dem Thema Agitator bisher viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es ist im Augenblick für ein Volk viel wichtiger, was für Agitatoren, als was für Literaten und Maler es besitzt. Hätten wir vorsichtige, vorsehende Staatsmänner — wir haben im besten Falle nachsichtige, nachsehende — so würden sie sich irgendwo in Prag oder Wien Agitatorenschulen gründen, etwa so, wie man Lehrerbildungsanstalten eröffnet. Vielleicht wären diese Anstalten um Einiges bedeutsamer als eine ganze Anzahl Militär-Akademien und Conservatorien.

Bisher nämlich hat man die Agitatoren wild wachsen lassen. Man hat sich ihrer erst erinnert, wenn sie unbequem wurden. Kein Staatsmann hat daran gedacht, dass diese Agitatoren die wichtigsten Bindeglieder zwischen den Classen darstellen, ja, dass man einem ganzen Volke Culturbewusstsein einimpfen kann, wenn man seine Agitatoren zu Culturmenschen macht.

Wie sind unsere Agitatoren von heute erwachsen? Irgend ein Greisler oder ein Wirth hat in seinem Laden während einiger Jahre fortwährend politische Gespräche führen müssen. Er hat auf diese Weise die gewöhnlichen, primitiven Bedürfnisse seiner Volksgenossen kennen gelernt. Tritt er ins öffentliche Leben, so redet er wie jene

tausend Leute, deren Bekannter er ist. Der gewöhnliche Agitator, das ist der Repräsentant von Tausenden, die ihm gleichen. Man mag über seine Zurückgebliebenheit den Kopf schütteln, aber sind wir nicht Anhänger des Repräsentativsystems? Dieser Agitator ist nur ein Organ, ein Sprachrohr. Das macht seinen Werth und seine Lebenskraft aus. Niemand glaube, dass diese Rolle eine sehr angenehme ist. Indem der Agitator reussirt, den abgeordneten Repräsentanten seiner Volksgenossen darstellt, erhöht er sich bereits um eine Stufe. Er bekommt dieses Culturgefühl von der unsichtbaren Zusammengehörigkeit, Einheitlichkeit aller Repräsentanten. In diesem Zusammengehörigkeitsgefühl besteht ja der grösste Werth des Repräsentativsystems. Dadurch wird dem Agitator viel von seinem frischen Fanatismus genommen. Was thut er? Er wird zum Schauspieler seines früheren Ich. Der Agitator verkleinert sich, um in seiner Rolle zu bleiben. Es ist mehr als eine momentane Laune gewesen, als der grösste Agitator Wiens kürzlich zu einem jungen Schriftsteller sagte: »Sie wissen gar nicht, wie einsam ich mich oft in der grössten Versammlung fühle«.

Man hat so oft von der Launenhaftigkeit des Volkes gesprochen. In Wahrheit sind es die Agitatoren, welche sich zu schnell aus ihrer rein repräsentativen Aufgabe entwickeln. Der Agitator, welcher bleiben will, muss sich mit einem Panzer von Entwicklungsfrundlichkeit umgeben. Er muss von vornherein in seinen Ansichten unbedingt verharren wollen. Weil man seine Entwicklung zwar verleugnen, aber nicht verhindern kann, deshalb muss der repräsentative Agitator scrupellos werden. Schliesslich verwächst er mit seiner Maske. Er vermag es überhaupt nicht mehr, in irgend einer geistigen Einsamkeit zu leben. In seine letzte, individuellste Einsamkeit stecken hundert neugierige Parteigenossen ihre Köpfe. Wir vermögen aber alle nur aus einer geistigen Einsamkeit und Stille heraus zu denken. Diese Einsamkeit des Denkens, dieser »Frieden mit dem denkenden Geist« wird dem Agitator verwüstet, zerstört. Immer hört er das Stimmengewirr seiner Genossen um sich, und auch in seinen privaten Aeusserungen kann man das Warten auf ein unhörbares Beifallsklatschen beobachten. Der Berufsagitator führt immer eine unsichtbare Versammlung mit sich. »Er getraut sich nicht mehr, allein zu stehen«, lässt Gerhart Hauptmann einmal eine intelligente Dame über eine agitatorische Natur sagen, »er muss Massen hinter sich fühlen«.

II.

Es gibt noch eine andere Aufgabe, als die repräsentative, für den Agitator. In seiner culturellen Eigenschaft hätte er nicht nur eine Repräsention nach oben, sondern auch eine Repräsentation nach unten zu besorgen. Er hat nicht nur die Aufgabe, die im Volke vorhandenen Bedürfnisse herauszusagen, er hat auch die Aufgabe, neue Bedürfnisse zu wecken. Gewiss, es wird keinem Agitator möglich sein, unorgani-

sche Bedürfnisse zu erwecken. Wenn Jemand auch mit der grössten Kraft für die allgemeine Erlernung des Violinspieles in allen Classen der Gesellschaft agitiren würde, so müsste seine Wirkung eine sehr beschränkte sein. Die Aufgabe des Agitators ist es aber, Bedürfnisse, die im Volke schlummern, mit besonderem Blick zu erkennen, zu entdecken und zu propagiren. Diese Aufgabe ist die langwierigere. Wie viel alten Schutt, Trümmer von alten Weltanschauungen sind hier wegzuräumen! Neue, culturelle Bedürfnisse zu erwecken, das ist die Aufgabe des ethischen Agitators.

Die Prädestinirten für diesen Beruf könnten die jungen Geister »zwischen den Classen«, z. B. unsere Studenten sein. In allen Ländern, wo es Ansätze einer nationalen Cultur gibt, sind die Studenten die Agitatoren dieser Cultur gewesen. Man erinnere sich an die bedeutende ästhetische Agitation der Pariser Studenten, man denke an die Wirksamkeit der russischen Studenten. Die melancholischen Heroen der Ibsen'schen Dramen, die Ulrik Brendel, Eilert Lövborg, sind verbummelte Studenten. Individuell genommen, ist das Schicksal des verbummelten Studenten gewiss ein sehr fatales. Aber von einem Culturstandpunkt betrachtet, müssen wir bedauern, so wenig verbummelte Studenten unter uns zu haben. Sie sind in Skandinavien und in Frankreich die besten »Volkslehrer«, sie haben, ohne specialistische Fachcretins zu zu sein, einen gewissen, wenn auch oberflächlichen Zusammenhang mit der Geistescultur eines Landes und propagiren ihn.

Die Gefahr für den ethischen Agitator liegt in der berufsmässigen Ausübung des Agitirens. Nein, wir brauchen dilettantische Agitatoren! Genau so wie wir mit fünf Jahren Tramwaykutscher und mit zwölf Jahren Officier werden wollten, haben wir — dank einer Entwicklung, welche sinnreicher ist, als der Einzelne weiss — mit zwanzig Jahren Propheten werden wollen. Während die Gesellschaft aber unsere Tramwaykutscher- und Officierssehnsucht ignorirt hat, nimmt sie unsere Prophetensehnsucht ernst. Die Gesellschaft braucht Agitatoren. Der inspirative Enthusiasmus dieser Jugend soll zur socialen Function werden. Enthusiasmus als Function! An diese Entwicklung hat Goethe gedacht, als er schrieb:

»Jeglichen Schwärmer schlagt mir ans Kreuz im dreissigsten Jahre,
Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrog'ne ein Schelm!«

Nichts ist aber irriger als die Ehrlichkeit jener Agitatoren, welche, müde des Enthusiasmus, statt zu schweigen zu ironischen Agitatoren werden. Diese entwickelten Naturen werden als Agitatoren für Agitatoren sehr nützlich sein. Die Massen des Volkes müssen vor Allem die Stumpfheit verlernen und die Stufen des Enthusiasmus erreichen.

Darf ich hier den ethischen Agitatoren einen Rath geben? Vergesst nicht in der verständlichsten Sprache zu reden! Ihr seid des rhetorischen Enthusiasmus müde? Wie wäre es, wenn ihr agitatorisch leben würdet? Verständlicher als lange juridische Auseinander-

setzungen und Reden ist es, wenn sich Jemand von Polizisten aus dem Saal schleppen lässt. Die Symbolik einer That verstehen Alle. Ein Schelm, um bei dem Worte Goethe's zu bleiben, hat ein gutes Beispiel gegeben. Er war ein Repräsentant der Deutschen, eines Tages stand er mit der Pistole seinem polnischen Deutschenfeind gegenüber. Dieses Bild ist von einer sehr eindringlichen Symbolik. Ihr mögt noch so viel kleinbürgerliche Bedenken gegen das Duell vorbringen, es ist doch das sichtbarste, lebendige und symbolische Feindschaftsverhältniss. Die Leute verstehen diese Symbolik ganz vortrefflich.

Aber wie viele Agitatoren verstehen etwas von dieser Art Agitation? Statt agitatorisch zu reden, agitatorisch zu leben, wie viele Versammlungsschwätzer wissen davon? Aber welche Verirrung: Ich habe an heroische Agitatoren gedacht! — —

EIN ÜBERWUNDENES WIRTHSCHAFTSPRINCIP.

Von ARTHUR DIX (Berlin).

Das Geld, das nicht ausgegeben wird, hat seinen Beruf verfehlt.

Diese Weisheit ist freilich weder neu, noch sonderlich tief — aber es gibt doch Menschen genug, die gerade das Gegentheil zu glauben scheinen.

Noch billiger ist die Weisheit, dass der Geiz die Wurzel alles Uebels ist; und was ist der Geiz Anderes als die Sucht oder das Princip, möglichst grosse Summen Geldes ihrem eigentlichen Berufe — ausgegeben zu werden — zu entziehen — in der That das unwirthschaftlichste Wirthschaftsprincip, also das Sinnloseste, was sich denken lässt.

Sind die Geldsummen, die ihrem Beruf entzogen werden, gross, ist die Einschränkung gross, die sich derjenige auferlegt, der diese Summen ihrem Beruf entzieht, so spricht man von Geiz und verurtheilt diese Handlungsweise, dieses Laster aufs Heftigste.

Sind die Summen relativ geringer, ist insbesondere die Einschränkung geringer, so spricht man von Sparsamkeit und lobt diese Handlungsweise, diese Tugend aufs Höchste.

Nun kann ein wenig begüterter Mann der Gesammtwirthschaft jährlich, sagen wir 1000 Mark entziehen, eine Summe, die er nur unter grossen Entbehrungen zusammenbekommen kann — ergo nennt man ihn, und das mit vollem Recht, einen Geizhals. Ein mehrfacher Millionär aber legt von seinen grossen Einkünften jährlich vielleicht 50.000 Mark zurück, ohne in seinen Ausgaben irgendwie zu knausern. Wem wird es wohl einfallen, diesen Mann einen Geizhals zu nennen? Im Gegentheil, seine luxuriöse Haushaltung trägt ihm vielleicht den Beinamen eines Verschwenders ein.

Wer aber hat die Gesammtwirthschaft stärker geschädigt, der Mann, der jährlich 1000, oder jener, der 50.000 Mark ihrem Beruf entzieht, dem einzigen Beruf des Geldes: ausgegeben zu werden?!

Doch einigen wir uns zunächst über das Wörtchen »ausgeben«. Sicherlich ist nicht anzunehmen, dass der Millionär sein Geld in den Kasten legen wird; er wird es vielmehr möglichst gut anlegen, um sein ohnehin schon so grosses Vermögen noch möglichst zu vergrössern. Er wird das Geld also »ausgeben«, d. h. er wird Papiere dafür kaufen, wenn er es nicht gerade in eigene Unternehmungen steckt. Wohl, so hat er es ausgegeben; oder doch nicht so recht eigentlich — er hat es angelegt, festgelegt, er kann es jederzeit wieder zurückziehen, die volle Summe muss wieder bei der Hand sein und kann jederzeit wieder ihrem

Beruf entzogen werden. Inzwischen aber kann das Geld umlaufen, und indem es zehnmal seinen Zweck erfüllt, verzehnfacht es sich gewissermassen — es thut dieselben Dienste wie die zehnfache Summe, die nur einmal den Besitzer wechselt. Und doch ist ein beträchtlicher Unterschied im Umlaufe des »angelegten« und des »ausgegebenen« Geldes.

Das angelegte Geld geht in die Production, fördert und vermehrt dieselbe; zwar beschäftigt es einige Arbeitskräfte und gibt diesen Nahrung, in der Hauptsache aber dient es dazu, neue Waaren auf den Markt zu bringen, gleichgiltig, ob ein Bedürfniss für dieselben vorliegt, ob sie Abnehmer finden oder nicht. Das Geld ist der Consumtion entzogen und dient zur Vermehrung der Production — also zur Verstärkung des Missverhältnisses zwischen beiden.

Am ärgsten ist es, wenn das Geld nun gar in ausländischen Papieren angelegt wird; dann schädigt es die heimische Production nicht nur dadurch, dass es sich dem Consum entzieht, sondern doppelt durch die Unterstützung der ausländischen Production. Anstatt den heimischen Markt zu befruchten, unterstützt es die fremde Concurrenz. Während die heimische Industrie — da ein grosser Theil des im Inlande vorhandenen Geldes nicht ausgegeben, sondern dem Consum entzogen wird, so dass der inländische Markt an Aufnahmefähigkeit verliert — im Auslande ihr Absatzgebiet zu erweitern trachten muss, um den Verlust auszugleichen, den die »Unterconsumtion« des Inlandes ihr bereitet, wird eben dasselbe Geld, dessen Fehlen auf dem heimischen Markt die heimische Industrie zum Theil auf den ausländischen Markt verweist, dazu verwandt, durch Förderung der Production im Auslande ihr auch den Zutritt zu dem fremden Markt abzuschneiden — eine doppelte Schädigung der heimischen, nationalen Wirthschaft.

Ganz anders das ausgegebene Geld, das unmittelbar in der Consumtion Verwendung findet; es leistet einmal dieselben Dienste wie das angelegte Geld: es führt der Production neue Mittel zu, fördert sie, beschäftigt eine Reihe von Arbeitskräften und gibt ihnen Nahrung; dabei bringt es nicht Production und Consumtion in ein Missverhältniss, sondern lässt der Waarenerzeugung den Bedarf folgen; es geht den umgekehrten Weg, dient immer wieder neuer Consumtion und erst auf diesem Umwege der Production; es läuft schneller und häufiger um, es entlastet den Markt, anstatt ihn zu belasten. Das Geld, das ich der Production zuführe, indem ich dem Markte Waaren entnehme, befruchtet sie zweifellos ungleich mehr als das Geld, das ich unmittelbar für die Vermehrung der Production vorschiesse — und ihr jederzeit wieder entziehen kann — ohne ihr einen entsprechenden Absatz zu gewährleisten oder selbst etwas zur Vermehrung ihres Absatzes beizutragen. Sobald meine Existenz gesichert ist und ich dauernd Geldüberschüsse über meinen gewöhnlichen Bedarf hinaus vorräthig habe, thue ich weder mir, noch der Gesammtwirthschaft einen besonderen Gefallen, wenn ich diese Ueberschüsse sammle, anlege, die

Production damit vermehren helfe, ohne meine Ansprüche an den Markt zu vermehren, oder diese gar noch einschränkend; ich thue aber mir und der Gesammtwirthschaft einen sehr grossen Gefallen, wenn ich das Geld nicht anlege, sondern ausgebe, wenn ich meine Lebenshaltung auf eine höhere Stufe hebe, wenn ich mit grösseren Ansprüchen an den Markt herantrete, die Production befruchte, indem ich ihr nicht nur neue Mittel zufliessen lasse, sondern selbst mehr Waaren aus ihr entnehme. Soweit ich meine Zukunft und die meiner Nachkommen sichern muss, kann ich es durch geeignete Versicherungen aller Art thun; was darüber hinaus übrig bleibt, kann ich im eigenen Interesse und im Interesse der Gesammtheit nicht besser anlegen, als indem ich es ausgebe.

Während man den Geiz als Wurzel alles Uebels bezeichnet hat, betrachtete man lange die Sparsamkeit als Wurzel alles Glückes. Und das zu gewissen Zeiten und im gewissen Grade nicht ganz mit Unrecht. Aber wenn man heute die Sparsamkeit gewissermassen als Universalmittel auslobt und in ihr womöglich das Allheilmittel für die verschiedenen wirthschaftlichen und socialen »Fragen« erblickt, so ist man doch sehr auf dem Holzwege. Gewiss soll der Einzelne seine und der Seinen Existenz sichern und entsprechende Beträge sparen — auf welchem Wege das am besten geschieht, ist schon oben angedeutet — aber die über dieses nothwendige Mass hinausgehende Sparsamkeit kann in unserer Zeit im Allgemeinen nicht als wirthschaftlich betrachtet werden.

Neben der für die Sicherung der Existenz nothwendigen Sparsamkeit darf die grosse Bedeutung nicht vergessen werden, die eine Erhöhung der-Lebenshaltung für die Gesammtwirthschaft hat, eine sehr viel höhere Bedeutung als die über das nöthige Mass hinausgehende und dann bald geradezu unwirthschaftliche Sparsamkeit. Sehr treffend schreibt Fr. Naumann in seinen »Socialen Briefen«:

»Das Sparen wird in allen Tonarten besungen, es soll die Hilfe sein für alle Nöthe. Ach, wenn doch die Leute nur sparen wollten! Nun ist nicht zu leugnen, dass das Sparen seine sehr greifbaren Vorzüge für den Einzelnen haben und dass in ihm ein beachtenswerthes Stück sittlicher Energie liegen kann. Es ist auch richtig, dass in beginnenden Culturepochen, in Colonien, überall, wo kein Mangel an Arbeitsgelegenheit ist, das Sparen günstige Folgen für den allgemeinen Fortschritt haben kann. Franklin hatte für seine Zeit und seinen Ort durchaus Recht, wenn er in der Sparsamkeit den Stein der Weisen erblickte. Nun sind aber die Verhältnisse durchaus anders geworden. Wir haben zu viel Production und zu wenig Consumtionsfähigkeit, bei uns ist nicht Mangel an Maschinen, Waaren, Capitalgütern, sondern Mangel an Leuten, die etwas kaufen und verzehren. Wer nun heute bei uns ruft: ‚Das Sparen ist die Hilfe für die Allgemeinheit!' der sagt das Gegentheil dessen, was richtig ist. Er schränkt den Verbrauch noch mehr ein, als er es schon ist. Woran soll die Masse sparen? An Leinwand — was machen dann die Weber? An

Möbeln — was thun dann die Tischler? Auch wir sind dafür, dass minderwerthige Genüsse mit besseren Bedürfnissen vertauscht werden, aber das ist doch etwas Anderes als das reine Sparen. Immerhin rathen wir auch dieses dem Arbeiter und Handwerker, falls er dazu imstande ist, da bei seiner Lage ein kleiner Hintergrund von Geld bisweilen die Erhaltung der Familie bedeuten kann. Nun aber sehen wir, dass nicht da, wo es fehlt, sondern da, wo der Reichthum liegt, am meisten gespart wird. Dort sind die zurückgelegten Nothpfennige so gehäuft, dass sie zur Gefahr für das wirthschaftliche Leben der Gesammtheit werden.«

Gewiss macht übertriebener Luxus die Gegensätze schärfer, erweckt Neid und Hass, aber auch er befruchtet immerhin die Gesammtwirthschaft; gewiss ist »die Verschwendung nur die unterste Stufe der Verwendung«; aber auch um grosse Summen auszugeben, ist nicht gerade ein unsinniger Luxus, eine eigentliche Verschwendung nothwendig. Es liesse sich darüber wohl manches Capitel schreiben. Hier galt es zunächst nur, festzustellen, dass die Sparsamkeit in unserer Zeit, unter unseren Wirthschaftsverhältnissen weder als Universalmittel, noch überhaupt als eines der obersten Wirthschaftsprincipien ausgegeben werden darf. An gewisser Stelle und in gewissem Umfange ist sie nicht nur berechtigt, sondern nothwendig; was aber über das Mass hinausgeht, ist unwirthschaftlich, ist vom Uebel wie der Geiz; dieses überschüssige Geld fördert die Ueberproduction und die Unterconsumtion zu gleicher Zeit, es macht das Missverhältniss zwischen Production und Consumtion nur ärger. In diesem Sinne ist das vielgepriesene Allheilmittel Sparsamkeit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, ein überwundenes Wirthschaftsprincip.

Man kann das Geld nicht besser anlegen, als indem man es ausgibt — das Geld, das nicht ausgegeben wird, hat seinen Beruf verfehlt.

NOTIZEN.

BURGTHEATER. Vorige Woche eröffnete ein Fräulein Giers, angeblich vom Hoftheater in Hannover, ein kurzes »Ehrengastspiel« als Lady Macbeth. Es präsentirte sich eine bejahrte, corpulente Dame, die offenbar vor ihrem gänzlichen Abschied von der Bühne noch den Ehrgeiz hatte, im Burgtheater aufgetreten zu sein. Aussergewöhnliche Gründe haben sich geltend gemacht, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Wir nehmen gastfreundlicherweise an, dass Fräulein Giers mit besseren Erinnerungen sich in die Heimat wird flüchten können, als sie solche beim hiesigen Publicum zurücklässt. —*i*—.

CARLTHEATER. »Freiwild.« Schauspiel in drei Acten von Arthur Schnitzler.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass ein gutes Lustspiel nicht weniger werth ist als ein gutes Schauspiel. Zu bedauern ist somit der unmotivirte literarische Ehrgeiz eines Schriftstellers, der hinlänglich bewiesen hat, dass er jenes schreiben könnte, doch immer wieder mit falscher Tragik zu kommen. Die Figuren, welche Schnitzler in seinem »Märchen«, in der »Liebelei« und jetzt in »Freiwild« auf die Bühne bringt, bleiben so lange natürlich, als man sie nicht in einen ernsten Lebensconflict gerathen sieht. In einen solchen gestellt, wirken sie höchstens tragikomisch. Dies ist ihr Endstadium. Wollte der Dichter diese Wirkung erzielen, so wäre hiegegen nichts einzuwenden. Er überspringt aber willkürlich dieses Stadium und überanstrengt dann die seinen Bühnengestalten innewohnenden Kräfte. Sie verlieren im Verlaufe alle menschlichen Triebfedern. Mängel und Vorzüge der Schnitzler'schen Productionsweise sind nie so deutlich wie in »Freiwild« zu Tage getreten, wo die stets actuelle, aber rein äusserliche Frage, die des Duells, behandelt wird. Mit modern künstlerischen Mitteln, die einem solchen Thema längst entwachsen sind, ist dieser mittelalterlichen Institution nicht beizukommen. Je weiter die Atavismen zurückreichen, desto mehr gehen die Werkzeuge verloren, sie auszurotten. Die moderne dramatische Technik hat sich zu sehr verinnerlicht, um diesen im Stofflichen gebliebenen Vorwurf aus dem Derben herausarbeiten zu können. Es widerspricht der Plötzlichkeit, mit der eine Duellaffaire hereinbricht, wenn diese in dreiactiger Gemächlichkeit sich abspielt; der vage Zusammenhang einer solchen Affaire mit Allem, was ein Mensch sonst ist und thut, schliesst die moderne dramatische Behandlung aus, bei der es gerade auf die natürliche Entwicklung von Menschen und Dingen ankommt, die aber ein Duell stocken macht. Ein organisch sich entwickelnder Zwei-

kampf ist ein Unding. Vielmehr wird das Ergreifen dieses Auskunftsmittels im einzelnen Fall um so schwerer zu rechtfertigen sein, je weniger ein vorgeführtes Ereigniss einen für die heutigen Zustände anormalen Ausgang vermuthen lässt. Je nichtiger die Ursache, desto in die Augen springender die Frivolität des Kampfes auf Leben und Tod. In »Freiwild« handelt es sich aber um einen Conflict, der die Lebensstellung der Betheiligten in ihrem Fundamente erschüttert. Es ist daher ein taktischer Missgriff, gerade in einem Falle das Duell bekämpfen zu wollen, wo es kaum zu vermeiden ist. Auch lässt sich dem Duellgebrauche am schwersten beikommen, wenn, wie in »Freiwild«, eine thätliche Beleidigung vorhergegangen. Denn der Zweikampf bedeutete zu einer Zeit, als der Faustkampf zur Austragung von Streitigkeiten noch gebräuchlich war, ein Civilisationsmittel. Für rückständige Culturen ist das Duell auch heute noch das unerlässliche Entwicklungsstadium. Schnitzler hat sich also einen so complicirt schwierigen Fall construirt, dass alle seine feinen und geistreichen Geschosse an der klotzigen Brutalität des Vorwurfes abprallen mussten. Er hat die Festung von der verschanztesten Seite angegriffen, die Duellgegner fast bekehrt, die Duellfürsprecher nur verstockter gemacht. Es zeugt sehr für sein Talent, dass er wiederum trotz alledem einen, wie es scheint, recht nachhaltigen Theatererfolg erzielt hat *—i—*.

MAXIMILIAN HARDEN. Vor ein paar Tagen hat sich Herr Maximilian Harden den Mitgliedern und Gästen der Wiener »Concordia« vorgestellt. Herr Harden trug ein sehr hübsches hochgeschlossenes Sacco und eine lichte Weste. Sein rosiges Schauspielergesicht ist glattrasirt, Löckchen hat er in die Stirne gekämmt. Die Damen schienen entzückt. Auch was Herr Harden sagte, war entzückend. Er erklärte offen seine Bewunderung für Ibsen, »der an die faulen Stellen des Gesellschaftskörpers klopfe«, er entdeckte, dass »Nietzsche und der Socialismus unversöhnliche Gegensätze« seien, dass Zola der »Dichter von Collectivempfindungen« sei, und was dergleichen Neuigkeiten mehr sind. Das Beste an seinem Referat waren seine boshaften Witzchen gegen einige aufgeblähte moderne Mittelmässigkeiten; allerdings auch nur suffisante Plattheiten. Im Grunde aber gefiel Herr Harden, weil er sich zum Interpreten des schwerfälligen Widerwillens gegen jeden neuen Gedanken machte. Ibsen, Tolstoj, Dostojewsky bewundern, Gott, das gehört heute schon zum bon ton, aber nun möchte man auf diesen Rasenplätzen ausruhen. Herr Harden hat diesem Trägheitsgefühl mit seiner billigen Witzigkeit Rechnung getragen. Es versteht sich von selbst, dass seine Wiener Nachtreter, welche sein Trägheitsbedürfniss von heute, aber nicht seine Bildung von gestern besitzen, vor Freude hochgeröthet waren... *st. gr.*

VER SACRUM nennt sich das neugeschaffene Organ der Vereinigung der bildenden Künstler Oesterreichs — also unserer Secession. Dr. Max Burckhard hat den gewählten Titel sinnvoll erklärt, ein Ungenannter, aber nicht Unbekannter und Hermann Bahr

haben die Bestrebungen gekennzeichnet, welche die neue Vereinigung verfolgen will. Deren Mitglieder gesellten dem Worte zahlreiche und werthvolle künstlerische Beiträge, und die Firma Gerlach und Schenk hat die äussere Ausstattung in geschmackvollster Art besorgt. Wollen und Können berühren in dieser Hoffnungsnummer gleich sympathisch. Die productive Rückwirkung der Gesinnung auf die Kunst wird vielfach unterschätzt. Sie vermag freilich kein Untalent zu einer werthvollen Hervorbringung zu befähigen. Wohl aber kann der begabte Künstler, der sich von allen opportunistischen Einflüssen frei hält, einen stärker veranlagten, der sich in den Dienst des Tagesbedürfnisses stellt, mit seiner Leistung weit überflügeln. Hermann Bahr hat den Nagel auf den Kopf getroffen mit seiner Erklärung, dass die Differenz zwischen der Genossenschaft und der neuen »Vereinigung« hier in Wien nicht in dem Streite zwischen dem Alten und dem Neuen, nicht im Kampfe der Moderne gegen die Tradition liege, sondern lediglich eine Absage der Kunst an das Geschäft bedeute. »Sollen die Wiener verurtheilt sein, kleine Industrielle zu bleiben, oder dürfen sie es versuchen, Künstler zu werden? Wer der alten Wiener Meinung ist, dass Bilder Waaren sind, wie Hosen oder Strümpfe, die man nach der Bestellung der Käufer anzufertigen hat, der bleibe bei der ‚Genossenschaft‘. Wer malend oder zeichnend das Geheimniss seiner Seele in Gestalten offenbaren will, der ist schon bei der ‚Vereinigung‘. Nicht um eine Aesthetik, sondern zwischen zwei Gesinnungen wird hier gestritten: Ob bei uns die geschäftliche Gesinnung herrschen soll oder ob es endlich erlaubt wird, nach einer künstlerischen Gesinnung zu leben. Dieses Recht will die Vereinigung für die Maler erstreiten: das Recht, Künstler sein zu dürfen.«

Das stimmt vollständig. Und wer die Gegenprobe machen will, der erfahre, dass das Blatt der Vereinigung der Kleingewerbetreibenden und Kleinstgehirnbesitzer darauf antwortete: Das sei viel zu weit gegangen. Man dürfe es dem ärmeren Maler nicht verdenken, dass er male, wie die Käufer es erwarten. *G. S.*

HUGO SALUS, Gedichte. München. Albert Langen, 1898.

Diese Gedichte zeichnen sich dadurch aus, dass sie unrhetorisch sein möchten. Jedes Pathos ist ängstlich vermieden. Es muss die Ansicht des Autors sein, dass der unlyrische, papierene Mensch von heute kein aufrichtiges Pathos zusammenbringt. Die Rückkehr zum naiven, idyllischen Menschen scheint ihm gleichzeitig die Rettung vor dem entsetzlichen, rhetorischen, erkalteten Menschen von heute. Deshalb macht er sich oft den Spass, sehr pathetische Themen (z. B. der h. Mai) als moderne Idylle zu behandeln. Diese Idyllen zeichnen sich durch ihren natürlichen, warmen Ton aus. Manchmal scheint es, wie wenn Hugo Salus nur idyllisch resigniren würde. Aber das unterschieben wir ihm, wir, die keine idyllischen, sondern öffentliche, schreierische, pathetische Charaktere sind..... Diese modernen Idyllen sind ein gutes Buch.

st. gr.

TROLL, Märchen von Jonas Lie. Autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter. Leipzig. Verlag von Aug. Dieckmann.

»Dass in den Menschen Trolle (böse Geiste, Kobolde) sind, weiss ein Jeder, der ein wenig Augen für dergleichen hat, und er weiss auch, dass die Trollhaftigkeit in den Menschen als Temperament, Naturwille oder Explosivkraft lebt. Und wie weit dieses Trollstadium den Menschen auch in das civilisirte Leben hinein verfolgt, würde eine ganz nützliche und belehrende, vielleicht auch ein wenig überraschende Untersuchung abgeben. Die Angst des Daseins, das grosse Unbekannte um uns, das auch die Grundlage unseres religiösen Gefühls ist, wechselt unaufhörlich Gestalt und Namen, je nach den verschiedenen Aufklärungsstufen...« sagt Jonas Lie in der Einleitung, die er dem kleinen Buche gibt.

Die Männer des Nordens sind Symbolisten — das gewöhnliche Einerlei des Tages wie des Lebens tiefste Räthsel verwandeln sich in ihrer Phantasie zu undeutbaren, düsteren Geschehnissen; wo Andere ahnungslos vorüberstürmen, dort bleiben sie grübelnd, tief nachdenklich stehen. Und darum liegt ihnen, die das Dasein nicht als etwas Selbstverständliches auffassen, die Dichtung »Märchen« so nahe, die Form der Poesie, unter deren scheinbar schlichter Hülle sich so viel versteckte, abgrundtiefe Wahrheit und Weisheit verbirgt.

Zu dieser Form hat auch Lie in seinem »Troll« gegriffen, um Wahrheiten zu sagen, dem Leichtfertigen verborgene — krystallhelle Wahrheiten aber denen, die begriffen haben: in der »Wildtaube« und im »Walde«, im »Hühnerhof«, im »Spiegeltroll« und im »Leuchtthurm«, einem Märchen, das eines weltfremden Schwärmers wehes Schicksal schildert, den seine schweifende Phantasie zugleich mit seinen Freunden zu weit getragen über die Grenzen der realen Wirklichkeit.

Doch bei einem kahlen, nüchternem Vorbringen der Wahrheit hält Lie, der Dichter, nicht inne — der Meister der poetischen Form ist und bleibt er stets, gleich einem anderen nordischen Märchenbarden, gleich Hans Christian Andersen: nur Perlen meist ernst getönter Schilderungen nordischer Küstenlandschaften sind in diesem Bilderbuch ohne Bilder. Der Erfasser tiefster, erschütterndster Seelenprobleme weiss nicht nur den Blick in die Psyche des Menschen zu tauchen bis zu ihrem Urgrunde: auf Welle und Woge, Fjord und Scheere bleibt oft und lange sein ernstes Auge haften, bis es der Natur verborgenste Schönheiten in sich aufgenommen, sie ganz begriffen hat... *A. N.*

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien

Wiener Rundschau.

1. MÄRZ 1898.

EIN AUSGEGRABENER ESSAY.

Von MAX STIRNER.[1])

Ueber die »MYSTERIEN VON PARIS« von EUGEN SUE.

Die Mysterien haben grosses Aufsehen in der Welt gemacht, und schon drängen sich die Nachahmungen in Masse. Man will den verborgenen Grund, die »unterste Schicht« der Gesellschaft kennen lernen, und neugierig blickt man sich in den finsteren, grauenvollen Winkeln um. Aber mit welchen Augen schaut man hinein? Mit dem Auge der gesicherten Sittsamkeit, des tugendhaften Schauders. »Welch ein Abgrund des Verderbens, welche Greuel, welche Tiefe des Lasters! Herr Gott, wie darf es in deiner Welt so ruchlos zugehen!« Aber bald erwacht die christliche Liebe und rüstet sich zu allen Werken des Mitleids und der thätigen Hilfe. »Hier muss gerettet, hier muss der List des Satans entgegengearbeitet werden; o gewiss, hier ist viel zu retten und dem Reiche des Guten manche Seele zu gewinnen!«

Nun beginnt die Rührigkeit der Gedanken, und auf tausend Mittel und Wege wird gesonnen, wie dem Uebel abzuhelfen, der grenzenlosen Verderbtheit zu steuern sei. Kerker mit abgesonderten Zellen, Leihhäuser für heruntergekommene Arbeiter, Stifter für gefallene und reuige Mädchen und unzähliges Andere wird nicht nur vorgeschlagen, sondern auch sogleich unternommen. Es werden auch ganze Wohlthätigkeitsgesellschaften zusammentreten, wie man sie nie zuvor in solcher Ausdehnung gesehen hat und an Aufopferung und Mildthätigkeit wird kein Mangel sein. Rudolf, der Grossherzog von Gerol-

[1]) Wir veröffentlichen hier einen verschollenen Essay von Max Stirner, welcher dem in Bälde erscheinenden Werke: »Max Stirner's kleinere Schriften«, herausgegeben von John Henry Mackay, entnommen ist. Gleichzeitig erscheint im selben Verlage (Schuster & Loeffler in Berlin) eine Biographie Stirner's aus der Feder Mackay's. Ein ausführliches Eingehen auf beide bedeutsame Erscheinungen behalten wir uns vor. *D. R.*

stein, ist von Eugen Sue als leuchtendes Vorbild dieser ersichtlich erstarkenden Nächstenliebe aufgestellt worden.

Welches Uebel will man denn heben? Das Laster, die Sündenlust! Ihm sollen die Quellen durch nützliche Reformen abgeschnitten, die verführten Seelen entrissen und zur Lust an der Sittlichkeit bewogen werden. Und wer will dies grosse Werk, die Sünde um ihre Opfer und Diener zu bringen, verrichten? Wer anders als diejenigen, welche die Tugend lieben und einen sittlichen Lebenswandel für den wahren Beruf des Menschen erkennen!

Also die Tugendhaften wollen die Lasterhaften auf den rechten Weg bringen, die Diener im Reiche des Guten wollen das Reich des Bösen zerstören.

Seid ihr nicht Alle damit einverstanden, dass es nichts Grösseres und Edleres geben könne, als die Verherrlichung des Guten, und habt ihr wohl etwas Anderes an euch zu tadeln und zu bereuen, als dass ihr nur allzuoft noch vom Wege des Guten abweicht und »sündiget«? Fällt es einem von euch jemals ein, zu fragen, ob das Gute wohl werth sei, dass man darnach strebe, und ob das Gute wirklich dasjenige sei, was der Mensch durch sein Leben zu verwirklichen suchen müsse? Ihr zweifelt ebensowenig daran, als die Lasterhaften und Gottvergessenen etwas Gründliches dagegen einzuwenden wissen, wenn sie auch noch so viel dagegen — sündigen.

Ihr, die ihr die Sünder bekehren und bessern wollt, ihr seid ja selbst unbekehrbar und unverbesserlich. Ihr lasst den Zweifel gar nicht an euch kommen, ob das Gute nicht eben ein — leerer Wahn sei, und wenn ihr euch eingestehen müsst, dass ihr selbst es gleich den Philosophen, die auch nur »Liebhaber der Weisheit« bleiben, niemals erreicht, ihr meint doch, die Sünder müssten zum Guten vermocht und dahin gebracht werden, »gut zu thun«. Ihr wollt die Sünder bekehren von der Lust am Bösen, mögt ihr euch vielleicht nicht selbst von der Lust am Guten bekehren? Fragt euch nicht, was das Gute sei, sondern ob es überhaupt sei, oder wollt ihr durchaus wissen, was es sei, so fragt euch zu allererst, ob es nicht euere — Einbildung sei.

Doch ihr seid schlagend mit eueren Beweisen, indem ihr ja nur auf Beispiele hinzuweisen braucht: »die Lüge ist böse, die Aufrichtigheit aber ist gut, die Unbussfertigkeit ist böse, die Bussfertigkeit und Reue ist gut, die Unkeuschheit eine Sünde, die Keuschheit eine Tugend u. s. w.«

Wohlan denn, blicken wir in die Mysterien und sehen dem Spiele zu, das Tugend und Laster in diesem Romane miteinander treiben. Ich werde von dem Zusammenhange und Verlaufe dieser Geschichte nichts sagen, denn ich setze voraus, dass ihr's gelesen habt.

Ebensowenig will ich von dem sogenannten Kunstwerthe des Buches sprechen. Wenn ein sogenannter Jongleur die halsbrechendsten Stücke producirt, oder ein Taschenspieler das Erstaunlichste leistet, so wird man doch am letzten Ende sagen, es waren eben Jongleur- und Taschenspielerkünste, ausgezeichnet in ihrer Art; aber über die Art

spricht man ohne besondere Achtung. So will ich auch unserem Verfasser nicht über die Kunstfertigkeit im Abschildern der socialen Contraste und Charaktere zu nahe treten, wenngleich er feineren Kunstkennern schwerlich überall ein Genüge gethan haben mag; über das Abschildern selbst aber denke ich nicht gross genug, um mich durch das darin bewiesene Talent gegen den Mangel an aller tieferen und gewaltigeren Einsicht in das Wesen der Gesellschaft blind machen zu lassen. Görres hat auch ein schönes Talent an die Verstocktheit eines dummen Gedanken verschwendet und muss in diesen Kindereien sich zu Tode gängeln lassen, wie er, so viele Andere.

Obwohl der Grossherzog von Gerolstein nicht als der Held des Romans gelten kann, so wird doch nicht allein das ganze Getriebe desselben durch ihn in Bewegung gesetzt, sondern er repräsentirt auch die Höhe der Anschauungen und Gedanken, zu welcher der Dichter selbst sich emporschwingt. Diese Höhe ist aber keine andere, als die Idee der Sittlichkeit, und an jeden Gedanken und jede That wird ein- für allemal dasselbe Ellenmass angelegt: das der Sittlichkeit.

Wir haben also ein dichterisches Kunstwerk vor uns, das, ganz von dem Standpunkte der Sittlichkeit ausgearbeitet, zeigen wird, welcherlei Menschen dieser Standpunkt erzeugt, und was überhaupt unter der Herrschaft dieses Princips zu Tage kommt.

Durch eine Versündigung gegen das geheiligte Haupt seines Vaters und Herrn, auf den er in einem Augenblick der Liebeswuth das Schwert gezückt, ist Rudolf (der Grossherzog) zu dem Entschlusse reumüthigster Busse getrieben worden, die er nach seiner Meinung nur dadurch bethätigen kann, dass er »nach Kräften Gutes wirkt«. Dieser Vorsatz bringt ihn nach Paris, wo er die Spelunken der Armuth und des Verbrechens aufsucht, um Leiden zu lindern, verhärtete Herzen zu erweichen oder durch ein fürchterliches Strafgericht in Verzweiflung zu stürzen, und um zu helfen, wo geholfen werden kann. Bei seinen fürstlichen Mitteln gelingt es ihm leicht, mancher physischen Noth zu steuern, und die Familie Morel u. A. verdankt ihm ihr Lebensglück; näher indess, als die Beseitigung physischer Leiden, liegt ihm die Entfernung moralischer Gefahren am Herzen, und dieses Bestreben führt ihn mit der eigentlichen Heldin dieses Romanes zusammen.

Fleur de Marie (Marien-Blume) oder, wie wir sie schlechtweg nennen wollen, Marie, das Kind seiner ersten Liebe, von dessen Existenz Rudolf keine Ahnung hat, ist in der Haft, unter den grässlichen Händen der Eule (Chouette) und in anderen traurigen Verhältnissen zu einem blühenden Mädchen aufgewachsen und muss endlich, von Armuth gepresst und von Kupplerinnen beschwatzt, sich entschliessen, das Gewerbe eines Freudenmädchens zu ergreifen. Noch unergriffen von der Lust an dieser Lebensweise, wird sie befleckt, ohne sich selbst zu beflecken: sie ist unbetheiligt und noch keine Sclavin der Begierde, die ihrem Stande erst die rechte Bekräftigung geben würde. So findet sie Rudolf, und was das Laster an ihr nicht zu leisten vermocht hatte, das versucht jetzt die Tugend; sie versucht das arme Kind, das eine

Beute des Lasters zu werden droht, zur Tugend zu führen. Rudolf bietet alle Versprechungen und Verlockungen auf, durch die er die leicht erregbare Phantasie des Mädchens zu bestechen hoffen darf. Sie, die mitten in einem taumelnden Lasterleben nicht »gefallen« war, sie widersteht den einschmeichelnden Verheissungen des Tugendwerbers nicht und — fällt. Doch möchte sie immerhin fallen, wenn sie sich nur wieder erhöbe. Wie aber soll ein E. Sue, der Dichter des tugendreichen und liberalen Bürgerwesens, sie zu einer weiteren Erhebung kommen lassen? Ist sie nicht gerettet, wenn sie in den Schoss der allein seligmachenden Sittlichkeit sich geflüchtet hat? Meint man etwa, sie sollte sich zur Frömmigkeit erheben, so geschieht das ja in vollem Maasse, wie denn wahre Sittlichkeit und wahre Frömmigkeit sich niemals ganz von einander trennen lassen; denn selbst diejenigen Sittlichen, welche den persönlichen Gott leugnen, behalten ja am Guten, am Wahren, an der Tugend ihren Gott und ihre Göttin.

Doch ich meine nicht, dass Marie nach jenem Falle sich zur Frömmigkeit erheben sollte; ich meine nur, dass, wenn es etwas Werthvolleres gäbe als Sittlichkeit und Frömmigkeit, unser Dichter davon nichts wissen könnte, weil es nicht in seinem Gedankenkreise liegt und seine Personen sich nie dazu erheben könnten, weil die Besten darunter doch nicht besser zu sein vermögen als ihr Schöpfer. Marie, die von Rudolf für den Dienst der Sittlichkeit angeworben wurde, wird darin fortan in Treue und Gehorsam als ein ergebener und folgsamer Dienstbote verharren, und welche Geschichte auch ihr nun folgendes Leben aufweisen möge, sie wird immer nur die Schickungen enthalten, welche der strenge Dienst ihrer Gottheit über Marien, die treue Magd, verhängt.

Den Klauen der Eule, die nur den Leib verderben konnte, entronnen, geräth Marie in die Macht des Priesters, der ihre zarte Seele mit der frommen Lehre verdirbt, dass ihr Leben von nun an ein Leben der Busse sein müsse, um bei Gott sich dafür die künftige Vergebung zu erkaufen. Das entscheidet über ihre ganze Zukunft. Dieser Wurm, den ihr der Priester ins Herz setzte, nagt fort und fort, bis er sie zur Entsagung und Zurückziehung aus der Welt gezwungen und endlich gar das gottergebene Herz zerfressen und zerbröckelt hat. Und doch ist jene fromme Lehre des Priesters die wahre Lehre der Sittlichkeit, gegen welche zuletzt alle »vernünftigen« Einwendungen Rudolfs verstummen müssen.

Rudolf nämlich gibt sich der süssen Hoffnung hin, am Hofe zu Gerolstein mit Marien, seinem reizenden Töchterchen, die Wonne eines innigen Familienlebens und die Freuden eines Vaters kosten zu können, der sein von Allen verehrtes und angebetetes Kind, die sittsame und tugendreiche Prinzessin, täglich mit neuen Gaben der Liebe überhäufen und für die einst erduldeten Qualen eines verstossenen Daseins fürstlich und väterlich entschädigen kann. Alle Lust der Welt, wie sie ein grossherzoglicher Hof nur bieten kann, soll ihr von nun an offen stehen.

Aber um welchen Preis müsste Marie die Lust der Welt erkaufen? Nur wenn Niemand ihre frühere Aufführung erfährt, wird man die Liebenswürdigkeit ihres gegenwärtigen Betragens anerkennen; erführe man sie, so schützte kein Glanz der Krone die arme Prinzessin vor den giftigen Blicken und dem verächtlichen Achselzucken dieser unerbittlichen Verehrer der Sittenreinheit. Das weiss Rudolf sehr wohl und trägt deshalb auch nicht das leiseste Bedenken, seine gesammte Umgebung über Mariens Jugendjahre zu belügen. Welcher vernünftige Mensch wird auch anders handeln? Nur kein Ultra, selbst nicht in der Sittlichkeit! So spricht der sittliche Liberale.

Allein Marie, die reine Priesterin des sittlichen Princips, kann die, statt alle Folgen ihrer Missethat jetzt, da sie in die sittliche Welt eingetreten ist, bussfertig zu tragen, die Busse durch eine Lüge von sich weisen? Darf sie durch Täuschung sich einschleichen und reiner erscheinen wollen, als sie ist? »Täuschen, immer täuschen,« ruft sie verzweifelnd aus, »immer fürchten, immer lügen, immer beben vor dem Blicke desjenigen, den man liebt und achtet, wie der Verbrecher zittert vor dem unerbittlichen Blick seines Richters!« Darf Marie, die Dienerin am Altare der Sittlichkeit, darf sie — lügen?

Die Lüge ist eine Sünde, die kein sittlicher Mensch sich vergeben kann. Er mag sich mit der Noth entschuldigen, so viel er will, auch die Nothlüge bleibt eine Lüge. Wie kann der der Wahrheit dienen unter allen Versuchungen, der sich in mancher Versuchung zur Unwahrheit verleiten lässt? Kein Sittenlehrer kann die Lüge rechtfertigen, und wird dennoch von sittlichen Menschen so viel gelogen, so beweist dies eben nur, dass das Princip der Sittlichkeit oder des Guten zu kraftlos ist, um das wirkliche Leben zu leiten. Denn in diesem wird der Mensch unbewusst zu Thaten geführt, die seinem schwächlichen Principe Hohn sprechen und ihn ermuntern könnten, sich von dem Gängelbande desselben loszureissen; aber man reisst sich von einem Wahne nicht anders los, als wenn man ihn theoretisch überwindet.

Marie, einmal gewonnen für den Cultus des Guten, ist zu feinfühlend, um sich zu einer Ausnahme von seiner Regel zu bereden. Sie kann nicht lügen. Aber wie könnte sie der Welt, dieser »unerbittlichen Richterin«, nicht gestehen, was sie verbrochen? Sie könnte es gestehen, aber dann wäre sie auch »gerichtet«. Die Welt des Guten könnte nicht bestehen, wenn sie nicht »Güter« hätte, und unter diesen Gütern ist die Keuschheit ein Gut, dessen Einbusse sie keinem — Weibe verzeiht. Eine nachfolgende, dauernde Züchtigkeit kann die ursprünglich der sittlichen Ehre geschlagene Wunde vernarben lassen, aber den Schandfleck der Narbe wäscht keine Zeit ab. Die Welt, welche an die Sittlichkeit und ihre Güter glaubt, kann — nicht vergessen; für sie haben diese Güter einen Werth, und sie mag es anstellen, wie sie will, die Empfindung eines Mangels und Gebrechens kann sie da, wo eines dieser Güter, an denen ihr Wahn klebt, verloren gegangen ist, nicht gänzlich unterdrücken. Ein Weib, das seine Keuschheit preisgegeben, das unter dem »Auswurf der Gesellschaft« gelebt, das sich »entwürdigt«

hat, wird für alle Zeit scheel angesehen werden; denn es ist »befleckt, vergiftet, berührt von Schändlichkeiten«, es ist — »geschändet«. Und für die zugezogene Schande fordert die Welt als Busse eine unausgesetzte Scham, eine Scham, die sie stets in der Büsserin wach zu erhalten beflissen sein wird.

Vielleicht meint man aber, es sei das nur eine Ueberspanntheit und falsche Scham, die jeder nicht zu reizbare Mensch leicht überwinden würde. Wir müssen aber doch fragen, was in dem sittlichen Urtheil der Welt denn eigentlich Geltung habe, ob der Mensch als solcher oder — seine Güter. Es ist nicht ohne den innigsten Zusammenhang, dass gerade die Zeit des Liberalismus und der Bourgeoisie so viel auf Sittlichkeit hält; ein Banquier und ein Sittlicher beurtheilen den Menschen aus ein und demselben Gesichtspunkte, nämlich nicht nach dem, was er durch sich ist, sondern nach dem, was er durch seinen Besitz ist. »Hat er Geld?« Mit dieser Frage läuft die andere parallel: »Hat er Tugenden?« Wer kein Geld hat, mit dem befasst sich der Banquier nicht, er »macht ihm Schande«; wer die Tugenden eines ehrbaren Bürgers nicht »besitzt«, der muss ihm nicht zu nahe kommen. Nach Gütern misst der Eine wie der Andere, und der Mangel eines Gutes ist und bleibt ein Mangel. Wie ein Pferd, das alle Tugenden des besten Pferdes, aber eine schlechte Farbe hat, einen Mangel behält, so haftet an einem Weibe, das um die unbefleckte Reinheit gekommen ist, auf Zeit ihres Lebens ein Flecken. Und mit Recht, denn es fehlt ihr eines der hauptsächlichsten Güter, die einem sittlichen Weibe Ehre machen. Ist Marie auch jetzt keusch, so ist sie es doch nicht immer gewesen, ist sie auch jetzt unschuldig, so war sie es doch vorher nicht. Die Unschuld ist so zarten Wesens, dass sie niemals berührt worden sein darf; einmal verletzt, ist sie auf immer verschwunden. Unschuld ist eine so fixe Idee, dass Morel an ihr zum Wahnsinnigen wird und Marie zur Betschwester. Es muss auch so sein. Ist der Abstand der Verworfenen von den Reinen, der Unsittlichen von den Sittlichen einmal ein fixer, so drückt Marie nur zart, innig und unverhohlen das Gefühl dieses unauflöslichen Gegensatzes aus. Sie ist — »entweiht«.

Was soll die Einwendung beweisen, dass man ja längst nicht mehr so penibel sei und gegen früher einer grossen Nachsicht in diesem Punkte huldige? Erstlich liesse sich diese Behauptung überhaupt bestreiten, weil man zwar keine Kirchenstrafen mehr verhängt, sittlich aber weit weniger lax urtheilt als in den Zeiten des ancien regime; sodann aber hat die grosse Masse von jeher an vielen Stellen ihrer Haut harte Schwielen gehabt und gegen die strengen Consequenzen ihrer Glaubensartikel sich unempfindlich gezeigt. Soll darum ein zarter empfindendes und strenger denkendes Wesen, wie Marie, dem Schlendrian der Alltagsmenschen verfallen müssen?

Vielmehr müssen wir anerkennen, für sie, die den Anforderungen der Sittlichkeit ein volles Genüge zu thun sich gedrungen fühlte, war die Zurückziehung aus der Welt unvermeidlich. Denn belügen durfte

sie die Welt nicht, ohne unsittlich zu handeln, und eingestehen durfte sie's nicht, wenn sie nicht statt des Genusses den Hohn und Spott der Welt ernten wollte. Jede Freude, die sich ihr künftig darbieten konnte, würde sogleich durch den Stachel der Scham vergiftet worden sein. In diesem Gefühl ruft sie aus, als ihr Vater dem Prinzen Heinrich, ihrem Geliebten, Eröffnungen zu machen gedenkt: »Sie wollen, dass ich sterbe, mich in seinen Augen so erniedrigt zu sehen!« Sie hatte von der Welt, vor der sie entweder etwas auf dem Gewissen behalten, oder von der sie sich etwas nachtragen und gedenken lassen musste, nichts mehr zu hoffen: sie hatte es mit ihr verdorben.

Warum aber flüchtet sie sich zu Gott? Weil weder die Welt noch sie selbst ihre Sünde ihr abnehmen können. Nur Gott kann ihr vergeben. Die Menschen müssen sich nach dem Gesetzbuche des Guten richten und sind nur Unterthanen im Reiche des Guten; Gott allein ist der absolute König, dem auch das Gute unterworfen ist, und er fragt nicht, wo er begnadigen will, nach dem Guten, sondern nach seinem unumschränkten Willen. — Was liegt nun in dieser Hinwendung Mariens zu dem Herrn? Wiederum dies, dass sie fühlt, wie nach dem sittlichen Massstabe ihr nimmermehr Gerechtigkeit werden könne, und wie sie darum eines anderen Masses und Urtheils bedürfe. Dass sie die Lossprechung gerade von Gott durch ein reuevolles Leben zu erkaufen sucht, das ist gleichfalls das Werk des frommen Priesters, der ihr freilich nicht sagen konnte noch durfte: Wer sich selbst bindet, der ist gebunden, und wer sich selbst löset, der ist gelöst. Was sie selbst sich zu leisten vermöchte, das sucht sie ausser sich zu erflehen; aber sie wäre eben weder sittlich noch fromm, wenn sie anders verführe.

Wie konnte auch das sittliche Mädchen sich erst die Unkeuschheit und hernach gar die Lüge vergeben? Dazu gehört mehr als Sittlichkeit, und könnte sie's, so fiele ja das ganze hübsche Bauwerk E. Sue's in ein lächerliches Nichts zusammen, so wäre das Gute nicht mehr das Höchste, so wäre der Mensch erhaben über Tugend und Laster, über Sittlichkeit und Sünde.

Die ganze Collision besteht darin, dass ein Paar Bornirte es miteinander zu thun haben, bornirt Beide durch den Wahn des Guten und Bösen. Wie die Welt urtheilt: das und das dürfen wir thun, denn es ist gut, jenes aber, z. B. lügen, dürfen wir nicht, weil es böse ist, so denkt auch die durch Rudolf der Tugend zugeführte Marie.

Legte der Dichter an Marie nicht das Richtscheit der Tugend und Sittlichkeit, sondern mässe sie nach ihr selbst als ihrem eigenen Masse, wie man gescheiter thäte, wenn man den Löwen nicht nach einer menschlichen Eigenschaft, der Grossmuth, beurtheilte, sondern nach der thierischen Löwennatur, so käme vielleicht das wunderbare Resultat zum Vorschein, dass Marie erst von dem Augenblick an ein elendes, verlorenes Kind wurde, wo sie die Tugend kennen lernte und ihrem Dienste sich weihte, während sie in der Zeit ihres unehrlichen Wandels ein gesunder, freier und hoffnungsvoller Mensch gewesen war. Dies soll nicht etwa nur den oberflächlichen Sinn haben,

dass die mit der Tugend zusammenhängende Reue das arme Mädchen unglücklich stimmte und um seinen Frohsinn brachte, sondern den schärferen, dass sie eine gedrückte Sclavin werden musste, sobald sie in die sittliche Welt eintrat und ihren Pflichten sich zu unterwerfen begann. Als der Würgengel der Bekehrung es einmal erfasst hatte, da war es um dies zarte Kind geschehen. Unter dem Druck der Verhältnisse, in welche ihr Schicksal sie geworfen hatte, hätte der offene sinnige Geist dieser Bajadere das starke Zornfeuer ansammeln können, das dazu gehört, um die lastende Erdwucht einer erstarrten Gesellschaft zu durchbrechen, und aus dem Stande der Erniedrigung heraus sich zu — empören. Was lag am Verluste der Keuschheit bei einem Mädchen, das diesen und jeden Verlust an der ganzen schuldigen Welt zu rächen Muth und Geist hatte?

Aber ein E. Sue kennt kein anderes Glück als das der ehrlichen Leute, keine andere Grösse als die der Sittlichkeit, keinen anderen menschlichen Werth als den der Tugendhaftigkeit und Gottergebenheit. Ein Menschenkind, aus dem ein freier Mensch werden konnte, musste zum Tugenddienste verführt, ein noch unverdorbenes Gemüth musste mit dem Wahn der »guten Menschen« vergiftet und verderbt werden. Wenn ein Dichter darzustellen vermag, wie seine Heldin, die mitten im Gewühl der schmutzigsten Laster ihr Leben führen und selbst die Blüthe ihres Leibes ihm zur Beute lassen muss, nicht gleich der Chouette oder dem Schulmeister oder auch ihren weiblichen Altersgenossen zu einer Dienerin des Lasters wird, sondern ähnlich einer Atheistin, welche die kirchlichen Gebräuche zwangsweise erfüllt, völlig frei bleibt: sollte man da nicht meinen, er müsste sie auch über den Einfluss der Tugend erhaben halten können? Aber nein, der schwächliche, vom Ideale des »rechten Bürgerthums und wahren Staates« träumende Poet macht aus ihr, statt eines gestählten Charakters, ein sentimentales, vom Wahne des »Guten« leicht berückbares Gemüth, macht dasselbe Mädchen, das sich gegen das Laster behauptete, zu einem schwachen, kraftlosen Geschöpf, das sich mit Leib und Seele in die Sclaverei der Tugend anheimgibt.

Auch nicht eine Person findet sich in dem ganzen Romane, die man einen selbstgeschaffenen Menschen nennen könnte, einen Menschen, der, rücksichtslos sowohl gegen seine Triebe als gegen den Antrieb eines Glaubens (Glauben an Tugend, Sittlichkeit u. s. w. und Glauben an das Laster) sich kraft der eigenen schöpferischen Allmacht selbst erschüfe.

Die einen nämlich folgen blindlings der Leitung ihres Herzens, ihrer Gemüthsart, ihrer Natürlichkeit. So die Rigolette (Lachtaube): sie ist eben so, wie sie ist, ein zufriedenes Gemüth und eine glückliche Mittelmässigkeit, und was sie ist, das wird sie immer bleiben, ein Wesen ohne alle Entwicklung, wie eben ihre Canarienvögel auch; sie können nur Schicksale erfahren und erleiden, aber sie können nicht anders werden. Die Kehrseite zur Rigolette gibt der kleine Lahme ab, ein schadenfrohes Kind, das eben immer von seiner Lust, der Schadenfreude, die natürlich mit dem Alter an hämischem Wesen

zunimmt, sich bestimmen lassen wird, bis es einmal auf dem Schaffot endet und so geschichtlos in die Grube kommt wie Rigolette in ein ehrsames Grab. Welche Art von Trieb eine lebenswierige Herrschaft über das Individuum ausübt, macht hiebei keinen wesentlichen Unterschied; bei Ferrand ist's der Geiz, bei dem Spitzigen die energielose Schwatzhaftigkeit u. s. w.

Für die zweite Gattung entwicklungsloser und unfreier Menschen, derjenigen nämlich, welche weniger von ihrem natürlichen Triebe, desto mehr aber von einem Glauben, einer fixen Idee abhängen, hat E. Sue, der selbst ein Knecht unter diesen Knechten nichts Besseres kennt, besonders auf die Tugendbeflissenen eine pathologische Genauigkeit verwendet. Obenan steht sein tugendgläubiger Grossherzog, der zu dem grossen Orden der »Wohlthäter der leidenden Menschheit« gehört und sein Ordenszeichen nicht auf, sondern in der Brust trägt. Dieser »barmherzige Bruder« Rudolf, milde und streng und ganz dazu gemacht, die Menschen zu »bemuttern«, will die im Sündenpfuhl verkommenden Unglücklichen physisch und moralisch bessern und — belohnen, die hoffnungslos Verdorbenen aber unschädlich machen und durch ausgesuchte Seelenmartern — bestrafen. So zieht er in Paris ein, und so zieht er, ungeheilt von seinem Wahnsinn, wieder hinaus, nachdem er seine Tochter in das Gotteshaus der Tugend eingeführt und um die letzte Möglichkeit gebracht hat, ein eigener Mensch zu werden. Als die Tugend dies Kind endlich ganz um den Verstand und ums Leben bringt, da gehen dem barmherzigen Bruder zwar die Augen auf, aber nicht etwa über den Götzen, für dessen Priesterdienst er die Unglückliche geopfert, sondern über die »Gerechtigkeit des unerforschlichen Gottes«, der seinen Angriff auf den Vater jetzt an ihm als Vater durch den Verlust der Tochter rächt. So schwachsinnig ist dieser Kämpfer für Tugend und Religion, dass er in der consequenten Durchführung seines eigenen Princips, die er in der Handlungsweise der Tochter anzuerkennen und zu bewundern nicht umhin kann, nichts sieht als ein »Zorngericht« Gottes. Marie erfüllt ganz und vollständig das, was Sittlichkeit und Religion fordern; ihr Vater muss selbst bekennen, dass »sein unglückliches Kind in Allem, was das Zartgefühl des Herzens und der Ehre betrifft, mit einer so unerbittlichen Logik begabt sei, dass man ihr nichts erwidern könne« — er »gibt es auf, sie zu überreden, da alle Vernunftgründe zu ohnmächtig sind gegen eine so unüberwindliche Ueberzeugung, die aus einem edlen und erhabenen Gefühle herstammt« — ja, er gesteht, dass er in Mariens Namen auch »so würdig, so muthig« gehandelt haben würde: — und nun, was erkennt er in dieser unbeugsamen, vollendeten Sittlichkeit seiner Tochter? Eine »Züchtigung« Gottes, der ihm diese Erhabenheit seines Kindes zur »Strafe« schicke! Wahrlich, man kann das feige Juste-milieu unserer liberalen Zeit nicht grausamer, nicht hohnlachender zeichnen, als ein weichmüthiger Anhänger desselben es unfreiwillig hier selber gethan hat. Der gute Fürst hat bei seiner Bussfahrt »nichts gelernt und nichts vergessen«. Als Mensch ohne Ent-

wicklung und Selbstschöpfung erfährt er nur die harten Schicksale, welche der Dienst der Tugend ihren Gläubigen bereitet: er macht nur theologische Erfahrungen, keine menschlichen. Oder unterwirft er jemals den Herrn, welchem er dient, der Kritik, und fällt es ihm auch nur einmal ein, die Ideen der Sittlichkeit, Religiosität, Ehrlichkeit u. s. w., für deren Dienst er wirbt, nach ihrem Kern zu fragen? An ihnen steht ihm, als an festen Grenzen, der Verstand still, und jede weitere Erhebung, jede Erlösung und Befreiung von diesem absoluten Herrn ist dem von diesem Punkte an urtheilsvollen Fürsten unmöglich. So scharfsinnig er sich auch erweisen mag als sittlicher Mensch, so durchaus geistlos ist er im Urtheil über den Menschen, ein treues Abbild seines tugendpriesterlichen, armseligen Dichters.

Im entgegengesetzten Glauben eingekerkert und mit Fanatismus ihm ergeben ist die Mutter Martial. Auch das Verbrechen hat und muss seine Fanatiker haben, die daran glauben und es zu Ehren bringen wollen: die Mutter Martial ist eine — Lasterheldin. Sie lebt und stirbt für ihr Ideal, das Verbrechen. Wie die Tugendgläubigen, so ist auch sie, die Lastergläubige, von einer fixen Idee um alle Entwicklung und Schöpfung ihrer selbst gebracht; sie muss untergehen mit diesem Pathos, weil sie nicht heraus kann. Auch für sie gilt jenes »Hier steh' ich, ich kann nicht anders«. Erstarrt und ergraut in ihrem Glauben, ist sie der Kritik, der einzigen Erlösung von jedem bis zur unnahbaren Heiligkeit anschwellenden Wahne so unfähig wie irgend ein anderer Gläubiger; ja alle Gründe, welche sie daraus erretten könnten, dienen ihr vielmehr, wie es bei Wahnsinnigen der Fall ist, zur Bestärkung. Für sie gibt es keine andere Erfahrung, als die der Schickungen, welche der Wahn, der ihr Leben abspinnt und zu realisiren sucht, auf sie hereinbrechen lässt: sie macht nur unsittliche und heillose Erfahrungen, wie ihre Gegenfüssler nur sittliche und fromme machen.

Der Glaube an die Tugend zur festen Gesinnung geworden, ist der Geist Rudolfs; das Laster als feste Gesinnung repräsentirt die Mutter Martial. Welch fürchterliches strenges Gericht lässt sie über ihren »missrathenen« Sohn ergehen, der von der strengen Gesinnung des Lasters nichts wissen will. Sie handhabt das Hausregiment als eine Frau von Grundsätzen, erfüllt von Grundsätzen des Verbrechens, wie andere Familienhäupter, von Grundsätzen des Guten erfüllt, eine schneidende Herrschaft üben und gleich Brutus das Vatergefühl ersticken. Ist die Majestät der Tugend eine wesentlich andere als die Majestät des Lasters, und die eine feste Satzung erträglicher als die andere? An seinem früheren Roman Atar Gull hätte E. Sue lernen können, wie Rachegefühl und Rechtsgefühl identisch sind, wie das Gute und Böse in Eins zusammenfallen, wie der schwarze Mohr des Teufels ist, nur wegen seiner Schwärze, der weise Pariser aber, der jenem den Tugendpreis zuerkannt, Gottes, nur wegen seiner undurchglühten Weisse; aber an dem guten Dichter ist so wenig mehr zu bessern, als an seinen Romanfiguren, die, wenn sie sich bekehren, nur jämmerlicher und sclavischer werden und werden müssen, als sie zuvor waren.

Da wir an den Hauptpersonen und einigen anderen sehen, dass sie gebundene, geknechtete Charaktere sind, die durch ihre Triebe und durch ihren Glauben beherrscht und um alle Selbstschöpfung und Selbstangehörigkeit gebracht werden, so brauchen die untergeordneten nicht besonders erwähnt zu werden. Es ist klar, der Dichter brachte es zu nichts als zu bornirten Menschen, deren ungebildete Natürlichkeit oder unnatürliche Bildung, Begierden oder Satzungen, die und die Schicksale bereiten. So ist allerdings die Welt, und E. Sue hat nur bewiesen, dass er sich das Wohlgefallen dieser Welt erwerben, aber nicht, dass er sie aus ihren Angeln heben und — erlösen kann.

Kein Wunder, dass die Mysterien so grossen Anklang fanden. Die sittliche Welt empfängt ja an ihnen die gelungenste Ausgeburt der Philisterhaftigkeit, das getreue Abbild ihrer eigenen Menschenfreundlichkeit, das volle Echo derselben Klagen, in welche auch sie ausbricht, die gleiche Reformsucht in Dingen, an denen so wenig mehr zu reformiren ist als am Türkenthum. Mahmud II. war nicht der einzige wohlwollende und unnütze Reformator unserer Zeit; der gesammte Liberalismus — und wer wäre heute nicht, er stehe hoch oder niedrig, liberal! — veredelt unter grossen Hoffnungen ein Türkenthum. »Unsere Zeit ist krank!« so redet betrübten Blickes der Freund den Freund an, und alsbald machen beide einen botanischen Streifzug, um unter den lieblichen Kräutern des Landes das »rechte Heilmittel« zu suchen.

Ihr Freunde, euere Zeit ist nicht krank, sie ist abgelebt: darum quält sie nicht mit Heilversuchen, sondern erleichtert ihr letztes Stündlein durch Beschleunigung und lasst sie — genesen, kann sie nicht mehr — lasst sie sterben.

»Ueberall Mängel, Gebrechen!« Das räumt ihr selbst ein, und hegtet ihr etwa noch Zweifel, so schlagt die Mysterien auf, um das ganze Elend der Gebrechlichkeit anzuschauen. Versucht's einmal, das Türkenthum zu »reformiren«. Indem ihr hofft, es zu heilen, werdet ihr's — zersetzen. Es hat keine Mängel, so wenig als ein Greis als Greis deren hat. Freilich geht dem Greise die Kraftfülle der Jugend ab, aber er wäre eben nicht Greis, wenn er sie hätte, und wer diesem »Mangel« des Greisenalters abhelfen wollte, der wäre ein wohlmeinender Reformator wie Mahmud II. und unsere Liberalen. Der Greis geht der Auflösung entgegen, ihr aber möchtet ihn verjüngen, sein schlotterndes Gebein wieder straff ziehen. Nicht krank ist unsere Zeit, um geheilt zu werden, sondern alt ist sie, und ihr Stündlein hat geschlagen. Dennoch springen Tausende von E. Sue's herbei und bieten ihre heilsamen Quacksalbereien an.

Soll man schliesslich noch ein Wort verlieren über die vortrefflichen Einrichtungen des Fürsten aus dem Wohlthäterorden und die philantropischen Vorschläge des Romanschreibers selber? Sie laufen ja alle darauf hinaus, die Menschen durch Belohnung oder Bestrafung so lange zu »treten«, bis sie die Tugend zu ihrer Herrin machen! Es sind Anträge zu Staatsverbesserungen, wie man vor der Reformation deren unzählige zur Kirchenverbesserung machte: Verbesserungen, wo nichts mehr zu verbessern ist.

FELDWÄRTS.

Die Herbstnacht ist von Sternen klar,
Dort liegt sein Haus. Mir weht ein trüber
Erinnrungshauch um Stirn und Haar.
Er kannte Freundschaft nicht. Vorüber!

Ich zeigte ihm ein Bild, das leis'
Noch zuckt auf meinem Seelengrunde:
Ihr Bild. Da lachte er sein Eis
In meine halbvernarbte Wunde.

Er wusste doch, wie weh das schnitt!
Ich horche, Nacht wogt auf den Wegen,
Und schreite feldwärts, Schritt für Schritt
Der neuen Einsamkeit entgegen.

München. EMANUEL VON BODMAN.

KÜNSTLERHERZEN.

Erzählung von HOLGER DRACHMANN.

Autorisirte Uebertragung aus dem Dänischen von CARL KÜCHLER.

(Schluss.)

Dritter Brief.

Was ist das Eigenthümliche im Leben für erfahrene Männer, wenn ihnen das eine oder das andere Unvermuthete widerfährt?

Antwort: Dass sie immer vergessen, nach ihren Erfahrungen zu handeln.

Ja, mein lieber Morten, es gab da drinnen im Walde eine Stelle, die der eine oder andere Waldhüter aus der ästhetischen Periode gleichsam als einen Treffpunkt für die Bewohner beiderlei Geschlechts der Umgegend ausgezeichnet hatte.

Auf der Höhe eines Hügels, wo mächtige Buchen wie hohe Säulen in einem Halbkreise um den Abhang standen, war in einer Lichtung des Unterholzes eine hübsch gearbeitete, bequeme Naturbank angebracht worden. Man konnte von hier aus über Büsche und niedriges Strauchwerk hinunter in das Thal und hinauf nach den waldigen Hügeln auf der entgegengesetzten Seite sehen; und ohne selbst gesehen zu werden, konnte man bis weithin einen Jeden beobachten, der sich auf dem Fusssteige näherte, dessen lichtes Band sich in Windungen durch das Unterholz emporzog.

Es war in der zweiten Woche meines Hierseins, und ich wanderte nun regelmässig jeden Tag in der heissen Mittagszeit, wo sich das ganze Nest ruhig in den Stuben hielt, hinauf nach der Bank, spähte unruhig hinab über den Pfad und hörte den Schlag meines Herzens und fühlte die Hitze meiner Wangen, wenn ich in der Ferne den Schimmer der lichten Sommerkleider entdeckte. Dann sammelte ich meinen Vorrath gebührenden Geistesreichthums, kleine, neue Erzählungen über ein und denselben Gegenstand, jene fröhliche Liebenswürdigkeit der Seele, die dereinst so natürlich war, und die man sich so gern selbst zu glauben überreden möchte, in gleicher Weise ewig so fortbestehen könnte. Und dann kamen die langen, schweigsamen Minuten ohne Geistesreichthum, ohne Nachdenken und ein Erwachen aus den Träumen, in welchen man sich Gegenwart und Zukunft klarzustellen suchte und es doch immer wieder bis zum »nächsten« aufschob.

Und was brachte ich nun von diesen Zusammenkünften mit heim? Denn selbstverständlich ein erfahrener Mann bringt doch eine Ausbeute mit und schwelgt nicht wie ein Junge auf einem Kirschbaume, nur um zu schwelgen, sondern denkt über die Süssigkeit

der Frucht nach, während er den Kern wegwirft. Die ersten paar Tage nach dem ersten verabredeten Stelldichein brachten Entwürfe zu grossen Arbeiten, die sich nach und nach jedoch verminderten und schliesslieh nur in ein paar einzelne Verse ausliefen. Die erste Berauschung hatte sich gelegt. In der Seele des Mannes tritt dann eine Pause ein, gleichsam ein stilles Fleckchen in der aufgerührten See; während dieser Pause wird das Verhältniss entschieden, die Sache des Weibes plaidirt. Der Mann wird, wenn er Idealist ist, ihr Vertheidiger, wenn er ein vom Leben gesättigter Egoist ist, ihr Richter.

Ich wurde ihr Vertheidiger. Aber wie viel war hier nicht zu berücksichtigen? Gegen wie Vieles war Nachsicht zu üben? Wie kindlich unbewusst war nicht ihre Koketterie, wie natürlich für sie! Sie ahnte es beinahe selbst kaum. — Eine mangelhafte, mindestens nicht genügend geleitete Erziehung, lebhafte Phantasie und musikalische Anlagen: wozu führt das in so abgelegenen Winkeln der Welt? — Und dann von den Eltern zu diesem Landmanne gezwungen! — Das sagte sie ja selbst. Aber nun war es einmal so, und... sie blickte mich an! — Wollte ich die Verantwortung auf mich nehmen, zu brechen?

Ich fragte sie zur Erwiderung nach ihrem Verhältnisse zu Heinrich. Ihre schönen Augen wurden so traurig und dann wieder so hell strahlend. Was hätte sie auch in einer solchen Zeit Anderes thun sollen? Es ist ja so natürlich: man ist in seinem Innersten gelangweilt über die einförmige Bravheit und nüchterne Ehrsamkeit, die den Namen des jungen Forstrathes führt, und man begegnet einem jungen, unschuldigen Phantasten, der einem sein Bild malt und vierhändig mit einem spielt. Was thut man? Man schwärmt mit ihm; — aber wenn dann der Rechte kommt — was dann? Dann sitzt man auf der Bank und ruht in seinem Arme, lauscht seiner Rede und fühlt, dass hier der Hafen, hier die Zuflucht sei, die — die... Ach, wie ist die Eitelkeit des »Rechten« doch ein Instrument, das sich so gern anschlagen lässt und sich an den Tönen seiner eigenen Melodie erfreut!

Es war eine herrliche, stille Mittagsstunde, mit starkem Dufte und Summen drin im Walde, und der Kopf mit den Locken ruhte an meiner Schulter, und diese herrlichen Augen strahlten so hell und treuherzig, — da verdunkelten sich plötzlich die klaren Augen, und die Hand löste ihren zitternden Griff, um noch fester zuzugreifen und noch inniger zu drücken unter der Frage von den süssen Lippen: »Was soll aus mir werden? Willst du mich befreien von allen den Anderen, allen denen, die — die...?« Und das Köpfchen barg sich an meiner Brust, und ich sass verlegen.

Verlegen! Es nützt nichts, es zu verheimlichen. Was ist die Antwort auf eine solche Frage? Ein Kuss. Und was ist ein Kuss? Eine Wiederholung. Und eben weil er eine Wiederholung ist, führt er zu keiner Entscheidung.

Während meine Augen in dieser Secunde unbestimmt hin und her irrten, trafen sie auf einmal auf eine Gestalt weit drüben auf dem anderen bewaldeten Hügel. Die Gestalt schien sich nach dem Fuss-

wege herabzubewegen, der zu uns heraufführte, und trotz der Entfernung erkannte ich jetzt, dass es Heinrich war.

Sie fuhr mit einem kurzen Ausruf auf, rückte ihren Hut zurecht, drückte meine Hand und war im nächsten Augenblick zwischen den säulenhaften Stämmen verschwunden, deren unterster Theil durch das üppige Unterholz verdeckt wurde.

Ich blieb sitzen und zog mechanisch ein Buch aus meiner Brusttasche. Nach fünf Minuten blickte ich vom Buche auf und begegnete Heinrichs Blick.

Er war unruhig; er suchte rings umher; ich nickte, er biss sich in die Lippe, machte Kehrt und ging wieder zurück, den Pfad hinunter.

Ich holte tief Athem. Ich würde in diesem Augenblick Alles dafür geben, wenn ich wüsste, bis aufs Kleinste genau wüsste, was ich damals während der zehn Minuten, nachdem mein Freund weggegangen war, gedacht habe. Das würde eine interessante psychologische Einleitung zu einem bedeutungsvollen Capitel in einem Roman werden können.

Ich erhob mich endlich und ging nach Hause. Unterwegs hielt ich beständig an dem Wunsche fest, Heinrich zu treffen und eine Auseinandersetzung mit ihm haben zu können. Wir hatten einander während der letzten Tage geradezu gemieden. Das war für die Dauer unausstehlich. Wir waren ja doch Kameraden und Freunde gewesen, so weit ich nur zurückdenken konnte. Wir mussten durchaus eine gegenseitige Erklärung haben. Armer Freund!

Er war nicht zu Hause. Im Grunde erleichterte mich das. Denn wer würde — und besonders in solchen Angelegenheiten — nicht am liebsten aufschieben?

Ich sah mich fast mit Wehmuth in den beiden Zimmern um. Es war ja wahrscheinlich, dass er derjenige war, welcher auszog, nachdem die Erklärung stattgefunden hatte. Ich hätte ihn so gerne geschont, aber ich musste es doch sagen; er war derjenige, welcher sich zurückziehen musste. Sie hatte ja mich gewählt. Ich war es, der......

Aus einer Art Pietät gegen die geschlagene Partei begann ich in Ermanglung einer anderen Beschäftigung, seine Sachen zurecht zu legen, ja, ich packte geradezu für ihn ein. Es sah unordentlich genug unter seinen Sachen aus. Hier lagen unausgewaschene Pinsel und Paletten zwischen geglätteten Hemden und Kämmen und Bürsten; so unordentlich pflegte er doch sonst im Allgemeinen nicht zu sein. Dort lag seine Lectüre — es war nicht viel — und da wieder seine Skizzenbücher.

Es war mir warm geworden. Ich setzte mich aufs Sofa und zündete mir eine Cigarre an. Sein Koffer war vollständig gefüllt, die Skizzenbücher wollten nicht mehr recht hineingehen; ich nahm eines von ihnen und blätterte darin. Zahlreiche Entwürfe zu ein und demselben Kopfe. Ich fühlte, dass sich mir das Blut in der Wange erhitzte, als ich diesen Kopf in diesem Buche sah und daran dachte, wie vielemale »sie« ihm wohl gesessen haben mochte. Nein, das musste ein Ende nehmen; sie hatte ja heute, in dieser Mittagsstunde, mich erkoren.

Was war das? Eine Landschaft, die Bank dort oben unter den hohen Buchen! Es waren Aquarelltinten über die Bleistiftstriche gezogen — es war das goldene Nachmittagslicht mit starken, tiefen Schatten, dem Vorboten des Abends, das über mein eigenes von der Mittagssonne beschienenes Treffplätzchen hinfiel.

Wenn man genau zusah, so hatte er sogar die »Stimmung« vor mir voraus.

Ganz unten auf dem Blatte stand etwas mit Bleistift geschrieben.

Ich las: »Ja, sie hat es mir gesagt, heute hat sie es gesagt, dass sie nicht weiss, was aus ihr werden soll: Du musst mich mir selbst retten, du musst mich von ihnen Allen befreien; nur dich liebe ich; liebe, liebe dich.«

Ich liess das Buch los und ergriff es wieder. Heinrich war sehr genau in der Datirung jedes kleinen Entwurfes. Die Landschaft schrieb sich von gestern.

Es war Nachmittag geworden, und die Tage fingen bereits an, kürzer zu werden. Das röthlichgelbe Abendlicht schien bald durch das Fenster herein und blendete mir die Augen. Ich ging hin und liess das Rouleau herunter.

In demselben Augenblick klopfte es an die Thür, die hinaus auf den Gang führte. Ich drehte mich unwillig um; ich dachte, es wäre der Knecht.

Es war der junge Forstrath, der in der Thüre stand.

Ich lud ihn durch eine Handbewegung ein, näher zu treten.

Er drehte und wendete mit einer gewissen Verlegenheit seinen Hut in der Hand; dann aber, gleich als ob er einen muthigen Entschluss gefasst habe, setzte er sich auf den angebotenen Stuhl.

Ich selbst stand aufrecht, mit dem Rücken nach dem Fenster zu. Der Lichtschein vom Rouleau her fiel ihm gerade ins Gesicht; er war zinnoberroth, trocknete sich die Stirn mit dem Taschentuch und legte den Hut von sich.

Ich verbeugte mich höflich; ich wartete. Er begann.

»Ich muss Sie um Entschuldigung bitten — es ist nämlich.... warm heute Abend!«

Dagegen war nichts einzuwenden. Ich verbeugte mich bejahend.

»Es ist eigentlich — das heisst — darf ich offen sprechen? Na ja, es ist meine Braut, müssen Sie wissen...«

Darauf folgte eine Pause, während der wir einander anblickten. Ich biss mich unmerklich in die Lippe und fragte: »Ist es Ihre Braut, die Sie hierher sendet?«

»Nein,« brach er mit komischem Eifer aus. »Es ist Ihr Freund, der Maler, der...«

»Ist e r es, der Sie schickt?« fragte ich.

Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, sah mich mit seinen gutmüthigen Augen an und zog seine Stirn in Falten.

Es that mir leid um ihn.

»Hören Sie nun,« rief er; »ich kenne Sie ja fast gar nicht; aber Sie sind gewiss ein sehr stiller Mensch. Man sieht Sie niemals in

der Gaststube, und wie man sich erzählt, sitzen Sie den ganzen Tag und studiren und kommen mit keinem Menschen zusammen. Ist Ihr Freund nicht viel jünger als Sie?«

Ich antwortete, er wäre etwas jünger als ich.

»Er legt gewiss viel Werth auf das, was Sie ihm sagen, nicht wahr...?«

Ich machte eine ungeduldige Bewegung, und der junge Forstrath führte wieder das Taschentuch nach der Stirn. Dann schob er sich halb vom Stuhle:

»Sie müssen es Ihrem Freunde einmal sagen, er dürfe meiner Braut nicht immer so am Rocke hängen, ihr nicht immer nachlaufen und allezeit mit ihr dort bei Doctors sitzen. Das ganze Dorf spricht ja jetzt von nichts Anderem, und es ist doch wahrlich — na ja, das geht nicht, hören Sie; wollen Sie es ihm nicht sagen?«

Dem jungen Landmann standen grosse Schweisstropfen auf der weissen Stirn über seinen gebräunten Wangen, und sein Blick war drohend und bittend zugleich. Ich räusperte mich, sah ihn an und sagte langsam:

»Warum sagen Sie ihm das nicht selbst?«

»Warum, warum? Zum Geier auch, ich habe es ihn ja merken lassen; aber ich kann nun einmal nicht so — wissen Sie; ich möchte nicht hitzig werden, ich will keinen Scandal machen; und da dachte ich, dass Sie vielleicht, der Sie doch ein so ruhiger Mensch sind...«

Er hielt wieder inne und sah mich an.

»Ich kenne Sie ebenso wenig wie Sie mich. Aber ich kenne meinen Freund und stehe für seinen Charakter ein. Indessen, er ist Künstler, besitzt viel Gefühl, und es ist ja nicht unmöglich, dass sein Gefühl einmal mit ihm durchgegangen ist. Sie erweisen mir die Ehre, mich als seinen Vormund zu betrachten; das bin ich nicht, ich bin sein Freund und Kamerad. Ich könnte ihm als solcher recht wohl einen Rath geben, im Falle ich es für nützlich hielte; aber dann müsste ich doch erst sicher sein, dass nicht auch der andere Part in der Angelegenheit — verstehen Sie mich? — vielleicht ebenso gut eines Rathes bedürftig wäre. Mit anderen Worten: ich besitze in dieser Angelegenheit nicht das Vertrauen meines Freundes. Besitzen Sie das Ihrer Verlob..., der jungen Dame?«

Er sah mich an, fragend, mit grossen Augen, als ob er nicht richtig bei der Sache wäre. Aber plötzlich blitzte es wie Erkenntniss in seinen treuherzigen Augen auf.

»Ah so,« rief er, »Sie meinen, sie — ja aber, Sie kennen sie ja gar nicht. Sehen Sie, ich weiss recht wohl, dass die Leute sagen, meine Braut amüsire sich gern. Es ist nun immer so ein eigenes Ding mit den jungen Mädchen, die sich gern mit jedem unterhalten wollen, die singen, Clavierspielen und immer unter Leuten sein möchten. Aber ich sage mir selbst: es wird ja nicht lange dauern, so habe ich eine Stellung und kann mich verheiraten. Nachher muss sie mit dort oben

auf dem Gute sitzen und mit zugreifen, wo es fehlt, und — na ja, man weiss ja, was sich Alles in einer Ehe ereignen kann — Kinder, nicht wahr?

Ich hatte mein Federmesser hervorgeholt und bearbeitete die Spitze eines Bleistiftes. Ich legte meine Arbeit aus der Hand, als er fertig war, trommelte mit der Messerspitze auf meinen Fingernagel und sagte: »Ich danke Ihnen für das Vertrauen, das Sie mir entgegengebracht haben, indem Sie meine Hilfe in einer so delicaten Angelegenheit suchen. Sie dürfen überzeugt sein, dass ich meinen Freund zu seinem eigenen Besten — ich wiederhole: zu seinem eigenen Besten — berathen werde. Jedenfalls wird es nicht meine Schuld sein, wenn er etwa nicht zu einer ebenso klaren Einsicht in dieser Sache gelangt wie ich selbst.«

Er musste am Tone meiner Worte hören, dass wir fertig mit einander waren. Es gibt indess gutmüthige Menschen — möglicherweise eine Nationaleigenthümlichkeit bei uns — die es nicht aushalten können, das Gefühl irgend einer ernsten Situation mit sich zu nehmen. Er wandte sich noch auf der Diele wieder um, streckte mir in aller Gemüthlichkeit seine Hand entgegen und sagte in einem gewissen kameradschaftlichen Tonfalle, der meine etwas angegriffene Stimmung nicht gerade erheitern konnte:

»Hören Sie, Sie dürfen es mir nicht übel nehmen, aber ich kann Sie im Grunde verdammt gut leiden, weil Sie weiter keinen grossen Scandal aus der Geschichte gemacht haben. Ja, ich könnte mir ordentlich wünschen, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, wie? Und sehen Sie, wenn ich nun mit Josefine verheiratet bin, dann kommen Sie und besuchen uns einmal. Sie können meinetwegen gern Clavier mit ihr spielen — das heisst, wenn sie nachher Zeit hat; aber« — und hier ging seine Gemüthlichkeit in die höchste Potenz ländlicher Schelmerei über — »den Maler, den lassen wir hübsch zu Hause; nicht wahr?«

Sobald sich die Thür geschlossen hatte, warf ich mich aufs Sofa. Es war ein Glück, dass ich mein kleines Messer in die Tasche gesteckt hatte; ich hätte sonst leicht zu Schaden kommen können. Gemüthsbewegungen und Messerklingen passen nun einmal nicht gut zusammen.

Ich bedauerte mich selbst und die arme Menschheit. Hier stand wieder einmal ein Ehebündniss vor der Thür, und bald sollte es durch einen Machtspruch geheiligt sein. Ach ja, die Menschen haben angefangen die profansten Dinge zu canonisiren, Steine, Holzklötze, und damit werden sie fortfahren, so lange überhaupt noch ein Klotz übrig ist. Welche Brutalität bei aller Gutmüthigkeit derselben! »Ich will schon mit ihm fertig werden.« Ich wiederholte diese Worte wohl zehnmal, und ich bemitleidete sie. Ich bemitleidete schliesslich auch ihn. Welche Erfahrungen warteten seiner! Oder — sollte seine Methode doch vielleicht die richtige sein?

Es überkam mich fast ein Gefühl von Ekel bei diesen Betrachtungen. Ich wandte mich meinem eigenen verletzten Selbstgefühle zu. Dabei findet der Mann in der Regel einen Trost — eine Art Be-

ruhigung, wenn auch eine gemischte. Nach einem reichlichen Genusse süssen Weines hat ein bitterer Trank die beste Wirkung.

Aber diesmal glückte es mir nicht. Die Wunde war zu frisch. So zwang ich mich denn, ernsthaft an Heinrich zu denken, den Idealisten, den Recruten, der, wie ich wusste, zum erstenmale im Feuer stand. Was würde ich ihm sagen? Wie sollte ich mich selbst aus dem Spiele lassen und doch ihm die Augen öffnen? Ich vermochte ja die Gewalt der Macht, die ihn gefangen hielt, zu beurtheilen, und ich wusste, wie unbedingt er vertraute. Wie fest vertraute er nicht auf mich!

Ich ging ans Fenster, zog das Rouleau in die Höhe und lehnte mich hinaus. Wenn man einen Gedankengang nicht weiter verfolgen kann oder nicht weiter verfolgen mag, dann heftet man sich mit einem ganz eigenthümlichen Interesse an Dinge und Personen, die einem sonst ganz gleichgiltig sein und einen gar nicht weiter kümmern würden.

Ein solches gleichgiltiges Ding hielt eben jetzt draussen vor dem Gasthause. Es war der Postwagen, der die zwei, drei kleinen Ortschaften längs jener Küste verbindet, und auf dem Wagen sassen zwei »gleichgiltige« Personen und warteten auf den Kutscher, der abgestiegen war, um den Postbeutel hineinzutragen.

Ich hatte, wie gesagt, diese mir gleichgiltigen Personen genauer beobachtet. Es that mir ordentlich leid, dass der Wagen davonfuhr. Nun gab es hier nichts mehr zu sehen, nichts, auf das ich hätte hören können. Die Dächer und Schornsteine des Dorfes verschwammen in der abendlichen Bläue, und die bewaldeten Höhen da droben bekamen ein so träumerisches Aussehen. Nicht einmal so viel wie ein Hund auf der Strasse! Ich fürchtete mich vor den Träumen da obenher vom Walde. Ich zog den Kopf zurück, schloss das Fenster, liess das Rouleau wieder herunter und zündete die Lampe an. Es kam Jemand draussen auf dem Gange; ich erkannte Heinrichs Schritt und seine Art, die Thürklinke zu fassen. Ich öffnete selbst, und ohne ihn anzusehen, sagte ich:

»Ich will mit dir sprechen!«

Vierter Brief.

Es war über Mitternacht, und wir sassen noch im Sofa. Wir sprachen nicht mehr zusammen. Alles, was von meiner Seite gesagt werden konnte, war gesagt worden. Er hatte mir zugehört, hatte eine Zeitlang stumm gesessen, hatte geantwortet, sich vertheidigt, sie vertheidigt — Alles, nur mich nicht angegriffen. Der brave Kerl!

Aber das war ja eben das Unglück.

Er war so gewohnt, sagte er, zu mir aufzublicken, meine Ueberlegenheit anzuerkennen, sich vorzustellen — oh, über die Uebertreibung der Jugend! — die Welt müsse mir zu Füssen liegen. Er wusste recht wohl, dass ich in der kurzen Zeit erreicht hatte, was er — das waren

seine eigenen Worte — sich Schritt für Schritt hatte erkämpfen müssen. Das hatte ihn gepeinigt, das hatte ihn beinahe zu Gefühlen von Hass gegen mich getrieben. Darum musste er sein Glück nun doppelt so hoch schätzen, weil ich mich hier einmal zurückzog; und was sie anbeträfe, so kannte ich sie nicht, verstünde sie nicht. Sie sei unglücklich, aber schwach; eine Wahl fiele ihr so schwer, sie zöge es vor, sich dem Gefühle des Augenblicks hinzugeben, statt das bindende Versprechen zu halten. Wenn diese ihre Schwachheit mir zugute gekommen sei, sei es doch ich, sein bester, sein einziger Freund — sein Leben sei ein ununterbrochenes Leiden gewesen, weil er hätte verstehen können, dass er der Geringere war; jetzt sei es lauter Glück, weil ich sie ihm abtrete. Und nun musste, nun sollte eine Entscheidung dem »Anderen« gegenüber getroffen werden (er nannte den jungen Forstrath nicht gern beim Namen), und ich müsse und solle ihm helfen.

Welch eine Demüthigung für mich! Meine ganze eigene Auseinandersetzung jetzt zu ihrer Vertheidigung umgedreht, jede kleine Einwendung zu ihren Gunsten ausgenutzt, ganz, wie ich es ihm hätte dictirt haben können; und dabei auch kein Schatten von Zweifel, keine Spur von Befürchtung. Ich sei es ja gewesen, ich und wieder ich, dem kein Wesen widerstehen könne, der sie dazu gebracht habe, zu wanken. Ja, wäre es ein »Anderer« als ich gewesen — aber eben ich sei es gewesen. Und seine Wangen glühten, und seine Augen strahlten, und er drückte mir die Hand zum Danke — und ich sass da, ohnmächtig, waffenlos gegenüber dieser jungen, unerfahrenen Liebe, der ich gegen meinen Willen meine Huldigung darbringen musste, weil ich noch Ehrfurcht im Herzen besass gegenüber der hinreissenden Blindheit der Jugend, gegenüber ihrer Siegesfreude mitten in der Verirrung und Niederlage.

Dann brachte ich ihn endlich ins Bett. Er schlief auch. Er war ja sieben Jahre jünger als ich.

Und während ich die Lampe auf dem Tische noch brennen liess, stand ich an dem offenen Fenster. Das war mir in den letzten Tagen eine Zuflucht geworden.

Sein Aussehen am nächsten Vormittage war beinahe besorgnisserregend. Armer Freund! Ich redete ihm ernst und eindringlich zu, abzureisen. Er verlangte zwei Tage Aufschub, die ich ihm gegen das Versprechen einräumte, den Ort während dieser beiden Tage nicht ohne meine Begleitung zu verlassen.

Er schrieb einen Brief und steckte ihn selbst in den Briefkasten draussen. Er packte ein und packte wieder aus, genoss nichts bei den Mahlzeiten, und in der Dämmerung, da wir bei einander sassen, brach er in Weinen aus.

Ich legte die Hände um seinen Hals und bat ihn, mich einen Wagen bestellen zu lassen, damit wir sofort von hier fortkommen könnten.

Er stiess mich von sich und erinnerte mich an mein Wort, noch zwei Tage warten zu wollen. Ich kam mit Gegenvorstellungen; er nahm seinen Stock und ging hastig hinaus in die Dunkelheit.

Ich wartete auf ihn an meiner »Hobelbank«, aber ich hobelte nicht viel. Ich wurde unruhiger und unruhiger, während die Stunden vergingen und der Abend zur Nacht wurde. Das Oel in der Lampe ging zu Ende, ich wollte zu dieser Stunde die Leute nicht wecken und suchte in unseren Koffern nach einigen Lichtstümpfen, an die ich mich von früher her erinnerte. Ich erwischte glücklich ein Stümpfchen und zugleich Heinrichs Skizzenbuch. Bei der elenden Beleuchtung besah ich mir die Bank unter den hohen Buchen und las das Geschriebene noch einmal. Gleichzeitig fiel mir der unglückliche Leierkastenmann ein. Nahrungssorgen — Liebessorgen! Ich riss das Blatt heraus, ballte es zusammen und schleuderte es unter das Bett; und ich gelobte mir selbst, wenn mein unglücklicher Freund wohlbehalten wiederkäme, mit ihm am nächsten Tage nach dem Nachbarorte zu gehen und von ihr eine Entscheidung in der Sache zu verlangen, die für ihn eine Lebenssache geworden war. Einer von ihnen Beiden musste es sein: entweder der Landmann oder Heinrich!

Man wird exaltirt, wenn man so bis in die späten Nachtstunden hinein wacht.

Endlich, als mein Lichtstumpf ziemlich niedergebrannt war, kam er. Er sah aschgrau im Gesichte aus, schweisstriefend, todmüde. Ach, das Künstlerblut!

Er warf sich mir um den Hals; ich sprach beruhigend auf ihn ein wie auf ein Kind. Als er hörte, was ich ihm für den nächsten Tag versprach, liess er sich zu Bett führen — und schlief.

Es war nur wenig über zwei Meilen nach dem nächsten Orte, und wir entschieden uns dafür, den Weg zu gehen; das muntere einen auf und erfrische einen, meinte ich. Die Strasse führte zum grössten Theile über Höhen und durch Wald. Aber welch ein Gang war das! Die Luft war so hinreissend, die Insecten summten, und die Sonne malte ihre Ringe auf den Teppich unter dem Laube — wir zwei Menschenkinder aber wanderten dahin wie bei einem Begräbnisse. Wir hatten einander ja nichts mehr zu sagen; Alles war erschöpft — selbst die leersten Vermuthungen. Da hörte der Wald auf, und die Höhe senkte sich hinab nach dem kleinen Orte zu, der unserem eigenen Dörfchen fast auf ein Haar glich. Neben dem Fahrwege, auf dem wir hinschritten, etwas tiefer liegend, führte zwischen niedrigen Sträuchern und einzelnen freistehenden Bäumen ein Fussweg hin. »Morgen werden es vierzehn Tage, dass wir hierher kamen!« warf ich hin, um doch wenigstens etwas zu sagen; und bei mir selbst wiederholte ich: »Vierzehn Tage!« Heinrich antwortete nichts, sondern blieb stehen und starrte hinunter nach dem Fusswege. Ich folgte der Richtung seines Blickes und fasste ihn heftig am Arme.

»Heinrich!« rief ich.

Er wollte sich mir entwinden und den Abhang hinunter eilen. Ich warf mich über ihn und musste Gewalt brauchen. Er stiess einen Schrei aus und sank zusammen. Ich zerrte an ihm, zog ihn in die

Höhe, musste ihn beinahe schleppen und zwang ihn mit mir auf den Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ueber dem Lärme, den wir hier oben auf der Chaussée vollführten, blickte ein Paar unten von dem Fusswege in die Höhe. Es war ein junger breitschultriger Mann mit starkem Gliederbaue, röthlichem Schnurrbarte und einer braunen Botanisirkapsel am Riemen über dem Rücken. An diesen kämpenhaften Ritter lehnte sich eine junge Dame zärtlich und liebevoll, als ob sie seinen Schutz suche gegen die falsche und böse Welt. Das war s i e. Ihre Hände waren vereint in treuer Umschlingung; ihre Gesichter sahen etwas überrascht aus, aber ich fand keine Zeit, mich noch zu überzeugen, w i e gross die Ueberraschung gewesen war. Ich hatte meinen jungen Freund mit mir dorthin zurückzuschleppen, woher wir gekommen waren. Es war fast wie in unseren ganz jungen Tagen — nach einer Studentenkneiperei.

LEBENSMUSIK.

Von BRUNO WILLE (Bezirksgericht Wildon bei Graz).*)

Des Buches überdrüssig, griff ich zur Guitarre. Doch fade war das Klimpern.

Die Balkonthür auf! Nächtliches Frühlingswogen — Baumwipfelbrausen — droben leuchten alle Heerschaaren. Winde, Knospen, Sterne — vielleicht heilt ihr dies wüste Herz!

Ich schlug einen Septimenaccord an — und zögerte, die Auflösung zu greifen. Ein bittrer Genuss, dem Wimmern zu lauschen, das immer angstvoller zitterte, je länger ich zögerte. »Geschwind die Auflösung!« flehte das Instrument. »Wozu die Qual?«

Da griff ich endlich die Auflösung — es war mir selber eine Wohlthat — horchend gab ich mich dem Accorde hin.

Ein Griff reichte hin, dich zu erlösen, hölzernes Ding! Ich bin nicht so genügsam!

»Verstimmt bist du,« meinte die Guitarre. »Wohlan denn, stimme dich und stimme ein in die hehre Ordnung!«

Ich lächelte bitter. Hehre Ordnung? Wo ist sie? Und was hätte ich von ihr? Neidisch bin ich! Zerstören möchte ich die hehre Ordnung!

»Du bist krank! So raffe dich auf, sei stärker als deine Krankheit! Sei wie Beethoven!«

Was soll's mit Beethoven?

»Hast du nicht selber die Geschichte erzählt? Neulich — wie dein Freund hier war!«

Ah so! Ich erinnerte mich. Beethoven krank im Bette — ein Pianist am Clavier — da kommt Besuch, und das Stück bricht ab — mit einem Septimenaccorde. Verstört richtet sich der Meister auf. Wo bleibt die Auflösung? Immer noch keine? Da springt er aus dem Bett und greift die Auflösung.

Und ich soll wie Beethoven sein? Gute Guittarre, du sprichst, wie du's verstehst. Gesetze der Musik willst du überall gelten lassen. Das Leben ist keine Musik!

»So mache Musik daraus!«

Wie kann ein Menschenleben Musik werden? Musik ist ein Schwingen der Luft — ein Zahlenverhältniss — eine Reizung des Hörnerven...

»Weiter nichts? — Ich bin nur ein armes Ding — doch wahrlich, ich sage dir: Bettelarm, wem die Musik nichts bedeutet als Luft

---

*) Diese in sich abgeschlossene Dichtung bildet einen Theil eines lyrisch-philosophischen Romanes von Bruno Wille: »Offenbarungen des Wachholderbaumes. Eine Seelenentwicklung zur Harmonie«. — Das ganze Werk dürfte im nächsten Winter erscheinen. — Bruno Wille ist inzwischen, nach verbüsster Strafe, von Oesterreich ausgewiesen worden.

und Zahl und Nervenreiz! Das sind ja nur Mittel, in denen die hehre Ordnung sich ausdrückt!«

Schwärmerin! — Ich seufzte.

Da schwoll das Wogen draussen, raunend wiegten die Bäume ihre Häupter, der Nachtwind bewegte die offene Balkonthür und brauste: »Komm' heraus!«

Und ich trat auf den Balkon, liess mir die Stirn umwallen und blickte zum Himmel. Anfangs war ich noch durch die Lampe geblendet. Dann erblühte mir immer voller die Sternenpracht. Und staunend — trunken — taumelnd sank meine Seele in das Silbermeer — in die Weiten der Milchstrasse — von Lichtblume zu Lichtblume. Und es sangen alle Sterne — wie Flöten, Harfen und Posaunen. Wogen von Orgelklang flammte der Orion — die schaukelten mich und donnerten: »Siehst du nun Sternenmusik?«

Da wankte ich — zurück ins Zimmer. In den Händen barg ich das Gesicht.

Die Guitarre, die ich gestreift hatte, mahnte mit leisem Klange: »Wohlan! Sterne machen Musik mit ihren Strahlen. Du mache Musik mit deinem Leben!«

O, könnte ich das! Liesse sich alle Zerrissenheit wandeln in Harmonie! Lebensmusik — o hehre Kunst! Wie aber sie vollbringen? Wie Lebensmusiker werden?

»Horche nur auf das grosse Zusammenstimmen — horche, bis du es stets vernimmst!«

Das grosse Zusammenstimmen! Hatte ich es nicht wirklich schon vernommen? Wie eben die Sterne, so hatten mir auch auch schon die Berge geklungen — und Wolken — und Wälder — und dunkle Auen — zitternde Fluthen, durch deren Uferweiden der Vollmond glühte... Stimmung — Poesie — das also ist Lebensmusik! Der Künstler erfasst das grosse Zusammenstimmen — wenigstens bruchstückweise. Sein Werk ist eine Weltbetrachtung im Sinne der Lebensmusik. Also Künstler werden — ein ganzer Künstler!

»Recht so! Doch heiliger, seliger noch als Musiker und Dichter ist der Lebenskünstler!«

Ja, heilig, selig — liebe Freundin! Das Leben wie eine Künstlergeige führen! Harmonisch einstimmen in die Weltensymphonie! In glühendem Wetteifer mit den anderen Instrumenten den Lebensreigen schlingen — immer grossartiger, immer seliger — ja, das wäre die Kunst der Künste! Doch ich — bin zu klein dafür! Wohl, der Orion droben — ist solch ein Musikant — und Mutter Erde...

»Sei nicht verzagt! Ich sogar — Holz und Saite — fühle mich berufen, mitzuwirken im grossen Orchester. Um wieviel mehr bist du es, reiche Seele! Doch was thust du? Septimenaccorde ohne Auflösung greifst du!«

Ja, liesse sich ein Menschenleben gestalten wie ein Gedicht — ganz aus dem Innern heraus — mit Freiheit, Plan, Schöpfermacht — fürwahr ein köstlich Leben wollt ich mir dichten! Doch die Störer, die Störer!

»Die müssen sein! Gäbe es wohl Musik, wenn nicht Störer den einigen Zusammenklang entzweiten? Erst aus Entzweiung entspringt Versöhnung — aus dem Septimenaccorde die Auflösung. Nur so entwickelt sich die Melodie.«

Und auch in mir, meinst du, sollen die Störer eine Auflösung anregen und die Melodie entwickeln? Das — liesse sich hören! Nur sind die Störer, die ich meine, nicht wie Septimen. Die Septime berührt wehmüthig, schmerzlich — nicht unmusikalisch. Sie bleibt im Rahmen der Kunst. Anders die Störer der Lebensmusik. Roh tappen sie herein — zerstören alle Harmonie . . . Da möchte man vor Verzweiflung gleich das ganze Instrument zerschlagen . . .

»Wie du einst mich zerschlagen wolltest — als du anfingst, auf mir zu spielen, und ich unter deinen ungelenken Fingern wimmerte. Und doch schlägst du jetzt ganz wacker die Saiten.«

Nun gut, zerschlagen wir also das Lebensinstrument nicht! Dafür zeige mir aber, wie man Lebensmusiker wird!

»Frage lieber das Lebensinstrument! Ein schlichtes Musikholz, wie ich, kann dir wenig helfen.«

So? Wozu dann erst die grossen Redensarten?

»Sei nicht unwirsch! Ich kann ja nur rathen, wie ich es mir denke. Und da scheint mir: Lass die Störer nur so weit in deine Lebensmusik eingreifen, wie in das einige Zusammenklingen die Septime eingreift.«

Ja, wenn ich die Störer meistern könnte!

»Dich musst du meistern — dann meisterst du die Störer! Weisst du, wie neulich dein Büchergestell stürzte? Es gab einen wüsten Krach, der auch mich erschütterte. Ich aber klang harmonisch. Warum? Ich war gestimmt. Stimme dich! Dann können die Störer nicht verwüsten. Das heilige Gesetz des Innern wandelt ihr Einbrechen in Einstimmen.«

Ich soll mich stimmen — Harmonie in mir herstellen — mit mir einig sein?

»Mit dir einig — und mit dem Weltenchorus einig!«

Du meinst, Fühlen und Denken soll harmonisch sein mit dem grossen Ganzen?

»Alles in dir muss einig sein mit dem Weltenchorus — auch dein Denken! Stimme dein Denken!«

Du hältst es nicht für einig? Meine Weltanschauung steht doch wohlgefügt, geschlossen da!

»Zu Septimenaccorden ohne Auflösung führt sie!«

Nur deshalb thut sie das, weil sie nicht stark genug herrscht. Noch allzusehr bin ich Weichling — ein Rest von Romantik wohnt hier — der muss endlich ausgerottet werden! Des Kopfes strenge Ordnung soll den ganzen Menschen durchdringen — das empfindsame Seelchen hat zu verzichten!

»Nicht doch! Das thut weh! Gerade weil Seelchen verzichten soll, bist du friedlos!«

Soll sich etwa der Kopf vor der Seele ducken? Das wäre eine klägliche Ehe!

»Ach — deine Ehe! Ich kenne sie — ich habe sie oft belauscht, wenn ich an der Wand hing und du schlaflos ins Finstere starrtest. Da schalt der Kopf: Geh' mit deiner Gefühlsduselei, weibische Seele! Ich muss das besser wissen! — Er that, als hätte er die Weisheit gepachtet — der Ueberkluge! Doch ob er die Seele auch knebelte — nimmer ward er seines Sieges froh. Hören musste er die lange Nacht, wie die heimlich geliebte Gattin bitterlich weinte — die arme Seele! Und die Beiden könnten so einig leben — so schön!«

Wie leiser Wiederhall bebte aus der Guitarre ein seliger Zusammenklang. Hier in mir dagegen Verdammniss — Zerrissenheit — Felsenwüste! Der qualvolle Druck rang, sich zu lösen — ein Schluchzen brach aus meiner Brust.

»Ja, weine dich aus! Sehne dich nach dem neuen Leben! Dann wird ja Alles gut — du wirst Frieden finden.«

O, Frieden — ja, gib mir Frieden, liebe Freundin!

»Den musst du selber dir erringen. Unfriede soll sein eigener Heiland sein. Einstweilen Ruhe — Waffenruhe! Aufathmen lass die arme Seele! Komm' ins Freie — hinaus zu den Sternen! Nun bist du ja ihrer Musik gewachsen. Lausche nur und schaue gläubig empor zur Heimat der Harmonie! Singe mir ein Trostlied — weisst du noch?«

Welches Lied?

»Die mit Thränen säen, sollen mit Freuden ernten! — Du hast sie wohl vergessen, die fromme Weise? Nun, so will ich dir etwas singen. Komm' nur!«

Und ich ging mit der Guitarre hinaus. Die Frühlingsnacht küsste mich auf die Stirne, ein Duft von Erde und Jugendfrische hauchte vom knospenden Gesträuch und sprossenden Rasen, die Sterne bezauberten mein Auge und senkten ihr Sinnen tief in meine Seele. Leise sangen sie, während die Guitarre Accorde hauchte:

»Sei still und lausche — lauschend gleite
Zum kühlen Rasen — breite, breite
Die Arme andachtsvoll empor!
In Dunkelblau, in Silberschauer
Lass taumlig deine Augen sinken,
Und dieser Kränkung letzte Trauer
In unser'm Ruhemeer ertrinken!
Von Menschenbosheit wund gesteinigt,
Im Strahlenquell gesund gereinigt,
Sollst du ein Heil der Erden,
Ein stiller Weiser werden.
Sei nur getreu der Sehnsucht,
Die um den Frieden freit!
Wer treulich schmachtend aufwärts schaut,
Dem wird das Höchste angetraut —
In Ewigkeit, in Ewigkeit!
Und Ewigkeiten sind nicht weit,
Wenn fern entrückt ob Welt und Zeit
Im Sternenliede
Dein Sinn verschwimmt . . . Der Sternenfriede,
Der tiefste Friede sei mit dir!«

FANNY.

Von MAX MESSER (Wien).

Es war Mitternacht. Die Stunden verrannen. Sie konnte nicht schlafen. Sie drückte sich in das breite Polster.

Es wurde immer heisser um sie. Sie suchte einen kühlen Fleck auf dem Polster. Vorsichtig drehte und hob sie den Kopf. Wenn ihre brennenden Wangen an die von ihren Thränen benetzten Stellen des Polsters rührten, lief ihr ein langer Schauer durch den Körper. Ganz umwenden durfte sie es nicht — o, er hätte es hören können. Wie durfte sie seinen ruhigen Schlaf stören!

Die tiefe Finsterniss hatte sich wie eine Wand zwischen sie und ihn geschoben. Sie sah nichts von ihm. Wäre sie taub gewesen, so hätte sie sich frei und einsam dünken können. Aber sie hörte seinen gleichen, festen Athem.

Neben ihr lag etwas Lebendes, das die Luft langsam aus- und einzog.

Einige Secunden lang suchte sie diese Vorstellung mit Gewalt in sich zu erhalten: ein Ungewisses, ruhig Athmendes, Fremdes läge da, nicht ihr Mann. Die Hallucination gelang ihr auf kurze Zeit, dann verschwand sie. Im Geheimen hatte sie gehofft, sie werde darüber einschlafen. Sie konnte nicht schlafen. Hätte sie sich wälzen dürfen oder aufstehen und sich abkühlen oder sich am halboffenen Fenster hinauslehnen: Es war ja eine warme Sommernacht. Sie erschrak vor dem Gedanken... So war es nur ein athmendes Nichts, das sie zurückhielt. Wenn sie sich anstrengte, konnte sie sich einbilden, es sei ein Kind oder ein Thier oder irgend ein Lebendes. Aber hätte sie Lärm gemacht — wehe ihr! Wie deutlich hörte sie seine tiefe, brummende Stimme, die ihr dann mit irgend einem gemeinen Wort drohte — vielleicht hätte er sie geschlagen wie damals — nein, sie durfte sich nicht rühren.

Aber woher kam diese Hitze? — Vor zwei Stunden hatte es Streit gegeben, und er sagte beim Niederlegen: »Wieder auf mein Schmerzenslager!« Das hatte sie empört. Noch nie in ihrem Leben hatte sie sich so geschämt.

Sie lag wie in warmen, feuchten Tüchern. Die Wangen brannten auf das nasse Polster, und das Hemd klebte an ihren Gliedern.

Sie musste etwas Zusammenhängendes denken. Das konnte vielleicht helfen. Sie strengte sich an, sie suchte mit Gewalt die Bilder aus ihrer Erinnerung aneinander zu stellen. Anfangs ging's nicht recht. Immer zerriss

die Reihe, ein fremdes Wort, ein weitabliegendes Ereigniss schlich sich hinein und sprengte mit seiner frechen Deutlichkeit die Kette. Sie wollte sich die hier auf dem Lande verlebte Zeit vorstellen.

Am ersten Mai waren sie hergezogen. Sie war voller Freude in den wunderschönen Garten gegangen und hatte in der Wohnung nur das Nöthigste besorgt. Ja, sie hatte wie ein junges Mädchen in den Alleen gehüpft, und als sie die grüne Schaukel in der Ecke beim hohen Gitter entdeckte, war sie jauchzend hingelaufen.

Aber war sie nicht noch jung mit ihren 26 Jahren? Die Leute hielten sie für dreissig, trotzdem sie in ihrer vierjährigen Ehe kein Kind hatte.

Ah, der Kerl! Und sie erinnerte sich an die ersten Nächte. — Nein, nein ... -

... Dann hatte sie die grüne Schaukel geküsst vor lauter Freude. Wirklich, diese Thorheit war ihr damals eingefallen. Schon im nächsten Moment bereute sie es doch, ekelte sich und wischte sich gut den Mund ab. Am Abend kam er.

Ella hat ihr einmal gesagt: »Vielleicht passt ihr nicht so zusammen. Schau, er kann mit seinen fünzig just dein Vater sein. Ich will dein Glück, verstehst du, dein Glück!« Sie probirte gerade ihr neues Kleid am Spiegel, Abends sollte sie der Verlobte ins Theater holen ...

Um Gotteswillen, wohin gerieth sie nur? Im Garten? Im Garten? Ja, die grüne Schaukel ...

Der Mann kam Abends nach Hause und schimpfte über die Unordnung: Er begreife das nicht — sie sei keine Wirthin. Für wen nehme er denn die Landwohnung? Sein Geld hätte er nicht gestohlen, nein, er wolle den Garten jetzt nicht ansehen, ihre Schaukel solle der Teufel holen, alle Lust habe er verloren, alle Lust — sie solle aus dem Zimmer — kein Wort weiter! Hinaus!

Dann ging sie allein in den Garten. Oder ging sie nicht? Ja, sie ging verletzt, von Neuem unglücklich in den Garten und traf zufällig gleich auf die grüne Schaukel. Drin hatte sie sich leicht gewiegt, und das Weinen war ihr nicht bitter vorgekommen, es war wie ein melancholisches Lied zu der Bewegung. Als sie nach einer Stunde ziemlich getröstet ins Zimmer kam, war er fort. Durch das Dienstmädchen liess er ihr sagen, er speise im Restaurant. Dann wartete sie ein, zwei Stunden. Sie wartete voll Angst und Demuth. Diesmal war sie ja im Unrecht. Aber er hätte nicht so fürchterlich hart und roh sein müssen. O, o, das Aergste geschah dann. Um zwölf Uhr kam er laut und polternd ins Zimmer. »Steh' auf, sofort!« So brutal war er noch nie gewesen. Wenn sie gleichzeitig zu Bette gingen, musste sie ihm beim Auskleiden helfen, ebenso Morgens beim Ankleiden. Ist es keine Gemeinheit, sich von der eigenen Frau die Stiefel herunterziehen zu lassen, als wäre sie sein Stiefelknecht? Freilich war er alt und bequem. Sie erinnerte sich, den gleichen Dienst auch manchmal ihrem Vater gethan zu haben ohne Aerger und ohne

ein Gefühl der Erniedrigung. Ja, sie freute sich sogar damals. Aber der Kerl, der Kerl! Als sie den Stiefel kniend abgezogen hatte, stiess er sie mit dem Fuss an. Sie fiel und hätte sich wohl verletzen können. Andererseits, hatte sie ihn nicht böse gemacht, und war er nicht im Recht? Sie hätte schon etwas Ordnung in den Zimmern machen können...

Rührt da nicht Jemand am Fenster? Ein Dieb? — Sie schrie leicht auf und richtete sich im Bett gerade. Entsetzt starrte sie auf das Fenster. Sie spürte, wie ihr das Blut und die Hitze aus den Wangen zurückströmten. Sie lauschte — nein, nichts.

O, Gott sei Dank! Er hatte nichts gehört, er schlief ruhig weiter. Und jetzt sass sie und brauchte nicht zu liegen. Er schlief so fest heute, man konnte es wagen. Sie streckte die Beine aus den Decken und tastete nach dem Fussboden. Als sie ihn traf, erhob sie sich. Mit ein paar Schritten war sie dort und öffnete das Fenster ganz. Da knackte es. Ihre Seele schrie auf vor Angst. Wie hatte sie das wagen können? Was für Tollheiten fielen ihr heute ein? Wenn, wenn . . . Aber der Mann hörte nichts, heute schlief er fest und gut.

Sie lehnte sich aus dem Fenster. Die Nacht war so dicht, dass sie nichts vom Garten wahrnehmen konnte. Durch das schwarze Laub der Bäume glitzerten ein paar gelbe Funken. Ihr Hemd war wie ein grauer Schatten um sie. Die Luft war weich und kühlte ihre heisse Haut langsam. Es schien ihr, als könnte sie ihren Kopf an sie lehnen. Ah — —

Sie hörte jetzt seinen Athem kaum. Nur wenn sie hinhorchte...

Aber Ella kam noch immer nicht zu Besuch. Sie hatte es doch zweimal versprochen, und ihre Kinder sollte sie mitbringen. Das hatte sie ausdrücklich erbeten, trotzdem er Kinder nicht liebte. Sie würde es schon so einrichten, dass sie noch in die Stadt zurückführen, bevor er kam. Sein Amt hielt ihn immer bis Abends beschäftigt. Sie sah ihren Mann, ausser am Sonntag, nur in Lampenbeleuchtung. Merkwürdig, seit ihrer Verheiratung hatte er noch keinen Tag im Bureau versäumt. Sie hatten nicht einmal Hochzeitsreise gemacht.

Ella fragte sie einmal nach einer gleichgiltigen Conversation plötzlich: »Liebst du deinen Mann?« Das hatte sie so erschüttert, und sie gestand ihr damals Alles. Wie er zum erstenmal in ihr Haus gekommen und ihr durch seine Ruhe, Sicherheit und seine weiten Erfahrungen imponirt hatte. Als er ihr in seiner überlegenen, freundschaftlichen Weise den Hof zu machen begann, merkte sie plötzlich, er wolle sie heiraten. Sie besann sich nicht. Ihre Freundinnen waren alle verheiratet. Eine an einen Bäcker, die Andere an einen Postbeamten, die Dritte hatte einen Reisenden. Und sie sollte Frau Regierungsrath werden können!

Ueberall erzählte man, er sei wohlhabend und habe noch grosse Aussichten. Ihr Vater, der alt war und sein Geschäft nicht mehr leiten konnte, weil er an Asthma litt und der Ruhe bedurfte, und die Mutter, die aus den ärmsten Verhältnissen durch die Ehe mit dem Möbelhändler emporgekommen war . . .

Ja, jetzt hatte sie schöne Kleider und ein reichliches Leben. Der Mann war nach der Hochzeit streng und rücksichtslos mit ihr wie mit einer Magd. Nur wenn Fremde da waren, zeigte er sich höflich und liebenswürdig. Anfangs hatte sie auf ein Kind gehofft, dann liesse sich ja Alles leichter ertragen. Aber es kam nicht.

Ella hatte sie oft getröstet: »Du liebst ihn nicht. Warum wehrst du dich nicht gegen ihn?« Nein, das konnte sie nicht Das war es eben, sie war ewig an ihn gebunden. Sie konnte ihm nicht einmal widersprechen. Sie musste ihm gehorchen. Lächerlich, sich gegen seinen Willen zu sträuben suchen! Er war ihr doch in Allem über. Hatte ihm Jemand befohlen, das arme, ungebildete Mädchen zu nehmen? Er konnte jede Andere und Bessere bekommen. Und war nicht die Marie, die in ihren Mann so wahnsinnig verliebt gewesen, noch weit schlechter daran? Der kam nicht mehr in die Wohnung, liess Frau und Kinder fast verhungern, warf sein Geld an eine Geliebte weg!

Nein, sie musste ihm dankbar sein und ihm dienen. Einmal würde sie ja doch frei sein, sie war ja um die Hälfte jünger . . . Gott, was für ein Gedanke? War es schon so weit mit ihr? Sie bat ihn im Stillen um Verzeihung. Das verdiente er doch nicht. Manchmal war er besser gegen sie, nur musste er die Laune haben. Mit dem Wirthschaftsgelde knauserte er nie. Sie konnte sich kaufen, was sie wollte. Ob er ihr jetzt das Geld für das neue Kleid geben würde? Es müsste aus braunem Seidenstoff sein, und gelbe Spitzen würden wunderbar dazu passen . . .

Sie ging leise vom Fenster; ganz leise legte sie sich in ihr Bett. Er athmete ruhig und fest. Das Stehen hatte sie ordentlich müde gemacht. Wie kam sie eigentlich auf den Gedanken, zum Fenster zu gehen? Wenn sie sich nur nicht verkühlte, das Schlafen wäre doch gescheiter gewesen.

Uebermorgen müsste sie in die Stadt fahren. Die Schneiderin verlangt zwar dreissig Gulden Façon. Aber elegant wird es sein. Schliesslich ist es nicht gar so theuer. Er wird es schon zahlen. Nein, er ist nicht so schlecht. Man muss ihm nur nachgeben und sorgfältig jeden Wunsch erfüllen, den er äusserte. Dazu war sie doch seine Frau.

Es war gegen Sonnenaufgang, als sie einschlief. Das graue Morgenlicht, das durch die Gardinen drang, schien auf zwei Menschen, die, sich den Rücken zukehrend, dalagen und ruhig schliefen. Die goldblonden Haare der Frau fielen über das Polster auf die Bettkante. Er weckte sie um acht Uhr und liess sich von ihr ankleiden. Sie sah gelb aus, und ihr Gesicht hatte viele Falten. Er konnte sie gar nicht ansehen, als sie gähnend vor ihm kniete und ihm die Schuhe anzog.

EIN SHILLING PRO TAG.

(Der Ausgediente.)

Aus den »Barrak-Room-Ballads« von RUDYARD KIPLING.

Aus dem Englischen übersetzt von OTTO SACHS.

Ich heisse O'Kell', und ich hört' die Reveill'
Von Birr bis Bareill', von Leeds bis Lahore,
In Hongkong und Peshawur,
Lucknow und Etawah,
Was weiss ich, in Johore und noch tausenden »pore«.
Manche Cholerazeit, und ach! tief und oh! breit,
Die Krankheit, das Leid auf dem Wege uns lag,
Alt und hin bin ich schon,
Man jagt' mich davon —
Und ein Shilling mein Lohn. — Ei! Ein Shilling pro Tag!

Chor: Shilling pro Tag!
Potz Blitz und Schlag!
Glücklich wer's hat — einen Shilling pro Tag!

Oh! Es macht mich halb toll, wenn ich's sagen Euch soll,
Wie der Kriegsruf erscholl von den Ghazi's einmal,
Wie wir ritten und stritten, und was wir auch litten,
Ob wir lebten, ob starben, war den Herren egal.
Doch, was nützt's alte Leiern? Mein Weib, das geht scheuern,
Und ich darf nicht feiern — als Dienstmann drum lauf' ich.
Habt Ihr nichts zu besorgen?
Seit frühestem Morgen.
In Hunger und Sorgen und Frieren wart' drauf ich.

Voller Chor: Gebt ihm den Brief,
Sonst geht's mit ihm schief,
Arm' alter Wachtmeister, rennt mit dem Brief!
Denkt doch an ihn,
Wie stolz er einst schien,
Denkt, was er jetzt ist, und
God save the Queen!

MULTATULI.

Von WILHELM SPOHR (Friedrichshagen).

Multatuli! — Viel hab' ich ertragen! — Schon dieser Name des holländischen Genies verräth uns, dass ihm die Gegend Calvarien sehr vertraut war. Seine Lebensgeschichte ist auch in Wahrheit die Geschichte der Tyrannen, des Publicums und der Heuchelei. Das schwere Schicksal hat aus dem hochstehenden Colonialbeamten Eduard Douwes Dekker den Dichter: Multatuli gemacht.

Eduard Douwes Dekker wurde am 2. März des Jahres 1820 zu Amsterdam als der Sohn eines Kauffarteicapitäns geboren, besuchte das Gymnasium, wurde aber schliesslich nach dem Willen seines Vaters Kaufmann. Das hielt er nicht lange aus, und er zog dem ihm innig verhassten Kaufmannstande das Kämpfen um einen neuen ungewissen Beruf vor. Achtzehn Jahre alt, landete er auf der Insel Java im ostindischen Archipel und wurde Colonialbeamter in Diensten seines Vaterlandes. Jetzt ging's von der Pike auf; im Jahre 1840 war er ein simpler Schreiber in der königlichen Rechenkammer zu Batavia, aber schon 1851 war er »Adsistent-Resident, Magistrat en Commandant der schutterij« zu Amboina und bekleidete später denselben Posten im Bezirke Lebak auf Java. Er sah nun überall viel Schmach und Elend und hoffte nun durch den Einfluss seines hohen Staatsamtes viel bessern zu können. Es gährte in ihm: »Der Javane wird misshandelt. Ich will dem ein Ende machen!« — Ach, er war ein schlechter Diplomat und Rechenkünstler; wähnte wohl, man möchte seinen rechtschaffenen Plänen ein Ministerportefeuille zur Verfügung stellen, damit schneller und gründlicher gearbeitet werden könne; es kam anders: Multatuli, der sich den Brandschatzungen des Landes durch die Beamten unter und über ihm mit voller Kraft entgegenstemmte, Multatuli brach den Hals. In den Briefen dieser Zeit jagen sich Hoffnung und Bitterkeit. Es ist unglaublich, mit welcher Unverfrorenheit die zuständigen Organe der holländischen Regierung den Klagen Dekker's ihr Ohr verschlossen. Es heisst in seinen Anschuldigungen klipp und klar: Resident Soundso und die Beamten Soundso haben dem Eingeborenen Soundso die Büffel gestohlen, ihn zugrunde gerichtet und soundso das Schweigen von ihm erpresst; dort und dort wurden Weiber vergewaltigt und ermordet... Kein Mensch rührte sich, sein nächster Vorgesetzter nicht, der Generalgouverneur nicht, der König nicht. Er stand mit seinem edlen Zorn vor dem diplomatischen Lächeln seiner Oberen, als sei er nicht mehr als ein Hans Tollpatsch, den man ungestraft die unsinnigsten Anschuldigungen erheben lässt, weil man ihm jede Be-

deutung versagt. Da ging's nicht mehr; kurz entschlossen reichte er seinen Abschied ein, und am 4. April 1858 wurde er »auf Ersuchen, ehrenvoll aus Landesdiensten entlassen«... Ehrenvoll dem langsamen Verhungern preisgegeben!...

Nicht, um in schicklicher Weise sich seiner unerträglichen Lage zu entziehen, that Dekker diesen entschiedenen Schritt. Multatuli war in ihm erwacht, der durchaus künstlerisch empfindende Geist, den es trieb, so lange es ihm das Leben vergönnte, die göttliche Flamme als Flamme der Empörung leuchten zu lassen. Er kehrte nun nach zwanzigjähriger Abwesenheit von Europa nach Amsterdam zurück. Schweifte er schon in Lebak, auf Recht wartend, hungernd und darbend mit seiner Familie umher, manchesmal ohne Dach und stets in Unsicherheit, ob er den folgenden Tag ein Obdach haben werde, so häuften sich in Europa die Entbehrungen und Enttäuschungen. Aber Multatuli sass auf seiner elenden Dachstube mit klopfenden Pulsen und fieberndem Hirn und schüttete seines Herzens Empörung aus in das Buch »Max Havelaar und die Kaffeeversteigerungen der niederländischen Handelsgesellschaft«. O, quoll es da aus dem Herzen! Nun wurde er wohl erst recht inne, wie theuer ihm seine zweite Heimat geworden, wie sehr er das alles liebte, die schönen, naiven Menschen, die übersprudelnde Kraft dieser südlichen Natur, wo alle Farben intensiver leuchteten und die Träume von Tausend und einer Nacht ihre Wirklichkeit hatten. Ja, alles das stand in dem Buche; und aus diesen Wundern heraus klang das Seufzen und Stöhnen seiner lieben Javanen, ihren Hass und ihre Flüche auf die christlich-niederländische Raubcultur fasste dies Buch, und die Flammen der Empörung züngelten daraus hervor. Im Jahre 1860 schleuderte er es hinaus, eine Vertheidigungs- und Anklageschrift künstlerischen Charakters, wie die Weltliteratur keine zweite aufzuweisen hat. Er glaubte, sein Volk werde aufstehen, um die Javanen zu retten und ihm Genugthuung zu verschaffen. Er täuschte sich. Es fehlte nicht an lügenhafter Gegenagitation seitens des ganzen philiströsen Elements, dem so viel freiheitlicher Hauch im Leben nicht um die Nase geflogen war, es fehlte auch nicht an klugem Stillschweigen der direct getroffenen Gegner. Doch Max Havelaar, der Ankläger, hatte Tag für Tag einen Polizeiagenten hinter sich, der seine Wege und Bewegungen bewachen musste; die Beschuldigten sassen gespreizt im Gestühle der Ehre. Aber das Volk? Wo blieb das Volk? Noch war Multatuli nicht reif zu sagen: »Publicum, ich verachte dich mit grosser Innigkeit!« Er sollte in diesem Kampfe die Liebenswürdigkeiten des trägen »man« erst ganz durchkosten. Gewiss, es erhoben sich etliche Freunde, die einen weniger männlichen Charakter wohl auch beruhigt hätten. Ihn beruhigten sie nicht; er konnte zornig werden, wenn man ihm von seinem beispiellosen Künstlerthum sprach; wieder einmal erstand hier ein Kraftgenie, das eine Art Verachtung für die Relativität des menschlichen Aeusserungsvermögens bezeugte; man sollte von seiner Angelegenheit reden, denn ihm war ja die Kunstthat Mittel zum Zweck gewesen. Allein er musste sich

bescheiden wie Andere, denen die Gluth aus dem Herzen schlug. Später muss es ihm doch wohl eine Freude gewesen sein, wenigstens erreicht zu haben, dass die Jugend zu ihm als dem ersten Sprecher für seine freien, herzenswarmen Ideale aufsah.

Im »Max Havelaar« erklingen Töne, die nur die Gewalt des Schicksals erpresst. Es leuchtet aus ihm der Adel der Absicht, zu beweisen, dass »der Javane auch ein Mensch sei«, durch das Mittel der Oeffentlichkeit die Regierung zur Abkehr von der Barbarei zu zwingen. Einen Adel der Absicht tragen alle Werke Multatuli's. Darum wurde er allen Morschen, Mittelmässigen, Halben und Gewaltanbetern die gefürchtete Geissel, den tyrannischen Mächten, ob sie auf dem Grunde der Volksseele hausten oder als Personen das öffentliche Leben in der Gewalt hatten, der fehdebietende Empörer. Da griff er meistens zur Satyre. Hin und wieder ein neues Buch, seine Aufsätze und öffentlichen Vorträge liessen das Philisterium nicht aus dem Zustand der Gänsehaut herauskommen. Seine Grobheiten trafen, denn man wusste und fühlte, dass ein universeller, überlegener Geist sie sich erlaubte. Wie ein Gewitter soll es über die Stadt dahingegangen sein, als er in einem berühmt gewordenen Vortrage, dem die Notabeln Amsterdams, Rathsherren, Richter, Kammer- und Gemeinderathsmitglieder, Lehrer u. s. w. beiwohnten, Handlungen des Gemeinderathes in abfälligem Sinne besprechend, zum Schlusse sagte: »Wisst ihr, was die Leute verdient hätten?«... und hier liess er, innehaltend, einen Augenblick Spannung eintreten... »Dass sie alle zum Fenster hinausgeschmissen wurden!« So trat er ab. Den Ovationen entzog er sich, indem er durch eine Seitenthür ins Freie trat. Beim nächsten Vortrag dieses Cyklus blieben die reservirten Plätze unbesetzt.

Ein Jahr nach dem »Max Havelaar« erschienen die »Minnebrieven« (1861). Er hat hier, namentlich durch die neun Märchen von der Autorität, seiner Weltanschauung lebhaft Ansdruck gegeben. Er suchte stets die edle Forderung von La Mettrie zu erfüllen: »Schreibe so, als ob du allein im Weltall wärest und nichts von der Eifersucht und dem Vorurtheil der Menschen zu fürchten hättest.« Da konnte ihm die Menge nicht folgen. Es war gewiss ganz ihr Tenor, was in einem grossen Blatte resumirend also zur Geltung kam: »...Wir haben jetzt einen modernen Herostratus. Es ist die »Ichheit« von Multatuli. Er vergreift sich an Allem, was dem Menschen theuer ist. Er verkündigt die verderblichsten Morallehren. Er rennt an und tritt nieder Alles, was die Nation lieben und verehren gelernt hat. Er leugnet Gott, Bibel und Evangelium. Er leugnet das Bestehen der Seele, der Unsterblichkeit, der Seligkeit und erkennt nichts als sein eigenes ‚Ich', seine Persönlichkeit als die alleinige Gottheit an, die er beweihräuchert. ...Und wenn Multatuli in seinem Hochmuth und in seiner Vermessenheit euch zuruft: ‚Publicum, ich verachte dich mit grosser Innigkeit!' — was, denkt ihr wohl, wird die Antwort des Volkes an ihn, Multatuli, sein? Es wird ihn aus dem Gedächtniss streichen!«

Man gab sich redlich Mühe, den Allzuoffenen in Vergessenheit zu bringen. Aber die Literaturgeschichten der Professoren sind nicht das Gedächtniss des Volkes; mit ihrer Todtschweigetaktik haben sie doch erreicht, dass das Ausland jetzt erst erfährt, dass der edelste, berühmteste und genialste Mann Hollands in diesem Jahrhundert ein Mensch ist, dessen Namen man auf Verabredung öffentlich nicht aussprach. Darum sucht man diesen Namen auch in den vielen deutschen Literaturcompilatorien meist vergeblich. So geht's dem Manne, bei dessen Erwähnung den jungen, hoffnungsreichen Leuten Hollands das Feuer aus den Augen schlug, dem man von Stadt zu Stadt folgte, um seinen Worten zu lauschen, der der natürliche Anwalt der Verkannten, Verfolgten und im Unglück Verkehrenden war, und der die »nation éteinte« wieder einer Erwähnung werth machte.

Den grössten und nachhaltigsten Einfluss hat Multatuli wohl durch seine »Ideen« ausgeübt, die von 1862—1877 in sieben Bänden herausgegeben wurden. Die Fülle von Ideen und aphoristischem Formwitz, die er in diese hunderte von kleinen, selbstständigen Stücken niederlegte, ist unermesslich.

Er ist der Typus des Richters und Propheten vom alten Bunde. Er hat durch seine Armuth sein Volk reich gemacht. Er zwang es, ihn zu hören und lebte lieber in der Fremde, als dass er sich seinem Willen beugte. Seine Armuth war zeitweilig so gross, dass er nicht einmal seine eigenen Schriften in Besitz hatte. Wir haben die Schmach documentarisch in den Briefen von seiner Hand, die seine zweite Frau nach seinem Tode in zehn Bänden herausgegeben hat. Die erste Frau, eine geborene Baronesss van Wynbergen, theilte die Noth der schlimmsten Zeiten muthig mit ihm. Sie sagte: »Ich will Dekker beistehen, ich will zeigen, dass eine von Multatuli ganz erfüllte Frau Muth und Willenskraft besitzt.« Sie war bald nach ihm mit den Kindern nach Europa zurückgekehrt. Doch ehe sie zu ihm stossen konnte, musste sie die gelegene Zeit abwarten, welche ihm die Weiterreise ermöglichte. Sie musste sich mit ihren Kindern die Passage erschleichen und erleben, dass sie von Verwandten und Bekannten, die sie anflehte, sie möchten sie bei dem Capitän auslösen, im Stiche gelassen wurde. Sie war zur Flucht aus Brüssel genöthigt. Sie genoss eine Zeit lang die Gnade eines Restaurateurs. Dekker schrieb später in einem Briefe über diese Periode: »Was sie in dieser Zeit gelitten hat, ist nicht zu beschreiben. Sie schrieb mir: Ach, Dek, meine Kniee knicken, wenn ich in das Speisehaus eintrete!« — Doch sie musste, denn auch das Kind musste essen. Sie waren periodisch jahrelang von einander getrennt. Sie war längere Zeit in Italien und Frankreich, unter den ärgerlichsten Umständen bald Lehrerin, bald Erzieherin, bald »Gesellschaftsdame«, Die Kinder waren »cà et là«. Dabei waren diese Menschen zu stolz und zu feinfühlend, um der Welt oder sich selbst ihr Leid zu klagen. Nur die höchste Angst konnte ihm wohl Worte wie die folgenden erpressen: » . . . Unter dem Schreiben dieses Briefes bin ich wohl zwanzigmal aufgestanden, um etwas Entscheidendes zu finden. Es ist so schwer.

Könnt' ich nur alles durch meinen Tod ins Loth bringen, aber auch darin sehe ich keine Verbesserung. Ach, unsere lieben, lieben Kinder! Enfin, dem Verdruss nachgeben hilft nicht. Und der beste Eduard... o Gott, das Kind kann doch nicht ewig bei fremden Leuten bleiben. Mein Herz bricht... ich sehe überall Muth und Vertrauen... und fühle das auch selbst in mir... aber alles fruchtlos.«

Ich kann Multatuli nicht gewissenlos Sonnenschein auf die Pfade lügen, die er dort nicht fand. Freilich, das Genie erzwingt sich eine ausgleichende Gerechtigkeit. Die Frau des Denkers gibt uns nur eine Bestätigung dessen, was wir hierüber wissen, wenn sie schreibt: »Er hat sich das Leben erleuchtet mit seinem Geist, mit seinem warm klopfenden Herzen, welche beide er eins nannte, also mit seiner ganzen herrlichen Persönlichkeit.« Er hat die überirdische Seligkeit des »Hier stehe ich, ich kann nichts anders!« tausendmal sich erobert. Er hatte die Welt zu Füssen, ob er gleich ein Bettler war. Und ob er gleich ein Verbannter war, fern von dem geliebten Lande, in dessen Sprache uns die Abdrücke seiner Seele überkommen sind, er lenkte die Geister doch mehr als der König mit seinen unzähligen Helfern.

Der kummerschwere Name Multatuli ist unsterblich geworden, er erklingt täglich als eine schwere Anklage beider, der Gewaltsamen wie der Trägen im Volke.

Multatuli ist in Deutschland gestorben. Er verlebte die letzte Zeit zu Nieder-Ingelheim im Rheingau und wohnte in einem einsamen Landhäuschen, das von mässiger Anhöhe die Gegend um sich beherrschte. Im Westen glänzte ein silberner Streifen. Dorthin sah er oft hinüber, das war der Rheinstrom, der nach Holland hinunterstrebte und seine Grüsse mitnahm. Auch andere Grüsse wanderten dorthin. Das waren seine Bücher. Sie wurden nun auch den Pastoren und Professoren gefährlich, die dort mächtiger sind wie bei uns und auch eine gute Nuance nüchterner. Die vielen Varianten seines heidnischen, seines Lieblingstextes »Genuss ist Tugend!« flössten ihnen immer neues Grauen ein. Sie gaben sich auch keine Mühe, den reinen Sinn solcher Worte zu fassen. Aber die Jungen verstanden sie wohl.

Multatuli starb am 19. Februar 1887, 67 Jahre alt.

NOTIZEN.

»DIE BOHÈME« von Ruggiero Leoncavallo ist die letzte Novität unserer Hofoper. Nicht nur der Zeit ihrer Aufführung, auch der Qualität ihres Gehaltes nach. Wüsste man nicht, dass die Annahme dieses Werkes seitens der früheren Direction und Intendanz erfolgte, so müsste man glauben, dass Director Mahler mit der Aufführung dieser Oper den richtigen Weg verlassen habe, den er bisher zur Bereicherung und Auffrischung des Spielplanes unserer Hofoper eingeschlagen. Denn zur Durchführung der Absicht, nur solche Werke darin aufzunehmen, aus denen, seien sie auch nicht deutschen Ursprungs, eine stärkere Begabung und ein edles künstlerisches Streben spricht, ist die Vorführung der »Bohème« Leoncavallo's ein entschieden falscher Schritt. Das Werk ist für das Publicum geschrieben. Aber nicht einmal mit dem nöthigen Geschick — das den »Pagliacci«, welche den Ruf des Componisten begründet, nicht abgesprochen werden kann. Grössere Formen erfordern eben ein weiter reichendes Talent. »Die Medici« Leoncavallo's haben das letztere nach der tragischen Richtung hin stark in Frage gestellt. »Die Bohème« compromittirt seine Begabung für die echte komische nicht weniger als für die lyrische Oper. Die Dichtung, vom Componisten selbst beigestellt, nicht ohne Geschick in der Verwerthung mancher Figuren aus der »Bohème« Henry Murger's, der sie entlehnt ist, zeigt eine bedenkliche Redseligkeit und grosse Unbeholfenheit im Zusammenkleben humoristischer und tragischer Motive. Statt als echter Künstler einen Grundton zu finden, der nach beiden Seiten auszuweichen vermag, lässt Leoncavallo unvermittelt zwei hysterisch lustigen Acten zwei andere tragischen oder eigentlich lamentablen Charakters folgen. Mit seiner Musik glaubt der Componist wagnerisch zu sein, indem er den ganzen wortreichen Text durchcomponirt und nur dort eine Anlehnung an alte Formen sucht, wo durch vielfach erzwungene Anlässe, Lieder oder Chöre zu singen, zur Anwendung solcher Gelegenheit geboten ist. Dagegen liesse sich kaum viel einwenden, wenn das Niveau seiner Einfälle öfter, als es geschieht, über das der Operettenmusik sich erhöbe, wenn die Sprache seiner Musik seine eigene und, dem Gegenstand entsprechend, Feinheit und echte Lustigkeit oder von Grazie durchstrahltes Empfinden aus ihr vernehmbar wäre. Diese ersehnten Züge suchen wir freilich vergebens in der Partitur des Componisten. Auch sein Orchester, so viel er sich um die Instrumentation bemüht, klingt monoton. Mit Blech und namentlich mit der Harfe, diesem edlen von grossen

Instrumentalisten mit grosser Discretion, aber um so wirksamer verwendeten Instrumente, wird arger Missbrauch getrieben. »Die Bohème« Leoncavallo's ist ein Werk, das den Erfolg von vorneherein anstrebt, lange kein solches, aus dem der Zuhörer erfährt, was ein Künstler in weihevollen Stunden erlebt und ersonnen. Ein Kunstdecoct, in ununterbrochenem Gedenken an das liebe Publicum zurecht gemacht, und ihm gewidmet. Darum vermag es auch tiefere künstlerische Erwägungen nicht wachzurufen.

G. S.

DEUTSCHES VOLKSTHEATER. »Das Ende der Liebe« Satirische Komödie in vier Acten von Roberto Bracco. Deutsch von Otto Eisenschitz.

Bracco ist das, was man vor dreissig Jahren einen geistreichen Feuilletonisten nannte. Abgeschmackte Sprünge von einem Zufallseinfall zum andern verschafften den Ruf einer leichten Feder und regten beim Leser das an, was man damals für Phantasie hielt. Ein einfaches Pluszeichen genügte, um die disparatesten Sächelchen als verknüpft erscheinen zu lassen. Während die moderne literarische Richtung Alles herbeiholt, was auch nur im Entferntesten zu einem Ereignisse iu Beziehung steht und so die Ursachenreihe sorgfältig bis zur kleinsten zurückverfolgt, schob man in der verflossenen geistreichen Literaturperiode den geschilderten Menschen und Dingen willkürliche Beweggründe und Ursachen unter, und der literarische Held des Tages war der, welcher die verblüffendsten Absurditäten mit Ernst und Pathos zu umnebeln verstand. Dabei musste Alles einen süsslichen Beigeschmack erhalten. Bei Ibsen, von dem zu jener Zeit schon eine stattliche Reihe Theaterstücke im Buchhandel erschienen war, schüttelten sich seine wenigen Leser wie beim Genusse von Leberthran. In Italien, wo Verga die modernen Grenzen des literarischen Schaffens energisch abgesteckt hat, gibt es für Bracco, einen jungen Alten, wenig Boden mehr. Sein »Ende der Liebe« wurde vor einigen Monaten in mehreren grossen Städten seines Vaterlandes erbarmungslos niedergezischt, und so ist er darauf angewiesen, sich ans Ausland, dorthin, wo noch genügend unmoderner Bodensatz anzutreffen ist, zu wenden. Die Seichtheit mit fremdländischem Einschlag erweckt insbesondere in deutschen Gauen noch immer den Anschein geistiger Behendigkeit, obwohl im modernen Sinne darin gerade das Gegentheil erblickt werden muss. Nicht das feige Hinwegtäuschen über die Natur der Dinge oder deren graziöse Verschiebung schafft heute noch Literaturwerthe, sondern das Auffinden eines anderen Weges, als des rein wissenschaftlichen, zum Wesen der Dinge — das Aufspüren des künstlerischen Weges — der viel unmittelbarer als jener der Erkenntniss dient, obzwar er nur die Bahn zu einem anregenden Spiel zu sein scheint. Entgegen dem früheren Bestreben, geistreicher als das Leben zu sein, will die moderne Richtung nur die Aufnahmsfähigkeit verstärken, indem sie den Geist und Sinn, der auch in den gewöhnlichen Vorkommnissen noch unerkannt liegt, aufscheinen macht. Was uns Herr Bracco über das angebliche Ende der Liebe zu sagen weiss, ist längst

hinfälliger Gemeinplatz geworden, von dem nach der grundlegenden Ibsen'schen »Nora« nicht wieder die Rede sein sollte. Nicht die Liebe ist todt, sondern das, was man bisher dafür hielt. Hätte Bracco in diesem Sinne eine satirische Komödie geschrieben, so wäre auch bei seinen unzulänglichen dichterischen Mitteln wenigstens die Intention eine moderne gewesen. Sein Charakterisirungsvermögen ist ein schwaches. Das Gefühl dieser Schwäche treibt ihn zur Satire; er stellt sechs ganz gleiche, nur am Theaterzettel unterschiedene Männer, die nicht »lieben« können, auf die Beine und macht so aus der Noth eine witzige Tugend. Anderseits kommt im ganzen Stück nur Ein Frauenzimmer vor, das alle unbefriedigten Launen ihrer abwesenden Mitschwestern durcheinander wirft. Eine solche satirische Mischmasch-Person enthebt ihren Schöpfer, sie gegen andere weibliche Individualitäten naturgemäss abzugrenzen. Im Volkstheater hatten Frau Odilon und Herr Giampietro die Hauptrollen inne. Jene gibt zur Abwechslung eine anständige Frau, dieser ihren unsoliden Ehemann. Abgesehen davon, dass sie diese Rolleneigenschaften nicht glaubhaft machten, mangelt ihnen das Pointirungstalent einer vergangenen Schauspielergeneration, ohne es durch natürliches Worttempo ersetzen zu können. *—i—*.

ANLÄSSLICH DES GASTSPIELES DER YVETTE GUILBERT. Auch unsere Wiener Recensenten sind von Yvette Guilbert ganz berauscht. Irgend einer von ihnen hat im »Figaro« das geniale Wort »la grande diseuse« gelesen, und da die Herren froh sind, wenn ihnen Jemand die Argumente ihrer Begeisterung zum Bewusstsein bringt, so füllen sie nun die Spalten ihrer Journale mit langen Berichten, worin sie die erschöpfende Kritik, welche das kurze Wort: »la grande diseuse« enthält, in hundert kleinen Exempeln verwerthen. Sie bewundern, wie die Yvette das Wort behandelt, so dass es sich in seinen vollen Sinn, in seiner vollen Lyrik, in seiner ganzen Melodik erschliesst. Welche Tragödie weiss sie in dieses eine Wort: la sou-l-aaa-r-d-e zu legen! S i e k a n n r e d e n, w e i l s i e z u j e d e m W o r t e d i e b e g l e i t e n d e E m p f i n d u n g a u s z u d r ü c k e n v e r m a g... Aber weshalb haben unsere Recensenten gar so viel von ihrem Mienenspiel gesprochen?... Bei diesem Auftreten der Yvette ist ja noch Jemand zu Gast gewesen, für den die Deutschen momentan gar keinen heimischen Ersatz wissen: das Volkslied. Nun versteht es sich von selbst, dass die Herren, einen oder den anderen ausgenommen, über dieses Thema mit ein paar lyrischen Zeitungswendungen hinwegzukommen suchten. Wie lange ist es denn her, dass sie, die heute über die Guilbert ins Allgemeine schwätzen, französische Lectionen, wenigstens für die Anfangsgründe, genommen haben?... Gerade jetzt, wo die Herren ein solches Geschrei über den Verfall der französischen Cultur (welcher Journalist denkt sich bei diesem Worte etwas?) veranstalten, muss man daran erinnern, dass wir an Stelle dieser Chansons, welche künstlerische

Darstellungen von einfachen Schicksalen, einfachen Lebensanschauungen sind, nichts Anderes haben, als dieses entzetzliche Wiener Couplet, welches an innerer Oede, Stumpfsinn und Vertrottelung nur noch durch das Berliner Couplet übertroffen wird. Nicht an den paar affectirt artistischen Herren, welche moderne Revuen lesen und veranstalten, misst sich die Cultur einer Nation, aber an dem Grade, in welchem ästhetische Absichten ein Volk durchsickern, inwieweit sie ihm organisch werden! Will man diesen Abstand zwischen uns und den Franzosen constatiren, so muss man nach der Yvette Guilbert rasch irgend einen rauchi-Wirthshaussaal aufsuchen, worin unser Guschelbauer singt. *st. gr.*

AN PAUL SCHLENTHER. Ein offener Brief von Ludwig Bauer. Wien, Verlag von A. Bauer. 1898.

Ein findiger Buchhändler hat vermuthet, dass die Conjunctur für einen offenen Brief an den neuen Director verhältnissmässig günstig sein müsse. Ein naher Verwandter hat in Eile diese Arbeit besorgt, und vermuthlich hat sich diese buchhändlerische Operation annähernd rentirt. Für Unbetheiligte wäre die ganze Sache belanglos. Aber der Autor gerirt sich als ein Repräsentant des literarischen Wien. Woher nimmt er diese Anmassung? Weil er einmal einen Unglücksfall aus der Localchronik — ein Kind, welches vom Fenster herunterfällt — dramatisch verulkt hat? Oder meint der Autor dieses Kindes, welches auch eine Missgeburt ist, dass ein bisschen pamphletisches Getratsch bereits genügt, um in die Literatur einzubrechen?... Constatiren wir also in Kürze, dass Herr Bauer keine andere Beziehung zur Literatur hat als seine Buchhandlung. *st. gr.*

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

15. MÄRZ 1898.

WIE JONAS LIE LEBT UND DICHTET.

Von ARNE GARBORG (Hvalstad).

Autorisirte Uebersetzung von MARIE HERZFELD (Wien).

I.

Seit 1882 wohnt Jonas Lie in Paris, einer Stadt, die er lieben gelernt hat.

Nur im Sommer wird es ihm dort zu heiss; dann zieht er nach Berchtesgaden, einer kleinen Hochgebirgsstadt in Südbayern. Da hat er nun seit elf Jahren seine Sommerresidenz.

In Reisebriefen aus Deutschland schildert er mit Begeisterung »den schönen, von Wäldern umkränzten und in all seiner berggrossen Herrlichkeit so sehr an die Heimat erinnernden« Ort. »Der Markt liegt gegen 2000 Fuss hoch. Die Fjeldluft duftet den ersten Tag fast betäubend von würzigen Alpenkräutern und von all dem neugemähten Gras, das frisch und fett zur Sonnendörrung über den Wiesen liegt. Vor meinem mit Weinlaub gedeckten Balkon breitet sich das Königseethal mit seinem Gewimmel malerischer Berg- und Waldlinien, und rundherum schlagen die Salzburger Alpen einen Ring von Bergen mit grünen Seiten und gezackten, schwindelerregenden, zum Theil schneebedeckten Zinken von 6000—8000 Fuss Höhe. Mit dem Opernglas sehen wir von unten her die Gemsen auf dem Watzmann droben über die Schneefelder gehen. Zwei, drei Büchsenschüsse unter dem Hause strömen durch Tannenwald und grüne Grashalden ein paar breite, eiskalte, milchblaue, im Sonnglitzer smaragdgrüne Jökulelve, in denen man die Forellen als hastige Schatten über den Steingrund hin kann huschen sehen.«... »Ueberall Waldessausen und Bächebrausen! — Und auf der Landstrasse, jenseits unseres vom Grün halb überwachsenen, kalkweissen Hauses, saust noch ein Strom: der Reisenden unablässiger Wagenzug niederwärts zum Königsee. Und zwischen den

Wagen allerhand Fussvolk: Damen mit Mappen, Maler mit Regenschirmen, Bauern in ihren Nationaltrachten, Touristen und Touristinnen mit Alpenstöcken, geführt von braunen Gemsjägern mit nackten Knien, die Jacke über die Achsel geworfen, die Adlerfeder auf dem Hut.«

Wie wohl Jonas Lie sich in Berchtesgaden fühlt, sieht man daraus, dass fast alle seine späteren Werke da geschrieben sind. Unter »geschrieben« ist aber bei den grösseren Arbeiten »ausgeführt« zu verstehen. Denn er arbeitet auch in Paris viel, obwohl er da nicht allzuviel Ruhe hat.

Seine Wohnung in Rue Carnot 4, später auf der Avenue de la Grande Armée 7 und nun Rue Poisson 4 ist stets in fast allzu hohem Grad ein Sammelort nordischer Touristen und Paris-Einlieger gewesen. Nicht bloss am wöchentlichen Empfangstag hatte er die Stube voll; kaum jemals konnte er sicher sein, dass nicht ein oder der andere Besucher die Thürglocke zog, ein Reisender, der Jonas Lie gesehen haben musste, ein Zeitungsmensch, der ein Interview schreiben sollte, ein Neuankömmling, der um Rath und Hilfe bitten musste, ein Freund, der sich an einer Plauderei erfrischen wollte, Bekannte und Künstler, die einen angenehmen Abend zuzubringen wünschten.

Was Lie half, all diese Einrückung auszuhalten, war — ausser der Urkraft und den guten Nerven — seine grosse, sehnende Heimatsliebe, die machte, dass jeder nordische Mensch, der kam, ihm ein lebendiger und erfrischender Gruss von zu Hause wurde.

Dann hat Lie auch das für einen Norweger nicht Gewöhnliche, dass er sich in Gespräch und Umgang wirklich wohl fühlt. »Es amusirt ihn augenscheinlich, unter der leichten, bequemeren Form der Conversation zu produciren.« »Für ihn ist der persönliche Umgang wie ein magnetischer Strom... Neue Persönlichkeiten nehmen ihn gefangen. Er fühlt sich in sie hinein, fühlt sich vorwärts, greift erst einzelne Töne, dann Accorde auf ihnen, wie auf einem musikalischen Instrument, dessen Klangfarbe und Tonstärke er untersuchen will.« Es ist »eine Entdeckerfreude an individuellem Leben, ein Naturdienst, ein Persönlichkeitscult, der ihn zu dem meist weckenden Geist unter den Norwegern gemacht hat.« (L. Marholm.)

Seine Pariser Wohnung ist in Blättern und Zeitschriften öfters beschrieben worden. Der Salon ist ein geschmackvoll ausgestattetes, lichtes Zimmer in gedämpften braunen und moosgrünen Farben, »mittels Kissen und Teppichen warm und dicht gemacht so wie daheim, wo wir zugestehen, dass es etwas gibt, das Winter heisst«. An den Wänden Skizzen und Bilder, Geschenke von Künstlern. Lie hat viele Freunde unter ihnen. Auf Kamingesims und Etagère allerlei hübsche Kleinigkeiten, Tafeluhr, Candelaber, Photographien (Victor Hugo, Björnson, Bull, Grieg u. A. m.), ein paar Büsten, darunter eine von Jonas Lie selbst, ausgeführt vom finnischen Bildhauer Runeberg. In der Ecke neben dem Fenster Decorationspflanzen. Eine richtig gemüthliche, nordfranzösische, künstlerisch arrangirte Stube. Das Arbeitsgemach in

einfacherem Styl; einige Möbel, ein kleines Bücherpult — zum »Büchermenschen« hat Jonas Lie es nie gebracht; auf dem Fussboden Teppiche; die Wände bedeckt mit Photographien aus der Heimat und aus Berchtesgaden; ein oder die andere Curiosität, wie ein Schwertfischzahn und unter der Zimmerdecke eine von Alexander Kielland gespendete Möve; in der Ecke, neben dem Ofen, ein Sopha mit Teppich und Fellen; dahinter die dreifarbige norwegische Flagge; davor der kleine Schreibtisch mit fast keiner Ausstattung. »Ich brauche nicht viel,« sagt Lie; »kann wo immer schreiben, sitzend, stehend — oder gehend, wenn es noth thut.«

Er wohnt immer in einer luftigen, ruhigen Gegend. Anfangs sehnte er sich sehr nach Hause. Aber allmälig begann er sich in Paris wohl zu fühlen. Es war ein Segen, in der grossen Stadt zu sein, wo man sich einrichten kann, wie man will, und so unbemerkt leben, als man nur wünscht. Und dann gibt es da allzeit etwas zu sehen. Sein historischer Sinn liebt Erinnerungsmäler und alte Stätten; aber das moderne Leben spricht ihn nicht minder an, und in Paris hat er beides in Ueberfluss — nebst Sammlungen und Ausstellungen zum Entzücken seines Kunstsinnes. Doch am meisten liebt er den Pariser Frühling. Wenn die Luft wie ein Rausch von Laub- und Veilchenduft ist und die Rosen fuhrenweise bei den Thoren einziehen, während die Mauerschwalben über seinem Balkon Nester bauen und jeden Morgen geflattert kommen und ihn »begrüssen«, ohne »im Mindesten bange zu sein«, da wird Jonas Lie religiös. »Ist es nicht merkwürdig, dass mir gegönnt sein soll, so schön zu wohnen?«

Es war vielerlei Besuch, den er empfing, und vielerlei Hilfe und Beistand, die er leisten musste. Ich kann nur mit Grauen daran denken, wie ich selbst mich betrug, als ich zum erstenmal nach Paris kam...

Spät an einem schwarzen Abend kam ich bei der Nordbahnstation hereingerollt, allein und verzagt, hilflos im Französischen; der ungeheuere Bahnhof mit seinem Getummel und Getümmel schreckte mich; ich liess meinen Koffer — mit Wäsche, Reisegeld, Allem — in Stich und floh.

Tags darauf zu Lie. Mitten im Vormittag, mitten in seiner Arbeitszeit. Klagte meine Noth; Hilfe für einen Landsmann! — Niemand von den »Kindern« ist zu Hause; soll ich Beistand kriegen, muss Lie selber gehen... Und er thut es. Wir fort. Wagen von L'Etoile; prächtige Fahrt durch halb Paris; Lie munter und liebenswürdig, ich in dem wachsenden Gefühl der Unmöglichkeit dieser Situation... Esel! den Dichter Jonas Lie zu Gepäcksträgerdiensten zu benützen!... Endlich sind wir da. Mit einer Art feierlicher Spannung, die ich nicht begriff, nimmt mich Lie ins Schlepptau; weiter geht's, von Comptoir zu Comptoir, von Magazin zu Magazin, durch Corridore da und Corridore dort. Ich bewundere sein Französisch; nur ein vereinzeltesmal bleibt er stecken und sagt auf Norwegisch: »Ja, wie zum

Teufel heisst das nur?« Aber die Functionäre sind die Höflichkeit selbst, und ehe wir uns dessen versehen, haben wir den Koffer.

Als wir später wieder zu den Lie'schen hinaufkommen, sind die »Kinder« schon heimgekehrt, und es entsteht Jubel und Hallo: Der Vater war praktisch gewesen! Der Vater hatte den Koffer zustande gebracht! Der Vater hatte sich im Französischen producirt! Mir schien dies eine etwas freie Manier, einen grossen Dichter zu behandeln, und ich fühlte mich verpflichtet, ihn zu vertheidigen; er war wirklich praktisch gewesen, und was das Französische anging, so hatte er es so gut gesprochen, dass sogar ich ihn verstand... Aber der Jubel stieg bloss. Es kam die eine Geschichte um die andere von des Vaters Hilflosigkeit in kleinen praktischen Dingen; ich merkte, darin war Lie nicht zu retten, und ich gab es auf. Doch er ging im Zimmer auf und ab mit behaglichem Lächeln und ganz tüchtig stolz; da konnten sie sehen, der Vater war nicht so dumm, wie sie meinten.

Mittlerweile war ich auf diese Art in die Familie eingeführt, und bald hatte ich nur das allgemeine Urtheil zu unterschreiben: hier lebte in besonderem Grade das, was wir Gemüthlichkeit nennen.

Wenn wir erklären sollten, warum wir uns bei den Lie'schen so wohl befanden, sagten wir gern, dass die Menschen dort eben so natürlich seien. Da gab es keine Art von Pose. Dass es zufälligerweise bedeutende Menschen seien, merkte man nur daran, dass es unterhaltend war, mit ihnen zu reden und dass man nachher nicht Leere fühlte, sondern Belebung, Bereicherung. Jonas Lie selber war lauter Leben und Interesse. Nebst seltsamen Einfällen und kühnen Behauptungen gab es da stille Begeisterung und warmen Ernst; kam Unsinn, so fand er sich ganz geduldig drein, dass wir lachten; dafür riss er uns um so aufrichtiger mit, wenn es etwas Schönes war. Seine Frau ihrerseits war klar und klug, sicher, mit der Ueberlegenheit, die ohne Anstrengung herrscht, interessant und gar nicht bange, ihre Meinung frei herauszusagen; ich erinnere mich noch, wie es biss, als sie mich in einer Abendstunde »gebildet« schalt. Ohne dass man es merkte, beherrschte sie die Gesellschaft und gab ihr die Empfindung von Ruhe und Styl, die macht, dass man sich der Stimmung hingibt und natürlich wird. Da gibt es keine innere Unsicherheit: man kann spassen oder disputiren, aber der Ton wird nicht durchbrochen; auch keine innere Forcirtheit: die Gefahr der Pausen ist gar nicht vorhanden. Das ist ja das Geheimniss der guten Gesellschaft, gerade das, und redeten wir von Natürlichkeit, meinten wir eigentlich Bildung, die volle, freie Bildung, die alle Schalen und Häute der Halbcultur schon von sich weggelebt hat und wieder Natur geworden, verfeinerte Natur.

Die Beiden, er und sie, hielten sich gern in der Nähe von einander; Jonas fühlte sich nicht wohl, wenn er Thomasine nicht wenigstens sehen konnte; ich denke nach, ob er auch ganz frei von Eifersucht war. An gewöhnlichen Abenden sassen sie gern nebeneinander.

Sie ist eher klein, zart gebaut; aber die ranke Sicherheit in Haltung und Wesen und die leuchtende Intelligenz des energisch gezeichneten Antlitzes macht, dass sie grösser scheint, als sie ist. Mitten in aller verständigen Hausmütterlichkeit und gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit geht sie herum, mit einem Gesicht und Wesen, das mich an alte Burgfrauen denken liess. In ihrer Art hat sie etwas Scharfes, doch zugleich Kluges; ihre Gefühle sind heftig und warm und ihre Sympathien und Antipathien lebhaft.

Er sitzt mehr ruhig und behaglich unter seinem schiefen »berette d'écolier«; er lacht gern, doch das Gesicht und namentlich der breite, energische Mund kann plötzlich einen fast düsteren Ausdruck von Versonnenheit bekommen. Der Typus ist drontheimisch, gedämpft durch einen nordländischen Zug von Weichheit und Schwermuth; über das Ganze legen die warm braunen, hinter den Brillen dunkel grübelnden oder schlau blickenden Augen den Schimmer von Verträumtheit. Seine Aussprache hat einen leicht nordländischen Accent, zum Zeugniss, dass es das Märchenland droben ist, welches seiner Seele ihre Grundfarbe gegeben. In seinen Bewegungen ist etwas Hurtiges und Elastisches, nervös Energisches; wenn er geht und mit den muskulösen Armen und mageren, hochadrigen Händen herumficht, so sieht er aus, als hätte er so recht Lust, irgendwie anzubinden.

Seine Gefühle sind sehr lebhaft. So wie er zornig werden kann bis zum Berserkergang, so wird er lustig bis zur Kindlichkeit. Ich sah ihn einmal, überrascht von einem sehr willkommenen Besuch, die Gäste — Damen! — mit Schlägen und allerhand begeisterter Gewaltthat überfallen, so dass ein Lärm war wie in einer Spielstube. Oft ist er ruhig, wenn man es nicht erwarten sollte; aber das mag davon kommen, dass er sich beherrscht, aber auch daher, weil die Situation ihm erst nachträglich klar wird. Sein Wesen ist warm, lebendig, impulsiv...

Es wird nicht leicht geschehen, dass sich jemand in diesem Kreis beiseite gesetzt fühlt. Lie hat nicht bloss das tiefe Interesse für Individualitäten, welches den Umgang mit ihm so weckend macht; unter all dem glüht seine Cultur- und Vaterlandsliebe; jede Person ist ihm eine Kraft, die nach ihrer Eigenthümlichkeit in der grossen Wirklichkeitsdichtung, die ihm allzeit vorschwebt: der Cultur der Zukunft, insbesondere der Cultur Norwegens, verwendet werden soll.

Obwohl er im Ausland und in der Stille lebt, hat Lie darum dennoch durch seine Persönlichkeit auf unser heimisches Leben einen grösseren Einfluss geübt, als man glauben möchte. Fast das ganze jüngere Geschlecht von Künstlern, das nun in seiner besten Kraft steht, hat Lie passirt und von ihm Anregungen erfahren, über die sie sich vielleicht nicht Alle stets klar geworden, die aber darum doch vorhanden sind; das merkt man an der Wärme, mit der sie von ihm reden. Seine Einwirkung ging dahin, der einzelnen Individualität den Muth zu geben, *sie selbst* zu sein. Dadurch mussten die Individuali-

täten auch national werden; jede Pflanze hat das Gepräge der Erde, die sie getragen, und der Sonne und Luft, in der sie wuchs. »Ein Mensch ohne Vaterland ist ohne festen Grund im Leben,« sagt Lie. Vielleicht gab er auch manch jungem Mann den Muth, den es in kleineren Ländern braucht, nicht blasirt zu sein. Sein lebhaftes Interesse für alle vaterländischen und menschlichen Angelegenheiten wirkt ansteckend, und Blasirtheit verträgt er nicht. »Ein blasirter Künstler ist ein todter Fisch,« sagt sein Abraham Johnston in »Böse Mächte«.

Neben seinen umfassenden politischen und humanen Interessen, die Laura Marholm veranlasst haben, ihn als »den am universellsten mitlebenden und mitfühlenden unter den Verfassern des Nordens« zu bezeichnen, pflegt er in der Stille sein tiefes, halb mystisches Naturinteresse, das in allerlei Hypothesen und Theorien von mehr oder minder merkwürdiger Art in betreff der verschiedensten Gegenstände Ausdruck findet, Theorien, von denen er nicht mehr als nothwendig spricht. Er hat wohl seine Erfahrungen, denke ich, noch aus seiner ersten Jugendzeit, als er die Briefe an seine Braut mit langen und eifrigen Betrachtungen über das Perpetuum mobile anfüllte, dem er sein Geheimniss abgelistet zu haben meinte. Nur wenn Entdeckungen oder Vermuthungen von wissenschaftlicher Seite seine Theoreme bekräftigen oder stärken, wagt er sich damit ans Tageslicht; es geschieht das übrigens nicht so selten. Und mir scheint, er ist ganz ebenso froh über eine Bestätigung seiner Hypothese über die Eisperiode oder die Steinzeit, wie über irgend eine Anerkennung, die er als Künstler bekommt. In einem Brief jubelt er — doch erst nach einem gewaltigen Ausfall gegen den spiritistischen Aberglauben — über die Seeschlange vom Suldalsvand laut auf: »Zu meinem höchsten Vergnügen tauchen nach den letzten Zeitungen nun Seeschlangen und hundert Ellen lange Ungeheuer in den Wassern auf. Sie kommen, wie von mir in der ersten Trollgeschichte (‚Der Huldrefisch') beschrieben, ganz aus der Tiefe herauf.« — »So siehst du auch,« fährt er fort, »aus Mr. Peary's Grönlandsfahrt, dass Grönland gegen den Nordpol zu Vegetation, Insecten und Thierleben bekommt; natürlich; die Pole sind flachgedrückt, und darum ist die Erdwärme da grösser, und darum das Nord- und Südende der Erdachse vielleicht tropisch oder saftiggrün, mit aller Art Blumen, Bäumen und Thieren«. Traurig genug: die Erde ist nun so ‚entdeckt' und bekannt, dass wir ins Polareis hinauf müssen, wenn wir uns in ein Märchenland träumen wollen.

Entdeckungen und Erfindungen versetzen ihn in wilde Begeisterung; jedesmal baut er einen Thurm von Babel, der zum Himmel reicht, nur aus den erhofften Folgen und Umwälzungen, die das neue Ding, z. B. das Telephon mit sich führen wird. Es sind das die Ideen eines Dichters, der das Ungewöhnliche und Seltsame liebt und weite Schlüsse aus jedem der sonderbaren Dinge zieht, die ihn ergriffen haben. Alle Naturbegebenheiten beschäftigen ihn stark und anhaltend

und er kann über einer Einzelheit brüten, die dem Alltagsmenschen gering scheint, die aber seinen Sinn wie eine merkwürdige Botschaft von einem Geheimniss, einer tiefen Umwälzung berührt, die man nicht fassen kann, über die er aber nachsinnt. Im alten Krabbe (»Eine Ehe«) hat er mit ausgezeichneter Laune sich über diese Seite seiner Natur selber lustig gemacht; wenn er den »alten Sausewind« plötzlich aus dem Gebüsch treten lässt und ohne Einleitung hervorbrausen: »Eine Leydnerflasche, Sie! — das ist's, was wir sind! — ganz — ein — fach elektromotorische Kraftsammler,« und versichert, dass Gedanke, Wille, Gefühl nur »Ueberschuss an Elektricität« seien und dass wir es so weit bringen müssen, »Napoleone per Fabrik zu machen« — so ist das nicht weit entfernt von Jonas Lie — Jonas Lie in einem allzu glücklichen Entdeckermoment.

(Schluss folgt.)

IDYLLE.

Von HUGO V. HOFMANNSTHAL (Wien).

Nach einem antiken Vasenbild: Centaur mit verwundeter Frau am Rand eines Flusses.

Der Schauplatz im Böcklin'schen Styl. Eine offene Dorfschmiede, dahinter das Haus, im Hintergrunde ein Fluss.
Der Schmied an der Arbeit, sein Weib müssig an die Thüre gelehnt, die von der Schmiede ins Haus führt. Auf dem Boden spielt ein blondes kleines Kind mit einer zahmen Krabbe, in einer Nische ein Weinschlauch, ein paar frische Feigen und Melonenschalen.

Der Schmied.

Wohin verlieren dir die sinnenden Gedanken sich,
Indess du schweigend mir das Werk, feindselig fast
Mit solchen Lippen, leise zuckenden, beschaust?

Die Frau.

Im blüthenweissen, kleinen Garten sass ich oft,
Den Blick aufs väterliche Handwerk hingewandt,
Das nette Werk des Töpfers: Wie der Scheibe da,
Der surrenden im Kreis, die edle Form entstieg,
Im stillen Werden einer zarten Blume gleich,
Mit kühlem Glanz des Elfenbeins. Darauf erschuf
Der Vater Henkel, mit Akanthusblatt geziert,
Und ein Akanthus-, ein Olivenkranz wohl auch
Umlief als dunkelrother Schmuck des Kruges Rand.
Den schönen Körper dann belebte er mit Reigenkranz
Der Horen, die vorüberschwebend lebenspendenden.
Er schuf, gestreckt auf königliche Ruhebank,
Der Phädra wundervollen Leib, von Sehnsucht matt,
Und drüber flatternd Eros, der mit süsser Qual die Glieder füllt.
Gewalt'gen Krügen liebte er ein Bakchosfest
Zum Schmuck zu geben, wo der Purpurtraubensaft
Aufsprühte unter der Mänade nacktem Fuss,
Und fliegend Haar und Thyrsusschwung die Luft erfüllt.
Auf Todtenurnen war Persephoneias hohes Bild,
Die mit den seelenlosen, todten Augen schaut,
Und Blumen des Vergessens, Mohn, im heil'gen Haar,
Das lebensfremde, asphodelische Gefilde tritt.

Des Redens wär' kein Ende, zählt' ich Alle auf,
Die Göttlichen, an deren schönem Leben ich
— Zum zweitenmale lebend, was gebildet war —
An deren Gram und Hass und Liebeslust
Und wechselndem Erlebniss jeder Art
Ich also Antheil hatte, ich, ein Kind,
Die mir mit halbverstandener Gefühle Hauch
Anrührten meiner Seele tiefstes Saitenspiel,
Dass mir zuweilen war, als hätte ich im Schlaf
Die stets verborgenen Mysterien durchirrt,
Von Lust und Leid, Erkennende mit wachem Aug'.
Davon, an dieses Sonnenlicht zurückgekehrt,
Mir mahnendes Gedenken ander'n Lebens bleibt
Und eine Fremde, Ausgeschloss'ne aus mir macht
In dieser nährenden, lebend'gen Luft der Welt.

Der Schmied.

Den Sinn des Seins verwirrte allzuvieler Müssiggang
Dem schön gesinnten, gern verträumten Kind, mich dünkt.
Und jene Ehrfurcht fehlte, die zu trennen weiss,
Was Göttern ziemt, was Menschen! Wie Semele dies,
Die thöricht Fordernde, vergehend erst begriff,
Des Gatten Handwerk lerne heilig halten, du,
Das aus des mütterlichen Grundes Eingeweiden stammt
Und sich die hundertarmig ungebändigte,
Die Flamme unterwerfend, klug und kraftvoll wirkt.

Die Frau.

Die Flamme anzusehen lockt's mich immer neu,
Die Wechselnde, mit heissem Hauch Berauschende.

Der Schmied.

Vielmehr erfreue Anblick dich des Werk's!
Die Waffen, sieh', der Pflugschar heil'ge Härte auch,
Und dieses Beil, das wilde Bäume uns zur Hütte fügt.
So schafft der Schmied, was alles And're schaffen soll,
Wo duftig aufgeworf'ne Scholle Samen trinkt
Und gelbes Korn der Sichel dann entgegenquillt;
Wo zwischen stillen Stämmen nach dem scheuen Wild
Der Pfeil hinschwirrt und tödtlich in den Nacken schlägt,
Wo harter Huf von Rossen staubaufwirbelnd dröhnt
Und rasche Räder rollen zwischen Stadt und Stadt;
Wo der gewaltig klirrende, der Männerstreit
Die hohe, liederwerthe Männlichkeit enthüllt:
Da wirk' ich fort und halt' umwunden so die Welt
Mit starken Spuren meines Thuens, weil es tüchtig ist.

Pause.

Die Frau.

Centauren seh' ich einen nahen, Jüngling noch,
Ein schöner Gott mir scheinend, wenn auch halb ein Thier,
Und aus dem Hain, entlang das Ufer, traben her.

Der Centaur.

(Einen Speer in der Hand, den er dem Schmied hinhält.)

Find' ich dem stumpfgeword'nen Speere Heilung hier
Und neue Spitze der geschwung'nen Wucht? Verkünd'!

Der Schmied.

Ob deinesgleichen auch, dich selber sah ich nie.

Der Centaur.

Zum erstenmale lockten mir den Lauf
Nach Eu'rem Dorf Bedürfniss, das du kennst.

Der Schmied.

Ihm soll
In Kurzem abgeholfen sein. Indess erzählst
Du, wenn du dir den Dank der Frau verdienen willst,
Von fremden Wundern, die du wohl geseh'n, wovon
Hieher nicht Kunde dringt, wenn nicht ein Wunder kommt.

Die Frau.

Ich reiche dir zuerst den vollen Schlauch: Er ist
Mit kühlem, säuerlichem Apfelwein gefüllt;
Denn And'rer ist uns nicht. Das nächste Dürsten still'
Wohl etwa weit von hier aus bess'rer Schale dir
Mit heisserm Safte eine schön're Frau als ich.

(Sie hat den Wein aus dem Schlauch in eine irdene Trinkschale gegossen, die er langsam schlürft.)

Der Centaur.

Die allgemeinen Strassen zog ich nicht und mied
Der Hafenplätze viel vermengendes Gewühl,
Wo Einer leicht von Schiffern bunte Mär' erfährt.
Die öden Haiden wählte ich zum Tagesweg,
Flamingos nur und schwarze Stiere störend auf,
Und stampfte Nachts das Haidekraut dahin im Duft,
Das hyacinth'ne Dunkel über mir.
Zuweilen kam ich wandernd einem Hain vorbei,
Wo sich zu flüchtig eigensinn'ger Lust gewillt,
Aus einem Schwarme von Najaden eine mir
Für eine Strecke Wegs gesellte, die ich dann
An einen jungen Satyr wiederum verlor,
Der syrinxblasend, lockend wo am Wege sass.

Die Frau.

Unsäglich reizend dünkt dies Ungebund'ne mir.

Der Schmied.

Die Waldgebornen kennen Scham und Treue nicht,
Die erst das Haus verlangen und bewahren lernt.

Die Frau.

Ward dir, dem Flötenspiel des Pan zu lauschen, sag'?

Der Centaur.

In einem stillen Kesselthal ward mir's bescheert.
Da wogte mit dem schwülen Abendwind herab
Vom Rand der Felsen räthselhaftestes Getön,
So tief aufwühlend wie vereinter Drang
Von allem Tiefsten, was die Seele je durchbebt,
Als flög mein Ich im Wirbel fortgerissen mir
Durch tausendfach verschied'ne Trunkenheit hindurch.

Der Schmied.

Verbotenes lass' lieber unberedet sein!

Die Frau.

Lass' immerhin, was regt die Seele schöner auf?

Der Schmied.

Das Leben zeitigt selbst den höhern Herzensschlag,
Wie reife Frucht vom Zweige sich erfreulich löst.
Und nicht zu andern Schauern sind geboren wir,
Als uns das Schicksal über uns're Lebenswelle haucht.

Der Centaur.

So blieb die wunderbare Kunst dir unbekannt,
Die Götter üben, unter Menschen Mensch,
Zu andern Zeiten aufzugeh'n im Sturmeshauch,
Und ein Delphin zu plätschern wiederum im Nass
Und ätherkreisend einzusaugen Adlerlust?
Du kennst, mich dünkt, nur wenig von der Welt, mein Freund.

Der Schmied.

Die ganze kenn ich, kennend meinen Kreis,
Massloses nicht verlangend, noch begierig ich,
Die flücht'ge Fluth zu ballen in der hohlen Hand.
Den Bach, der deine Wiege schaukelte, erkennen lern',
Den Nachbarbaum, der dir die Früchte an der Sonne reift,
Und dufterfüllten lauen Schatten niedergiesst,
Das kühle, grüne Gras, es trat's dein Fuss als Kind,
Die alten Eltern traten's, leise frierende,
Und die Geliebte trat's, da quollen duftend auf
Die Veilchen, schmiegend an ihre Sohlen an,
Das Haus begreif', in dem du lebst und sterben sollst.

Und dann, ein Wirkender, begreif dich selber ehrfurchtsvoll,
An diesen hast du mehr, als du erfassen kannst. —
Den Wanderliebenden, ich halt ihn länger nicht, allein
Der letzten Glättung noch bedarf's, die Feile fehlt,
Ich finde sie und schaffe dir das Letzte noch.

(Er geht ins Haus.)

Die Frau.

Dich führt wohl nimmermehr der Weg hieher zurück.
Hinstampfend durch die hyacinth'ne Nacht berauscht
Vergissest meiner du am Wege, fürcht' ich, bald,
Die deiner, fürcht' ich, nicht so bald vergessen kann.

Der Centaur.

Du irrst, verdammt von dir zu scheiden, wär's,
Als schlugen sich die Gitter dröhnend hinter mir
Von aller Liebe dufterfülltem Garten zu.
Doch kommst du, wie ich meine, mir Gefährtin mit,
So trag' ich solchen hohen Reiz als Beute fort,
Wie nie die hohe Aphrodite ausgegossen hat,
Die allbelebende auf Meer und wilde Flur.

Die Frau.

Wie könnt' ich Gatten, Haus und Kind verlassen hier?

Der Centaur.

Was sorgst du lang, um was du schnell vergessen hast?

Die Frau.

Er kommt zurück, und schnell zerronnen ist der Traum!

Der Centaur.

Mit nichten, da doch Lust und Weg noch offen steht.
Mit festen Fingern greif mir ins Gelock und klamm're dich,
Am Rücken ruhend, mir an Arm und Nacken an!

(Sie schwingt sich auf seinen Rücken, und er stürmt hell schreiend zum Fluss hinunter, das Kind erschrickt und bricht in klägliches Weinen aus. Der Schmied tritt aus dem Haus. Eben stürzt sich der Centaur in das aufrauschende Wasser des Flusses. Sein bronzener Oberkörper und die Gestalt der Frau zeichnen sich scharf auf der abendlich vergoldeten Wasserfläche ab. Der Schmied wird sie gewahr; in der Hand den Speer des Centauren, läuft er ans Ufer hinab und schleudert, weit vorgebeugt, den Speer, der mit zitterndem Schaft einen Augenblick im Rücken der Frau stecken bleibt, bis diese mit einem gellenden Schrei die Locken des Centauren fahren lässt und mit ausgebreiteten Armen rücklings ins Wasser stürzt. Der Centaur fängt die Sterbende in seinen Armen auf und trägt sie hocherhoben stromabwärts, dem anderen Ufer zuschwimmend.)

1894.

AUS EMERSON'S TAGEBUCH.

Mitgetheilt von seinem Sohne,[1]) übersetzt von DR. CARL FEDERN.

1859. Es gibt keine tüchtige Leistung ohne eine kleine Dosis von Fanatismus. Für keinen Taglohn hätte jenes Feld solches Umgraben, Eggen, Füllen und Säen bekommen. Das that ein Fanatismus, der ein Glück für den Eigenthümer war. Jacob B. ging am Sonntag ebenso schneidig ans Heumachen in meinem Feld wie am Montag. So kann auch nichts die glühende Arbeit in M. M. E.'s [2]) Manuscripten erklären, als die heftige Religiosität, die sie nicht schlafen, noch sitzen liess, sondern zu schreiben zwang, zu schreiben Tag und Nacht, Jahr für Jahr... Unermüdlicher Fanatismus, der, wenn er sich selbst ausweisen könnte, der Troll ist, der bei Nacht

»... das Korn drosch,
das zehn Tagwerker nicht ausdreschen konnten.«

Cushing und Lanks und Wilson sind seine Opfer und durch ihn die Ueberwinder der Menschen. Aber die, deren Augen frühzeitig für die breiten Anschauungen des gesunden Menschenverstandes geöffnet werden, bleiben hoffnungslose Dilettanten und müssen jenen Wahnsinnigen folgen.

1834. Bitte den Himmel, dass er dir eine Sympathie mit jedem Vorzug gebe, auch mit denen, die deinem Charakter gerade entgegengesetzt sind. Wenn irgend ein Auge je auf diesen Zeilen ruht, möge er wissen, dass der, der sie kritzelte, in kein Gespräch mit einem gescheiten Menschen gerathen konnte, ohne sogleich verwirrt zu werden. Die einfachste Frage nach den vertrautesten Dingen brachte ihn aus der Fassung... Alles, Augen, Gesicht und Verstand, ohne Rettung. Darum aber fand er nicht weniger Achtung und Freude für die alltägliche Gabe lebhaften und gegenwärtigen Verstandes, die ihm so furchtbar war.

1847. Wir brauchen Gesellschaft nach unseren eigenen Bedingungen. Jeder Mensch besitzt Dinge, die ich brauche, und ob ich gleich mit ihm rede, kann ich nicht auf sie kommen, weil mir der Schlüssel fehlt. Er weiss mit diesen Dingen nichts anzufangen; ich wüsste es wohl. Wenn ich sie aus ihm herausziehen könnte, müsste es mit seinen Schlüsseln, seinen Eintheilungen, seinen Vorbehalten ge-

---

[1]) Emerson in Concav. A memoir by Wrew Haldo Emerson. Boston and New-York, 1895.

[2]) Offenbar Mary Moody Emerson, die Tante des Philosophen, die auf seine Entwicklung grossen Einfluss genommen.

schehen. Ganz Boston — alle Eisenbahnen, alle Fabriken, der ganze Handel stecken im Kopf des wohlinformirten Kaufmannes an meiner Seite. Was würde ich nicht darum geben, wenn ich einmal einen Späherblick auf diese aufgestapelten Reihen und Reihen von Thatsachen werfen dürfte. Da haben wir Agassiz mit seinen Theorien über Natur und Anatomen; ich stehe in seinem Zimmer und weiss nicht, was ich ihn fragen soll. Charles T. Jackson, den ich so lange kenne, der so viel weiss, — und noch nie bin ich imstande gewesen, etwas wirklich Werthvolles von ihm heraus zu bekommen. In Brisbane's Kopf steckt der ganze Fourier, in dem Kraitser's alle Sprachen, der ganze Swedenborg in dem Reed's, die ganze Revolution im Kopf des alten Adams; das ganze moderne Europa und Amerika in John Quincy Adams; und ich kann mir kein Bruchtheil all ihrer Erfahrung aneignen. So gern möcht' ich ihre Bilderbücher, so wie sie sind, sehen. Wenn ich jetzt einen Zauber auf diesen Mann an meiner Seite werfen könnte und seine Bilder ohne seine Vermittlung, ohne seine Organe sehen könnte, und sobald ich da Alles gelernt, den Zauber auf einen Anderen wenden, den Deckel eines anderen Bienenkorbes aufheben, die Zellen sehen und den Honig saugen könnte, und dann einen Anderen und so fort ohne Grenze — dann würden sie nicht ärmer, ich aber wahrhaft reicher werden.

Das bedeutet der Ring des Gyges: Verkehr nach unseren eigenen Bedingungen...

Aber Osman [3]) antwortete und sagte: Ich weiss nicht, ob ich wirklich so neugierig bin. Ich brauche die Einzelheiten nicht, die der Kaufmann schätzt oder der Jurist oder der Künstler, sondern nur die unvermeidlichen Resultate, die er mir in seinen Manieren, in seinem Benehmen, in Ton und Inhalt seiner Reden mittheilt.

1852. Ich erwachte in der letzten Nacht und seufzte über mich selbst, weil ich mich nicht in diese beklagenswerthe Sclavenfrage geworfen hatte, die ja nichts so sehr als nur ein paar sichere Stimmen zu brauchen scheint. Aber in gesunden Augenblicken komm' ich wieder zu mir und sage: Gott muss seine Welt selbst regieren und weiss den Weg aus diesem Abgrund auch ohne dass ich meinen Posten verlasse, der Niemanden zur Wache hat als mich. Ich habe ganz andere Sclaven zu befreien als die Neger, nämlich gefangene Geister, gefangene Gedanken, die tief zurück sind im Hirn der Menschen, tief verborgen im Himmel der Schöpferkraft, und die wichtig für die Republik der Menschheit, keinen anderen Wachmann Freund oder Vertheidiger haben als mich.

1841. Die Schönheit eines Charakters braucht lange Zeit, um erkannt zu werden. Wer, der nach Concord käme, würde nicht lachen, wenn ich ihm sagen würde, dass Samuel Hoar schön ist? Und doch

[3]) Osman bedeutet in Emerson's Schriften nicht ihn selbst, sondern sein besseres Selbst, einen idealen Menschen, der in die gleiche Lage versetzt ist. Anmerkung Dr. Emerson's.

dachte ich eines Tages, als er vorüber ging, dass der Regenbogen, dass die Geometrie selbst nicht schöner sein kann, als diese wandelnde Ehrlichkeit, engbegrenzt, wie sie ist.

1841. Ich bin es müde, mit Leuten zu thun zu haben, von denen jeder in seine besondere Geisteskrankheit eingeschachtelt ist. Da kenn' ich einen prächtigen Menschen mit wunderbaren Gaben, aber wahnsinnigen wie die Anderen und noch wahnsinniger, und eben in Folge seiner Genialität, die er auch als Waffe benützen kann, schwerer zu behandeln. Am liebsten möchte ich als Wohlthäter mit ihm verkehren, bloss um mich selber zu schützen und zu bewahren, denn dann wäre ich ihm gegenüber im Vortheil und könnte mit ihm nach meiner Weise umgehen, so dass seine Verrücktheit mich nicht quälen könnte. Ich weiss wohl dass dieser Wunsch nicht gross, sondern kleinlich ist, dass er eine blosse Entschuldigung dafür ist, dass ich ihn nicht offen und männlich behandle; aber ich bin eben nicht gross genug, um ihn fest und kalt als einen Patienten zu behandeln, und wenn ich ihn als gleich und gleich, sympathisch wie einen Gesunden behandle, so macht seine Krankheit ihn zum unerträglichsten Menschen.

1862. Ich liebe Leute, die eine Sache thun können. Als Edward und ich uns vergeblich abmühten, unser grosses Kalb in die Scheune zu ziehen, steckte die irische Magd ihm den Finger in den Mund und führte es geradewegs hinein.

1847. Es scheint oft, als ob Abweisen, unerschütterliches Abweisen uns am nöthigsten wäre: wähle deinen Platz gut, stehe fest bei deiner Aufgabe, und lass alles Andere in Trümmer gehen, wenn es will; Augenblicklich wird sich die boshafte Welt in eine weite Schlinge und Versuchung verwandeln, entgehe ihr wer kann!

Mit gebeugter Stirn, mit festem Vorsatz geh' ich sinnend auf dem Gartenweg. Ich bücke mich, um ein Unkraut auszureissen, dass das Korn erstickt, und finde, dass es zwei sind; dicht dahinter ist ein drittes, und ich strecke meinen Arm nach einem vierten aus: hinter dem sind viertausendundeins. Ich werde erhitzt und verstimmt, und nach und nach erwach' ich aus meinem idiotischen Traum von Hühnerkraut und Blutwurz, und finde dass ich mit meinen stählernen Vorsätzen selber Hühnerkraut und Pillenfarn bin.

1841. Manchmal bin ich unzufrieden mit meinem Hause, weil es an einer staubigen Strasse und mit Keller und Thürschwellen beinahe im Wasser der Wiese liegt. Aber wenn ich daraus in die Nacht oder in den Morgen hinauskrieche und sehe, was für majestätische und was für zarte Schönheiten mich täglich an ihrem Busen einhüllen, wie nahe mir jedes transcendente Geheimniss aus der Religion und Liebe der Natur ist, dann sehe ich erst, wie gleichgiltig es ist, wo ich esse und schlafe. Diese Strasse mit ihren Buden und Schenken verwandelt der Mond in eine Palmyra, denn er ist der Apologet aller Apologeten, und er küsst nur die Ulmen allein und hüllt alles Niedrige in silbergerändertes Dunkel. Dann nimmt der gute Flussgott die Gestalt meines tapferen Henry Thoreau an und führt mich in die Reichthümer seines

schattenhaften sternbeschienenen Stromes ein, eine liebliche neue Welt, die so nahe und so unbekannt neben der abgedroschenen Alltags welt von Strassen und Läden liegt, wie der Tod neben dem Leben, wie die Poesie neben der Prosa. Durch ein Feld gelangten wir zum Boot, und dann liessen wir alle Zeit, alle Wissenschaft, alle Geschichte hinter uns und huben mit einem Ruderschlag ein in die Natur. »Gib Acht, guter Freund!« sagte ich, als ich nach Westen sah in den Sonnenuntergang zu Häupten und tief unten im Wasser, und er mit dem Gesicht gegen mich darauf zuruderte. »Gib Acht, du weisst nicht, was du thust, wenn du dein Ruder in dieses verzauberte Gewässer tauchst, das in jedem Roth und Gold und Purpur spielt, die unter und hinter dir glühen.« Plötzlich verschwand diese Herrlichkeit, und die Sterne kamen und sagten: »Hier sind wir.«... Diese verführerischen Sterne, wahrsagend, schmeichelnd, überredend, die, obgleich ihre Versprechen noch keine menschliche Erfahrung wahr gefunden hat, doch nicht widersprochen, doch nicht geschmäht, ja nicht einmal angezweifelt werden können. Alle Erfahrung ist gegen sie, und doch ist ihr Wort Hoffnung und lässt die Erfahrung alle Zeit als Lügnerin erscheinen.

1866. Ich liebe die Art meines Nachbars T.; er hat keinerlei Zuvorkommenheit, aber sehr viel Güte, so dass klar ist, dass seine Gefälligkeit aus keiner Rücksicht auf den Anderen, sondern nur aus seinem Wesen entspringt.

Selbstachtung hat immer etwas Imponirendes. Ich beobachte das hier in einer sonst wenig bekannten Familie, deren Mitglieder alle, ohne andere Gaben oder Vortheile, diese an Stelle aller anderen besitzen; und so lehren, dass Reichthum, Eleganz, Wissen, Talent, Gärten, ein schönes Haus, Diener, Alles erspart werden kann, wenn einer nur die ruhige Entschlossenheit besitzt, seinen eigenen Weg mit Verstand und Energie zu wahren. Das Beste davon ist, dass die Familie, von der ich spreche, davon gar keine Ahnung hat.

1854. Die Art, in der jenes Mädchen die Schule hält, war die beste Lection, die ich heute in der Vorbereitungsschule empfing.[1]) Sie wusste so viel und hatte es so gut im Kopf, und gab es so gern her, dass die Schülerinnen genug darüber zu denken hatten und kein Moment blieb, den sie mit Geräusch und Unordnung hätten vergeuden können. Das ist entschieden das beste Recept für Schuldisciplin, das ich kenne.

...Zum Schluss meiner heutigen Rede sagte ich, dass das Ziel aller städtischen Einrichtungen und der Stadt selbst Erziehung sei.

1864. Zuerst ist darauf zu sehen, dass die Ausgaben fürs Lehren gemacht werden, d. h. dass die Schule für die grösstmögliche Zahl von Tagen und Schülern da sei. Dann, dass die besten Lehrer und die besten Einrichtungen verschafft werden... Schule, ja, weil sie der Cultus unserer Zeit, unseres Landes ist, wie der Staat, wie die

---

[1]) Emerson war Schulinspector in Concord. Diese Bemerkungen sind sehr charakteristisch für den freien Geist, in dem die amerikanischen Schulen geleitet werden.

Zeiten ihn brauchen, für die die Kirche nicht mehr genügen, noch sie beherrschen kann.

Was für eine Erziehung ist bereits in der öffentlichen Geistesbewegung in Massachusetts gelegen! — Die Kriegslieder, die Reden und die Lectüre in den Schulen! Jede Districtsschule in den letzten zwei oder drei Jahren ist ein Anti-Sclaverei-Verein gewesen.

Diese Stadt hat keinen Seehafen, keine Baumwolle, keinen Schuhhandel, keine Wasserkraft, nicht Gold, Blei, Kohle, Steinöl oder Marmor; nichts als Holz und Gras, nicht einmal Eis oder Granit, unsere allgemeinen Producte in Neu-England, denn der Granit ist besser in Aston und Fitchburg, und unser Eis, sagt Mr. Tudor, ist voll Blasen. Wir sind daher darauf beschränkt, Schullehrer zu erzeugen, und die erzeugen wir für den westlichen und südlichen Markt. Ich rathe der Stadt, sich an dieses Product zu halten und es zum besten in der Welt zu machen. Das ist euer Los in der Urne; und es ist eines der gewaltigsten Lose. Verschafft euch die besten Einrichtungen, den besten Aufseher und liefert den besten Artikel! Mr. Agassiz sagt: »Ich will das Harvard-Museum zu einem solchen Institut machen, das kein europäischer Naturforscher unbesucht lassen kann«. Die Stadt Concord möge dasselbe von ihrer Schule sagen! Wir wollen unsere Schulen so einrichten, dass keine Familie, die einen neuen Wohnsitz zu wählen hat, nicht hieher gezogen wird, als zu der Stadt, in der die beste Erziehung gesichert ist. Das ist eine jener langlebigen, in die Zukunft schauenden Oekonomien, die sicher und lohnend ist!

Anmerkung des Uebersetzers. Es mag nicht uninteressant sein, hinzuzufügen, was diese kleine Stadt in Schulen und Bildungsinstituten geleistet hat. Die im Jahre 1880 vollendete »Emerson-Schule« hat acht Schulzimmer für je 56 Schüler. Die Mittelschule, die im Jahre 1891 vollendet wurde, die durch facultative Gegenstände für Universität wie für den Kaufmannsstand vorbereitet, ist für vorläufig 25 Schüler eingerichtet, die im Hause wohnen, und es wird — wieder charakteristisch genug — von ihr vor Allem gerühmt, dass sie neben vorzüglichen Lehrern viele Morgen grosse Spielplätze, Tennis-Höfe und reich ausgestattete Boothütten habe! Die Stadt, die nicht ganz 3000 Einwohner zählt, besitzt eine Bibliothek von 15.000 Bänden und 5000 Broschüren, die jährliche Circulation beträgt 23.000 Bände, also achtmal die Zahl der Einwohner. Man vergleiche einmal die entsprechenden Zahlen unserer alten Cultur- und Universitätsstadt damit!

ES WAR EINMAL.

Von BRUNO WILLE (Friedrichshagen).

Die Dämmerung und den moosigen Grund des Kiefernforstes liess ich hinter mir und schaute nun von jäh abfallender Düne über den weiten See. Träumerisch spiegelte die Fluth die verblassenden Lichter des Abendhimmels in langen Streifen — feuergelb — lila — violett... Drüben die Hügelkette mit den Kiefern hob sich schwarz, scharfgezackt von der veilchenfarbnen Wolkenwand, durch deren Risse es glühte wie Feuerlilien. Am hohen Himmel flirrte goldiger Glanz — weiter hinauf verschwommen in mattes Blaugrün. Wie eine silberne Wasserrose auf grüner Fluth erblühte schüchtern der Abendstern. Ein Klang bebte durch all das Leuchten — wehmüthig wie ein Mahnen an scheidende, halb versunkene Seligkeit...

Horch, Glockenläuten — verschollen wie aus der Tiefe des Sees. Oder zittert es aus der Tiefe hier innen? Vielleicht auch läutet des Waldes Seele sehnsüchtig entgegen dem keuschen Knospenfest. Osterodem — jugendfrisches Pulsen — heimliches Weben. Baumwurzeln saugen mit allen Fasern — schon reckt grüne Sprossen der vergilbte Rasen — die kleinen Moospolster hier am Saume des Kiefernforstes glimmern wie Kupfer, die goldigen Blüthenhärchen angehaucht von letzter, düstrer Abendgluth. Im Walde dort hinten wallt schon ein Schleier geheimnissvoll zwischen den violetten Stämmen. Schwarze Gestalten kauern im dürren Farrenkraut — Hulemännchen, Hulemännchen! Wachholderbüsche sind es — des Nadelwaldes Zwergenvolk. Und auf einmal schaut mich Alles so eigen an — Wald und See sind ein Märchen — die ferne Glocke klingt wie das Raunen einer weisen Muhme:

»Weisst du noch — wie du ein Kind warst — und Alles glaubtest, was der Wald von Wundern rauschte und munkelte? Da war dein Herz so voll, so reich! Bäume und Sträucher, Blumen und Gewässer, Sonne, Wind und Wolken hatten fühlende Seelen. Die Eichen und Kiefern dort hinten am Waldfliess waren verwunschene Ritter und Frauen — vor Zeiten hergepilgert, die Prinzessin zu erlösen. Und in ihrem Schatten das Wässerlein war die Prinzessin . . . Weisst du noch?

Wer sie verzaubert hatte? Als verhutzelte Holzsammlerin schlich die Böse zwischen den Kiefern — konnte aber mehr als Reisig lesen. Weisst du noch, wie aus einem Fuchsbau die Hulemännchen kamen und hinter dem Rücken der Alten Fratzen schnitten? Die drehte sich hurtig um — husch, die Kleinen in ihren Versteck! Doch einen er-

wischte das Weib und zertrat mit dem Holzschuh den dicken Kopf — der auf einmal ein Bowist war, und stäubend zerplatzte die Hexe!

Und weisst du noch, wie du zwischen Adlerfarren am moosigen Ranfte des Fliesses sassest und mit dem Messer, das du spielend hervorgezogen, die Baumrinde nicht verletzen wolltest, um der Erle nicht weh zu thun? Und wie das murmelnde Wässerlein erzählte, es sei die Prinzessin Undine, und du könntest sie erlösen? Suche das rechte Wort — flüsterte sie. Und du nahmst dir inbrünstig vor, zu suchen, und wünschtest dir viel, viel Bücher; die wolltest du alle lesen, um zu finden das rechte Wort...

Und nun, grossgewordenes Kind, hast du die ganze Stube voll Bücher und hast mächtige Sprüche gelernt. Doch nicht erlöst haben sie Undinen und ihre Getreuen — nein, vollends verwunschen. Der armen Seelchen Rest ist erstarrt. Undine ward ein bewusstloser Stoff — der Mann mit der Brille nennt ihn $H_2 O$. Bäume und Büsche verloren alles Empfinden und können sich nicht mehr kümmern um dich, wenn du ihnen eröffnen möchtest dein einsames Herz. Sie spüren nicht den Sonnenschein — nicht die lauen Wogen der Märzluft — nicht einmal das Beil des Holzhauers. Trostlos öde ward's in der Allnatur. Mutterseelenallein gehst du nun durch die Kiefern — bloss von deinen Hirngespinnsten begleitet.

Und wenn du Abends bei der Studirlampe sitzest, so sagt deine Wissenschaft: Das traute Plätzchen am Erlenfliess, die nickenden Farrenwedel, die Wachholderbüsche, die zwischen den hohen Kiefern wie Kinder stehen — das Alles ist jetzt versunken in Nichts! Dahin sind Farben und Formen — weil ja Augen und Sinne fehlen, sie zu empfinden. Dort gibt es nur farblose Schwingungen des Lichtäthers — Bewegungsgruppen — Dinge an sich — Wesen ohne Reiz und ohne Seele. Und nur wenn ein Reh vorüberstreift, wenn ein hackender Specht, ein kletterndes Eichhörnchen die Aeuglein auf diese öden Dinge richtet, erhalten sie ein flüchtiges Scheinleben. Durch die Aetherschwingungen wird dann der Sehnerv erregt — und so flackert wieder einmal auf das liebe, buntgestaltige Waldbild. Es leuchtet im Hirne des Thieres — eine Einbildung, nichts weiter. Und wenn das Thier sich abwendet, dann ist wieder finster und formlos der Waldwinkel, stumm und öde wie das Nichts . . .

Da starrst du nun trübe dem Verlorenen nach, du greisenhaftes Kind, und weisst nicht, wie du es zurückholen kannst. O, wie arm, wie bettelarm hat dich deine Altklugheit, deine Ueberweisheit gemacht! Es war einmal — es war einmal!«

HUMMELN.

Von Walt Whitman.

Uebersetzt von Marie Lang (Wien).

Maimond — Monat der schwärmenden, singenden, paarenden Vögel — der Hummelmonat — Monat des blühenden Flieders — und dann mein eigener Geburtsmonat. Während ich diesen Abschnitt hinwerfe, bin ich draussen: nach Sonnenaufgang und zum Fluss hinunter! Die Lichter, Düfte, Melodien — die Grasmücken, Meisen, Rothkehlchen wohin man schaut — das geräuschvolle, vocale, natürliche Concert. Als Unterton ein Baumspecht in der Nachbarschaft, der an seinem Baume pocht, und das entfernte Trompetenhennings des Hahnes. Dann die frischen Erdgerüche — die Farben, das zarte Drap und Blau der Perspective. Das leuchtende Grün der Wiesen hat durch die Milde und Feuchtigkeit der beiden letzten Tage eine neue Nuance gewonnen. Wie die Sonne still am weiten klaren Himmel emporsteigt auf ihrer Tagesreise! Wie die warmen Strahlen Alles baden und küssend und fast heiss auf mein Gesicht strömen.

Seit einer Weile das Quacken des Teichfrosches und das erste Weiss der Hartriegelblüthe. Nun goldener Löwenzahn, der in endloser Verschwendung ringsumher den Grund sprenkelt. Die weisse Kirsch- und Pfirsichblüthe — wilde Veilchen, die mit ihren blauen Augen aufschauen und meine Füsse begrüssen, wie ich am Waldrand hinschlendere — das zarte Erröthen des knospenden Apfelbaumes — die lichtklare, smaragdene Farbe des Weizenfeldes — das dunklere Grün des Roggens — die Luft von warmer Elasticität erfüllt — die Cedernbüsche, verschwenderisch bedeckt mit ihren kleinen, braunen Aepfeln — im vollen Erwachen des Sommers — die Volksversammlung der Amseln, geschwätzige Schaaren von ihnen, die sich auf einen Baum gesellten und Ort und Stunde mit Geräusch erfüllen, während ich in der Nähe sitze.

Später. — Die Natur marschirt in Processionen, in Sectionen wie ein Armeecorps. Alle haben viel für mich gethan und thun es noch. Aber in den letzten zwei Tagen war es die Hummel oder »der Brummer«, wie die Kinder sagen. Wenn ich vom Farmhaus zum Fluss hinabgehe oder humple, gehe ich den früher erwähnten Feldweg, der mit alten Latten eingezäumt ist, die voll Spalten, Spänen, Brüchen und Löchern etc. sind, dem Lieblingswohnsitz dieser summenden, haarigen Insecten. Auf und ab, und bei und zwischen diesen Latten schwärmen, schiessen und fliegen sie herum in zahllosen Myriaden. Während ich

langsam hinschreite, bin ich oft von einer beweglichen Wolke von ihnen begleitet. Sie spielen keine geringe Rolle auf meinen Wanderungen Morgens, Mittags oder nach Sonnenuntergang und beherrschen oft die Landschaft in einer Weise, wie ich es mir nie vorher gedacht, — füllen den langen Weg, nicht zu Dutzenden oder Hunderten, sondern zu Tausenden. Gross und lebhaft und schnell, mit einer wundervollen Energie und einem lauten, anschwellenden Summen, dann und wann bis zu etwas wie beinahe einem Schrei gesteigert, schiessen sie hin und her, blitzartig, einander jagend und (kleine Dinger, die sie sind) geben sie mir eine neue und ausgesprochene Empfindung von Kraft, Schönheit, Leben und Bewegung. Sind sie in ihrer Paarungszeit? Oder was bedeutet diese Fülle, diese Schnelligkeit, dieser Eifer, dieses Schauspiel? Während ich vorwärts schritt, glaubte ich von einem besonderen Schwarm gefolgt zu sein, aber nach genauer Beobachtung sah ich, dass es eine rasche Folge wechselnder Schwärme einer nach dem andern war.

Während ich schreibe, habe ich meinen Sitz unter einem grossen, wilden Kirschbaume — der warme Tag ist gemildert durch stellenweise Wolken und eine frische Brise, die weder zu schwer noch zu leicht ist — und hier sitze ich lang und lang, eingehüllt in das tiefe, musikalische Summen dieser Bienen, die zu Hunderten um mich her flirren, schaukeln, auf und abschiessen — dicke Kerle mit lichtgelben Jäckchen, mit grossen, schimmernden, schwellenden Körpern, dicken, rundlichen Köpfen, seidigen Flügeln, und surren unaufhörlich ihr reiches, sanftes Sumsum. (Ist darin nicht eine Andeutung für eine musikalische Composition enthalten, zu der es der Grundton wäre? So etwas wie eine Hummelsymphonie?) Wie das alles mich nährt, beschwichtigt, in der Weise, deren ich am meisten bedarf; die freie Luft, die Roggenfelder, die Apfelgärten. Die letzten zwei Tage waren vollendet an Sonnenschein, strömender Luft, Wärme und Allem; es gab nie vollkommenere Tage, und ich habe sie wundervoll genossen. Meine Gesundheit ist ein wenig besser und mein Gemüth beruhigt. (Und dennoch ist der Jahrestag des traurigsten Kummers und Verlustes in meinem Leben ganz nahe.)

Noch eine Aufzeichnung, wieder ein vollkommener Tag; Vormittag zwischen 7 und 9, zwei Stunden eingehüllt in das Summen der Hummeln und die Musik der Vögel. Unten in den Apfelbäumen und in einer benachbarten Ceder waren drei, vier braunrückige Drosseln, jede sang ihr Bestes und trillerte in einer Weise, die ich nie übertroffen gehört habe. Zwei Stunden überliess ich mich ganz dem Genuss, ihnen zuzuhören und lässig die Scene in mich einzusaugen. Beinahe jeder Vogel, habe ich beobachtet, hat seine eigene Zeit im Jahr — oft nur auf wenige Tage beschränkt — wann er am besten singt — und nun ist die Zeit dieser Braunrückigen. Mittlerweile den ganzen Weg auf- und niederschiessende, summende, musikalische Hummeln. Wieder ein grosser Schwarm, als Gefolge für meinen Rückweg mit mir entlang zu ziehen wie zuvor.

Während ich das schreibe, zwei oder drei Wochen später, sitze ich beim Bach unter dem siebzig Fuss hohen Tulpenbaum, mächtig im frischen Grün seiner jungen Reife — ein prachtvolles Ding — jeder Zweig, jedes Blatt vollendet. Vom Fuss bis zum Wipfel schwärmt es in Myriaden von diesen wilden Bienen, sie saugen den süssen Saft aus den Blüthen, und ihr lautes, gleichmässiges Summen gibt den Grundton zu dem Ganzen, zu meiner Stimmung und zu dieser Stunde. All das will ich zu einem Schluss bringen, indem ich aus Henry A. Beer's kleinem Buche folgende Verse herausschreibe:

»Da still ich lag im hohen Gras,
Ein Hummelchen vorüberflog,
Vom Honigpünschlein schwer berauscht,
Das sie aus tausend Blüthen sog.
Ihr Bäuchlein ist ganz aufgebauscht
Vom Gaisblattmus, so dass es kaum
Zusammenhält ihr gold'ner Gurt.
In ihrem Seelchen hat nicht Raum
Die Liederfülle, die drin surrt.
Sie muss wohl ganz begeistert sein
Von Rosenschnaps und Erbsenwein;
Durchschwärmt die Nacht, die mild und lau,
Ihr dunkler Pelz ist feucht von Thau;
Dieweil sie schwelgt im Blüthenzelt,
Durch Schlaf und Schatten kreist die Welt.
Den süssen Nectar sog sie oft,
An Kelchen durstig hängend; seht!
Auf weichen Blumenblättern hofft
Sie neuen Trunk, und trippelnd geht
Im Staubgefässe-Labyrinth
Sie suchend auf und nieder;
Das Blättchen zittert leis' im Wind —
Sie rollt hinein kopfüber,
Und krabbelt fort, bestaubt mit Gold.
Wo anders stösst sie's Füsschen an,
An Knösplein stolpernd fällt sie, rollt
Und taumelt in das Gras.
Da lieg nun still und brummel
Mit deinem tiefen, sanften Bass,
Du arme, trunk'ne Hummel!«

DER MODERNE SCHICKSALSROMAN.

Von TH. J. HARTWIG (Wien).

I.

»In der Kunst entfaltet sich zuerst das Nothwendige, dann das Schöne, dann das Ueberflüssige«, sagt Winkelmann, und seine Schätzung ist eine ästhetische und darum logische, das Publicum als naiver Realist in der Kunst denkt nicht so schematisch und chronologisch — die Literatur macht es deutlich: das Publicum empfindet das Ueberflüssige in der Kunst, erwartet das Schöne und fordert gebieterisch das Nothwendige als Veranlassung seiner Empfindung und Erwartung.

Das Nothwendige ist das Bedeutungsvolle, oder trivialer, das Verwendbare. So wird die Literatur zur Schule des Lesers, das Theater zum Bildungsinstitut für das thätige Leben. Denn der Betrachter und Geniessende wird vor Allem träumen, dann sich besinnen und überlegen, welcher Theil des Geschauten in das Bereich seiner Persönlichkeit fällt und dadurch sein bleibendes Gut wird. Im Allgemeinen erkennt man als Folge dieser mehr unbewussten Thätigkeit der Assimilation eine Erhöhung der Bildung, Läuterung des Geschmackes u. s. w. Die Summe dieser continuirlichen geringfügigen Veränderungen aber wird bestimmend für unsere Daseinsempfindung und Lebensführung. So wirkt die im Roman oder auf dem Theater dargestellte continuirliche Bewegung des Geschehens auf unsere im geschäftigen Treiben des Alltags träge gewordene Empfindung antreibend, weit über den Moment hinaus, als wir augenblicklich durch die Darstellung nur mitbewegt waren. Und die Resonanz dieser Bewegung bricht plötzlich scheinbar als Ausfluss unserer Eigenheit hervor, wenn wir in einer sentimentalen Stunde nach dem Ausdruck einer tiefen Rührung suchen oder in einem bedeutungsvollen Moment eine passende Geste für eine bestimmte Wirkung benöthigen und in Erinnerung an einen entsprechenden bildlichen oder lebendigen Vorgang entlehnen. So agiren wir im Leben in erborgter Verkleidung und sind alle kleine Napoleons, die mehr vorstellen wollen als sie sind und einen Talma suchen, ihm Wort und Geberde abzulauschen. Bald scheinen uns diese Aeusserlichkeiten so wichtig wie die dazu gehörigen grossen Momente. Da sind wir aber noch die Besseren unter den Verständigen, denn wir sind Feinschmecker des Ueberflüssigen und des Schönen. Nun aber die Kostgänger des Nothwendigen. Diese finden, dass ihr trübseliges Leben nur aus einer Reihe von weit auseinanderliegenden bemerkenswerthen Punkten besteht und suchen den Weg zur logisch motivirten Aufeinanderfolge der Ereignisse. Diese finden

sie im Roman und im Theater. Die Aufgabe des Autors besteht für sie darin, unbedeutende Vorfälle des gewöhnlichen Lebens wesentlich zu gestalten, um in der fortschreitenden Handlung ein Schicksal, d. h. ein Continuum von Erregungen und Bewegungen zu entwickeln, das dem gemeinsamen Dasein fehlt. Da leben sie mit, da leben sie erst auf, das wirbelnde Treiben der Welt umgibt sie, »mit Himmlischen füllt sich die irdische Helle«. Doch wenn der Morgen graut, bleibt von der Dithyrambe des Lebens nur der Hauch einer sehnsüchtigen Erinnerung. Und die Bedeutung ihres bescheidenen Schicksals verliert neben der Grossartigkeit des vollkommeneren Erlebnisses im Roman. So erhält dieser eine erhöhte Bedeutung und Strindberg behält Recht:

»Alles, worüber die Menschen Bücher geschrieben, ist überschätzt worden.«

Und es ist selbstverständlich, dass, wie Frau Marholm findet, im Roman mehr geliebt wird als im gewöhnlichen Leben. Man könnte auch sagen, dass im Roman mehr gelebt wird. Denn, wo äussere Handlungen fehlen, werden diese hinreichend durch grosse continuirliche innere Bewegungen ersetzt, die der Alltäglichkeit fremd sind. In diesem Sinne ist die Literatur mehr als Zeitvertreib für alle Jene, die das Schicksal in dieser surrogaten Darstellung suchen, da sie selbst nicht Zeit oder Gelegenheit haben, das Schicksal auszukosten. Ein reichbewegtes oder schwerbedrücktes Leben muss darum nothwendigerweise das Interesse an der Literatur abstumpfen und vielleicht sogar vernichten, weil der Roman dann nur als eine mässige Copie des Lebens erscheint. Dagegen werden Jene, die zur Unthätigkeit gezwungen sind, die Jugend und die Frauen, reiche Anregung im Theater und im Roman finden. Ihre entwicklungsfähige Phantasie wird selbst an den geringfügigsten Erfahrungen ihres Schicksals mit dem matten Pulsschlag geläutert und erfährt eine Wandlung des Bedürfnisses, der in der Literatur entsprochen wird. Von dem Zauber im Märchen weg verlangt die reifere Phantasie zunächst nach dem Ideal eines Helden in Mythos. Auf dieser Stufe stehen die Classiker und haben mächtiges Gefolge. Der Held ist eine Idealgestalt, da er stets mit zureichenden Mitteln auf äussere Ursachen reagirt. Dadurch kann er an einem bestimmten Punkt in einen Widerstreit mit seiner inneren Veranlagung gerathen, der, continuirlich entwickelt, als Schicksal zur Tragik führt. So ist der »Faust« die Tragödie des Geistes in den Schranken des Naturerkennens. So ist »Hamlet« die Tragödie des Charakters in den Grenzen der Persönlichkeit.

Der Held glaubt an sich in irgend einer Form und fühlt sich jeder Situation gewachsen, bis das Fatum eine Falle findet und das Böse siegt. Dadurch verliert aber der Held an psychologischem Interesse, und Siegfried stirbt durch einen Zufall. Diese Tragödie will den Beweis der menschlichen Unzulänglichkeit und endet mit einem mehr oder weniger deutlichen Hinweis auf göttliches Walten. Der Glaube schwindet und wir verlangen eine Verlegung der Unzulänglichkeit in die Person. Aus dem Helden wird unter Abstreifung des Ideals ein Typus.

So zeichnet Turgenjew in »Väter und Söhne« im Basarow den tragischen Typus des freien Gedankens in den Schranken des Philisteriums. So stellt Dostojewsky im »Doppelgänger« Goljadkin als tragischen Typus der hoffenden Lebenserwartung unter dem hemmenden Einfluss des unthätigen Willens dar. Das psychologische Material wächst Wir finden zahlreiche Anknüpfungspunkte und das Interesse steigt mit der Theilnahme, die eine Wandlung der angeregten Phantasie bedeutet. Die Beziehung des Typus zur Aussenwelt ist noch vollständig vorhanden, die Motivation der Handlungen ist aber bedeutend eingeschränkt, der Typus handelt wie unter dem Zwange eines Principes, das eine gewisse Unfreiheit, Unzulänglichkeit des Wollens nach einer bestimmten Richtung bedingt. Das entspricht noch immer einer heimlichen höheren Vorherbestimmung, an die wir glauben müssen.

Der Glaube fällt. Wir zweifeln.

Wir zweifeln, ob der Charakter des Helden ein Charakter genannt zu werden verdient, da er sich doch nie widerspricht.

Wir zweifeln, ob der Typus auf die Sittlichkeit geprüft werden kann, da er sich und seiner Sache nicht untreu wird.

Wir wollen die Tragödie des Menschlichen, selbst wenn es ohne jeden Zweifel charakterlos und unsittlich ist. Wir wollen jenes Menschen Schicksal, der so wie wir durch das Leben geht, wie ein Müssiggänger auf der Strasse. Er nimmt das, was ihm in den Wurf kommt, unbedacht und undenkbar, die Brosamen des Glückes, die Lockspeise des Unglückes. Er ist nicht einmal der Schauspieler seines Ideals. Ist er ein Verbrecher, ein Sünder oder — ein werdender Charakter? Ein unbedeutender, harmloser Bösewicht wie Tschitschikow in Gogol's »Tote Seelen«, ein eitler, niedriger Stutzer wie Georg in Mauppassant's »Bel ami«, oder gar ein lächerlicher, ruheseliger Patron wie der liebende Gatte der Madame Bovary? Es ist uns gleich. Die Hauptperson muss ein äusseres oder inneres Erlebniss liefern, das Anhaltspunkte für unser eigenes Denken, Fühlen und Handeln besitzt. Wie immer wir lesen, ob wir für die Aeusserungen unseres Ichs einer Bestätigung bedürfen oder ob wir die Controle eines fremden Schicksals übernehmen, wir beanspruchen eine Gegenseitigkeit dieser Beziehungen. Nur muss die Feinfühligkeit des Lesers und des Dichters im Einklang stehen. Der Dichter kann nach Jacobsen's Forderung »das Publicum, so fein als er immer mag« nehmen, der Leser wird willig folgen, ist doch eine intensivere und tiefere Auffassung des Lebens für sein eigenes Leben Gewinn.

Wir andererseits dürfen fordern, was Emerson den Dichtern vorweg zuerkennt: »Der Dichter ist kein Schwätzer, der das sagt, was ihm gerade einfällt, und der schliesslich auch unter vielem Werthlosen einmal etwas Gutes redet, sondern ein Mensch von warmem Gefühl, der in steter Uebereinstimmung mit seiner Zeit und seinem Lande lebt.«

In der alten Heldensage gibt Siegfried der Brunhilde einen Backenstreich. — — Goethe wusste wohl, dass seine Zeitgenossen es nicht störend empfinden werden, wenn Faust, der müde Denker, fern aller

Weltempfindung mit der Rührung beginnt: »Habe nun, ach . . .« Und ein rauher Krieger, wie Wallenstein, erfüllt von weittragenden Plänen, darf zur Zeit Schiller's gefühlvoll werden: »Dich hab' ich geliebt . . .«

Und Maupassant entspricht unserer geheimsten Seelenregung, wenn er die Entdeckung macht, dass »das sittliche Wesen eines Jeden von uns ewiglich einsam durch das ganze Leben hindurch verbleibt«.

Wir verlangen eine Vertiefung der Hauptperson als Persönlichkeit, die, wie immer geartet, das Leben reicher und vielfältiger wiederspiegelt, als wir an uns zu beobachten Gelegenheit hätten. Ob die raffinirte Zergliederung der Eindrücke wie bei Gabriele d'Annunzio, ob die tiefe Träumerei einer Dostojewsky die entsprechende Erfüllung dieser Forderung bedeutet, mag dahingestellt bleiben.

Wir benöthigen die Literatur nicht wie das Volk als geistige Nothdurft, um in Mussestunden ein Leben in der Phantasie zu führen, sondern als Anregung, ein wenig Phantasie in das gemeine Leben hineinzutragen.

AUS LEIPZIG.

Von LUDWIG WOLFF (Wien).

Wenn man aus dem aufdringlichen und selbstbewussten Lärm Berlins nach Leipzig kommt, wird man in eine andere Welt versetzt. Alles ist ruhiger, behaglicher, gedämpfter. Die Leute haben mehr Zeit, sie gehen gemächlicher, sie reden langsamer, sie essen und trinken mit mehr Musse. Sie sind viel einfacher als die Berliner, weniger complicirt, ein bischen spiessbürgerlich und altfränkisch. Aber man kann sie liebgewinnen.

Der erste Eindruck der Stadt ist sehr freundlich, anheimelnd, ein Gemisch unvergessenen Mittelalters und stolzer Neuzeit. Durch die schmalen Gassen, die den jungen Goethe gesehen haben, sausen die elektrischen Wagen, und die verschnörkelten Giebel der alten Patricierhäuser werden vom kalten Bogenlicht bestrahlt. Ein Märchen, ausgestattet mit allen technischen Errungenschaften, über das man alle Bücher vergisst.

Im Verlegerviertel trägt fast jedes Haus eine oder mehrere Firmen von mehr oder minder bekannten Namen. Wenn man durch dieses Quartier schlendert, kann man mit einiger Phantasie ein Stückchen Literaturgeschichte durchwandern. Für junge Dichter, die nicht glauben wollen, dass es schon vor ihnen Dichter gegeben hat, wäre es ein lehrreicher Spaziergang. Aber in Leipzig gibt es keine Dichter, nur Verleger. Die Verleger! Die jungen Dichter träumen von ihnen in unruhigen Nächten. Der Verleger, das ist ein Halbgott, der Fortunas Wünschelruthe besitzt, mit der er die bezaubernden Träume unserer Jugend lebendig zu machen vermag.

Man thut ihnen bitter Unrecht, den Verlegern. Sie sind sehr brave und fleissige Kaufleute, die mit rührender Einhelligkeit über die schlechten Zeiten klagen. Der eine ist findiger als der andere, der eine hat mehr Glück, der andere weniger, dieser hat gute, jener schlimme Erfahrungen gemacht. Aber diese kleinen Unterschiedlichkeiten vermögen nicht den allgemeinen Typus zu verwischen.

Im Verkehre sind sie sehr biedere und freundliche deutsche Männer. Das rührt wohl daher, weil sie mit Schriftstellern fast gar keinen persönlichen Umgang haben. Es verirrt sich so selten einer nach Klein-Paris. Und schriftlich sagt man sich auserlesene Liebenswürdigkeiten.

Im Anfang erschrecken sie sehr heftig, wenn man die Unvorsichtigkeit begeht, sich nicht als Journalist vorzustellen. Sie beruhigen sich erst, wenn sie sehen, dass der seltsame Besuch keine verdächtigen

Rollen und Pakete mit sich führt. Aber dann sind sie wirklich ausnahmslos von einer hinreissenden Liebenswürdigkeit. Sie werden rasch vertraut und nehmen sich kein Blatt vor den Mund. Nach einer halben Stunde schütten sie ihr Herz aus.

Der Erste, zu dem ich kam, interessirte sich sehr für österreichische Verhältnisse. Er war ein sehr schlauer Herr, und ich wurde bald, statt zu interviewen, interviewt. Den ganzen Groll über unsere heimatliche Verlegermisière breitete ich vor dem wackeren Mann aus. Ich erzählte ihm von den verschwiegenen Schmerzen so manches Literaten, dem es wehe thut, im Deutschen Reich mit seiner österreichischen Waare hausiren zu müssen, der bitter die Schmach empfindet, in der Heimat kein Heim zu besitzen.

DerVerleger war ein tüchtiger Kaufmann. Er vergoss keine Thränen über meine herzbewegenden Klagen, sondern meinte sehr nüchtern und überzeugt:

»Ihr habt eben in Oesterreich keinen Geschäftsgeist. Wissen sie, mein lieber Herr, wie viel Percent unseres gesammten Bücherexportes nach Oesterreich gehen? Dreiundvierzig Percent. Was sagen Sie dazu? Ein findiger Mensch in Oesterreich müsste sich vor den Kopf schlagen: ‚Sapperlot, unsere Leute interessiren sich ja für Literatur. Wenn es mir gelänge, ein paar bessere einheimische Autoren zu bekommen, so liesse sich damit ein Geschäft machen.‘ Aber ihr habt eben keinen Geschäftsgeist. Einige unternehmende österreichische Verleger könnten uns eine nicht unbedeutende Concurrenz schaffen. Und auch die österreichischen Schriftsteller würde man dann ganz anders behandeln. Heute ist man ihnen gegenüber ein wenig stolz, denn man weiss, dass sie auf Deutschland angewiesen sind. Wenn sie in Oesterreich selbst einen Markt für ihre Bücher hätten, dann würde man ihnen mit viel grösserer Zuvorkommenheit begegnen.«

Dieser erste Verleger war ein sehr anschlägiger Kopf. Wenn ich ihn recht verstehe, so gedenkt er eines Tages in Wien aufzutauchen und einen österreichischen Verlag zu begründen. In Wien würde natürlich kein Mensch die Bücher seines Verlages kaufen — ich bitte Sie, ein Wiener Verlag — aber er dürfte sich wahrscheinlich auf den Export nach Deutschland verlegen.

Der zweite Verleger, den ich besuchte, hatte nur ein Thema: Die Ueberproduction. Er sagte wehmüthig mit der leisen Ueberlegenheit des Weisen, den nichts mehr in Erstaunen zu setzen vermag:

»Rathen Sie einmal, wie gross im Durchschnitt mein täglicher Einlauf ist? Aber nein, Sie würden es nie errathen. Also ich bekomme täglich mindestens fünf ausgewachsene Romane, zumeist von Damen, gegen fünfzehn Novellensammlungen und achtzehn bis zwanzig Dramen von sehr jungen oder sehr alten Leuten. Na, und die lyrischen Sendungen, die sind gar nicht zu zählen. Ich übertreibe nicht.«

»Und was geschieht mit den Sachen?«

»Sie bleiben ungefähr einen Monat lang liegen, dann werden sie retournirt. Aber manchmal habe ich Gewissensbisse, bei Gott, Ge-

wissensbisse. Wenn unter diesen Einsendungen, die ungelesen zurückgehen müssen, einmal ein grosses, weltbedeutendes Werk wäre? Wenn ich mir da unwiderrutlich ein glänzendes Geschäft hätte entgehen lassen? Und doch, ich kann mir nicht helfen. Wenn ich den gesammten Einlauf prüfen lassen wollte, müsste ich mir zehn literarisch geschulte Leute aufnehmen. Und das geht ja nicht. Ich mache freilich öfters Stichproben in den Manuscripten der Ungekannten, doch was ist das? Ein Tropfen im Meere.«

»So wie Sie gehen ja die meisten Herren Verleger vor, und trotzdem ist die Ueberproduction so erschrecklich gross.«

»Daran krankt ja das ganze Verlagsgeschäft. Die anständigen Verleger und die anständigen Schriftsteller müssten ein Cartell schliessen. Die näheren Bedingungen und Formen schweben mir erst unklar vor Augen, aber gegen die gewissen Verleger und die gewissen Auch-Literaten müsste Stellung genommen werden. So ein Dichterling zahlt die Druckkosten, womöglich auch noch eine separate Entschädigung, und der Verleger deckt den Schund mit seinem Namen. Natürlich gibt es immer Leute, die den Schwindel nicht kennen und unglückseligerweise so ein Buch kaufen. Und ich sage Ihnen, ein Mann aus dem Mittelstande, der einmal so hereingefallen ist, gibt lange Zeit kein Geld für Bücher aus.«

Das war ein Kehrbild.

Der dritte Mann, bei dem ich vorsprach, ist bekannt als wagemuthiger Verleger der jungen Namenlosen, die vielleicht eines Tages berühmt sein werden. Er ist ein sehr resignirter Herr, der viel Undank erfahren hat. Auf diese Art ist es freilich nicht schwer, Philosoph zu werden. Wenn er bei einem Anfänger ein bischen ursprüngliches Talent entdeckt, so scheut er keine Kosten und gibt ihn heraus. Hat der Debutant keinen Erfolg, so zahlt der Verleger darauf, hat der Debutant Erfolg, so geht er in den meisten Fällen mit seinem nächsten Buche zu einem grösseren Verleger.

Dennoch gibt der gute Mann das undankbare Geschäft nicht auf. Seine Feinde behaupten, er wäre ein Idealist. Aber ich will ihn wahrhaftig nicht beleidigen. Immerhin darf ich seine strenge Ehrenhaftigkeit nicht unerwähnt lassen. Ein Buch, in dem er kein Talent findet, würde er nicht um alles Geld in seinen Verlag nehmen.

Ich höre ihm gerne zu, wie er anspruchslos mit seiner angenehmen, ein wenig belegten Stimme von seinen Erfahrungen und Grundsätzen plaudert. Schliesslich fordert er mich auf, mit ihm in die »Todtenkammer«, wie er es lächelnd nennt, zu gehen. Das ist ein hohes, mächtiges Magazin, ganz angepfropft mit Büchern. Nachdenklich gehe ich durch den unheimlichen Raum und lese neugierig die Büchertitel. Da sind bekannte und vergessene Namen, Gedichtsammlungen aus verschollenen Frühlingen, bewegte Dramen aus fruchtlosen Revolutionen und tändelnde Liebesgeschichten, die über Nacht ergraut sind. Jetzt sind sie alle hier friedlich vereinigt und verleben ein würdeloses Alter.

Mein Begleiter sagt ohne Pathos:

»Das sind die Bücher, die nicht gegangen sind. Ich lasse sie noch eine Weile hier ablagern, dann werden sie verkauft, zwei bis fünf Pfennige das Stück.«

Ein wenig traurig verlasse ich den dumpfen Raum. Mein liebenswürdiger Führer fragt gastfreundlich:

»Haben Sie vielleicht für mich ein Buch?«

Ich drücke ihm ergriffen die Hand und sage nicht einmal ironisch:

»Nein, das thue ich Ihnen nicht an. Ich will nicht, dass Sie meiner einst in Bitterkeit gedenken, wenn Sie einen anderen Gast durch die ,Todtenkammer' geleiten.«

Der Verleger begreift die Welt nicht mehr.

BACIO MORTO.

Der Frühling war so traurig. Bange bebte
Die frühe Blüthe in dem blassen Beet.
Der Wind war wild — und eh' sie ihn erlebte,
war sie verweht.

Ein Abend war: aus meinem Herzen schwebte
Ein Kuss für dich. Da schautest du nicht her,
Und eh' er noch auf meinen Lippen lebte, —
war er nicht mehr.

Ada Negri.

Deutsch von Rainer Maria Rilke.

IBSEN.

Von F. SCHIK (Wien).

Der modernste Dichter ein alter Mann. Er näherte sich schon der Schwelle des Greisenalters, als seine Stücke erst die weniger Bühnen überschritten. Nicht aus Barmherzigkeit mit einem grauhaarigen Schriftsteller erweist man ihm jetzt den Gefallen, ihn überall aufzuführen — die Welt bedarf seiner Werke.

Zur Zeit, als seine Altersgenossen sich noch ganz und voll am Trubel von Theaterpuppen ergötzten, mitten in einer literarischen Seuche, wusste er gesundes Blut in seine »Buchdramen« einzuleiten. Jahrzehntelang war das Leben in ungelesenen Büchern festgelegt; das Publicum fühlte sich nur behaglich, je mehr die Vorgänge auf der Bühne der Wahrheit ins Gesicht schlugen. Selbst die unvergänglichen Meisterwerke, die vor Ibsen geschaffen worden, waren nahe daran, ausser Cours zu kommen. Erst wieder der Gesichtswinkel, unter dem er seine Betrachtungen anstellt, lässt jene nun in völlig neuem Lichte erscheinen.

Lange währte es, bis die Unnatur sich auszuleben begann. Schriftstellergenerationen sind wie mit Scheuklappen dahingegangen, ohne Ahnung davon, welch drohende Dichtergestalt bereits durch zahlreiche Werke den ruhmlosen Untergang der Scheinliteratur besiegelt hatte. Wäre die Bedeutung jedes Ibsen'schen Dramas stets unmittelbar nach Entstehung und nicht erst Jahrzehnte darnach erkannt worden, die Gesammtentwicklung der dramatischen Dichtung hätte nicht jenen beklagenswerthen Stillstand erfahren; auch die Schauspielkunst wäre nicht in dem Masse verlottert, wie dies heute der Fall ist. Ueberlange mussten die Darsteller aus schwindsüchtigen Theaterstücken ihre Kräfte ziehen und degenerirten, während rettende Nährstoffe, durch Ibsen aufgespeichert, unberührt dalagen. So ist es dahin gekommen, dass man in Theaterkreisen der Rolle eines modern gezeichneten Bedienten oft rathloser gegenübersteht, als der eines Wildenbruch'schen Helden.

Ganz im Sinne Kant's ist Ibsen das Genie, welches der Kunst neue Regeln gegeben hat. Man meinte immer, das Wort »Drama« bedeute nur »äussere Handlung«. Seit Ibsen beginnt man einzusehen, dass die innere Handlung viel intensiver als jene das Theaterpublicum zu beschäftigen vermag. Bisher war wohl bestenfalls die Handlung, selten waren die auftretenden Personen lebendig. Ibsen versetzt Alles in die letzte, äusserste Handlungsconsequenz, in der den Menschen kein anderer Ausweg mehr offen steht als die rasende Flucht in ihr eigenes Innere.

Seine Stücke lassen beabsichtigter Weise die Unbefriedigtheit zurück, welche uns die heutigen Zustände bereiten. Die Continuität der Generationen scheint zerrissen. Das Gros der Männer hat abgewirthschaftet; sie verderben die Race. Nur im Weibe liegen noch die Qualitätskeime einer entwicklungsfähigen Zukunft; es muss daher auf die Suche nach dem »Wunderbaren« ausgehen. So enden die charakteristischen Ibsen'schen Stücke ungeschlechtlich; die Wege von Mann und Weib gehen am Schlusse auseinander und führen zu keiner bürgerlichen Vereinigung mehr. Auf den Verfall der Gemeinschaft, aus dem die »Umwandlung« sich entwickeln soll, spitzt sich Alles zu.

Die Communication der fortschreitenden Erkenntnisse der Wissenschaft mit der Kunst ist durch Ibsen energisch hergestellt worden. Nach dem Gesetze der Vererbung spielen in einem Ibsen-Stücke stets mehrere Generationen mit. So wenig Personen auch der Theaterzettel verzeichnet, so viele Vorfahren greifen ein. Das ganze Menschenmaterial eines vergangenen Geschlechtes bildet das nebelhafte Geleite seines Gegenwartsvertreters, der nun scheinbar allein durch die schmale dramatische Thür eines Ibsen'schen Dramas tritt. Reformatorisch hat Ibsen den Motivenumfang für moderne dramatische Gestalten und die Ursachenproportionen für die Beziehungen derselben fixirt. Gemäss der durchschnittlichen Oekonomie der Natur hat er weder mehrere wirkliche Wesen zu einer Bühnengestalt summirt, noch die Eigenschaften eines Individuums ins Ueberlebensgrosse potenzirt. Bei den Classikern noch könnte man manche tragische Figur auf gut zehn lebendige Menschen auftheilen, weil dort die Ausstattung mit Paralleleigenschaften eine überreiche ist. Ibsen hat die Veränderungen wahrgenommen, die an den Contouren des allgemeinen Menschheitsbildes sich vollzogen haben. Je mehr das Wesen der Seelen enthüllt wird, desto verhüllter erscheint der Charakter der Gesammtmenschheit. Diese sendet nun wieder geheimnisvolle Nebelgestalten aus, die der Dichter durch seine symbolischen Figuren markirt.

Ibsen ist über seine eigene Persönlichkeit nicht sehr mittheilsam. Er verweist stets von sich auf seine Werke. Und so mögen denn auch zur Feier seines siebzigsten Geburtstages weniger grosse Worte Anderer über ihn, als vielmehr die grossen Werke des Gefeierten selbst auf der Bühne erscheinen.

»OHNE ALLE OPPORTUNITÄTEN.«

Von M. VON EGIDY (Berlin).

Die Leser haben es in Nr. 6 gelesen. Die Schriftleitung sandte mir die Notiz mit der sehr freundlichen Aufforderung, bei den Lesern der »Rundschau« ein zweitesmal — schriftlich — zu Gaste zu sein, vielleicht über meine Entwicklung bis zu den »Ernsten Gedanken« und seither zu sprechen. Das könnte ich, anfangend mit meinem Eintritt in das Cadettencorps, 10 Jahre alt, fortgesetzt bis auf heute, ohne jede Zusammenhanglosigkeit; nirgends ein Bruch; Entwicklung in immer der gleichen Richtung; mir auch klar über deren Weitergang.

Mit solcher Darstellung sind aber Anforderungen an den Leser verbunden. Ein derartiger und ganz speciell mein Entwicklungsgang stützt sich auf Behauptungen; der Beweis für dieselben liegt indess in der Zukunft, in der Folgezeit, im Auslaufen der Entwicklung, im »durch's Ziel gehen«. Bis dahin muss der Leser »glauben«, muss glauben, dass es anders wird; das ist eine Zumuthung. Muss dem bequemen Dogma von der Unabänderlichkeit, muss der schönen Illusion entsagen, dass das, was Menschen anordneten, »göttliche Ordnung« sei; das ist eine noch grössere Zumuthung. Muss sich an den Gedanken gewöhnen, dass das Alles wird: nicht nur »ohne alle Opportunitäten«, sondern gerade indem wir, dass es wird, w e i l wir dem Opportunismus entsagen. Ein solcher Entwicklungsgang ist ausserdem schwer zu trennen vom Lebensgang; eine wahrheitsgemässe Schilderung des Lebensganges aber fordert ein Berühren von gar zu viel Persönlichem; ein Erwähnen von Pflichten und Leistungen, von Wirken und Anerkennung, von Kämpfen und Siegen. Das in knappen Sätzen wiederzugeben, ist zwischen Menschen, die in verschiedenen Atmosphären athmen, schwer; weitläufige Schilderungen sind unangebracht.

Die Schriftleitung gibt mir indess mit ihren grossartigen Worten »ohne alle Opportunitäten« den besten Fingerzeig, wie ich ihren Wünschen gerecht werden kann. Grossartig deshalb, weil sie in der That das Leitwort sind für den ganzen ferneren Entwicklungsgang der Culturwelt, deshalb auch das Bestimmungswort sind für alle Handlungen, die das Werdende vorbereiten, herbeiführen. Zu der freundlichen Anwendung dieses grossen Wortes auf mich, die ich mit dankbarer Genugthuung empfinde, will ich nur andeuten: Anfangs, als Knabe und Cadet, unbewusst, dann, als junger Officier, um der (inneren) Tapferkeit willen daran festhaltend, habe ich als reifender Mann das Wesen dieses »ohne alle Opportunitäten« immer tiefer, immer klarer ergründet und habe jeden Angriff dagegen mit eherner Festigkeit zurückgewiesen. So

bin ich zu der Erkenntniss gelangt, dass der Opportunismus eine der giftigsten Fasern in dem Wurzelgewebe unserer heutigen Lebensanschauungen, Lebensregeln, Lebensgesetze ist, und stehe heute im ernsten, überlegten, planmässigen Kampf gegen alle Schädigungen im Einzel- wie im Volks- wie im Leben der Völker, die sich auf diese Giftfaser zurückführen lassen. Mit einiger Gedankenübertragung lassen sich alle Schäden auf den Opportunismus zurückführen.

Der Opportunismus darf hiebei nicht verwechselt werden mit einem rechtschaffenen, vernünftigen, eingestandenen Nützlichkeitsverfahren; wie überall sind auch hier die Grenzen zwischen dem einen und dem anderen flüssig. Wer sich zu innerer Wahrhaftigkeit, zur Wahrhaftigkeit gegen sich selbst erzogen, wird nie im Zweifel sein, ob rechtschaffene Nützlichkeitserwägungen oder unwürdiger Opportunismus sein Handeln bestimmten. Der Opportunismuss setzt sich zusammen aus Unwahrhaftigkeit, Eitelkeit, Streberei, Genusssucht, Bequemlichkeit. Das Alles erstickt im Einzelnen — ungewollt und unvermerkt — die besseren Gegentriebe: Wahrhaftigkeit, Tapferkeit (innere), Einfachheit, Bescheidenheit, Geradsinnigkeit, Zähigkeit, das lässt den Gerechtigkeitssinn, weil nicht gepflegt, verkümmern; das ertödtet schliesslich die Fähigkeit, mit zu leiden, tödtet das Mitleid. Bald ist der schlaue, glatte, farblose, liebenswürdige (aber nicht liebenswerthe), »höchst traitable«, für jeglichen Machthaber bequeme, zuweilen auch der zwar ebenso schlaue, aber polternde, rüde, seine innere Unwahrhaftigkeit durch äussere Grobheit überschreiende Opportunist fertig. Anfangs, bis er im Strom ist, vielleicht noch mit Aufwendung einiger Energie, bald aber hat er auch das nicht mehr nöthig. Je nachdem lassen ihn seine Eigenschaften und Talente steigen, jedenfalls aber schützt ihn eine sich immer mehr ausbildende Scrupellosigkeit vor Untergang. Ohne dafür den Einzelnen verantwortlich machen oder mehr Schuld ihm persönlich zusprechen zu wollen, als ihn nach dem Bewusstsein seiner Verfehlung trifft, dürfen wir uns über die Schädigungen, die der Opportunismus unserem Volksleben verursacht, nicht im Unklaren sein. Ob wir dabei vom Idealen oder vom Materiellen, dem Volkswirthschaftsleben, ausgehen, ist gleich. Beides hängt inniger zusammen, als man gemeinhin glaubt. Das Eine ist der innere Mensch in seiner weitesten Fassung, das Andere ist der äussere Mensch, sind die Daseinsbedingungen in weitester Fassung. Wie der innere Mensch mit dem äusseren in untrennbarer, einander bestimmender Beziehung steht, so wirkt der Idealismus bestimmend auf die Gestaltung unseres äusseren Lebens.

Der Opportunist hat dem entsagt, was für den Kraftmenschen das Leben lebenswerth macht: der Selbstständigkeit und der Unabhängigkeit; er ist unfrei, ist Knecht, ist Sclave, und weil er es selbst ist, will er auch die Anderen in Abhängigkeit, Unterdrückung, Unselbstständigkeit erhalten; er will, weil er selbst beherrscht ist, auch herrschen. Dagegen lehnt sich der erwachte Drang nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit auf. Mögen die Massen sich darüber selbst auch noch kaum im Klaren sein, mag immerhin es die sogenannte Magen-

frage sein, die die erste und empfindsamste Anregung zur Auflehnung gegen das Bestehende gibt, die eigentliche Idee, die den Wandlungsbestrebungen der Gegenwart zugrunde liegt, ist das Verlangen nach Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Individuums, der Gemeinde, des Volkes. Und weil dieser Drang sich nicht auf das Materielle im Leben allein beschränkt, vielmehr als eine Art »neuer Trieb« aufzufassen ist, der sich in der Menschheitsentwicklung regt, beschränkt sich auch die Auflehnung gegen das Bestehende keineswegs auf diejenigen, die das Unzulängliche der Gegenwart an »ihrem eigenen Leibe erfahren haben«. Die Idealisten, diejenigen, die das Unzulängliche mit ihrem innersten Empfinden täglich durchleben und es mit einem klaren, geradlinigen Denken begriffen haben, stehen im Ringen nach einem Neuen neben den wirthschaftlich bisher Vernachlässigten. Unter Idealisten selbstverständlich nur diejenigen verstanden, die thatfroh nach Verwirklichung ihrer Ideale drängen; die anderen, die nur Empfindungsidealisten, zählen nicht; sie sind ein Hemmniss für die Entwicklung. Die gesunden und entwicklungsgläubigen, diese ehrlichen und streitbaren Thatidealisten aller Culturvölker aber, treten heute mit unerschütterlichem Ernst für das Selbstbestimmungsrecht des Individuums (auch der Frau) und des Volkes ein. In ihnen mögen die Opportunisten ihre entschlossensten Widersacher sehen. Es ist falsch, dem Idealismus den Realismus gegenüber zu stellen; der Realismus bedeutet die Umsetzung der Ideale in Leben; der Opportunismus ist der finstere Gegensatz zum lichten Idealismus.

Darum ist »ohne alle Opportunitäten« heute in der That das würdigste Leitwort für Jeden, der eintreten will in den Kampf für neue Lebensgesetze. Hier setzt meine Behauptung ein: die Mittel, die wir zur Erreichung eines Neuen anwenden, müssen den Charakter und das Gepräge des Zustandes tragen, den wir anstreben. Handelt es sich bei den Wandlungsbestrebungen der Gegenwart um einen abermaligen Aufstieg in der Gesittung, sind wir unklar darüber, dass wir aus unseren bisherigen Lebensregeln die Unwahrhaftigkeit (auch die innere), die Scrupellosigkeit, die zweierlei Moral (eine private und eine öffentliche) ausscheiden wollen, so muss auch die Art unserer »Bewegung auf das Ziel hin« ihren Charakter einer höheren Auffassung von Gesittung deutlich erkennen lassen. Die Notiz in Nr. 6 trifft auch in dieser Beziehung den springenden Punkt, wenn sie davon spricht, dass ich einen »organischen Zusammenhang zwischen meinen ganz privaten und meinen öffentlichen Anschauungen zeige«. Hier soll der Wandel einsetzen. Gegen die zweierlei Moral, des Opportunisten: die Moral, die er innerlich, gelegentlich auch in Worten, anerkennt, aber nur bei gewissen (privaten) Veranlassungen bethätigt, neben der Moral, nach der er sein öffentliches, sein amtliches, geschäftliches, staatliches, kirchliches, geselliges Leben regelt, kämpft der Idealismus der Gegenwart an.

Das neue Jahrhundert und die Folgezeit braucht im Zusammenhang mit dem sich bahnbrechenden neuen Gottesbegriff einheitliche

Menschen, Menschen aus einem Guss; Menschen, die nicht, je nach der Rolle, die sie in der nächsten Stunde spielen werden: ob Gatte oder Beamter, ob Freund oder Volksvertreter, ob Vater oder Kirchling, ob Wohlthätigkeitbeflissener oder Aufsichtsrath, ob Wissenschaftler oder Gutsherr, einen anderen inneren Menschen zeigen. Wir brauchen gradsinnige und gradeaus denkende Menschen; brauchen Menschen, die jedes Mittel, das seinem Wesen nach dem nicht entspricht, was uns rein, gerecht, edel, schön, also ideal erscheint, nicht nur innerlich verachten, sondern auch wirklich unangewendet lassen. Wir brauchen Menschen — Männer und Frauen — »ohne alle Opportunitäten«. In diesem Sinne Idealist sein, hat nicht nur inneren Werth für den Idealisten selbst; es ist auch vernünftig, es ist sogar »klug«, dem Opportunismus zu entsagen; man kommt ohne diesen hässlichen Ballast weiter; man sichert sich dadurch den Anschluss an Diejenigen, die durch ihre Gesinnung den Charakter des neuen Jahrhunderts bestimmen werden.

NOTIZEN.

Helene Hartmann †. Die tüchtigste unter den unmodernen Schauspielerinnen ist dem Burgtheater entrissen. Nicht nur ihr Lebensalter, sondern auch das Veralten des naiven Faches, welches sie in ihrer Jugend glänzend vertrat, trieb sie zu Mütterrollen. Vermöge ihrer Art, natürlich zu spielen — was man ehemals darunter verstand — war sie prädestinirt, in modernen Stücken das rückständige Element trefflich zu verkörpern. Ihre Mutter Vockerat war ihr letztes Meisterstück. Die Gedankenwelt der Jugend und des Alters ist heute eine verschiedenere als seit langen Zeiten. Gerade diesen schroffen Gegensatz aufs Deutlichste vor Augen zu führen, war Helene Hartmann die richtige Frau. Es ist ihr nicht hoch genug als Verdienst anzurechnen, dass sie durch den rechtzeitigen Uebertritt ins alte Fach der modernen Dichtung zu Hilfe kam und ihre grossen schauspielerischen Gaben der richtigen Verwendung nicht eigenwillig entzog. In dieser Weise wird es noch geraume Zeit möglich, ja nothwendig sein, dass Schauspieler der alten und der neuen Richtung in e i n e m Stücke nebeneinander wirken. Erst bis die moderne Jugend grau geworden, wird eine einheitliche Spielweise sich von selbst ergeben. So wie Helene Hartmann, im einzelnen Fall, sich auf den richtigen Platz gestellt hat, so ist die ganze Burgtheatermisere im Allgemeinen zu lösen. Jeder wirke an der Stelle, welche ihm eine moderne Kunstrichtung anweist. Nun ist auch die Einzige dahin, welche von der alten Garde diese künstlerische Pflicht noch vollkräftig erfüllt hat.

—*i*—.

Raimund - Theater. »Im Fegefeuer.« Schwank in drei Aufzügen von Ernst Gettke und Alexander Engel.

Eine sehr lustige Posse. Die Heiterkeit wird allerdings nur durch eingestreute Witze erzeugt. In seinem vorjährigen Erstlingsstück: »Das liebe Geld« hat Alexander Engel den stellenweise gelungenen Versuch gemacht, einen Scherz literarisch zu vertiefen. In seiner heurigen Compagniearbeit fehlen derlei löbliche Ansätze. Der durch übertrieben vorsichtige Eltern beschränkte Verkehr von Verlobten wird diesmal zur Zielscheibe des Spottes genommen. Da aber die vorgeführten Liebespaare vollständig individualitätslos sind, also zeitlebens ganz dieselben auf den ersten Blick wahrzunehmenden Eigenschaften besitzen werden, so wäre auch ein freierer Umgang während der Verlobungszeit ohne Nutzen und die ihnen von den Verfassern angeheftete Kusswuth wohl eine Gefahr. Nur die Liebe, die in innere Seelenvorgänge umgesetzt werden

kann, ist ohne Frivolität und bedarf der spiessbürgerlichen Schranken nicht. Also durch das »Fegefeuer« dürften wachsame Eltern nicht bekehrt werden. Sie werden nur im Raimund-Theater über Dinge lachen, die ihnen dann zu Hause nach wie vor sehr richtig erscheinen müssen. Technisch ist das Stück sehr geschickt gemacht, und die Schablonenfiguren sind darin wenigstens nicht ohne Geschmack gruppirt. Dass solche Vorzüge heute schon sehr viel bedeuten, wird die Zugkraft beweisen, welche die Novität ausüben wird. — *i* —.

ALFRED GUTH: »Draussen im Leben«. Berlin, Hugo Storm, 1898.

Ein Dilettant benützt die künstlerische Form Peter Altenberg's, um seine kindischen Stimmungen, altmodischen Sentimentalitäten, seine in Wirklichkeit unmoderne Seele auf diese Art in die moderne Literatur einzuschmuggeln. Aber die Contrebande kann nicht verheimlicht bleiben. Jeder, der Altenberg kennt und versteht, lacht über die Gedankenleere und Geschmacklosigkeit, die sich mit einer Form, welche Gedanken tiefe und feinster Kunstsinn erschaffen, verhüllen möchte. Für die Vielen, welche das Buch nicht lesen, möge der Anfang der horriblen Skizze »Gesellschaft« als Beweis für diese Behauptungen folgen. Also:

»Sie steht beim Clavier.

Der Spieler mit den weichen, blassen Zügen und den braunen Künstlerlocken spielt: ‚Johann Strauss'.

Seine Finger spielen: ‚Johann Strauss'. Sie steht beim Clavier, die linke Hand auf das glattpolirte Holz gestützt, und denkt: ‚Du spielst Walzer und Polka und Polka und Walzer; weisst du das?'

‚Nein, du weisst es nicht.'

‚Warum tanzen Sie nicht, Fräulein?' sagt der Herr mit dem schönen Bug in der Hose, der tadellosen Binde und den feinen Glacés.

Er wartet nicht auf die Antwort.

Es war nur so eine Frage. — —

Sie drehen sich auf den blanken Parqueten. Die Parqueten spiegeln sie wieder wie ein See.

‚Wie ein See', denkt das Fräulein am Clavier. Der Spieler spielt noch immer ‚Johann Strauss'. Sie wollen es.

Seine Finger müssen. —«

Selbst wenn der Herr Guth etwas zu sagen hätte, wäre es unerlaubt, es in einem Styl zu sagen, in welchem jede Besonderheit die Ueberschrift: Eigenthum des Peter Altenberg trägt.

Max Messer.

UNSERE STUDENTEN. Seit einiger Zeit gibt es in der Wiener Studentenschaft neben den traditionellen Raufbolden, Biersäufern oder altklugen Musterknaben auch einige junge Leute, welche mit dem Culturleben der Gegenwart in einiger Beziehung stehen. Sie wissen bestimmte Namen, sie haben ein paar bemerkenswerthe Bücher gelesen, und jedenfalls sind diese äusserlichen Zusammenhänge mit modernen Culturbestrebungen auch schon etwas werth. Man würde nur wünschen, dass der Bildungsweg, welchen diese jungen Leute einschlagen, nicht der unbedingte, typische würde. Es ist gewiss sehr nützlich, wenn z. B. alle Juristen, die ungefähr in das dritte oder

vierte Semester treten, sich auf das Studium des wissenschaftlichen Socialismus werfen. Aber es wäre schade, wenn dieser Bildungsweg von vornherein das Fatum des Juristen werden müsste. Eine besonders reichliche Ernte für die Wissenschaft ist dabei kaum zu erhoffen, dafür aber ist zu befürchten, dass die jungen Leute sich in diesem Stadium ein paar Wendungen des ökonomisch-skeptischen Materialismus aneignen, womit sie dann zeitlebens hantiren und also die zweifellosen Lösungen aller Probleme des Lebens in einer Taschenausgabe von Carl Kautsky bei sich herumtragen. Der deutsche Student, speciell der socialistische, ist... zu fleissig. Man würde wünschen, dass er — ebenso wie der Pariser Student — ein oder zwei Jahre bummelt. Das will nicht heissen: Lungere herum in Kaffeehäusern, vertiefe dich in Literatenklatsch, sondern: Lerne dich selbst ein bischen kennen, bevor du einen bestimmten Lebensweg einschlägst. Halte in deinem Vorwärtskommen einen Moment inne! Sei eine Zeitlang nicht »zielbewusst«! Dilettire in hundert Dingen, damit du in dir erfährst, in welcher Richtung du mehr als ein Dilettant sein möchtest! Sieh dich im L e b e n ein wenig um, bevor du dich in deiner Wissenschaft umschaust. — Ich glaube, dass der Pariser Student in seinen ersten zwei Universitätsjahren, während er communistisch, liederlich, unökonomisch lebt, mehr lernt an Lebensweisheit als in allen vorhergehenden Schuljahren und — in allen kommenden Berufsjahren. Dem modernen Menschen fehlt durchaus nicht die Anlage zur »Wissenschaftlichkeit«. Welcher temperamentlose, mittelmässige Geist hätte diese Anlage nicht? Was man einem jungen Menschen geben soll zu seiner Entfaltung, das ist: Muth zu eigenen Erfahrungen, eine gewisse innere Beherztheit, welche den Menschen in die Lage versetzt, freimüthig, so unverfälscht als möglich, seine Wahrnehmungen herauszusagen. — Das wird dann keine Erziehung zu kurzsichtigen Fachmenschen sein, zu jenen entsetzlich öden Gestalten, die morgen wie Ibsen's Dr. Tesman über »persische Hausindustrie« oder die »Lage des Bäckergewerbes im XVII. Jahrhundert« ihre Lebensarbeit liefern werden, aber es wird die Erziehung von Leuten sein, die wie Eilert Lövborg ein h e r o i s c h e s Gefühl des Lebens gewonnen haben und es nicht mehr verlieren werden. Die sind uns werthvoller als alle wissenschaftlichen Mittelmässigkeiten aller Zeiten. *st. gr.*

WENN DIE ZEITUNGSSCHREIBER SYMBOLISTISCH WERDEN. In einer neuen österreichischen Wochenschrift (ohne grünen Umschlag) schreiben ein paar Wiener Journalisten. Sie fühlen sich verpflichtet — weil sie nicht mehr für eine Tageszeitung, sondern für ein Wochenblatt arbeiten — philosophisch und symbolistisch zu werden. Was dabei für bombastisch aufgedonnerter Cretinismus herauskommt, sei an einigen rasch gewählten Beispielen gezeigt. Die Redaction schrieb officiell: »Wir treten ein für das Recht der Persönlichkeit, d i e m i t g e w a l t i g e m H a m m e r d e s W i l l e n s d a s L e b e n s c h m i e d e t« (pag. 124).

Von demselben »Phantasten« rührt gewiss die ebenso plastische Wendung her: »Was Bracco uns zum Besten gibt, . . . ist ein Eiertanz um (!) Instincte!« Oder: »In der Narrenkappe, die Bracco den Frauen zu Füssen legt, liegt sein eigenes Herz« (pag. 152). In den letzten Wochen wurde der betreffende Journalist tief philosophisch. Unlängst constatirte er: »Die Wahrheit des Lebens, das ist das verschleierte Bild zu Sais« (pag. 150). Eine Woche später fragte er in einem etwas unrichtigen, aber recht eindringlichen Deutsch: »Ist nicht im Tiefsten jeder Gedanke immer ein Gefühl?« (pag. 164). Was soll man dem Autor antworten? Ist nicht im Tiefsten jeder dieser Essayisten immer ein Schmock?

P. S. Soeben fallen mir die jüngsten zwei Hefte rechtzeitig in die Hand. Im vorletzten Heft liest man den fettgedruckten Satz des wage-muthigen Philosophen: »Wir können im Ballet nur be(-)greifen, was wir sehen« (pag. 164) und am 12. März kann man auf Seite 184 lesen: »Seine (Hervieu's) Menschen reden von und (!) gegen die Paragraphen.« Diese Exempel sprechen auch »von und gegen« den Autor.

st. gr.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

1. APRIL 1898.

WIE JONAS LIE LEBT UND DICHTET.

Von ARNE GARBORG (Hvalstad bei Christiania).

Autorisirte Uebersetzung von MARIE HERZFELD (Wien).

(Schluss.)

II.

Redet man mit Jonas Lie über seine Dichtung, wird stets ein Moment kommen, in dem er abbricht und sagt: »Nun ja, hab' ich etwas Gutes geschrieben, so besitzt meine Frau daran ebensoviel Verdienst wie ich ... Ohne sie wäre nichts als Unsinn draus geworden.«

Ich kann nicht beurtheilen, ob Jonas Lie da übertreibt. Unmittelbar und intuitiv, wie er selbst ist, hat er einen übermässigen Respect vor dem klaren Blick und der ordnenden Hand. Und seine Dankbarkeit gegen Thomasine, die wie ein guter Kamerad an seiner Seite gestanden und so manchen wirren Haspel für ihn zurecht gebracht hat, ist überhaupt grenzenlos. Er betrachtet sie mit einer Art von Abgötterei als die, welche eigentlich Alles gemacht hat.

»Sie ist eine ewig wirksame, pflanzende Natur,« schreibt er einmal aus Holskogen, wo er 1893 den Sommer zubrachte,[1]) »hier setzt sie aus dem Wald Hagedorn und Wachholder und Taxus und Epheu und Wurmfarren aus, ent- und bekleidet Felsklippen und arrangirt die Vegetation, baut und säet und jätet im Garten, tapezirt die Zimmer, schmückt die Wände, setzt Glasmalereien in die Fenster u. s. f. Und dazwischen Abschreiberei und Durchlesen der Sachen mit mir ...«

Sicher ist, dass Frau Lie selbst die Wichtigkeit dieser ihrer Mitarbeiterschaft nicht so stark betont. Vielleicht will sie nicht gern für »literarisch« gelten; sie ist ja ein Weib. Bücherschreibende Damen sind nicht ganz ihr Geschmack. Ja, bewahre! Alle Anerkennung für das »Recht« der Frau und alle Anerkennung, wenn von weiblicher

[1]) Hier schrieb Jonas Lie seinen meisterhaften Roman »Niobe«.

Seite wirklich etwas Tüchtiges herauskommt; aber — das geschieht eben so selten, dünkt ihr. Ob sie nun findet, dass Literatur ein Fach ist, das ausnahmsweise den Frauen nicht liegt, oder ob der Zusammenhang der ist, dass sie aus einer älteren, vornehmeren Zeit her noch etwas von der ursprünglichen weiblichen Ueberlegenheit hat, von dem alten Frauenstolz, der meint, all diese Schinderei, alle diese grobe und ausserhäusliche Arbeit — das müssten doch wirklich die Mannsleute besorgen . . . weiss ich nicht. Frau Lie räsonnirt jedenfalls nicht so. Doch in ihrem Gefühl mag sie schon etwas von dieser Art haben.

Das echte Weib fühlt sich dem Mann nicht minder überlegen als dieser dem Weib. Ihre Hochnasigkeit äussert sich als mütterliches Mitleid gegenüber seiner grossen Dummheit und Hilflosigkeit in des Lebens feineren Wendungen, während er mehr hahnenartig auf ihre »Schwäche« herabsieht; jede Rasse stellt unwillkürlich ihre eigene Begabung zuhöchst. Das schliesst nicht aus, dass man in aller Stille einander bewundert, weil Eines beim Anderen die Gaben findet, die ihm selber mangeln; diese eigenthümliche Verbindung von Mitleid und Bewunderung schafft im Verein mit dem erotischen Element die Liebe. Nur in Verfallszeiten schwächt sich sowohl das Ueberlegenheits- als das Bemutterungsgefühl und kann in die Empfindung der Unterlegenheit und der Missgunst übergehen, die in unseren Tagen sowohl den Männerhass als andererseits den »Strindbergianismus« hervorbringt. Unser Dichterpaar steht diesen beiden Phänomenen gleich fern, während sie doch zugleich eine im besten Sinn »moderne Ehe« mit einander leben.

Denn dies ist unter allen Umständen gewiss, dass Frau Lie's Stellung zur Verfasserschaft ihres Mannes in hohem Grad eine bedeutungsvolle ist.

Durch Blut- wie durch Wahlverwandtschaft ihm nahe, versteht sie ihn im Innersten und ganz; das ist die tiefe und sichere Grundlage ihres Einflusses. Nicht bloss das Persönliche, Seelische versteht sie an ihm; selbst künstlerisch veranlagt, versteht sie den Künstler in ihm. Ihres Geistes Klarheit, ihr sicherer Geschmack und unmittelbarer Sinn für Schönheit und Form machen sie zu einem höchst wünschenswerthen Mitarbeiter für einen Dichter, dessen Begabung wesentlich schöpferische Intuition und der ungemein schwach ist, wenn es gilt, zu unterscheiden und zu urtheilen.

Sie ist da vor Allem seine lebendig gewordene Selbstkritik. Sie ist aber auch mehr. Mit ihrer stärkeren künstlerischen Logik und ihrem sicheren Sinn für das Wesentliche und Unwesentliche kann sie ihm unter der Arbeit selbst helfen. Wenn er — der in Bildern sieht und daher ins Episodische fortgetrieben wird — sich in allerlei Seiten- und Blindgeleise festgefahren, so dass das eigentliche Thema ihm entschlüpfen will, bringt sie ihn mit einem festen Griff auf das Hauptgeleise zurück, so dass der Train seiner Phantasie wieder rollen

kann. Auf alle Fälle hilft sie ihm, wie ich weiss, in dieser Art, wenn es eine mündliche Erzählung vor einem Zuhörerkreise gilt.

»Ja, die Geschichte ist wirklich gut,« sagt Lie, »die werd' ich erzählen. Kann ich die, Thommen?«

»O ja,« meint sie, »ich denke wohl. Ja, lass uns sie haben, Jonas!«

Er legt los. Es kann im Anfang dabei ein und das andere Hinderniss geben — Einzelheiten, an die er sich nicht genau erinnert; das bringt sie rasch in Ordnung und — »so; nun kannst du weiter.« Und er kann. Mit vollem Leben entwickelt sich, wenn er aufgelegt ist, die Geschichte Bild um Bild. Nein; da beginnt er zu stolpern, und auf einmal stoppt er. »Wie war das nun eigentlich, du?« Oder sie merkt selbst, dass er auf falscher Spur ist, greift mit Bestimmtheit ein: — »nein, Jonas; das ist falsch; lass das mich erzählen.« In sicheren, klaren Zügen ordnet sie dann die Fäden der Geschichte; er sitzt da und sieht sie an, die Augen voll Bewunderung. Da gibt's kein Wirrniss, da! Wenn die Fahrwasser klar sind, überlässt sie ihm wieder das Wort, und die Erzählung gleitet weiter, in grossen stillen Bildern und kann ausgezeichnet werden.

Aus ihrer reichen Menschen- und Frauenerfahrung heraus hat sie auch in verschiedener Richtung seine Stoffkenntniss erweitern können; seine Frauengestalten stehen gewiss in mehr als einer Hinsicht in ihrer Schuld. Sie kann ihn auch »inspiriren«; einzelne seiner Bücher (wie »Der Lotse«) sind als Idee in ihr entstanden. Jedenfalls wird er, wenn er mit ihr einen Vorwurf erwägt, der ihn beschäftigt, stets seine Auffassung der Dinge durch sie geklärt und bereichert fühlen.

Im Anfang bestand ihre Mitarbeiterschaft bloss darin, ihm »streichen zu helfen«. Aber nach und nach hat sich eine wirkliche Zusammenarbeit entwickelt, eine »Künstlerehe« im höchsten Sinne — ein Verhältniss, ebenso schön wie reich an stillem Glück.

Doch auch mit seinen kleinen Stürmen.

Wenn er eine Weile gegangen ist und sich mit einem Thema beschäftigt hat, so weit, dass er sieht, ob etwas daraus werden kann, setzt er sich an seinen Schreibtisch und fängt zu arbeiten an. Erst wenn er die Feder in der Hand hat, kommen die Gedanken und Einfälle, d. h. die Einzelheiten. Er kritzelt das Alles miteinander hin, wie es kommt; schreibt nie öfters als einmal. Dann liest er es seiner Frau vor; sie reden darüber, erwägen und verwerfen — und streichen. In Massen. Aber Lie hat dies Streichen nicht gern. Er vertheidigt seine Geschöpfe, vielleicht um so eifriger, je schwächer sie sind, wird böse, wild, schlagt die Knöchel auf den Tisch, packt die Feder oder was ihm sonst zunächst in die Hand fällt — doch merkwürdig genug, nie das Tintenfass — und schleudert es an die Wand oder auf die Erde oder sonst wo hin, doch nie ins Fenster ... Aber Thomasine entwickelt und erklärt, und schliesslich wird er schwach, »Ja ja; Du hast Recht; es ist dennoch wohl das Gescheiteste — zu streichen.«

Es wird berichtet, dass seine Manuscripte zuletzt entsetzlich aussehen — voll »mit Linien kreuz und quer und Ausgestrichenem und

Eingeschobenem und Zusätzen und Zeichen und Stecknadeln und Gummi; Andere können es nicht lesen, manchesmal er selbst nicht.« Aber dann werden sie von Thomasine ins Reine geschrieben und gelangen in schönstem Zustand nach Kopenhagen, von wo er sie als Bücher zurück bekommt; — Correctur liest er niemals.

Auch für Jonas Lie's persönliche Entwicklung hat Thomasine die grösste Bedeutung gehabt. Sie sieht die neuen Gedanken und Bewegungen der Zeit, während er noch, ohne eine Ahnung, »in seinem Keller verkorkt liegt«; durch ihre Einwirkung wird er dann aufmerksam und bringt sie nach und nach in seinen Kopf, nicht ohne allerhand Bedenken. Denn nicht einmal von ihr kann Lie etwas auf Borg nehmen . . .

. . . In den letzten Jahren ist Lie hie und da kränklich gewesen. Der alte Raufbold und Sportsmann hat es in seiner Ehe zu gut gehabt. Frau Thomasine hat ihn rein verzärtelt. Als ich in Paris war, sass er am liebsten auf dem Sopha neben dem Ofen, in Shawls und Decken eingeballt, und fürchtete sich vor Zug. Bald war's ein Rheumatismus, bald eine Verkühlung — accurat als wäre es einer von uns Anderen.

Uebrigens war es wohl eigentlich Ueberanstrengung, was ihn geschwächt hatte. Er ist »ungewöhnlich normal gesund«, sagen die Aerzte; aber d a s kann sogar für einen Drontheimer zu viel werden. Ein oder zwei Bücher jährlich durch zwanzig Jahre, so was begeht man nicht ungestraft.

Dazu ist die Buchmacherei ein stillsitzendes Geschäft. Die Pariser Winter mit ihrer kaltfeuchten Luft waren auf die Dauer auch nichts für einen Schlittschuhläufer aus Norwegen. Lie kränkelte und kränkelte. bis er im Winter 1891 unterlag und zur Koje musste; da lag er ein paar Monate und rang mit einem ziemlich ernsten Fieber.

Er phantasirte stark. Tummelte sich zwischen Thier und Troll in Meer und Luft und Nebelheim; hierauf kam »eine Periode mit stumpfem Kopf, wackelnden Beinen, mit Delicatessen gestopft werden«, bis er wohl genug war, nach Berchtesgaden zu ziehen. Da wurden die wilden Fieberphantasien zum Buch »Trollgeschichten«.

Aber noch war er weitaus nicht geheilt. An einen Pariser Winter war nicht zu denken; spät im Herbst zog er nach Italien. Nach 16 Jahren sah er Rom wieder. »Hier ist klare Luft,« schrieb er, »und gelber Sonnenschein und des Abends ein feingeschnittener Neumond mit etwas Blauschimmerndem, das an Diana und Endymion und die Mythen erinnert. Hier ist ein andererer Tag und eine andere Nacht, ein anderes Land, eines mit Cypressen und Lorbeer und Myrten über grossen, alten Gräbern, ein ganzes Land voller Gräber.« . . .

Sie lebten sehr einsam und still in Rom; Lie brauchte Ruhe. Er war der Alte; aber die Krankheit hatte ihn mager und zart gemacht; er schien mir nicht frischer, als ich selber oft war, ging so scirocco-grimmig und ärgerlich herum, dass er gar nicht Leute sehen wollte.

An solchen Tagen war es nicht unbedenklich, ihn allein auf die Strasse zu lassen — wegen seines Jähzorns. Da gab es diese verdammten Kutscher. Sie sind so freundlich, die Leute; kaum sehen sie einen Fremden zu Fuss auf der Strasse, kommen sie gefahren: »Volle? volle?« — »Nolle,« schrie Jonas Lie; er sollte ja, zum Kuckuck hinein, zu Fuss gehen. Aber sie verfolgten ihn. Dieser noble, ältere Herr — wahrscheinlich ein Geistlicher, da er keinen Bart trug — sollte er nicht fahren wollen? Es musste die pure Zerstreutheit sein: »Volle? volle?« — Lie blickte barsch drein, ging gerade aus vorwärts und that nicht dergleichen; — »Volle? volle?« Er ging schnell oder sehr langsam; sie folgten und folgten. Fuhren ganz aufs Trottoir hinauf oder, wo keines war, direct bis an seine Beine, oder sie hielten plötzlich bei einem Strassenübergang, so dass er in seiner Kurzsichtigkeit fast unter die Räder kam: »Illustrissimo signore« . . . Da konnte der Zorn in ihn fahren. Kupferflammroth hob er den Stock: »Wart', ich werd' dich illustriren —!!« Ich glaube aber nicht, dass es ihm jemals glückte, einen Scandal hervorzurufen. Allein er vertrug es fast nicht, dass man überhaupt von Kutschern vor ihm sprach, und im Ganzen ärgerte und quälte ihn die ewige Geldrederei und die durchgängige Unehrlichkeit da drunten fürchterlich.

Nach dem Ruhejahr in Rom kehrte er nach Paris zurück. Und nun wagte er den grossen Entschluss: nach zwölfjähriger Abwesenheit Norwegen wiederzusehen; genau genommen war es nichts als norwegische Luft, was ihm fehlte. Dieser Beschluss war schon mehr als einmal vorher gefasst worden. »Gott, wie Vater sich nach Norwegen sehnt,« schreibt Frau Isaachsen, seine Tochter, einmal: »das ist nun fast krankhaft geworden, glaube ich. Wir waren eines Tages in Paris bei einer norwegischen Familie zu Besuch. Sie hatten eben eine Pflanze aus Norwegen geschickt erhalten — also in norwegische Erde eingepflanzt. Als Vater sich unbemerkt glaubte, sah ich ihn zur Pflanze hingehen, den Leuten den Rücken wenden, andachtsvoll eine Hand ‚norwegische Erde' nehmen und zum Muude führen — ob er sie küsste oder ass, weiss ich nicht! — Aber er sah so rührend feierlich aus, dass ich begriff, wie tief er diese Erde liebe.« Doch stets war etwas dazwischen gekommen.

Und es hatte auch jetzt sein Bedenkliches. Heimkommen, das hiess mitten in zerrissene Verhältnisse kommen, in Kampf und Streit und Hass, in dem Bruder gegen Bruder und Vater gegen Sohn steht und das ganze Nationalgefühl engagirt ist. Aber nun mochte es dabei bleiben. Im Sommer halten wohl sogar wir Norweger Frieden, und jedenfalls musste man doch einen Fleck finden können, irgendwo abseits von Landstrasse und Stadt, wo ein norwegischer Dichter noch an der Brust des Vaterlandes wird ausruhen dürfen, ohne über seine »Standpunkte« Rechenschaft zu geben.

Der friedliche Fleck wurde gefunden: Holskogen bei Christianssund. Und so kam es dazu.

»Noch steht es vor mir wie ein Garngewinde von etwas un ordentlich Verwirrtem,« schreibt Lie in einem Privatbrief, »das Gefühl, das mich überkam, als ich wusste, dass die Holzplanke, die ich an Bord des Frederikshavner Dampfers betrat, wirklich norwegischer Grund sei, dass ich hier also wieder als Sohn und Bürger im Hause unter dem Recht und Gesetz der Heimat, unter dem Humor ihrer Zucht oder ihrer Freundlichkeit stand . . .

»Und hinauf nach Norwegen ging's . . . der Skagerak die ganze Zeit wie ein blaugolden blinkender Parquetboden im Sonnenschein — nicht eine Deining, nicht ein Windstoss in dem herrlichen stillen Sommertag.

»Wir durchschnitten quer die Weltstrasse, die die Schiffe in die Ostsee führt . . .

»Es war so viel Altbekanntes, was da auf Einen eindrang . . . Ich musste mir eine Seekarte ausleihen. Nicht weil ich sie so furchtbar nothwendig hatte; aber es war doch so wunderlich, all das wiederzusehen und sich zu orientiren . . . In diesem Meeresrachen lagen die Schiffe des Winters in Eis gepackt, so dass Maste und Nothflaggen weithin zu zählen waren. Hier lagen sie in den November- und Weihnachtsstürmen und zappelten und suchten in die Nähe der Leuchtfeuer zu gelangen . . . Und in alten Tagen, als es fast keine Leuchtfeuer gab . . . Hier angeln sie die Makrelen; hier fahren die Klippenfischer nach dem Dorsch hinab gen Skagen und die Hanstholme . . . Und weiter im Westen war's, wo Tordenskjold sich mit den Engländern schlug und nachher mit dem Capitän trank — in der Holzschiffe und Wagehälse lustigen Tagen . . . Nun drücken schwere Thurmfestungen und Mathematik das Meer.

»Nicht eine Deining den ganzen Nachmittag über . . .

»Und sachte, sachte taucht Norwegen auf.

»Wir kamen in die Reichweite des Oxoer Feuers.

»Im Dunst und Nebel draussen sank die Sonne in die Sommernacht, roth und rund wie ein Globus; nie hatt ich etwas Aehnliches gesehen. Sie war nicht flach wie die Mondscheibe. Sie hing da, kugelig gebogen, klar begrenzt, rollend rund nach allen Seiten hin; hing da wie ein illuminirter Ballon über diesem wunderlichen, wunderbaren Heimatland, innerhalb dessen Thoren ich bald stehen sollte.

»Ich habe mir so oft das Heimkommen ausgedacht, bin all die Jahre hindurch diesen Weg so oft gefahren . . . bin unter »Lidandis Naes« und die Sterninsel gelangt — habe Feuer auf Feuer sich entzünden gesehen — bin so vielen bekannten Gesichtern begegnet. Ich habe geträumt, wie alle, die draussen herumwandern und sich sehnen, habe es auf so mannigfache Art gesehen; es konnte ja so viel geschehen durch den Wechsel des Geschickes.

»Aber nie hatte ich es so gesehen, gleichsam eingesegnet zu werden von einem solchen stillen, hochgewölbten Sommerabend« . . .

Daheim wurde der Dichter mit »reiner« Flagge und Fest empfangen.

Holskogen gilt als »ein herrlich versteckter Einschnitt des salzigen Meeres. Zwischen schlanken Eichenstämmen, mit Epheu an den Mauern, zwischen alten Apfelbäumen und Zierbüschen liegt ein Häuflein alter, kleiner Häuser. Malerisch und einsam; bezaubernde, erhebende Stille. Mächtige Fjelle, lächelndes Wasser, bergender Wald und ehrwürdige, wohlthuende Bäume«.

»Hier bin ich also wieder in Norwegen,« schreibt Lie privat, »so unbegreiflich wieder hier. Gerade vor meinem Fenster die Holskogbucht, die tief und schmal und blank zwischen lauter waldbewachsenem Gebirg direct zum Meer hinab geht, das ich sowohl sehe als höre. Dampfschiffspfeifen und Signale vom Oxöer Nebelhorn. Ich habe sie auch schon durchangelt, bis die Prame in die Deiningen hinaus kam und die Luft voll Meeresbrausen wurde, habe jeden Tag in der salzigsten Nordsee gebadet und bin auf der anderen Seite im Wald' drin auf dem eine halbe Meile langen Rossewasser gerudert, das voll ist mit waldbekleideten Inseln — und auch voll mit Forellen, sagen sie; ich aber fing noch keine.« . . . In der Nähe des Hauses lag ein kleiner Besitz, der Ole Bull gehört hatte. Für Lie eine angenehme Erinnerung. Noch stärkeren Eindruck aber machte es ihm, dass er in der Nähe von Holskogen auf Erinnerungen an Henrik Wergeland stiess. Der benachbarte Herrenhof Kjos war voll davon. Hier befand sich die »Krystallgrotte«, die der grosse Dichter in seinen »Haselnüssen« erwähnt; hier war die Stätte, wo die von Wergeland und seiner ersten Flamme zusammengeschlungenen Bäume standen. Diese Stätten waren in Jonas Lie's Augen »die grösste Zier und Merkwürdigkeit« des Herrenhofes.

Ganz selbstverständlich.

Im Grunde muss es für Lie ganz eigen gewesen sein, hier auf Wergeland's Spuren zu stossen. Es muss gewesen sein, als stünde er plötzlich von Angesicht zu Angesicht seiner Jugend gegenüber — dem Ausgangspunkt seines geistigen und dichterischen Lebens.

Und es war ihm gewiss ein Stolz, sich sagen zu können, dass er bei dieser Begegnung die Augen nicht niederzuschlagen brauchte. Nicht bloss stand er nun als Meister da, der den kühnen Traum seiner Jugend erreicht hat; was mehr ist, mit dem Siegerkranz auf dem Haupt war er in Geist und Herz gleich jung, gleich vertrauensvoll und warm geblieben und hatte auf der langen Fahrt im Cours nicht fehlgegriffen.

Denn das darf er sagen.

Was er bei Wergeland gelernt, weil es gerade das gewesen, was er zuinnerst in sich selbst trug, das hat er weder vergessen noch verrathen; er steht nach allem Kampf mit gerettetem Glauben da und seine Liebe ist nicht kalt geworden: die Liebe zu Geist, Wahrheit, Freiheit und zu Norwegen.

STÜCKE

AUS EINEM ROMAN IN ROMANZEN »ZWEI MENSCHEN«.

Von RICHARD DEHMEL.

*

Taufnamenspiel.

Kaminfeuer und blauer Tag
liebkosen ein hohes Damengemach,
die Wärme scheint schier frühlingshell;
zwei Menschen ruhn auf einem Eisbärfell.
Ein Mann bestarrt die meergrün seidnen Wände,
ein Weib fasst zärtlich seine Hände:

Quälst dich schon wieder mit Alltagssachen?
Lukas! mein Traumprinz! sollst doch lachen!
sollst uns mit Märchennamen taufen,
nit so hinterm Leben herlaufen,
nit so hässlich auf deiner Hut sein;
weisst? wenn du lachst, Lux, muss alle Welt dir gut sein!

Er lacht und küsst die schmeichelnden Fingerspitzen,
fährt durch den dunkeln Haarbusch sich,
und seine grauen Augen blitzen:

Ja — wenn ich traurig bin, hass' ich mich,
dann wird wohl auch die Welt mich hassen.
Jetzt aber will ich dich beim Worte fassen,
Bella: sehr eigen tauf ich dich.
Es thut nicht noth, dass man dem Alltag trotzt,
es gibt kein Wort, das nicht von Märchen strotzt;
drum bleibe nur das Wunder, das du bist,
und ich bin Lukas dein Evangelist.

Du bist die Fürstin Isabella Lea,
die Löwin und die Gottbeschwörerin;
aus deiner schwarzen Mähne, mea Dea,
lauscht Mutter Isis, Mutter Gäa
zum Lichtbringer Osiris hin.
Und Ich bin Lukas Luchs, dein Secretär,
das dunkle Raubthier mit den hellen Lichtern,
der Grosse Geist-Luchs der Indianermär,
verhasst wie Lucifer den Blassgesichtern.
So tauf' ich uns — pass auf — mit neuem Sinn:
huh, meine grosse Geistbeschwörerin!

Er schlägt das Eisbärfell um sie und sich,
zwei Menschen freun sich königlich.

*

Neujahrsglocken.

Sylvesternacht. Viel Glocken läuten.
Fern graut die Grossstadt her; zwei Menschen sehn
den Dunst des Horizontes leuchten
und drüber die Millionen Sterne stehn.
Zwangvoll, um ein Weib nicht zu berühren,
lehnt ein Mann auf eisernem Balkon,
sagt mit trunknem, heiserm Ton,
während im Zimmer Gläser klirren:

Dort schläft im Dunst mein Eheweib,
und Du besiehst mit mir die Sterne;
und hinter uns trinkt Jemand Haute-Sauternes,
dem du gehörst mit deinem Leib,
mit deinem hoffnungsvollen Leib.
Himmel, o Himmel, könnt' ich blind sein!
Bella! Isi! noch Einmal Kind sein!
Oh, du kennst wohl nicht dies Grauen:
göttlich klar zu überschauen:
nur aus Leid ist Glück zu bauen,
alles Leid ist Einsamkeit,
alles Glück Gemeinsamkeit.

Er stockt. Die Glocken rings verstummen;
es ist, als ob die Sterne summen.
Die Stirn erhebend sagt ein schwangres Weib:

Nur mir, nur Gott gehört mein Leib.
Mir steht ein andrer Himmel offen,
als ihn die Leidenden ermessen.
Hast du dein eignes Wort vergessen:
Gott ist der Mensch, auf den wir hoffen?!
Uns ging kein Paradies verloren,
es wird erst von uns selbst geboren.
Schon reift in manchem Schooss auf Erden
ein neuer Menschensohn — der sagt:
so ihr nicht alle Himmel in euch tragt,
könnt ihr nicht wie die Kindlein werden!

Es glitzern die Millionen Sterne;
zwei Menschen schauen in die Ferne.

*

Durch Rauch.

Ein Zimmer schwimmt voll Cigarettenduft,
zwei Menschen blasen Ringe in die Luft.
Nun blickt ein Weib, aufathmend, einen Mann
verstohlen an,
seine offne Stirn, den zugespitzten Bart,
den Mund von träumerisch verschlossener Art,
Hiebnarben neben den heftigen Nüstern,
und fängt wie unwillkürlich an zu flüstern:

Diese Nacht war furchtbar. Ich konnt nit schlafen,
mich quälten die unausgesprochnen Dinge;
es war halb Traum, halb Höllenstrafe.
Wie auf der Jagd — als stäke mein Hals in Schlingen;
fern stand mein Gatte und schrie hetz-hetz!
Plötzlich ein Ruck: es war, als klinge
das Telephon am Kopfend meines Betts,
als wollte dein Weib mich Grauenhaftes fragen,

und ich — oh Lux: nit wahr? ich glaub,
Dir kann ich Alles, Alles sagen;
o furchtbar, sich mit Heimlichkeiten tragen!
Nit, du? — Du! Lukas! — Bist du taub?!

Schweigen. Ihre Augen schauen
nachtbraun seine morgengrauen
durch den Rauch verschleiert an.
Sacht die Lider schliessend sagt ein Mann:

Früher konnt' ich schwer mit Leuten reden,
jetzt sprech' ich mit dem Fremdesten gern.
Es geht ein Band von dir durch mich zu Jedem,
als wenn wir Alle Engel wär'n.
Und doch — wer darf uns Teufeln trauen!
schon Eva hat zu klar erkannt:
das Unerkannte ist es, was uns bannt.
Denn eine tiefe Wollust schläft im Grauen.

Sie lächelt leise; er sieht es nicht.
Sie blasen wieder Ringe in die Luft.
Das Zimmer schwimmt voll Cigarettenduft.
Zwei Menschen horchen, was ihr Inneres spricht.

DER MUTH.

Eine Analyse von LEO BERG (Berlin).

Der Muth ist keineswegs immer dasselbe. Es gibt sehr verschiedene Arten von Muth, den man namentlich von drei Gesichtspunkten aus betrachten kann: in seinem Verhältniss zum Bewusstsein, d. h. der Kenntniss der Gefahren, die er überwinden soll, zum Interesse und endlich zur Bewertung des Lebens.

I.

Aus dem Verhältnisse des Muthes zum Bewusstsein resultiren wieder drei Unterarten von Muth. Das Wesentliche dieses Muthes ist seine Activität, die Entschlossenheit zum Anfang. Seine drei Phasen sind:

1. Der Muth, welcher eigentlich Unerfahrenheit ist. Die Unkenntniss von Gefahren und Widerwärtigkeiten macht muthig. Das ist der Muth des Kindes, des Jünglings, des Ungebildeten, des vom Schicksal noch Verschonten. Man geht muthiger das erstemal zum Zahnarzt als das zweitemal, die Frau benimmt sich muthiger beim ersten Kinde als beim zweiten. Das ist der Muth, durch den oft Kinder die Alten, zarte Frauen die starken Männer beschämen. Kinder und kleine Hunde gehen am ehesten drauf los. Mit den Jahren schwindet Völkern und Individuen der Muth. Alte Leute sind gewöhnlich feige, und ebenso Menschen, welche schon öfters Pech gehabt haben, als Krankheit, Armuth, Gefängniss. Erfahrung an sich und Andern entwurzelt den Muth.

2. Der Muth, welcher Drill ist. Alle Berufsmenschen sind irgendwie muthig, denn sie sind auf gewisse Gefahren dressirt. Hier, umgekehrt, erwächst der Muth gerade aus der Kenntniss des Lebens. Man ist muthig, weil man die Mittel und weil man Uebung hat, bestimmten Gefahren zu begegnen, weil man in bestimmten Verhältnissen Bescheid weiss. Das ist der Muth des Seemanns, welcher das Wasser, des Feuerwehrmanns, welcher das Feuer als sein specifisches Thätigkeitselement kennt, das ist der Muth des Arztes, welcher mit Giften umzugehen weiss, des Kaufmanns, welcher die Geldverhältnisse beherrscht, des Diplomaten, welcher die Fäden der politischen Intriguen durchschaut. Um diesen Muth pflegen sich die verschiedenen Berufskreise gegenseitig zu beneiden, gegenseitig zu fürchten und gegenseitig zu verachten. Der Seiltänzer, der über schwindelnde Abgründe schreitet, ist an sich nicht muthiger als eine Krankenpflegerin, die bei einem Fieberkranken wacht oder ein Schauspieler, der vor tausend Menschen sich producirt. Der Seiltänzer hätte wahrscheinlich nicht den

Muth zu dergleichen. Man kann sich auch zu halsbrecherischen Arbeiten dressiren. Aber aus dieser Dressur leitet jeder für sich den besonderen Anspruch auf Bewunderung seines Muthes her. Man begreift oft nicht einmal den Muth, der zu einer anders gearteten Lebensaufgabe gehört. Der Soldat, der seinen Muth gerne preisen hört in Liedern und Reden, ahnt nicht, dass und welch ein Muth dazu gehört, eben diese Lieder und Reden zu machen und mit ihnen hervorzutreten. Heute soll gar der Muth des Kneifens höher stehen als der des Zweikampfes, und der Selbstmord aus Feigheit entstehen, weil es Fälle geben kann...

3. Der Muth, welcher im Gefühl von Kraft besteht. Wer sich stark weiss, ist gewöhnlich auch muthig; nur nicht immer so sehr, dass er, auch nach dem Relativitätsverhältniss gemessen, noch Grund hat, sich etwas besonderes darauf einzubilden. In einem Punkte freilich ist der Muth scheinbar immer dasselbe, nämlich wo es sich um Leben und Tod handelt. Aber das Leben selbst, das der Einzelne zu verlieren hat, ist ja nicht immer dasselbe; und wer das Leben einsetzt, denkt es nicht gleich zu verlieren, und im Verhältniss zu seiner Stärke hat er Aussicht es zu erhalten; und eben dieses Verhältniss macht, dass der Eine als muthig erscheint, wo der Andere als feige ausgeschrien wird. Wo es sich um körperlichen Muth handelt, steht die Empfindlichkeit im umgekehrten Verhältniss zur Kraft. Kinder, Kranke, Frauen schaudern vor körperlichen Züchtigungen und Gefahren, die einen starken Burschen noch nicht veranlassen, das kleinste Vergnügen aufzugeben. Aus der Erkenntniss dieses Verhältnisses ist die Prügelstrafe und jede körperliche Züchtigung bei den Culturvölkern abgeschafft worden, oder sie sollte es werden. Bei schwachen Personen, besonders bei Kindern, ist sie eine Rohheit, bei starken muss sie, wenn sie Erfolg haben soll, bis zur Rohheit gesteigert werden. Wo das Bewusstsein der Kraft aus den Erfolgen mit der Kraft, d. h. der erprobten Kraft, herstammt, grenzt der Muth der Kraft an den Muth der Dressur, wie denn die Analyse nur für die Theorie gilt; im Walde verzweigen und verästeln sich die Wurzeln gar leicht. Die Bäume, die fremd und stolz neben einander aufragen, haben ihre Wurzeln durcheinander getrieben.

II.

Mit der Interessenfrage treten wir in eine neue Sphäre in der Phänomenologie des Muthes, der auch hier wieder in drei Untergattungen zerfällt. Eigenthümlich ist diesem Muthe seine Reactionskraft, die Energie des Widerstandes. Seine Arten sind:

1. Der Muth, welcher Egoismus ist und einem psychischen Beharrungsgesetze entspricht. Das ist der Muth für sich selbst, der Muth der Beharrlichkeit, wo es sich um die Interessen des eigenen Lebens handelt, der seine Kraft im Selbsterhaltungstriebe findet, wenn er ihm nicht identisch ist. Künstler, welche vor einer Epidemie die wilde Flucht ergreifen, Kaufleute, welche eine Gänsehaut bekommen, wenn

sie nur vom Kriege reden hören, werden plötzlich muthig, wenn es das Werk, wenn es das Geschäft gilt. Stubenhocker unternehmen dann gefährliche Reisen, ängstliche Gemüther schrecken vor Angriffen nicht zurück. Sie suchen die Gefahren sogar auf, wenn es einen Vortheil oder die Erhaltung eines Besitzes, einer Eigenart gilt. Ueber diesen Muth wird gewöhnlich sehr verschieden geurtheilt. Die Juden z. B., denen man einen activen Muth oft abgesprochen hat, haben im Laufe der Geschichte einen geradezu unbesiegbaren Beharrungsmuth bewiesen. Oder ein Beispiel aus dem bürgerlichen Leben: Eine Frau, welche einmal den Schutz nicht gefunden hat, den sie suchte, denkt über den Muth ihres Mannes ganz anders als dessen Geschäftsführer, welcher seinen Muth in Action sieht, sobald das Geschäft in Frage kommt. Die Werthung der Motive kommt hier gar nicht in Betracht. Mag Geiz seine Ursache sein, aber man wird nicht darüber streiten, ob es Muth ist, sich aus dem in rasendem Zuge befindlichen Eisenbahnwagen zu stürzen, bloss um einen davonfliegenden Hut zu erhaschen. Wo es sich um den Egoismus handelt, sind immer menschliche Leidenschaften in Mitwirkung, sie sind des Muthes Feuertaufen. Der Hass, die Liebe, der Neid, die Habsucht, die Vergnügungs- und Spielsucht, der Zorn, die Rache, sie sind Geissel des Muthes, welche ihn zur Raserei bringen. Der Mensch in der Leidenschaft ist immer muthig. Wovor schreckt ein Mensch zurück, wenn es die Befriedigung einer Leidenschaft gilt? Nicht vor Gattenmord, nicht vor Ehebruch, ja nicht einmal vor der Ehe selbst.

2. Der Muth, den die Leute moralisch aus dem Mitleiden ableiten, der aber in Wahrheit aus der Suggestion entstammt, denn das Mitleid ist nichts Anderes, als die suggestive Gleichsetzung des Ichs mit dem Andern. Eine Gefahr, in der einer schwebt, wirkt suggestiv auf den Zuschauer und lässt ihn handeln, als wäre er selbst in Gefahr. Der Muth des Mitleids steht im Verhältniss dieser suggestiven Möglichkeit. Je mehr jemand sich mit dem gefährdeten Andern verwechseln kann, je höher kann sein Muth sein, ihn zu retten. Jemand sieht ein Kind ins Wasser fallen und springt ihm nach, weil das Gefühl des Ertrinkens ihn selber getroffen hat. Je fremder, je gleichgiltiger ihm das gefährdete Individuum ist, je schwächer wirkt die Suggestion, je geringer wird auch die Kraft des Willens sein, zu retten und zu helfen. Je nach der Erregbarkeit des Mitgefühls mit anderen Lebewesen schwindet dieser Errettermuth. Er ist bei Kindern und Frauen sehr viel sensitiver als bei Männern. Einer Katze wird eher ein Kind als ein Mann ins Wasser nachspringen, weil dieser durch das Gefühl des Ertrinkens bei der Katze nicht mehr miterregt wird. In wem ein sehr starkes Rassegefühl ausgebildet ist, der wird nicht mehr durch die Gefahren und Leiden eines Individuums irritirt, welches nicht zu seiner Rasse gehört. Ritter, die die grössten Gefahren bestanden in Glaubenskämpfen und Liebesthaten, sahen kühlen Muthes Knechte, Juden und Feinde verbluten. Ihr Muth des Mitleids hatte eben einen andern Cours. Die höchste Irritation dieses Mitleids, des von ihm kommenden

Muthes hat der Liebende für die Geliebte, die Mutter für ihr Kind, weil hier das Gefühl der Gefahr für beide fast identisch ist. Je besser man überdies jemanden kennt, je deutlicher wird einem sein Leiden, je grösser die Suggestion auf unsern Willen, einzugreifen. Deshalb haben wir mit einem Bruder mehr Mitleid als mit einem Fremden; und das Mitleid, welches Eltern mit den Kleinsten empfinden, ist das stärkste, gewachsen nämlich um die ganze Kenntniss der Kindesseele, welche man mit den älteren Kindern bekam. So wächst das Mitleiden thatsächlich mit dem Wissen und das Wissen mit dem Mitleiden. Wir identificiren uns zwar mit dem Leidenden, aber doch nicht so sehr, dass wir nicht noch eine Freiheit des Handelns voraus hätten und von zwei Standpunkten zugleich die Gefahr sähen. Zwischen ihnen aber hat der Muth Spielraum sich zu entfalten. Das Alles wird anders, wenn man zugleich mit in Gefahr kommt. Die naive Verwunderung über das unritterliche Verhalten der jungen Leute bei dem Brande des Pariser Wohlthätigkeitsbazars verrieth keinen besonderen psychologischen Scharfsinn; übrigens hatte man Gründe die Sache tendenziös zu entstellen. Wer in Gefahr ist, hat nur eine Sorge: sich zu retten. Die Salonphrase von der »Liebe bis in den Tod« ist da sehr ohnmächtig. Und wenn in solchem Fall ein des Weges kommender Arbeiter muthiger ist als die stolzen Söhne der »besten Familien«, so darf man eben nicht vergessen, dass der Muth des Arbeiters einen ganz andern Spielraum hatte als der schon gelähmte von Leuten, die in derselben Gefahr schwebten. — Die suggestive Wirkung des Mitleidens hat zur Folge das Mithandeln und ist überhaupt die Ursache der Nachahmung. Fast alle, auch die feigsten Menschen, haben Muth zu thun, was die Andern thun. Die nie den Muth besitzen, ein Schiff zu besteigen, klettern aufs Rad, weil's die Andern auch thun. Die Gefahren einer Eisenbahnfahrt unternimmt heute, wer sich ehedem kaum in die Postkutsche getraut hätte. Wenn alle Welt etwas thut, dann schrecken die Gefahren nicht mehr, sondern reizen eher noch. Die Geschichte der Abstürze in den Bergen ist ein illustratives Beispiel, wenn das Duell nicht ein noch lehrreicheres wäre. Der Zwang und die Nachahmung machen muthig (die Hammelherde, welche in den Abgrund stürzt). Der Muth aus Feigheit aber ist ein psychologisches Ammenmärchen. Wohl gibt es einen Muth aus Zwang, wie es einen Willen aus Zwang gibt, was nicht anders heisst, als einen Muth oder einen Willen, dem die Richtung gegeben ist, d. i. einen Muth in Folge von Suggestion. Wenn ein Mensch, der sonst vielleicht feige und unthätig ist, in der Todesgefahr den Muth des Verzweifelten zeigt, so hat er ihn nicht in Folge seiner Feigheit, sondern in Folge seiner jäh erwachten Lebensenergie. Man ist nicht muthig, weil man feige ist, aber man ist muthig und feige, wie es denn in Bezug auf den Muth nicht zweierlei Menschen gibt: muthige und feige; sondern es gibt nur verschiedene Grade und Bedingungen des Muthes.

3. Der Muth, welcher Kaltblütigkeit ist. Ist es gewöhnlich das Temperament, welches den Muth macht, so ist es hier der Mangel

an Temperament, welcher den Muth bedingt. Aber dieser Muth ist gleichsam in die Objectivitätssphäre gerückt, während wir es bisher mit dem subjectiv-persönlichen zu thun hatten. Bei einer Panik ist es die Mutter, welche zuerst ihr Kind retten wird; aber irgend ein ruhiger Greis wird der Panik Herr werden. Der Kaltblütigste wird es sein, der Einzige, der seine Besinnung nicht verloren hat, welcher zunächst Gelegenheit finden wird, seinen Muth zu bethätigen. Wie hier der Muth von Mutter und Greis, verhält sich im Kriege der Muth von Soldaten und Feldherrn. Sich einem Kugelregen entgegenzuwerfen, ist der Muth der Soldaten, aber einen Angriff zurückzuschlagen, eine Flucht aufzuhalten, zeigt den Muth des Feldherrn. Für ihn ist es kein Zeichen von Muth, sich in ein Kampfgewühl zu stürzen. Wenn der Soldat zur Besinnung kommt und der Führer die seinige verliert, dann ist die Niederlage entschieden. Der Muth, den ich hier skizzire, ist der Muth der persönlichen Interesselosigkeit, ein höherer Muth erst dann, wenn es auch der Muth einer höheren Intelligenz ist. Nach der alten Moral und Aesthetik wäre das sozusagen die Heiligkeit des Muthes, der Muth, welcher in die Sphäre der Kunst und Wissenschaft hineinragt. Für die menschliche Gesellschaft ist der werthvollste Muth der der Dressur. Zwei geübte Feuerwehrmännerhände leisten bei Feuersgefahr immer mehr als der Muth der Tollkühnheit und der Kaltblütigkeit zusammen.

III.

Die höchste Gattung von Muth bemisst sich nach der Bewertung des Lebens und des eigenen Selbst. Bezeichnend für diesen Muth ist seine Passivität, die Ausdauer im Ertragen von Gefahren und Leiden, die kühne Unterordnung unter ein fremdes Gesetz, die Hintansetzung des eigenen Selbst. Die drei Untergattungen stehen auch hier zu einander wie These, Antithese und Synthese.

1. Der Muth, der aus der Verachtung folgt und Gleichgiltigkeit ist. Der muthigste Mensch ist, wer am meisten Verachten gelernt; und wer erst das Leben verachtet, dem kann selbst der Teufel nicht mehr bei. Mit der Verachtung beginnt jede Heldenlaufbahn, mit der kritischen Verachtung die des Künstlers. Aus der Verachtung erwuchs den ersten Christen ihr Muth. Sclaven und Dekadenten, denen das Leben nichts werth war, wurde das Martyrium fast eine neue Lebensquelle. Dabei ist es zunächst gleichgiltig, ob dem Verachteten ein Höhergewertetes entgegensteht oder nicht.

2. Der Muth, der umgekehrt in der Verehrung wurzelt. Bei jeder neuen Unternehmung gibt es Tausende von Existenzen, die muthig Leben, Ehre und Glück aufs Spiel setzen, sei's, dass sie nicht mehr viel daran zu verlieren haben, sei's, dass sie es erst zu gewinnen hoffen. Es hat zu allen Zeiten erschreckend viele Menschen gegeben, die sich eigentlich für nutzlos im Leben gefühlt haben, und die jede Gelegenheit ergriffen, in welcher sie sich erst ihren Werth holen konnten. Und jeder, der ihnen ein Werthbewusstsein schaffen kann, wird der Gegenstand schwärmerischer Anbetung. Das ist der

geheime Zauber, den alle wahren und falschen Propheten auf die Menge ausgeübt haben, auch alle wahren und falschen Genies, für die sich noch immer Leute geopfert haben. Ob das Ideal ein Mensch, ein Gott, ein Begriff, ob es die Zukunft oder die Wissenschaft ist, ob das Volk oder die Kunst, gleichviel, es gibt Muth, weil es ein Leben bejaht, welches sonst den Aufschwung nicht gehabt, den der Muth erheischt. Das elendste Weib, das sich für ihr Kind, ein Volk, das sich für seinen Fürsten, ein Diener, der sich für seinen Herrn, ein Gelehrter, der sich für die Wissenschaft in Gefahren stürzt, ein Dichter, der hungert um der Kunst willen, sie alle nehmen ihren Muth von dem Abglanz des Höheren, Zukünftigen. Sie opfern sich, weil sie ein neues Mass haben, an dem gemessen ihr Leben relative Bedeutung erhält. Man riskirt Glück und Leben für ein Ideal, wie man ein Glied riskirt für das Leben. Es thut nichts zur Sache, dass man das Wort Ideal meist mit einem andern weniger edlen übersetzen kann — Eitelkeit. Die Eitelkeit ist beinahe die reichste Quelle des Muthes. Beweis: die endlose Zahl darbender Künstler und Gelehrten, die alle um des Ruhmes willen eine gefahrvolle Existenz führen und denen weder spätere Erfolge und noch weniger ihre Talente das Recht zu solchem Leichtsinn geben. Es ist hier wie überall im Leben das Bild des Krieges: Tausende müssen Muth bewähren, aber nur wenigen lächelt der Sieg.

3. Der Muth, welcher Glauben ist. Auf diesen Muth hat sich noch jede geniale That aufgebaut. Er ist der Sternenglaube des Genies: »Du trägst Cäsar und sein Glück.« Er ist sein Mysterium, dessen Kraft ist ein kosmisches Grundgefühl, eine geheime Gleichsetzung und Verwechslung des Ichs mit dem Weltall, welches ja doch jenseits aller Gefahren und Zufälligkeiten steht. Völker haben dieses Gefühl gehabt und Individuen, die Römer und Napoleon, alle Secten und alle Religionsstifter. In diesem Gefühle wurzelt aller Aberglaube, alle Kraft und aller Muth. Er zog den Karavellen des Columbus voraus und leitete einen Lafayette sein ganzes Leben lang, der immer auf dem Platze war, wenn die Freiheit siegen wollte. Dieser Muth ist eigentlich eine feine Witterung des Erfolges. Er ist eigenthümlich den Menschen, die auf der Sonnenseite des Lebens geboren sind. Im gemeinen Leben kommen sie häufig in den Geruch der Schmeichelei, der Charakterlosigkeit und sogar der Feigheit. Aber da man doch im Vorhinein nie etwas über den Erfolg wissen kann, muss immer auch Muth dabei sein. Dass dem Einen das Gefühl ein sicherer, dem Andern ein falscher Prophet ist, macht nur zweierlei Arten von Menschen aus. Unselige Naturen verlässt oft gerade dann der Muth, wenn sie einen Erfolg sehen. Die moralische Bewerthung des Muthes geht uns hier nichts an. Aber dass nichts den Muth anbläst wie ein Erfolg, kann man jeden Tag erfahren, in der Politik wie in der Kunst, im Geschäftsleben wie im Kriege, der ja oft schon durch die erste Schlacht entschieden ist. Aus dieser Erfahrung resultirt z. B. das ganze Reclamewesen, das ja die Tendenz hat, den Unternehmer- und den Käufermuth zu reizen.

EINE SCHWEIGENDE RUNDE.

Von PETER ALTENBERG (Wien).

Ein kleines Fräulein sprang auf den Dichter zu und sagte: »O Herr! Ich möchte — — —. O Herr, ich möchte mit Ihnen eine schweigende Runde machen durch die Säle, durch die lärmenden ungestümen Tanzsäle, durch die wiehernden Säle vor Festesfreude, durch die Säle — Meere mit Heringszügen, die hin und her schiessen und glitzern wie im Ostmeer — — — schweigend, schweigend, eine schweigende Runde, o bitte — — —.«

Er zögerte, wurde verlegen, wünschte eine kluge exceptionelle Rolle zu spielen, zugleich jedoch sich der Natur hinzugeben, der Forderung des Momentes.

»Eine einzige Runde. Schweigend. O bitte. Wie Feuerwächter um Eins.«

»Kommen Sie — — — .«

Sie gingen schweigend durch die jauchzenden Säle vor Festesfreude. Eine einzige Runde: durch den »französischen« Saal, den »deutschen« Saal, den »Almboden«, wo man »Tirol« copirte, die Speisesäle, die kleinen Gänge, die kühlen, leeren Vorräume, die warmen kleinen Buschenschänken, die verlorenen Rumpelkammern, diese Friedhöfe verstorbener Festlichkeiten — — —.

»Ist es Ihnen zuwider?!«

»Pst — — —.«

Er verbeugte sich, am Ausgangspunkte angelangt, ging. Er hatte keine Idee, ob er eine kluge Rolle durchgeführt oder der Natur sich hingegeben habe, den Forderungen des Momentes.

Sie, mit dem Herzen voll von »Lederstrumpf's Erzählungen«, »Maria Stuart«, »Les malheurs de Sophie«, fühlte: »Ich habe mit dem Dichter eine schweigende Runde gemacht. Nacht vom 21. Februar zu dem 22. Februar. So, jetzt ist Alles gut; nein, jetzt ist Alles vorüber.«

Frau L. sagte zu dem Dichter: »Was hat dieses Kind von Ihnen wollen?!«

»Sie bat mich, mit ihr eine schweigende Runde zu machen durch die Säle.«

»O — — —. So wird es nicht weiter gehen. Ich selbst habe an solchen Dingen Schiffbruch erlitten. Es ist schrecklich. Wie Gespenster meiner eigenen Jugend. Schweigende Runden!? Wo befinden wir uns, bitte? Mit dem Leben ist sie wie das Kaninchen, welches die Anaconda beschnuppert. Schweigende Runden zu machen!? Absinth der Seele!! Gebt Ruhe. Sind wir im Garten der goldenen Aepfel?! Sie hätten es ihr verweigern sollen!«

»Warum?! In der Art, wie ich neben ihr herging, lag eine tiefere Enttäuschung, eine heilsamere Lection, eine unerbittlichere Schulung des Lebens als in einer ‚romantischen Versagung'. Ich gewährte es, um mit dem Chinin der Enttäuschung die Fieber ihrer jungen glühenden Seele zu heilen.«

»Thaten Sie es wirklich deshalb, Herr?«

»Ja, deshalb. Und überhaupt — was will man aus mir herausschlagen?! Welches seelische Geschäft entriren?! Hören Sie — ich bin meine Schriften! Sonst nichts, nichts. Verstehen Sie mich?! Sonst bin ich ein Leichnam. Was kann ein Leichnam schaden?! Welche Bedeutung hätte er?! Dort aber ist mein Lebendigsein!! Dort! Verstehen Sie das?! Dort ist meine perfide Macht! Fürchtet für Seelen, wenn wir unsere goldenen Lettern schreiben! Wie wenn ein missgestalteter Zwerg ein riesenhafter Zauberer würde! Im Leben aber verrathen und verleugnen wir uns selbst wie Judas Christum. Wie Riesen-Alken watscheln wir am Strande. Jedoch in Lüften — —?!«

Frau L. senkte das Haupt. An ihre junge Nichte dachte sie, welche das Leben beschnupperte wie das Kaninchen die Anaconda. Ziemlich belanglos, fade, adaptirt waren diese »psychologischen Complicationen« des Dichters. Nicht?!

Dann sagte sie: »Ein Dichter! Versteht Ihr denn das?! Ihr Dichter?! Wie wenn man im Affenreiche sagte: ‚Ein Mensch!' An dieses Wort klammert sich die Frauenseele an. Wie ein im Oceane Schwimmender mit seinen Augen sich klammert an die Krystallleuchten des fernen Thurmes. Ein

Dichter! Rettung, Rettung, Rettung! Siehe, ekelhaft sind wir, unappetitlich uns selber, körperlich, seelisch, geistig, unangenehme Gefässe, angefüllt mit mysteriösen dunklen Dingen. Wir ersehnen deshalb eine Kraft, die uns zu schaumgebor'nen Aphroditen umschafft, die uns verzauberte zu mächtigen und milden Königinnen. Wie wenn Einer zu einer Pflanze sagte: ‚Du miserables Conglomerat feucht-schleimiger Zellen!‘ Direct verwelken würde sie, vertrocknen. Ein Anderer aber resümirte, schüfe Synthesen: ‚Holde Blume!‘ Gleich würde sie da zu duften beginnen. So ersehnen wir den Dichter, damit wir seien! Denn uns selber sind wir fade eklige Gebilde und unsere Brüste sind gelbe fette Zellengänge für Milch und unsere Zitzen schmerzen. Wehe, wenn uns der Dichter im Stiche liesse! Wie Riesen-Alken watscheln wir am Strande. Jedoch in Lüften?! Und die uns später retten aus dem Ocean des Lebens, sind wie die Haie, welche die Matrosen vom Ertrinken retten, indem sie sie zersplittern. Verzeihen Sie mir; ich bin pathetisch geworden.«

»Sie haben das Pathos der grossen Tragödinnen des Lebens!«

Später sagte die Dame zu dem jungen Mädchen: »Nun, Isabella?! Wie bleich Du bist — — —.«

Das Mädchen erwiderte: »Geliebte Tante. Nun versteh' ich Alles. Nur was ein Dichter dichtet, ist er. Nichts Anderes. Nicht was er in der armseligen Stunde ist, am lauten Tage, in der stillen Nacht, im Jahr, im Leben, ist er. Sondern was er ist, wenn er nicht ist, wenn er von sich fortgeflogen ist, von seinem Strande, und nicht mehr vorhanden ist. Das ist er!! In ewigem Schweigen müsste man mit dem Dichter leben und nicht am Strande watscheln neben ihm und gackern. Siehe, geliebte Tante, was dieser mir mitzutheilen hatte in der Welt, hat er mir in der Nacht gesagt vom 3. zum 4. Februar, zwischen 11 Uhr Nachts und 4 Uhr Morgens, als ich sein Buch von Anfang bis zu Ende las, bis Frühroth glänzte und die Lampe starb.«

Frau L. betrachtete das junge Mädchen: »Tapfere! Wir glauben immer, die eine Generation müsse so stupide sein wie die andere, so marlittisch, süsslich, unbehülflich. Dennoch

gibt es Fortschritte. Ja, Mädchen, ungestraft darfst Du selbst mit einem Dichter wandeln!«

Das Mädchen nahm die Hand der geliebten Tante und legte sie an ihre bleiche Stirne. Die Tante dachte: »Siehe! Sendet ein Schifflein auf die See, verdirbt es! Haltet es am Strand, verfault es. Hélas — — —.«

Das junge Mädchen sagte: »Tante, was hast Du — — —?!«

Dann dachte sie: »Ich werde mich auf die englische Lehrerinnen-Prüfung vorbereiten. Man muss Programm machen. Von 8—2 Englisch. Dann Diner. Dann eine Stunde Ruhepause zur Verdauung. Dann Englisch bis 6. Dann Spaziergang. Dann Souper. Dann »Macaulay, biographical essays.« Dann zu Bette. Dann — — — eine Seite aus meinem Dichter. Nein, keine Seite aus meinem Dichter. Uebrigens, ich kann ihn ja ins Englische übersetzen. Eine gute Uebung wird es sein. In einem Jahre hoffentlich — — —. Man muss arbeiten — — —.«

»Isabella — — —« sagte die Tante sanft.

»Isabella — — —« sagte die Tante noch sanfter.

»Isabella — — —« sagte die Tante zum drittenmale und nahm das weinende Kind in ihre Arme.

DICHTERVEREHRUNG IN SKANDINAVIEN.

Von Knut Hamsun (Aas Station, Norwegen[1]).

> Alljährlich fährt ein kleines Dampfboot die Seine auf- und abwärts. Es schleppt Prahmen und Fähren hinter sich nach. Und das Dampfboot ist so winzig klein, und die Prahmen und Fähren sind so gross. Und der Name des Dampfbootes ist »Quand-même«.

Man klagt über die Stellung der schönen Literatur bei uns; ich lese hie und da von den verzweifelt bedrückten Verhältnissen, unter denen sie arbeitet; nun denn, ich will den Gedanken aufzuwerfen versuchen, ob man die schöne Literatur heutigentags nicht überschätzt, ob sie nicht in unseren Vorstellungen einen allzu grossen Platz einnimmt, ob sie nicht, gerade herausgesagt, nachgerade den Charakter einer Plage, einer Landplage anzunehmen beginnt.

* * *

Wer ein genug langes Leben hinter sich hat, um sich der Siebzigerjahre zu erinnern, der wird wissen, welche Veränderung dazumal mit den Dichtern vor sich ging. Es war eine gewaltsame Wandlung. Sänger und Erzähler waren sie bis dahin gewesen, Stimmungsmacher, frohe Gemüther — da ergriff sie der Zeitgeist, und sie wurden zu Arbeitern, zu Erziehern, zu Reformatoren. Sie wollten nicht länger blosse Decorationen sein im Leben, sie wollten etwas bedeuten. Und sie begannen zu wirken.

Die Dichtung der Siebzigerjahre ist ihrer Art und ihrem Charakter nach durchaus bestimmt von den die Welt wie die Philosophie damals beherrschenden demokratischen Nutzbestrebungen. Es war eine Dichtung ohne viel Phantasie; doch es war viel Fleiss, und es war viel Verstand darin. Die Versdichtung verfiel, Roman und Schauspiel blühten. Der Umstand, dass man über alles schreiben durfte, was zu aller Welt Füssen lag, schuf eine Unzahl von Schriftstellern; viele darunter waren Sterne, welche kamen und gingen; aber sie schrieben ein Buch und bereicherten die Literatur. Und die Literatur schwoll. Man popularisirte die Wissenschaft, behandelte sociale Fragen, reformirte die Institutionen. Auf der Bühne konnte man in jenen Tagen die Tuberculose und Gehirnerweichung dramatisirt sehen, und in den Romanen, die noch mehr Platz und Ellbogenraum boten, liessen sich allenfalls auch die Fehler

[1]) Anmerkung: Herr Knut Hamsun stellt uns diesen Vortrag, welchen er im vorigen Jahr vor norwegischen Studenten gehalten hat, freundlichst zur Verfügung. Einzelne Bemerkungen beziehen sich selbstverständlich nur auf specifisch norwegische Zustände. *D. R.*

der neuesten Bibelübersetzung einer Besprechung unterziehen. Der Dichter war damals eine Macht. Er ging nicht durch die Welt, um die Menschen zu unterhalten, nein, er erschütterte, betrübte, tödtete sie. Was hatten die alten Dichter geleistet? Oh, nichts! Gar nichts hatten die alten Dichter geleistet. Sie waren Sänger und Erzähler gewesen, sie hatten ihre kleinen poetischen Einsprüche gemacht. Nun wurden die Dichter Verkünder, die mit gewaltigen Ansichten die Zeit herausforderten. Wer sich jene Tage zurückruft, erinnert sich noch, wie es fragend von einem zum anderen ging: Was meinen denn die Dichter über die Evolutionstheorie? Was denkt wohl Björnson von den Sonnenmythen?

Gut. Die Dichtung kam in den Dienst der Volksaufklärung und Volkserziehung. Es war ja so bequem, sein Wissen aus der Lectüre von Romanen und Theaterstücken zu schöpfen; auch kann kein Zweifel darüber herrschen, dass diese Nutzdichtung so manche Kenntnisse im Lande verbreitete. Woher stammte das Rückgratleiden des Doctor Rank in Ibsen's »El Dukkehjem« (»Nora«)? Aus den lustigen Lieutenantstagen seines Vaters. Woran starb klein Marius in Kielland's »Gift«? Am Latein, an seinen Lehrbüchern, an Gift. Und die norwegischen Häusler, die nur ein bischen mit ihrer Zeit lebten und Kielland's »Else« gelesen hatten, liessen ihre jungen Töchter keinen Dienst im Dorfe annehmen; die jungen Töchter gingen ohne Ausnahme in Grosshändlershäuser.

So also stand es: Kampf und Discussion und Verkündigungen über der ganzen Linie! Was Wunder, wenn eine Literatur, welche sich solchermassen mit Allerweltsbedürfnissen abgab, die Leute dahin brachte, sich mit den Dichtern selbst zu beschäftigen? Die Schriftsteller der Siebzigerjahre mit ihrer Arbeitskraft, ihrer Fruchtbarkeit, ihrem Geistesfeuer waren es, die das aussergewöhnlich hervortretende Interesse für Literatur bei uns schufen. Allerdings kam der grosse Krach nach, draussen in Europa wandte der Wind die Flügel, man begann dieser Nutzpoesie mit ihrem ganzen Apparat von Wissenschaftlichkeit und Reformendrang satt zu werden. Das Schlimmste war, dass die Wissenschaft, mit der man sich drapirt hatte, selbst ins Schwanken kam. Was bis dahin als erwiesen, als feststehend gegolten, wurde einer neuen Behandlung unterzogen: man fühlte sich nicht mehr sicher. Es kam zwischen den Gelehrten zu Kämpfen über Darwin und Wellhausen, und schliesslich erklärte Brunetière im Namen der Literatur die Wissenschaft für bankerott. Allein das neue Leben war erwacht. Das Volk war mitgerissen. Es kam so weit, dass man sich im Jahre 1885 bei der Storthingwahl mit einer literarischen Angelegenheit und einer literarischen Persönlichkeit — einem Staatsbeitrag für Alexander Kielland — beschäftigte...

Und wiederum sind die Dichter Sänger und Erzähler geworden, die ihre kleineren poetischen Einsprüche dazu geben. Sie reformiren nicht mehr die Gesellschaft, und sie behaupten weder in ihren Versen, noch in ihren Romanen eine bestimmte Ansicht über die Echtheit des

Johannes-Evangeliums; das Interesse aber für ihre Leistungen und ihre Personen hat sich nicht gelegt. Nein, es hat sich durchaus nicht gelegt. Die Leute lesen nach Leibeskräften Dichterwerke und gehen wildbegeistert mit.

Es ist ein Anblick für Götter, wie sie mitgehen.

* * *

Es gibt keinen Zweig unserer Discussion, der sich einer eifrigeren Verehrung erfreut, als der literarische. Ueber Literatur plaudert alle Welt; weder Kunst noch Wissenschaft noch Politik noch Religion sind in solchem Grade im Stande, unser Aller Gedanken zu beschäftigen. Wir discutiren auch nicht wenig. Diese Leidenschaft ist uns zu unserem Leben merkwürdig nothwendig geworden. Und wir schwätzen. Man kann die Bemerkung bei uns machen, dass wir, wie es heisst, »unsere Communicationen entwickeln«, indem wir über Eisenbahnbau discutiren und — Telephone anlegen. Wir haben ein ausserordentlich entwickeltes Telephon, wir können es uns erlauben, zu schwätzen. Der Orientale schwätzt nicht, es ist dies für ihn ein zurückgelegter Standpunkt, den er überwunden hat. Der vornehme Orientale sitzt auf seinem Divan, schlürft seinen Mokka und lächelt. Er denkt und lächelt, doch er ist stumm. Und wir, wir discutiren, wir discutiren Literatur.

In den Siebzigerjahren konnte man diese Discussion verstehen; zu einer Zeit, da die Dichtung actuelle Fragen der ganzen Welt behandelte und die Stoffe von Jedermanns Füssen aufhob, da konnte man schöne Literatur so gut wie jede andere Journalistik lesen. »En Folkefiende« (»Volksfeind«) von Ibsen z. B. ist nichts anderes als ein einziger langer Zeitungsartikel; fast dasselbe lässt sich von »El Djukkehjem« (»Nora«) sagen. Seit den Siebzigerjahren aber sind gar viele Jahre vergangen und gar viele Bücher erschienen — die Discussion jedoch ist ihnen treu gefolgt. Der Cultus, der bei uns daheim mit Dichtung und Dichtern getrieben wird, kann nur dem Cultus der letzten Jahre mit Sport und Nordpolfahrerei an die Seite gestellt werden. In unserer Bevölkerung von 2 Millionen erschienen im Vorjahre zwischen 75—100 belletristische Bücher. Von diesen wurden 71.000 Exemplare verkauft. Dazu kommen die Uebersetzungen mit mindest derselben Anzahl. Dazu kommen des weiteren die Weihnachtsnummern mit 60.000 Exemplaren. Bei 200.000 Bücher belletristischen Inhaltes werden hier alljährlich über die Leute ausgeschüttet. Rechnet man das Buch zu 1 Krone 80 Oere, so sind es 360.000 Kronen (240 000 fl.)! Gerade hinreichend zu einer neuen Nordpolexpedition!

Kann also die Stellung der schönen Literatur bei uns eine so entsetzlich schlechte genannt werden? Da dürfte es wohl auf anderen Gebieten unseres Culturlebens Dinge geben, die weit mehr im Argen liegen.

Und welche Resultate dieser heldenmüthigen Leseleistungen wird man wohl am Tage der Abrechnung zu vermelden haben? Hier ist

nicht der Ort, zu entscheiden, was »gute« und was »schlechte« Literatur ist; wer kann es überhaupt entscheiden? Was für den Einen ein gutes Buch ist, ist für den Anderen ein schlechtes Buch und umgekehrt. Daher dieser blindwüthende literarische Streit im Lande! Aber die grosse Dichtung hat doch ihr Merkzeichen, ihre innere Hoheit, die sie zum Herrn macht, zum Triumphator in einer Literatur. Und wo ist sie, die letzte grosse Dichtung?

Auf dem Weihnachtsmarkt trat sie hervor. Die Saison war gross, der Autorenstand reich vertreten; nur einer fehlte — Björnson. Gehen wir nun ehrlich und gewissenhaft die Dichtung der Saison durch und sehen wir, ob sie ein einziges Buch aufweist, das mehr bedeutet als alle anderen, das den ganzen Rest in den Winkel drückt. Es sind Bücher, die in schweren Auflagen verkauft wurden, Autoren, die ihr gewohntes jährliches »Glück« gemacht haben; allein dies Factum ist ja gegenüber der Frage nach dem wirklichen Werth eines Buches von äusserst geringer Bedeutung. Man kann ein Buch aus Gnade, aus Pietät, aus Gewohnheit loben; man kann es auch aus Feigheit loben, weil alle Anderen es loben.

Allein all diese Bücher muss man ja bei uns als gebildeter Mensch gelesen haben. Es sind ja nicht die Bücher junger Modeverfasser, es sind die Bücher der Alten, der Autoritäten, der Dichtermeister. Jahr um Jahr haben sie uns gefoppt oder — um nicht einen unnöthig deutlichen Ausdruck zu gebrauchen — Jahr um Jahr haben sie uns getäuscht. Denn es sind Bücher alter Menschen, mit zitternden Händen zusammengekritzelt, aus leeren, unbetonten Verhältnissen heraus geschrieben. Wir aber, wir ziehen nicht aus dem vergangenen Jahre die Lehre, wir lassen uns mit Begeisterung neuerdings täuschen. Wir verfolgen diese Bücher in ihrem Entstehen, wir laufen ihnen auf der Brücke entgegen, wir schreiben Notizen in die Zeitungen, dass »Baldur«[1]) sich draussen im Fjord verspätet habe... Es gibt sicherlich kein zweites Volk auf der Erde, das sich um etlicher Bücher willen so gehaben würde.

Unter einem Dichter verstanden wir in älteren Zeiten einen Mann mit Phantasie und Gefühl, vor Allem mit Phantasie uud Gefühl; unter einem Dichter verstehen wir heutzutage einen Mann mit Gehirn, vor Allem mit Gehirn. Er ist unser Denker, er muss speculative Dinge sagen können, seine Worte müssen tief sein. Und lesen wir diese tiefen Worte, so fällt es uns kein einzigmal ein, zu erwägen, dass ja ein Unterschied besteht zwischen diesem poetischen Raisonnement und dem Denken.

Es kommt indess vor, dass Europa ein Lächeln über dies nordische Denken nicht unterdrücken kann. Es geschieht mitunter, dass wir da draussen einen stillen Mann antreffen, der unserem Glauben an nordische Denkkraft einen betrüblichen Stoss versetzt. Sagen Sie mir um meiner ewigen Ruhe willen, Herr Doctor, kennen Sie den Herrn Denker Ibsen? Und das stummste Lächeln ist die Antwort.

---

[1]) Das Dampfschiff, das die in Kopenhagen gedruckten Bücher zu uns bringt.

Ist man aber erst wieder daheim und weit fort von dem stillen Manne, dann hat man wieder das nationale Schauspiel vor Augen, wie die Leute der nordischen »Denkkraft« auf die Brücke entgegenlaufen. Und man hört das laute Murren der guten Gesellen, weil »Baldur« sich draussen im Fjord im Nebel verspätet hat.

Wenn es bei uns zu Hause Autoren gibt, deren Bücher jahraus, jahrein, jahraus, jahrein den Markt überschwemmen — Bücher, die obendrein auf ein Haar den vorjährigen und den vor zehn Jahren erschienenen gleichen — so ist dies der abnormen literarischen Hysterie des Publicums zuzuschreiben, welche diese Bücher bei so reissendem Absatz erhält. Es ist ein Verhältniss ausser aller Vernunft, es ist eine Brandschatzung. Diese Bücher brauchen uns um keinen Hahnenschritt in Kunst und Geist weiterzubringen, sie brauchen lediglich geschrieben und gedruckt zu werden, sie brauchen bloss von heuer zu sein, um gekauft zu werden. Die einzige Bedingung, die man an sie stellt, ist die, dass sie nicht im vorigen Jahre erschienen sind. In einer armen Nation, in der mittelmässige Bücher des Absatzes so sicher sind, hat die schöne Literatur bereits zu grosse Ausdehnung gewonnen — sie wird überschätzt, sie tritt als Landplage auf.

Wir sind geneigt, unsere üppige Literatur nicht als Merkmal, als gutes Zeichen von Cultur, sondern als fast gleichbedeutend mit der Cultur selbst zu betrachten. Die Literatur hat in unserer Vorstellung alle andere Kunst verdrängt und so manche Wissenschaft ersetzt. Diese Anschauungsweise ist eine allgemeine. Und sie ist übertrieben, sie ist falsch. Hätte man die ganze Dichtung der letzten Saison in Brand gesteckt, es hätte kaum aus dem Scheiterhaufen nach gebackenem Weizen gerochen. Selbst der Satz, die Dichtung sei die grösste Geistesmacht, das wichtigste, unentbehrlichste Entwicklungsmittel eines Landes, lässt sich nicht so ohne Weiteres aufstellen. Das gesunde und reiche Volk der Holländer hatte während einer langen Periode seiner Geschichte die grösste Kunst der Welt aufzuweisen; doch es hatte keine Dichter. Heute besitzt das kleine Leyden innerhalb seines Weichbildes die höchste Wissenschaft der Erde; aber Holland hat keine Dichter. Italien besass im Mittelalter eine Kunst, die an Herrlichkeit nicht ihresgleichen findet; und doch brachte Italien zu jener Zeit nur eine einzige Dichtung hervor. Und noch dazu eine Dichtung, in welcher bloss die Scholastik der damaligen Zeit in Verse gebracht war.

Unentbehrlich, absolut unersetzlich ist die schöne Literatur für ein Volk, einen Staat, eine Cultur nicht. Sie ist ein Glied in der Kette, eine Kunst an der Seite der anderen Künste. Aber sie ist kein souveräner Kaiser über alle Könige.

Und das ist es, wozu sie bei uns gemacht wird.

* * *

Es gab eine Zeit, wo Dichterbegabung eine Sache war, die man eben mitnahm. Noch zu Alfred de Musset's Tagen waren vornehme Leute dem Dichterstande abhold, und mit Sorge sah die Familie ihren

Sohn zu demselben übergehen. Wir Norweger haben gewiss die Dichter nicht allezeit nach Verdienst geehrt; bis zu den Sechzigerjahren gingen sie in vertretenen Schuhen und lebten von der Hand in den Mund. Die Menschen verstanden sie dazumal nicht besser. Umsomehr haben sie sie seitdem verstehen gelernt.

Seit zwanzig Jahren gibt es in unserer Vorstellung keinen Platz für grössere Männer als unsere Dichter; seit zehn Jahren sind sie unsere Gottheiten. Wir schmücken unsere Fenster mit ihren Bildern, wir drehen uns auf der Strasse nach ihnen und zeigen sie einander flüsternd, wir sprechen in ihrer Nähe mit leiser Stimme. Etliche unter ihnen haben es in ihrer Kleidung, in ihrer Art, sich zu tragen, zu einem hohen Grad von Originalität gebracht. Es sind merkwürdige Männer, bei denen der Geist seltsame Blasen treibt und sich in Extravaganzen äussert. Aber freilich haben sie auch den Kopf voll grosser Dinge!

Welchen Einfluss hat nun diese Dichterverehrung auf die Jugend? Den Einfluss, dass sie bei derselben die richtigen und vernünftigen Grenzen der Bedeutung der schönen Literatur in einer Nation verrückt und sie diese Bedeutung in unrichtiger Vergrösserung sehen lässt. Die süsse und grandiose Bewunderung, die den Dichtern zutheil wird, verlockt die Jugend dazu, selbst Bücher zu machen. Man dichtet in den Städten, man dichtet auf dem Lande, es nimmt Dimensionen an, es ist zu einer Epidemie geworden. Wir Aelteren von der Profession bekommen ein Manuscript nach dem anderen zur Durchsicht, und einer der Verleger in Christiania musste letztes Jahr über zweihundert Manuscripte refüsiren. Bloss ein Verleger in einer Stadt!

Unsere Jugend hat sich auf Sport und Dichtung geworfen. Eine kühle Beschäftigung für heisse Herzen! Die Politik interessirt sie nicht, die religiösen Wogen ergreifen sie nicht; unsere Geschichte will durchaus keine Ereignisse bringen, und nichts vermag die jungen Menschen vom Schreibtisch abzuziehen — es wären denn Skischuhe und Schlitten. Während der Schulzeit, während der Studentenzeit überkommt sie eine Menge dunkler Regungen, sie kosten diese Regungen, sie schmecken gut, es sind Luftzüge von der Höhe, kleine fliegende Weihen — und es werden Verse daraus. Und nun, da der junge Herr schlecht und recht Verse zu schreiben vermochte, sieht er mit Verwunderung auf seine merkwürdigen Gaben. Er erhält den bestimmten Eindruck, dass es seltene Verse sind, Ausnahmen, dringend nothwendig in einer bereits im Voraus überlasteten Literatur. Und er geht zum Verleger. Und er wird refüsirt.

In dieser Zeit, wo so viel über moralische Handlungen eines Volkes gesprochen und geschrieben wird, gibt es wohl auch Jünglinge, die nach der Dichterlaufbahn verlangen, weil sie zur Erhebung beitragen, weil sie Gutes thun wollen. Man sammelt so viele Erfahrungen zwischen Jahr und Tag; und mitunter trifft man auf so edle Intentionen. Für diese jungen Leute sind Dichterthaten die schönsten Thaten des Lebens; sie brennen darauf, an die Reihe zu kommen und durch

ihre Dichtungen zu erheben. Sie schildern grossherzige Menschen, die ihr Geld an Kinderanstalten verschenken, sie stiften schöne und dauernde Ehen, sie beschreiben den Sieg der Tugend in dieser sündigen Welt; sie bringen moralische Erzählungen. Dies ist wiederum eine Verfälschung der Dichtermission. Niemand wird schreiben, um Schaden anzurichten, um Böses zu thun; aber ganz gleich naiv »gut« sind nicht Alle. Uebrigens ist dieser Gedanke alt. Ein Theil der Encyklopädisten glaubte daran, etliche gute Menschen glauben noch heutigentags daran. Er beruht auf einer Ueberschätzung der Bedeutung der Erkenntniss für die Volkserziehung, er geht von der herzensfrommen Albernheit aus, dass die Menschen nur lernen müssen, was gut und richtig sei, um selbst ein gutes und richtiges Leben zu führen. Ach, dann wären wohl die Engländer das beste Volk der Erde. Und der alte Gladstone hätte wohl nicht Alexandria beschiessen lassen!

Aber auch dies soll Sache der Dichtung sein — die Moralverkündigung für das grosse Volk. Unaufhörlich arbeitet man daran, sie zu etwas anderem und zu mehr zu machen, als sie thatsächlich ist. Auf Grund ihrer vielen Obliegenheiten bringt sie es nach und nach zu einer Mitbürgerschaft, die sie vordem nicht hatte; sie beginnt Institution zu werden, sie wird von sesshaften Geistern, die von ihren Bezügen und ihrem Barvermögen Steuer zahlen, als Gewerbe betrieben. Die Presse des Landes discutirt des Dichters »Gedanken« auf das Ernsthafteste; ihm überlässt man es, zu entscheiden, wie viel geistiges Interesse sich den anderen Landesangelegenheiten zuzuwenden habe. Auf Schritt und Tritt verfolgt ihn die Neugierde der Fexe; er kann keine Spritztour nach Dröbak machen, ohne in die Zeitungen zu kommen, er empfängt ab und zu anonyme Briefe und eine Unzahl Zuschriften von begeisterten Ladenschwengeln. Und all' dies passirt ihm, weil er der grösste Mann der Nation ist.

In den Strassen von Paris wandelte bis zum vorigen Jahre eine Figur in dem allermiserabelsten Aufzug; es war ein Mensch, der auf der ganzen Welt nicht Haus noch Heim besass. Einmal wurde er für das schaulustige Publicum abgebildet, wie er in der Kneipe sass, den Absynth vor sich — der Photograph hatte ihn daselbst getroffen. Er hätte ihn auch Tags darauf treffen können, in einer anderen Kneipe, wieder den Absynth vor sich. Denn er besass nicht Haus noch Heim in der ganzen Welt. Manchmal, wenn dieser Mann absolut einiger Francs bedurfte, ging er mit ein paar Seiten Manuscript zum »Figaro«. Und der »Figaro« nahm es, bezahlte und druckte es. Denn der Name des Mannes war bekannt, es war ein Dichter, einer der Gottessöhne der Literatur, es war Paul Verlaine.

Vor ihm, lange vor ihm, trieb sich in demselben Paris eine andere wunderliche Dichtergestalt herum, ein unbändiges, sorgloses Kind, eine geniale Landstreichernatur, ein Kreuz für die Nachtwächter der Stadt. Er schrieb Gebete an die heilige Jungfrau und Balladen an seine Zechkumpane, er verherrlichte die Freuden dieser Welt und klagte über deren Vergänglichkeit. Dann beging er die Unvorsichtigkeit, einige

Bischöfe und Professoren zu verspotten, gerieth in Gefangenschaft und wurde mit Kaltwassertortur gemartert. Er entkam, verging sich wieder und wurde aufs Neue festgenommen; einmal wurde er zum Galgen verurtheilt. Sein ganzes Leben war eine einzige Kette von Strafen. Ward er darum bitter und gereizt, weil das Volk sein Talent nicht anerkannte? Nein, er ward es nicht. Wohl scheinen ihm die Strafen bisweilen unbillig und hart, und er spottet wieder des hohen Bischofs. Doch er fühlt sich der Dornenkrone nicht würdig. Bevor er stirbt, will er einen Krug Wein holen, ihn an den Mund setzen und bis auf den Grund leeren. Dieser Mann war François Villon, der Vater der französischen Dichtkunst.

Allerdings können zwischen diesen beiden Dichtern und den unserigen nicht so ohne Weiteres Vergleiche gezogen werden; doch als unverrückbare Exempel stehen Villon und Verlaine in der Ferne. Sicher ist, dass sie auf ihre Art der Dichteridee näher kamen als unsere »grossen« Dichter, die unbedingt alljährlich ihren Namen durch irgend eine verdorrte Dichtung in Erinnerung bringen müssen. Denn die Dichter sind ihrer Herkunft nach nicht vom sesshaften, steuerzahlenden Stamme. Vagabundenseelen sind sie, verwandt mit den Leierkastenmännern. Ach, sie sind ja nicht Hausbesitzer und Gewerbetreibende, sie halten kein Comptoir; sie arbeiten, wenn Gottes Gnade sie überkommt. Ein Dichter verbirgt niemals knauserig seine guten Einfälle bis zu seinem nächsten Buche; in einem Scherz beim Glase vergeudet er sein Gold oder in einem Liede unter dem Balkon der Damen. Das thut der Dichter. Er geht von Hof zu Hof, er bekommt in Gottes Namen einen Schilling, und er bückt sich und senkt den Hut. Das thut er. Und kommt die Nacht, so fällt er auf der Treppe in Schlaf, oder er geht in den Wald, oder er wandert hinein in die Berge. Und für seinen Blick sind es keine Berge mehr, es sind Zelte für Könige, Königszelte. Und er schlägt den Mantel um sich und tritt in sein Zelt. Der Himmel ist hoch und ruhig, und die Sterne wohnen da droben, und er hat das Gefühl, dass der grosse Weltengott wohl für seine Nachtruhe sorgen werde, ob er auch nur ein kleiner Mensch ist, ein Dichter . . . Für alle stimmberechtigten Bürger des Landes aber ist es ein ewiges Wunder, wie dieser Mensch sein Leben erhält.

Das ist der Dichter. Es ist eine sociale Position, die wohl Keinen verlockt. Denn er hat kein Geld durch sein Talent zusammengescharrt, und er ist ein wurzelloser Mensch, ein Vagabund ohne Pass . . .

Jedenfalls gibt es zwischen zwei Extremen eine Mittelstrasse. Können sich auch nicht alle Dichtergrössen heutzutage in wandernde Genies verwandeln, so kann doch immerhin die Vorstellung des Volkes von ihrer Bedeutung sich innerhalb vernünftiger Grenzen halten. Für eine ehrliche und gewissenhafte Betrachtung ist unsere Dichterverehrung ein in Flor stehender Humbug. Eine Reaction wäre gerechtfertigt und verständig. Sie würde jedenfalls dazu beitragen, das Leben zu jener Einfachheit, aus der heraus es sich entwickelt hat, wieder zurückzuführen.

»DIE INTELLECTUELLEN.«

Von OSCAR A. H. SCHMITZ (Paris).

Gelegentlich des Zola-Processes wurde in der französischen Presse wieder einmal mit der gewohnten Gehässigkeit von den »Intellectuellen« als den eingefleischtesten »Dreyfusards« gesprochen. In deutschen Blättern wurde dem Erstaunen Ausdruck gegeben, dass »intellectuell« ein Schimpfwort werden könne; bei seiner blossen Erwähnung ist die französische Kammer in das übliche Gelächter ausgebrochen, zu welchem die seit dem Krieg in Frankreich herrschende Classe stets bereit ist, wenn es geistige Werthe zu verhöhnen oder Schönheit zu besudeln gibt. Es muss indessen zu Gunsten dieser republikanischen Schankwirthe und Proxeneten gesagt werden, dass sie mit dem Wort eine Nuance verbinden, die unserem herübergenommenen Ausdruck fremd ist. Sie, die seit einem Menschenalter daran arbeiten, Schutt über die noch als Ruinen schönen Mauern der »grande nation« zu häufen, sie, welche zur Tugend zu klein und zum Laster zu feig, mit ihren feisten Leibern die Wege der Weitausschreitenden verrammeln, sie sind, als übermässige Bewunderer der Intelligenz, zu Todfeinden der Intellectualität geworden.

Die Auflösung der menschlichen Arbeit in Fachthätigkeiten sowie der Mangel an einer einheitlichen Religion, deren Katholicität jener Zersplitterung entgegenarbeiten könnte, hat eine solche Verflachung des modernen Durchschnittsmenschen gezeitigt, dass die Auserlesenen, welche heute noch das Stigma der Intellectualität in ihren Mienen tragen, sich über Abgründe hinaus erkennen müssen und in der Gemeinsamkeit ihrer Leiden und Beobachtungen ein Band finden, welches sie gegenüber den »Andern« verknüpft. Dieses Band ihrer sogenannten Intellectualität besteht in der Fähigkeit und dem nimmer ruhenden Trieb, die Erscheinungen ausserhalb ihrer praktischen Nützlichkeit zu betrachten, zwecklos zu schauen um des Schauens willen, die Idee hinter dem Geschauten zu fühlen, zu vergleichen, Analogien zu finden und — wie man früher sagte — im Mikrokosmus den Makrokosmus zu erkennen, kurz, philosophisch oder künstlerisch zu denken und zu empfinden. Das Gegentheil dieser Intellectualität oder Geistigkeit ist die Intelligenz oder der gesunde Menschenverstand — le bon sens. Der Intelligente hat die Gabe und den nimmer ruhenden Trieb, die Erscheinungen im Sinne der praktischen Nützlichkeit auszubeuten, zu schauen und das Geschaute zu verwerthen, zu combiniren, die Erscheinungen zweckmässig zu ordnen, kurz, kaufmännisch oder diplomatisch zu denken und zu empfinden.

Das Verhältniss zwischen Intellectuellen und Intelligenten ist dieses: Erstere erkennen — ihrer Art gemäss, allen Erscheinungen gerecht zu werden — die nothwendige Berechtigung Jener an, während Letztere in diesen Parasiten erblicken, die nicht nur unnützlich, sondern im Sinne des allgemeinen Nutzens schädlich sind.

In Frankreich klammert sich die heutige Gesellschaft — wenn man das so nennen will — an die Intelligenz, als das einzige Ideal, welches sie aus dem Bankerott ihrer Race gerettet hat. Um so deutlicher entwickelt sich der Gegensatz der Intellectuellen, um so geschlossener treten sie als Gemeinschaft hervor, um so symptomatischer werden sie als Factor im öffentlichen Leben. Daher jenes Gelächter des Hasses, des Hohns und — der Verlegenheit, als man neulich in der Kammer ihrer erwähnte, jenes Gelächter, welches die deutschen Berichterstatter so ausnehmend befremdete.

Man könnte einwenden, dass die Geistigen zu allen Zeiten einen Elitestaat im Staate gebildet hätten, dass schon in den Briefen der Frau v. Sevigné von einer Republik der Gelehrten die Rede ist. Doch man vergesse nicht, dass eine breite Brücke zwischen der Gesellschaft und dieser Republik bestand, eine Brücke, die heute aus folgenden Gründen abgerissen ist: Damals gab es noch eine bevorzugte Gesellschaft, deren Eigenthümlichkeiten die jedes wirklichen Adels waren: der Besitz e r w e r b — jene Erbsünde der Gesellschaft — lag in diesen Familien um so viele Generationen zurück, dass seine erniedrigenden Spuren völlig aus den Seelen verwischt waren. Der B e s i t z aber bestand fort und ermöglichte ein müssiges, den Wissenschaften und Künsten geneigtes Leben. Das Racegefühl bestärkte den Charakter, eine transscendentale Religion den Geist, dem Unnützlichen, dem um seiner selbst willen Guten oder Schönen und seinen Vertretern, den Intellectuellen, freundlich zu sein. Diesen Zuständen gegenüber ist heute die Erbsünde des Besitzerwerbs in der herrschenden Classe noch nicht abgewaschen, da sie nicht vor Generationen, sondern gestern oder heute begangen wurde; ferner ist die moderne Art des Erwerbs eine weit erniedrigendere als jenes einmalige, brutale Besitzergreifen. Die Güter der heute in Frankreich herrschenden Classe sind durch zahllose Kniebeugen, Schönrednerei, klügliche Berechnungen und kleinliche Kniffe, wenn nicht durch viel Schlimmeres erworben. Wenn die Grundbedingung einer edlen Race die ist, dass alle Erwerbsrücksichten aus ihren Erwägungen ausgeschlossen sind, dass nichts für Geld gethan wird, sondern Alles nur, weil es an sich schön oder gut oder mindestens weil es angenehm ist, so leuchtet es ein, dass der heutigen französischen Gesellschaft, deren Interessen sich fast ausschliesslich dem Erwerb zuwenden, kein Racegefühl mehr innewohnt. Die Religion hat man gleichfalls abgeschafft. Auf Grund welcher Eigenschaften könnte man also ein gemeinsames Band mit den Intellectuellen erwarten? Wie sollte diese Gesellschaft etwas Anderes als die dem Nutzen dienende Intelligenz verehren?

Es künden sich neue Zeiten an, in welchen die Gesellschaft des Besitzes vielleicht durch die Gesellschaft der Zahl, der Majorität gestürzt werden wird. Das kann den Intellectuellen durchaus gleichgiltig sein. Von keiner anderen Gesellschaft haben sie etwas zu erwarten als von einer aristokratischen, in welcher — mögen auch die Individuen oft schwach und beschränkt sein — der Geist und Charakter der Gattung, durch eine transscendentale Religion unterstützt, nie die Gewohnheit verliert, nach Anderen als nützlichen Massstäben zu urtheilen. Eine solche Gesellschaft ist heute in Frankreich wenig wahrscheinlich, da der erschöpfte bourbonische Adel selbst mit Hilfe der Kirche kaum restaurirt werden könnte. Es bleibt also nur die Hoffnung auf einen Heiland, auf Einen, der höher ist als Race, Besitz und Menge, auf eine grosse Persönlichkeit, in deren Geist sich ein neues Weltbild spiegelt, und dessen Arm die Kraft hat, es zu verwirklichen.

Man kann die Entwicklung des Gegensatzes zwischen »Intellectuellen« und »Bürgerlichen« in der französischen Literatur dieses Jahrhunderts verfolgen. Classische Worte hat Alfred de Musset in den ersten 20 Seiten der »Confessions d'un enfant du Siècle« ausgesprochen. Dort vernimmt man zum erstenmal den jähen Aufschrei des geistigen Menschen, der, genährt an der Tradition seines grossen Volkes, in die Welt tritt und Krämer findet, wo er Fürsten erwartete, Dirnen, wo er Frauen suchte, den statt der Freude das Geschrei, statt der Liebe ein dürrer socialer Pflichtbegriff empfängt, welcher, im Begriff zu weinen, nachdem er das erste Weib verführt, von ihr verlacht wird. In den Trägern der Staatsgeschäfte treten ihm vermoderte Stubenbeamte entgegen, dressirte Sclaven und Frohnvögte in den Vertheidigern des Landes, statt den Herren des Handels, deren Schifte einst kühn die Meere durchkreuzten, begegnet er klüglich berechnenden Krämern. Mit der Revolution wurde alle menschliche Grösse gestürzt, das Zeitalter der Kleinen, der Kleinlichen, der »Vielzuvielen«, das ist angebrochen, das Jahrhundert der Alles überheulenden Maschinen, das Jahrhundert des Alles verpestenden Dampfes.

Milder als Musset's tragischer Schmerz klingt die — man möchte sagen — wohlwollende Verachtung Theophil Gautier's, den die täppische Bosheit des »Philistin« wie ein Circusschauspiel unterhält.

Balzac wünscht sich und seinen Freunden einen solchen Erfolg, dass man es für durchaus in der Ordnung halten würde, wenn sie sich der bürgerlichen Salons als W. C. bedienten.

Baudelaire's Hohn ist von trostloser Verbitterung begleitet. Die Vorstellung von dem Märtyrerthum des Künstlers bricht hervor. Die »Malédiction« gibt Zeugniss hievon (les fleurs du mal). Zugleich kommt das »épater les bourgeois« auf. Die Intellectuellen schliessen sich enger zusammen. In den sorgsam verhängten Räumen des Hôtel de Pimodan sucht man in seltsamen Orgien der Farblosigkeit des Jahrhunderts zu entfliehen, indem man sich mit Hilfe von Haschisch und Opium in ein »paradis artificiel« versetzt. Grünäugige Frauen von kranker Magerkeit werden geladen, und während sie ihre nach östlichen Spezereien

duftenden Haare schwingen, träumt man die seltsamen Laster unwiderbringlicher Zeiten und verfasst flüchtige Poesien aus Düften und Dämpfen.

Nach aussen werden Gewohnheiten angenommen, die der Bourgeois anstarrt, la bouche béante. Baudelaire kommt mit grüngefärbten Haaren in eine Gesellschaft und fühlt sich tödtlich verletzt, dass man sich nicht gebührend darüber erstaunt und empört. Seine neuen Kleider reibt er, wie Gautier erzählt, mit Glaspapier ab, um ihnen jenen »éclat endimanché« zu nehmen, »si cher au philistin«. In einem Salon stellt ihm ein bildungsstolzer Proletarier seine drei Töchter vor, von welchen eine malt, eine andere dichtet und die dritte musicirt. »Et la quelle destinez-vous à la prostitution?« fragt Baudelaire.

Flaubert ruft entrüstet aus: während sich die Gäste Trimalchio's an den Haaren schöner Jünglinge die Hände trocknen durften, würden sich Einige wundern (il y en a), wenn unsereins ein paar solcher feister Krämer in seinen Ställen halten sollte.

Unter Verlaine kommen die Rufe auf: »nons avons du talent«, »nous sommes les intellectuels«, unter welchen die Kaffee- und Bierhäuser des lateinischen Viertels erzittern. Noch heute besteht in der »Source« auf dem Boulevard St. Michel ein Tisch der Intellectuellen, und der berüchtigte Bibi-la-Purée gibt noch immer, wenn er seine Jahresrente von 100 Franken erhoben hat, den »intellectuellen« Copains ein Bankett.

Es herrscht eine vollkommene Absonderung der Intellectuellen von der Gesellschaft, sie haben die Berührungspunkte mit dem Leben verloren, die Margarinepreise interessiren sie nicht. Einige, welche gezwungen sind, ihren Lebensunterhalt in den dumpfen Schreibstuben irgend eines Ministeriums zu ersitzen, thun es unter einem anderen Namen, welchen kaum ihre intimsten Freunde kennen.

Längst fühlt man indess die Unhaltbarkeit dieses literarischen Seins, dessen Brennpunkte die Dienstage darstellen, wo man sich in den dunkelrothen Salons des »Mercure« versammelt, um zusammen die literarische Wäsche der letzten Woche zu waschen. Man seufzt nach Thaten. Man hat es satt, Sonette und Rondels zu verfassen. Maurice Barrès, der das Evangelium der Intellectuellen, den »Homme libre« geschrieben hat, wirkt schon seit einigen Jahren als Deputirter. Um dieselbe Zeit, als sich d'Annunzio, der die Intellectualität Italiens vertritt, in das Parlament seines Landes wählen liess und Zola für einen unschuldig Verurtheilten den Kampf gegen sein Volk aufnahm, hat Camille Mauclair, ein sehr charakteristischer Vertreter der jungen Generation, öffentlich in einer Art Manifest dem literarischen Dasein abgeschworen und feierlich die Bekehrung zum Leben gelobt. Die Zeit wird lehren, ob er Kleinekinderschulen gründen, für die Verbreitung des Franzosenthums ins Ausland sorgen oder ein neues Mittel zur Bekämpfung der Reblaus entdecken wird.

IBSEN AUF WIENER BÜHNEN.

Von F. SCHIK (Wien).

Es hiesse beschönigen wollen, wenn man behaupten würde, das Publicum hätte von den in Wien anlässlich der Ibsen-Feier zum erstenmale aufgeführten Stücken — »Baumeister Solness« im Burgtheater und »Hedda Gabler« im Carltheater — auch nur Bruchstücke zu würdigen verstanden. Die Zuschauer verloren den Kopf, und der Aerger über einen verschwendeten Abend machte sich durch Zischen Luft. Ohne Unterschied des Alters und des Geschlechtes war das vorherrschende Urtheil, widernatürliche Producte eines wirren Dichters vor sich zu haben, von dessen Dramen man sich in Hinkunft fernehalten werde. Nicht derjenige, der dies ohne Scheu eingestand, im Gegentheil, der, welcher erklärte, den Sinn des Vorgeführten erfasst zu haben, gab sich eine Blösse und musste den Anwurf der Unehrlichkeit gewärtigen.

In Kopenhagen erschien am Tage des 70. Geburtstages Ibsen's die Jubiläumsausgabe[1]) seiner sämmtlichen Werke mit folgender Einleitung des Dichters:

> »An meine Leser! Da mein Verleger mir den liebenswürdigen Vorschlag machte, eine chronologisch geordnete Ausgabe aller meiner literarischen Arbeiten zu veranstalten, sah ich sogleich ein, welch grossen Vortheil ein solches Unternehmen für die richtigere Auffassung meiner Bücher ergeben würde.
>
> Gleichzeitig mit meiner fortschreitenden Production ist ein jüngeres Geschlecht herangewachsen, und ich habe leider oft Gelegenheit gehabt, mit Bedauern zu bemerken, dass dessen Kenntniss meiner neueren Bücher viel eingehender ist als die der früher erschienenen.
>
> Dadurch wurde ein Bruch herbeigeführt, welcher das Bewusstsein des Lesenden über den inneren Zusammenhang der Werke stört; und dadurch erkläre ich mir theilweise die sonderbare, mangelhafte und missweisende Auslegung und Deutung, denen meine späteren Arbeiten von so vielen Seiten ausgesetzt waren. Nur durch die Auffassung und Aneignung meiner sämmtlichen Productionen als ein zusammenhängendes, ununterbrochenes Ganzes wird man den beabsichtigten zutreffenden Eindruck empfangen.

---

[1]) Die Ausgabe sämmtlicher Werke Ibsen's in deutscher Sprache besorgt, vom Dichter autorisirt, der bekannte Verlag S. Fischer in Berlin.

Meinen Lesern will ich deshalb freundlichst anheimstellen, kurz und gut: dass man kein Stück vorläufig bei Seite lege, nichts vorläufig überspringe, sondern sich die Werke aneigne — sie durchlese und durchlebe — in der Reihenfolge, in welcher ich dieselben gedichtet habe.

Christiania, im März 1898. Henrik Ibsen.«

So spürt Ibsen selbst den Ursachen seiner Misserfolge nach, und in der That liegen die Dinge speciell für Wien, wie er angibt. Ganz wahllos, ohne die Zeit der Entstehung der Stücke zu berücksichtigen, führt man sie hier kunterbunt durcheinander auf. Einmal eines aus seiner ersten Dichterperiode, gleich darauf sein neuestes u. s. w. in Unordnung. Seine einzelnen Werke aber haben untereinander innere Zusammenhänge, während man z. B. selbst bei den Shakespeareschen Königsdramen ganz gut eines allein aufführen kann, wohl mit Zerreissung des äusseren Geschichtsvorganges, aber ohne das Verständniss des Wesens zu schädigen.

Ibsen baut sein dichterisches System immer vollständiger aus. Seine Grundidee entfaltet sich in jedem weiteren Stücke voller. Die künstlerischen Details werden immer complicirter, und wer sich vorwiegend auf den Genuss dieser verlegen wollte, würde sich immer weiter vom Verständniss des Ganzen entfernen. Ibsen gewährt erst dann die echten Freuden am Detail, wenn er im Ganzen erfasst ist. Erst dann wird man in jedem späteren Drama stets sämmtliche Ingredientien der vorhergegangenen Dichtungen zu einer höheren Verbindung gebracht sehen.

Ein Haupthinderniss des Verständnisses war diesmal wieder die Darstellung, die »Baumeister Solness« und »Hedda Gabler« gefunden. Im Burgtheater ging es bis zur Hälfte des ersten Actes ganz gut. Je mehr aber im Verlaufe jeder Satz an die Zusammenhänge mit Vorhergegangenem erinnern sollte, um so grössere Hilflosigkeit trat ein. Herr Robert wurde immer weniger Baumeister Solness und immer mehr Macbeth, Frau Hohenfels verwandelte sich noch rascher aus der Hilde Wangel in die Gänsemagd aus den »Königskindern«. Da diese zwei Hauptpfeiler der Darstellung nicht Stand hielten, waren die anderen Mitspieler ganz ohne Compass. Der neue Leiter des Burgtheaters hat sich um die Aufführung wenig verdient gemacht. Wenn er schon Rollen an hiefür ungeeignete Darsteller vertheilt, sollte er sie wenigstens mit entsprechenden Aufklärungen über den Sinn der Dichtung an Haupt und Gliedern auszustatten wissen. Im Carltheather erhielt Alles sofort parodistischen Anstrich. Hier lachte man, im Burgtheater stellte sich Theilnahmslosigkeit ein.

Bei dieser Sachlage obliegt den Ibsen-Interpreten einstweilen nur die Aufgabe, das Verständniss aus dem Groben herauszuarbeiten.

Als Hauptcharakteristicum bei den Ibsen'schen Dichtungen muss erkannt werden, dass die Entwicklungslinien des männlichen und weib-

lichen Geschlechtes sich an einer weiter vorgerückten Stelle kreuzen, als dies vor ihm der Fall war. Ibsen entwickelt Männer- oder Frauencharaktere über die bisherigen Verkehrsgrenzen hinaus, so lange, bis sich dann Menschen trotz jahrelangen Zusammenlebens plötzlich fremd erscheinen. In diesem Stadium finden solche Geschöpfe nun ihnen bisher Unbekannte, welche ganz getrennt von ihnen denselben Entwicklungsprocess durchgemacht haben und ihnen schon beim ersten Zusammentreffen innerlich weit näher stehen, als die seit Langem durch bürgerliche Bande äusserlich Verbundenen. Das Princip der Vereinigung einzelner Menschen auf Lebensdauer wird über den Haufen geworfen, nicht aus Frivolität, sondern aus den zwingenden Gründen einer Umwandlung der Persönlichkeit. Der Kampf der neuen Persönlichkeit mit der alten in ein und demselben Menschen ist das specifisch Ibsen'sche Problem. Entweder Selbstmord der alten oder Selbstmord der neuen Persönlichkeit. Wer sich aber zu keinem von diesen zu entschliessen die Kraft hat, bei dem findet eine Todeskreuzung dieser zwei unvereinbaren Individualitäten statt, die erst recht zur gänzlichen Selbstvernichtung treibt. Die Interimsempfindungen eines Menschen während einer solchen Seelenrevolution kunstdeutlich zu machen, ist die Hauptdomäne Ibsen's. Im Faustproblem spielt das Weib eine ganz andere Rolle als hier. Dort ist sie ein Theil der äusseren Welt, die dem Manne entgegentritt. Bei Ibsen ist die Weltkette eine ganz enge: Mann, Frau. Was ausser ihnen sich ereignet, muss vorher in ihnen vorgegangen sein. Eine Veränderung der Aussenwelt ist nur durch eine veränderte Beziehung dieser Beiden möglich. Die äusserlichen Umstände malt Ibsen als etwas unwahr Gewordenes. Sie bedeuten den sich umwandelnden Menschen nicht mehr dasselbe wie früher, und durch das Symbolische wird eben auch die Umwandlung der äusserlichen Umstände angedeutet.

In »Baumeister Solness« wird der Niedergang der bisherigen Gesellschaftsordnung in blendender Farbenpracht versinnbildlicht. Ein Weltuntergang mit allen seinen Schrecken. Die geschichtliche Periode, in der wir leben, begann mit der »Erbauung von Kirchen« — mit der Religion. Im Verlaufe tritt das sociale Problem in den Vordergrund, »die Erbauung von Heimstätten für Menschen«. In unseren Tagen wird die Zusammenschweissung dieser zwei Culturmittel versucht: Solness baut eine Wohnstätte für Menschen mit einem hoch in die Lüfte ragenden Thurme. Als er noch Kirchthürme baute, hatte er die Kraft, sich in metaphysische Höhen zu schwingen, seit er Wohnhäuser baut, wagt er sich nicht mehr aus den materiellen Niederungen. Nun er sein Leben in Eins zusammenfassen, das Ideale mit dem Materiellen verbinden will, stürzt er, der die bisherige Gesellschaftsordnung verkörpert, ab, ohne geistige und leibliche Nachkommen zurückzulassen. Niemand mehr wird seine verunglückte Idee, »Wohnhäuser« mit hohen Thürmen zu verbinden, aufnehmen. Er glaubte, dass eine andere Gruppirung der Zeitbestandtheile das Neue mache. Er fasst die Idee des Neuen nur als eine mechanische. Seine Furcht vor der Jugend ist die Furcht vor dem

organischen Fortschritt der Menschheit, den mitzumachen ihm die inneren Fonds fehlen.

Nach diesem Schema werden die anderen Personen des Stückes und dessen Symbole zu erklären sein. Wir sehen Solness von drei Frauen umgeben: Seine Gattin ist das unklar gährende Princip mit dem Blick in die Vergangenheit, der das Einzelne werthvoller erscheint, je weiter es zurückliegt. Die verlorene Kinderzeit der Menschheit — die verbrannten Puppen — beweint sie am meisten. Das unklar gährende Princip der Gegenwart ist in der Comptoiristin Solness', die der verschämt praktischen Liebe huldigt, das unklar gährende Princip der Zukunft in Hilde Wangel verkörpert. Für keine dieser drei typischen Frauen ist Solness der befreiende Genosse. Sie bleiben alle drei enttäuscht zurück. Die »Kinderzimmer« der Gegenwart stehen leer, unsere Zeit bringt keinen Thronfolger mehr hervor.

Mit Hedda Gabler hinwieder geht das Gegenwartsweib zugrunde an einer Ueberfülle von unvereinbaren Trieben. Die moderne weibliche Gefühlsordnung wird durch Frau Elvsted verkörpert. Diese behauptet, von einem Uebergangsmanne geistig befruchtet, den Platz. Sie ist die Botin aus der Vergangenheit in die Zukunft. Eine Nora nach dem letzten Act dieses Stückes. Auch Frau Elvsted ist ihrem Gatten — wie sie ihn schildert, einer von der Art Helmer's — entlaufen und hat jetzt das »Wunderbare« in dem Werke Lövborg's, den sie hiezu anregte, gefunden. Ein sicheres Beispiel für die Zusammenhänge der einzelnen Ibsen'schen Dichtungen. Lövborg ist als Theoretiker modern, in seinen praktischen Lebensbeziehungen veraltet und muss, sobald seine physischen Eigenschaften die Oberhand gewinnen, in tödtlichen Conflict mit sich kommen. Tesman, so lächerlich antiquirt sein Gehaben auf den ersten Blick scheinen mag, ist doch, wie sich am Ende des Stücks zeigt, wo er mit Frau Elvsted gemeinsam das Lövborg'sche Zukunftswerk zusammenzustellen sich entschliesst, ein neuzeitlicher Praktiker, der die brauchbaren Ideen Anderer zu erkennen und zu conserviren versteht. Ein Handlanger der Zukunft. Mit Hedda Gabler geht auch das veraltete Kunstprincip der Schönheit zu Grabe. »In Schönheit sterben« ist ihr letztes Wort. Lövborg hinterlässt das neue Kunstprincip, auch das Hässliche nicht zu scheuen: den Schuss in den Unterleib.

NOTIZEN.

BURGTHEATER. »Neigung.« Schauspiel in vier Aufzügen von J. J. David.

Die Première liess deutlich erkennen, wie stark das Stück bei der Wiederholung am zweiten Abend durchfallen werde. Mitleid mit dem anwesenden Autor behinderte vorerst eine kräftige Ablehnung. Obwohl schon im Mannesalter stehend, liefert er immer noch kindische Gymnasiastendramen. Die Figuren, die er über die Bühne humpeln lässt, reden das confuseste Zeug; nicht ein natürliches Wort springt hervor, dem eine wirkliche Beobachtung zugrunde läge. Nur hin und wieder taucht eine unbewusste Unwahrheit von seltener Echtheit auf als Perle des Dialoges. Von einer psychologischen Entwicklung ist keine Spur. Aber auch jeder Bewegung durch Handlung geht der Autor scheu aus dem Wege; offenbar glaubt er in seiner Naivetät, gerade dieser Mangel mache das »moderne« Stück aus. Wir müssen so auf Treu und Glauben hinnehmen, dass ein alter Cassier eine Veruntreuung begangen hat, nur weil er es sagt, obwohl wir dem Einfaltspinsel eher zumuthen, dass er sich die Missethat nur selbst einredet und es in Wahrheit gar keinen ehrlicheren Kerl gibt als ihn. So narrt den Autor die Bühnenoptik. Nicht in der Cassa, sondern im Kopf des angeblichen Defraudanten stimmt es nicht. Der David'sche Ernst erreicht nur das Niveau jener Sprechcouplets in Possen, in denen Shakespeare oder irgend ein Classiker parodirt wird. In dieser Einlagetragik bleibt Alles stecken. Auch die Liebespaare geben sich nur auf Gemeinplätzen Rendezvous. Der Titel »Neigung« passt zu der Inhaltslosigkeit des Stückes nicht besser, als wenn man unter ein Bild, das ein bürgerliches Interieur darstellt, die aufklärenden Worte setzen würde: Ein See. Die Darsteller waren nicht imstande, die beklemmende Langweile auch nur auf Minuten zu unterbrechen. Farb- und temperamentlos schlichen sie über die Bühne. Niemand machte auf eigene Faust Charakterisirungsversuche; über den Geist des Autors kam man nicht hinaus. Ehemals galt es als Wiener Hetze, wenn Lewinsky einmal den alten Drahrer copirte; heute weist ihm Director Schlenther, der sich voreilig schon als Wiener gerirt, allen Ernstes eine solche Rolle im Burgtheater zu. Früher lag zwischen diesem Theater und einer Theaterschule ein weiter Weg. Jetzt mimen Anfänger an der noch so genannten ersten Bühne. Nicht einmal körperlich voll entwickelten Eleven muthet man hier schon die Anstrengungen grosser Rollen zu und zahlt ihnen ärmliche Monatsgagen, die sich, für den Tag berech-

net, dem Preis eines Sperrsitzes nähern. Auf diese Weise hofft man das Deficit zu bannen. Heute sind ja die Stücke an der Tagesordnung, in denen Personen auftreten, die nichts zu essen haben. So will man das natürliche Spiel fördern, indem man den Schauspielern Hungerlöhne zahlt. *—i—*.

AUSSTELLUNG DER VEREINIGUNG BILDENDER KÜNSTLER ÖSTERREICHS. Wir haben alle Ursache, unsere »Secession« zu beglückwünschen. Sie kam — lässt uns sehr viel Schönes, Eigenartiges und Vortreffliches sehen — und hat insoferne schon einen Sieg errungen, als sie träge Geister aufgerüttelt und einen sicher lange nachhallenden Weckruf an Künstler und Kunstfreunde in Oesterreich hat ergehen lassen. Es ist heute schon mehr Leben und Bewegung in diesen Kreisen bemerkbar, und — darum handelt es sich. Nur der Wahrheit geben wir die Ehre, wenn wir feststellen, dass der »Rummel«, den unsere Secessionisten hervorgebracht, viele Schläfer erweckt und dass der unleugbare Erfolg, den sie mit ihrer Ausstellung errungen, eine Anspannung der Kräfte auf der anderen Seite zur wohlthätigen Folge hatte. Wir behalten uns ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten der Ausstellung für die nächste Nummer vor. Die Geschicklichkeit und der vornehme Geschmack, den die Arrangeure in der Adaptirung der Räume der Gartenbaugesellschaft bewiesen, die Art der Vertheilung der Kunstwerke, welche jedem Einzelnen die möglichst günstigen Bedingungen seiner Wirkung schafft, das schöne Verhältniss in der Zahl der Atelierbilder zu der der ausgestellten Plastiken und kunstgewerblichen Gegenstände, überhaupt die glückliche Belebung aller Ausstellungsräume haben dem Unternehmen die allgemeinen Sympathien im Sturm erobert. Dem Sinne unserer österreichischen secessionistischen Bewegung entspricht es durchaus, dass auf die Erwerbung ausländischer, die neuen Kunstrichtungen und Versuche charakterisirender Kunstwerke für den Ausstellungszweck das Hauptgewicht gelegt wurde. Im Auslande i s t die Bewegung schon seit langer Zeit mächtig — in Oesterreich muss sie es erst w e r d e n. Die Augen der Besucher treffen allerwärts auf Anregendes und Neues. Das Gebotene zeigt das mannigfaltig abgestufte Niveau vom Meisterwerk bis zum beachtenswerthen, einem echt künstlerischen Drange entsprungenen Versuche. Von Marktwaare werden wir in diesen Räumen nicht belästigt. Von Irrthümern kann sich weder der Einzelne, noch eine Gesellschaft frei halten — wohl aber vermag ein starker, intransigenter Wille und echter künstlerischer Charakter feigen Opportunismus fern zu halten und die Bahn zu säubern für das Echte. Für diesen guten Zweck hat die Wiener Secession einen hohen Einsatz gewagt und wird ihn nicht verlieren. *G. S.*

HOFRATH SCALA. Unser »Museum für Kunst und Industrie« hat derzeit einen Director, der nicht nur aus verstaubten Lehrbüchern, sondern aus der lebendigen Anschauung des englischen, belgischen und französischen Kunstgewerbes seine Grund-

sätze geschöpft hat. In der kurzen Zeit seiner Amtsthätigkeit hat er das einzig richtige Mittel zur Schaffung eines österreichischen Kunstgewerbes angewandt, d. h. er hat den Wienern, welche bisher nur die pompösen Schätze des Herrn Sandor Jaray anzustaunen Gelegenheit hatten, die Elegance und Einfachheit des englischen Kunstgewerbes endlich einmal gezeigt. Die verschiedenen Herren Jarays, aus ihrer Unbeweglichkeit geweckt, zeterten unter localpatriotischen Vorwänden gegen den »Ruhe-Störer«. Man darf die besorgten Geschäftsleute aber vielleicht daran erinnern, dass das Kunstgewerbe nicht bloss eine Gewerbe-, sondern auch eine Kunstangelegenheit ist. Hoffen wir, dass diese kurzsichtige Agitation die zielbewusste Thatkraft des Hofrathes Scala in keiner Hinsicht schwächt oder schädigt. —*n*.

DER BERLINER SOCIALDEMOKRATISCHE »VORWÄRTS« hat auch eine literarische Beilage, deren Inhalt aber mit dem des Hauptblattes seltsam contrastirt. In diesem wird energisch gegen politische und wirthschaftliche Knechtung zu Felde gezogen, in jener verharrt man ängstlich in reactionärem Stumpfsinn. Von der Seite ist die »Wiener Rundschau«, welche unentwegt für die moderne Kunstrichtung eintritt, schon wiederholt durch Angriffe ausgezeichnet worden. In unserer letzten Nummer war es der Artikel über Ibsen, welcher wie ein rothes Tuch auf den betreffenden Literaturreporter wirkte, der sich doch nachgerade an diese Parteifarbe gewöhnen könnte. Er geht gleich mit der Schere auf uns los, schneidet einzelne Sätze des Artikels heraus und nagelt sie mit seichten Worten für seine bescheidenen Leser an. Für eine derartige kritische Thätigkeit wären wohl die Dramen Ibsen's selbst ein noch ergiebigeres Gebiet. Darin gibt es tausende von Stellen, die man nur aus dem Zusammenhang herauszureissen braucht, um die »Ueberspanntheit« des Dichters zu illustriren. Wir erwarten von dem fraglichen Literaturreporter des »Vorwärts« diese Tempelschändung. Derlei kostet wenig Hirnschmalz; aus Eigenem braucht man nichts hinzuzuthun. Und darauf kommt es wohl Schriftstellern solcher Sorte an. Sie haben den Wahlspruch: Schreiben ist Schreiben. Sie lassen keine eigene Zeile von sich in die Welt, denn damit könnte man an den Literaturgalgen kommen. Weiteren derlei Scherenattentaten sehen wir mit Vergnügen entgegen und empfehlen uns der Ironie der »Vorwärts«-Literaten.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

15. APRIL 1898.

ERNEST LA JEUNESSE.

Von HENRI ALBERT (Paris).

Während der erregten Tage, die wir bei Gelegenheit der letzten Processe durchmachen mussten, schrien die Zeitungsverkäufer auf den Strassen unter anderen auch ein illustrirtes Blatt aus. Es führte die energische Exclamation »Ouste!« als Ueberschrift und sollte auf das anzügliche »Pst!« antworten, in dem Forain und Caran d'Ache die Thaten des Kriegsministeriums verherrlichten. Dort waren die Dinge des Alltags von einem höheren Gesichtswinkel aus gesehen, und man merkte gleich, dass man es mit Jemandem zu thun hatte, der es weder mit der einen noch mit der anderen Partei halten wollte. Gleich auf dem ersten Blatte war der Corse Napoleon abgebildet, der einen Polizisten nach der Strasse der Staatsstreiche fragt, denn »das ist die Strasse, die nicht versperrt ist«. Weiter war von einem Officier die Rede: »le cerveau le plus ouvert de l'armée«, weil er auf den Kopf gefallen war. Und so ging es weiter, Scherz, Satyre und Ironie wollten kein Ende nehmen.

Der Text und die Zeichnungen rührten aus derselben Feder her. »Texte et icôneries d'Ernest La Jeunesse« hiess es auf dem Titelblatte.

Wie alle Unternehmungen dieser Art hatte das Journal nur eine ephemere Dauer. Aber es hatte von einer ganz eigenthümlichen Geistesrichtung ein Zeugniss abgegeben, und die Aufmerksamkeit wieder einmal auf den in jüngster Zeit so viel umstrittenen, jungen Dichter Ernest La Jeunesse gelenkt.

Und ich denke zurück auf das seltsame Schicksal dieses sonderbaren Menschen, der sicher eines der eigenthümlichsten Gewächse unserer an merkwürdigen Phänomenen so reichen zeitgenössischen Literatur ist.

* * *

Es war an einem schönen Sommerabende vor jetzt bald drei Jahren. Die Sonne warf ihre letzten goldenen Strahlen auf die grünen Bäume der Seine-Ufer, und die bestaubten Bücherkasten der Antiquare auf der breiten Brüstung des Quais hatten einen fast geheimnissvollen Glanz. Ich kam gerade von der Nationalbibliothek durch das Louvre und über den Pont des Arts in mein liebes Quartier Latin zurück. Vor einem Kasten mit alten Schweinslederbänden blieb ich stehen. Da klopfte mir Jemand vertraulich auf die Schulter. Es war ein kleiner Junge mit einer grossen Mappe. Er schien seine Kleider noch auf den Schulbänken abgejuckt zu haben. Die langen Arme ragten aus kurzen Aermeln heraus, und die Beinkleider waren das Formloseste, was man sich träumen kann. Just eine Caricatur von Oberländer. Aber die grauen lebhaften Augen blickten so klug unter der hohen, intelligenten Stirne hervor, und der verzerrte Mund hatte etwas Gieriges. Wir hatten uns auf dem Redactionsbureau einer jungen Revue flüchtig kennen gelernt. Es war Ernest La Jeunesse.

»Ich will ein Buch gegen Sie schreiben!« schrie er mich brüsk an.

Ich verstand nicht.

»Ja!« fuhr er fort, und seine Stimme war ein Krähen wie dasjenige eines Knaben, der nicht aus der Moutirzeit herauskommt. »Ja, Sie haben in einem Aufsatz über Nietzsche geschrieben: «Comment pourrait-on vivre selon Napoléon?« Ich werde zeigen, dass man Napoleon gemäss leben kann. Ich werde die ‚Imitation de notre Maitre Napoléon' schreiben.«

Er hatte seine rothen Hände tief in den Hosentaschen begraben und fing an, mir den Plan seines Buches zu erklären. Wir plauderten lange, und seitdem sind wir immer gute Freunde geblieben. Wir haben uns stets frei heraus die ärgsten Grobheiten gesagt, aber das thut nichts zur Sache.

Damals war La Jeunesse noch ein obscurer Literaturjunge; jetzt ist er ein berühmter Mann und schreibt in die grossen Blätter. Er ist aber immer noch der kleine Kerl mit den krummen Kleidern. Die Kleider sind zwar jetzt nach neuestem Schnitt, doch er scheint sich nicht hineinfinden zu wollen, und er bleibt der kleine Schalk, gassenjungen-artig und muthwillig.

* * *

Gleich mit seinem ersten Buche ist La Jeunesse in das grosse Publicum gedrungen. Es war eine Sammlung von launischen Essays, welche den bizarren Titel: »Les Nuits, les Ennuis et les Ames de nos plus notoires Contemporains« trug. Hier defilirte Alles, was die französische Literatur der Gegenwart an Berühmtheiten besitzt, und es liess diese Herren selbst erzählen, was in ihrer Seele vorging. Anatole France betet zur heiligen Jungfrau, Loti hält einen langen Monolog, der alte Daudet massregelt seinen Sohn, Mendés kommt nach einem Bankett bezecht nach Hause . . . Man muss aber nicht glauben, dass

es sich um Nachahmungen der Manier dieser zwanzig notorischen Leute, die hier vorgeführt waren, handelte. Wohl waren Coppée'sche Verse geschickt parodirt, und die Hochzeit von Henri de Regnier war in Heredia'schen Sonetten verherrlicht, aber eigentlich handelte es sich viel mehr um Herrn La Jeunesse selbst als um seine Opfer. Gefoppt war Derjenige, welcher in diesem Buche Indiscretionen über die Lebensweise unserer berühmten Zeitgenossen suchte. Es kam wohl von Zeit zu Zeit eine kleine Bosheit heraus, so z. B. wenn der Verfasser durchblicken lässt, er habe beim Antiquar ein Buch des Herrn Soundso, das eine handschriftliche Dedication an einen anderen Herrn Soundso trug, gefunden. Im Grunde erzählte uns La Jeunesse bloss die Abenteuer seiner eigenen Seele — derjenigen eines sehr belesenen, mit Literatur vollgepfropften jungen Mannes — in den Werken derer, die er so lange einsam geliebt hatte. Seine eigenen Sensationen, sein geistiger Zustand, seine Zweifel gibt er uns wieder, wenn er Diesen oder Jenen von seiner Grösse herab reden lässt. Und schliesslich... schliesslich frägt er sich, ob es wirklich der Mühe werth war, die Reise von Nancy nach Paris zu machen (17 Francs 65 Centimes in III. Classe), um diese Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen.

»Je suis venu, calme orphelin...« sagt er mit dem Dichter Verlaine. »Ich bin, ohne daran Schuld zu sein, unter Leute von Geist, von Talent und von Genie gefallen; sie sind Alle sehr liebenswürdig gewesen, haben mir Bier angeboten — das ich bezahlt habe.« Was nützt es auch, eine schöne Seele zu haben?

Diese »berühmten Zeitgenossen«, sie kamen dem Schuljungen aus dem Lyceum zu Nancy vor, wie die »höheren Menschen« dem Zarathustra erschienen. Sie arbeiten nicht dem Uebermenschen entgegen, und auch unser Schuljunge träumte schon von Uebermenschen, er träumte von seinem Napoleon.

Doch nicht als Apologet des flachhaarigen Corsen — solche unbegreifliche Verirrungen sind hier nicht selten — hat sich La Jeunesse einen Namen gemacht. Seinem, wir müssen es sagen, schlechten Erstlingswerk verdankt er allein seinen Erfolg. Der etwas verächtliche Ton des Buches hatte der akademischen Kritik gefallen. Die Laroumet, die Faguet, die Doumic priesen darin neben der Gelehrsamkeit das kleinliche Niederdrücken der freien (nicht akademischen) Talente. Das Nörgeln hatte bei den Nörglern Beifall gefunden, und auch was der junge Polemist mit (der Vergleich ist etwas scharf) ... Aretino gemeinsam hat. Als der »Napoleon« erschien, da schwiegen sie ...

* * *

Vor Jahresfrist gab sie der Verleger Charpentier diese »Imitatio Napoleonis«, die wir mit so grosser Spannung erwartet hatten. Es ist ein lyrisches Buch, wo flammende Begeisterung zittert, ein Buch voll zurückgehaltener Gluth und gedämpfter Lyrik, doch dunkel und ungleich, voll verworrener und tiefer Gedanken, die ohne Ordnung auf-

einander folgen, als habe man es mit einem deutschen Buche zu thun. Und es ist auch ein Buch, das man lieben muss, selbst wenn man Napoleon nicht liebt, und auch La Jeunesse nicht liebt, weil es ein unabhängiges Buch ist, das einen Schritt bedeutet zu Befreiung von der »dégrandante égalité« eines Rousseau, an der das moderne Frankreich zugrunde geht. »Ich möchte der Welt einen neuen Meister und ein neues Schauspiel darbieten«, heisst es zu Anfang. Der junge Mann sucht einen »code d'énergie«. Von seinem Irren durch die Literatur der Gegenwart ist er müde und kraftlos zurückgekehrt. Hier gebe ich ihm sein »manuel de bonne volonté«, das all seine Traurigkeiten und all seine Aufschwünge begleiten soll. »Seid ehrgeizig, mit einem Ehrgeize aller Augenblicke, einem spasmodischen, wüthenden und bissigen Ehrgeize, der aber zugleich erhaben und ruhig sein würde.« »Gebt euch wenigstens die innere Komödie des Triumphes, auf dass ihr euch selbst das Ave Caesar! zurufen könnt.« Lang habt ihr nach einem Meister gesucht, ohne ihn zu finden. Man hat euch Wege weisen wollen, die nicht eure Wege waren: Tolstoy? oder den »Disciple«? oder die Moral des Herrn de Vogüé? Wenn ihr eure Vorgänger fragt, was ihr thun sollt, so werden sie euch antworten: »Seinen Weg bahnen.« »Faire son tron! Mitten im Gedränge sich bemühen, um schliesslich, von Rippenstoss zu Fusstritt, wohin zu gelangen?« Nein, hier ist euer Vorbild, berauscht euch an dem Anblick! — »Ich möchte, dass dieses Buch für den jungen Mann zugleich seine Essais de Montaigne, sein Montaigne und sein Macchiavelle seien.« — — Und der Verfasser gibt diese Rathschläge, »wie man eine Uhr schenkt, die man gestohlen hat — Napoleon, es gibt viele Leute, die dich lieben und dich bewundern: was liegt mir daran, ich allein verstehe und liebe dich!«... »Für mich bist du weder Kaiser noch König, für mich bist du das Leben selbst!« — —

Und nun geht es im Zickzack durch das ganze Buch, ein Hin- und Herschweifen von der Anarchie zu den Russenfesten, durch das Paris der historischen Erinnerungen, auf öffentlichen Plätzen und mitten im Gemenge der Strassen, und durch das politische Paris der letzten Jahre... Auf Irrwegen kehren wir wieder in die Vergangenheit zurück; Erlebnisse aus dem Leben Napoleons ziehen die Seiten entlang; es kommt ein Todtengespräch zwischen einer flüchtigen Geliebten Rousseau's und einer noch flüchtigeren Geliebten Bonaparte's, von dem diese Zeitschrift gleichzeitig eine Uebersetzung bringt; dann werden literarische Persönlichkeiten heraufbeschworen, Stendhal mit seinem Julien Sorel, der sich bei der Lectüre des »Memorial de Saint-Hélène« den Kopf erhitzt (»Le Rouge et le Noir«), Brummel und sein Dandysmus, Ignaz von Loyola...

Doch die praktischen Schlüsse dieser Imitatio? Wie kann der Drang nach Macht verwirklicht werden? Wir hatten bereits Beispiele aus Nero und Nietzsche, aus Borgia und Stirner, und Herr Maurice Barrès hatte uns zum »Cultus des Ich« vertröstet. La Jeunesse gibt uns das Gespräch mit einem General. Aber der General ist alt, er

hat seine Dienstjahre im Leibe wie alle Generale, und das genirt ihn, er will es nicht auf sich nehmen, die Revolution anzufangen. Wir haben keine jungen Generale mehr, die siegen müssen, es ist nichts mit ihnen anzufangen, und, wenn sie's auch versuchen... die Verschwörungen gelingen ihnen nicht. Um eine gute Cavalleriecharge zu machen, muss man nach Longchamps hinaus, in den Strassen von Paris ist der Raum zu gering.

Nein, das Abenteuer gelingt nicht... Mit dem Staatsstreiche hat es ein Ende.

»Général, tu ne m'interesses pas!«

* * *

In der Mitte der La Jeunesse'schen »Nachfolge«, gleich nach dem »Studia la matematica«, steht ein kleines Capitel, das in einem Kaffeehaus beginnt und — in den Wolken endet. Diese wenigen Seiten geben den besten Aufschluss über die Seele des jungen Napoleon-Schwärmers. Es ist von einer kleinen Frau die Rede, von einer kleinen Frau mit langem Lockenhaar und einer weiten faltenlosen Robe, in welcher sich die Sensibilität des Dichters krystallisiren möchte: »Elle est nous et notre génération.« Man ist nicht in die kleine Frau verliebt. Ein kleiner Kitzel, ein bischen Sentimentalität, und das ist Alles. Der junge Mann sitzt in der Ecke des Cafés und folgt seinen Träumen. Es ist still, und dieser Raum hat sicher nichts Heroisches, aber die Seele Napoleons gleitet doch hindurch, weil er da sitzt, in sich gekehrt, schüchtern nach der kleinen Frau blickend, die ihm Verse hersagt. »Hätte Napoleon dieses Mädchen geliebt?« — —

»Genügt mir auch Napoleon?« frägt er dann zweifelnd, weil man sich eben seinen Meistern »immer überlegen fühlt«, und das »Mannel« schliesst mit einer »Gebrauchsanweisung«: »Setz dich. Es ist der Thron!« — ohne Aufschluss...

Seine grinsende Ironie in Hoffmann'scher Art, sein feiner Witz, der oft an denjenigen Heinrich Heine's erinnert und — nicht zu vergessen — seine Bosheit, machen ihn zu einem der beliebtesten »Causeurs« der Pariser Premièren. Er bewegt seinen »corpszigzagant« zwischen harmlos plaudernden Gruppen und mit seiner kreischenden, agressiven Stimme gilt er als der ewige Störefried. Die jungen Literaturkreise der kleinen Revuen haben ihm den Krieg erklärt und seine Gegenwart verbreitet unter ihnen einen panischen Schrecken. Und seinen Freunden schenkt er zur Erinnerung an vergangene Zeiten und zur Vorbereitung auf die künftige Dictatur die alten, napoleonischen »médailles de Saint-Hélène«.

»STUDIA LA MATEMATICA.«

Von ERNEST LA JEUNESSE (Paris).

Autorisirte Uebersetzung.

Im Garten des Palais Royal. Da denken wir an das kleine Mädchen aus der Sammlung des Herrn Frédéric Masson.[1])

Es besitzt immer noch »seine grosse Jugend, seine bleiche Gesichtsfarbe und seine schwache Gestalt«.

Und es ist ihm kalt.

Es steht in einer Ecke des Palais Royal, von dunklem Grün umgeben, in einer Ecke, wo der Stein weich erscheint.

Und das kleine Geschöpf »weiblichen Geschlechts« scheint auf Jemanden zu warten.

Es kommt Jemand. Es ist kein kleiner Officier, dem sie, auf seine Bitte hin, erzählen wird, auf welche Weise sie ihre Jungfrauschaft verloren hat, es ist eine Frau, »ein junges Mädchen von blendender Schönheit, sehr kokett und sehr flink«.

Das kleine Mädchen vom Palais Royal ist sehr traurig; es friert. Und sie begrüsst höflich, fast respectvoll die schöne Dame, die nicht friert.

Die schöne Dame gibt ihm seinen Gruss zurück — auf italienisch. »Ihre Manchetten und ihre Halsumfassung sind mit Goldfäden besetzt, welche rosafarbener Flitter ziert.«

Sie spricht.

Ich heisse Julietta, sagt sie. Ich bin die Julietta von Jean Jacques Rousseau.[2])

— Ich weiss nicht, wie man mich nennt, sagt das kleine Mädchen aus der Sammlung des Herrn Frédéric Masson. Ich weiss, dass ich sehr viel genannt werde. Und das kommt daher, weil ich an dieser Stelle mit einem schwarz-gelben kleinen Officier geplaudert habe, dessen Namen ich ein Jahrhundert später erfuhr. Es war Napoleon Bonaparte.

---

[1]) In dem ersten Capitel seines »Napoleon et les Femmes« citirt Frédéric Masson die Schilderung, welche der achtzehnjährige Corse von seiner Begegnung mit dem »Mädchen des Palais Royal« gab. Die Anekdote ist zu bekannt, als dass näher darauf hingewiesen werden müsste. *H. A.*

[2]) Rousseau spricht in dem siebenten Buch seiner »Bekenntnisse« von dem Abenteuer, das er 1744 in Venedig mit dieser Julietta hatte. Sie warf ihm, ihn enttäuscht zur Thüre hinauswerfend, das verächtliche: »Lascia le donne e studia la matematica« zu. Die beiden oberen in Anführungszeichen stehenden Sätze sind wörtlich Rousseau's »Bekenntnissen« entnommen. *H. A.*

Ich sagte zu ihm: »Kommen Sie. Wir wollen zu ihnen nach Hause gehen. Kommen Sie, dass wir uns wärmen und Sie Ihre Lust befriedigen.« Wir gingen hin, wir wärmten uns, und er befriedigte sich.

— Wir, wir brauchten uns nicht zu wärmen; in Venedig ist es nicht kalt. Das Meer lag vor uns, das Meer, wo ich ihn geküsst hatte, unverhofft, und wo er von meinem Blick und meiner Sprache berauscht wurde. Wir wärmten uns nicht und seine Lust befriedigte er nicht; er weinte über diese Lust — im Voraus, er weinte unfruchtbar, und er wurde weich.

— Der meinige wurde nicht weich. Er hatte eine Anstrengung gemacht, um zu scherzen, sich zu wundern, um zu verachten und zu trösten. Er machte keine Anstrengung, um zu lieben; er liebte und ging.

— Er ging, traurig und untröstlich, weil ich im Zimmer herumgeschlendert war und die Geringschätzung des Ruhebettes auf ihm gelastet hatte. Am dritten Tage kam er zurück, weil ich ihm dies Stelldichein gegeben hatte und er mein Lachen gesehen hatte. Er fand mich nicht und klagte über meinen Verlust, er klagte. Ich nannte ihn »Zanetto«.

— Ich nannte ihn »Monsieur«.

— Er war klein, er war mager, und seine Jugend war ohne Anmuth. Er war schlecht gekleidet. Etwas mehr als gewöhnlich liess er mich den Verlust des Officiers bedauern, der mich in Nantes, in der Bretagne entehrt hatte. Und das ist Alles.

— Was soll ich von meinem Zanetto sagen? Ich weiss nicht mehr, ob er klein oder gross, ob er elegant oder schäbig war. Ich habe während meines Lebens und nach meinem Tode Bilder, Statuen, Reliquien und Büsten gefunden. Ich habe sie angeschaut, und ich erinnere mich nur noch, dass ich immer Lust hatte, zu weinen, weil ich ihn hatte weinen sehen. Ich hatte mich ihm um den Hals geworfen, ein wenig zum Spielen, ein wenig, weil er mir gefiel; aber warum hatte er mir gefallen? Ach, ich weiss es nicht mehr, ich weiss es nicht mehr! Vielleicht war ich angezogen durch diesen Mann, der bei mir weinen und vor meinen Reizen schwach werden sollte. Er versagte vor mir, ich wunderte mich. Ich lachte über ihn, ich lachte über mich und wollte ihn zum Lachen bringen; Er weinte, er weinte über mich und über die Welt. Ich wurde gereizt. Ich ging zum Fenster. Er ging zum Fenster. Ich ging davon weg und schlenderte im Zimmer herum. Und indem ich jede Zurückhaltung, jede Scham, jede Gemüthsbewegung, all diese zerstreute Rührung, welche mir von Zanetto und von der Welt kam, zu entfernen versuchte, sagte ich ihm kalt und verachtend: »Zanetto, lascia le donne e studia la matematica«.

Unglückliche, die ich war! Ich wollte durchaus nicht verstehen! Ich wollte nicht bemerken, dass Zanetto allein die Frauen liebte, dass er allein sie nicht verlassen konnte, dass er sie immer auf seinem Wege finden sollte, hier mitleidig, dort spottend, aber beständig um ihn herum, damit er leide, damit er lebe.

Unglücklicher! Du warst das Gespenst, das vor meinem Gespenst hinziehen sollte, das weint, um mich zum Weinen zu bringen. Du sahst meine Thränen nicht. Ich ging fort, um dich nicht fortgehen zu sehen. Und ich weiss nicht, was aus mir geworden ist. Deine Thränen! Deine Thränen! Ich wollte mich verschmäht sehen! Ich wollte dich albern und impotent sehen. War es, weil ich dich brutal und schnell verlangte?

Ich weiss es nicht. Du weintest! Du weintest, mich, das Ding des geringsten Kauffahrteischiffscapitäns, zu sehen. Litt ich später noch die Liebkosungen der Matrosen und der Unbekannten? Es ist wohl möglich, und es kann auch sein, dass ich über weinende Leute gelacht habe. Ich muss noch verachtender gewesen sein, und gemein sinnlich, mehr denn je, und es war deshalb, weil ich dich immer vor mir sah, mein Zanetto, der du weintest und eisig bliebst! S t u d i a l a m a t e m a t i c a! Ach! ach! was wollte ich eigentlich sagen? Es war ein Mädchenwort, nur ein Mädchenwort! Doch auch das Wort der Leidenschaft, welche das Rechnen hasste, und geliebt werden wollte im Mondschein und im Scheine des Meeres, ohne Worte und ohne Ende, ohne Literatur und ohne Orthographie. Mädchenwort, gesprochen von einer, welche die Tugend hasst, die Reinheit und ihre Klagen hasst — und welche sie liebt. Ach! Zanetto, der du dich erniedrigtest, vor meiner erniedrigten Schönheit, der du weintest für mich, die nicht weinte, und littest für diejenige, welche sich bemühte nicht zu leiden. Ach! Zanetto, der du mehr Genuss hattest nicht schmutzig zu geniessen, und dessen Verwirrung so gross war, dass sie mich auf immer verwirrte, Zanetto, du studirtest nicht Mathematik. Du warst der unglückliche Botaniker, der die Blumen zittern sieht, und sie nicht pflückt, der sich, den Strassen entlang, verwundert — nicht zu stark — dort wo Wintergrünblumen blühen, damit diese Blumen noch anderen, unwahrscheinlichen Botanikern, welche über diese Strasse ziehen werden, gefallen möchten. Du warst der unglückliche Botaniker, der auf dem Busen der Frauen Schmerzen blühen sieht und unabsichtlich weint, und doch viel, viel Thränen vergiesst, weil die Blume verdorben ist und in einer unbewussten Todesqual verwelkt.

S t u d i a l a m a t e m a t i c a! Ich war die gemeine Stimme, der Schrei der Mittelmässigkeit, ich war die Menge, ich war das Böse, ich war das Nichts. Ich beleidigte dich, Zanetto — und du suchtest nach mir, weil du gut warst, und deine Seele sanft und bescheiden war. Du suchtest nach mir, um mir zu zeigen, dass du kein kläglicher Gott warst, und dass du, gleich einem anderen Mann sein konntest, das unfruchtbare Thier, das geniessen will — weshalb? Ich suchte dich nicht. Während ich floh, glaubte ich dich wiederzufinden — wo? — zu dir hinzutreten und zu sagen: »Zanetto, ich bin nicht das Thier, das du dir vorstellt. Ich bin nicht der Gegenstand der Lust und der Erniedrigung, dem du aus Güte opfern willst. Ich bin ein armes Mädchen, um welches du geweint hast und das deiner Thränen würdig ist Ich habe mein Gewerbe weitergeübt, weil es eine Nothwendigkeit

ist, dass das Leben nicht lyrisch sei, und weil du mir's übel genommen hättest, weil ich, deiner Thränen halber, eine ehrliche Frau geworden wäre.« Aber ich habe dich nicht wiedergesehen und sollte dich nicht wiedersehen. Du studirtest nicht Mathematik. Als Botaniker erinnertest du dich schmerzhaft, dass du eine schmerzhafte Blume gefunden hattest, und dass sie geflohen war — und das ist Alles.

— Der kleine Officier des Palais Royal hatte hingegen Mathematik studirt. Als er mich fand, ohne mich zu suchen, bei den eisernen Thoren, hatte er seine Zärtlichkeit bemessen und berechnet sowie seine Ansprüche und seine That. Er gab mir nicht zu viel Worte, nicht zu viel Verachtung, nicht zu viel Liebe. Dann ging er fort, sehr bündig. Seine Jugend war schneidig, seine Brutalität nüchtern. Und seine Leidenschaft war bestimmt. Er ging fort, und ich sehnte mich nicht nach ihm. Ich bin für ihn ein gewünschter, nicht zu sehr gewünschter Zufall gewesen, eine Stunde Herzenserguss, zwei Monate Ruhe und fruchtbarer Kälte. Ach, die grossen Männer!

Du kleiner Artillerieofficier, du warst nicht schlecht gegen mich. Du nanntest mich nicht »Prostituirte«, und du beklagtest nicht zu sehr mein trauriges Los. Du nahmst mich, wie ich war, geschändet, ohne Cynismus, traurig und lächelnd, mit dem Lächeln meines Standes. Und du warst froh, zu sehen, dass ich sehr jung war: du warst sehr jung, du drücktest mich in deine dürren Arme, und du fühltest auf deinen Lippen eine brennende Müdigkeit — aber du hattest Mathematik studirt. Ach! Du getrautest dich nicht Botaniker zu sein, du kleiner Mathematiker. Anhalten, seine ganze Zärtlichkeit erschöpfen, und sein ganzes Grauen, sich ganz dahingeben, und die Frau sich ganz dahingeben lassen, nein. (Und ohne Ausrufungszeichen.) Und das kleine Mädchen, das vorbei geht, auf die Stirne küssen, bevor man es hat vorbei gehen lassen, das sah zu einer Zeit, als der russische Roman noch nicht erfunden war, genug einem englischen Romane gleich, war aber ziemlich unnöthig. Du warst im Alter von achtzehn Jahren. Du warst arm. Du fühltest dich in der Armee sehr unbehaglich, und du hofftest nicht viel literarischen Ruhm. Du besassest nichts als deine gierige und brennende Seele, deine Seele aus Lava und Flamme, deine Seele voll Raubgier und Unendlichkeit. Dein Zanetto, Julietta, hatte Zeit zum Weinen. Er war etwas mehr als dreissig Jahre alt und hatte schon gelitten, viel gelitten. Er hatte keine Eile, seinen Schmerz und seinen Eifer den Menschen mitzutheilen: er bestand auf eine einsame Lehrzeit und war noch nicht schwach und verrückt genug, noch nicht genug von Elend, Hass und Liebe erfüllt und verzehrt, um seine Seele, die in aller Seelen verbreitet war, zum Beben zu bringen. Er war Botaniker und auch ein bischen Astrolog, er war derjenige, welcher den Himmel in den Blumen sterben sieht, und die Blumen dem Himmel entgegenzittern. Er war derjenige, der Alles verlangt und nichts will. Der Officier des Palais Royal war derjenige, der nichts verlangt und Alles will. Welcher von beiden hatte Recht? Beide verstanden es, zu geniessen und zu leiden, und ich vermuthe, dass sie Brüder waren.

Sie hätten sich nicht geliebt. Es war gewiss gegen seinen Willen, und die Schuld liegt an der Zeit, am Jahrhundert, wenn mein kleiner Corse dem Einflusse deines Schweizers unterworfen war, wenn er mit seiner Stimme schrie, wenn er nach ihm schrieb. Aber diese beiden Kinder, beide auf die Welt losgelassen, um sie zu besitzen, hatten dasselbe Leben und dasselbe Ende. Kellermeister oder Kaiser, Rebell oder Tyrann, Dichter oder Haudegen, ihr seht euch gleich. Und doch ziehe ich meinen kleinen Officier des Palais Royal vor, weil er jung und kurz war, weil er mich besass.

— Kleine, du bist ein Kind. Maria Louise ersetzte deinen Corsen durch Herrn von Neipperg, der einäugig war, und den sie leidenschaftlich liebte, und Therese Levasseur lag keuchend und unterworfen zu den Füssen eines unbekannten Stallknechtes. Und das Alles sind Sinnestäuschungen, die uns zeigen sollen, dass wir nicht für Männer von Genie und Leidenschaft geschaffen sind, und sie nicht für uns. Ach, Kleine! glaubst du nicht, dass der Officier, den du den Holzgalerien entlang antrafest, mein Zanetto war, mein Zanetto, der inzwischen, seit seinem Tode, ein wenig Mathematik studirt hatte? Ich liebe die Seelenwandlung nicht. Es wäre doch so leicht anzunehmen, dass Napoleon ein corrigirter Jean-Jacques war, ein Jean-Jacques mit mehr Strenge, mehr Glück und auch mehr Unglück! Aber ich ziehe Zanetto vor, weil er geweint hat.

— Napoleon hat nicht geweint.

— Er brauchte nicht zu weinen. Er hielt sich nicht bei den Frauen auf. Eine Umarmung, ein Seufzer des Genusses — und wieder nahm er seinen Lauf. Aber Jean-Jacques glaubte immer, sein Leben sei an seinem Ende. Er vertrieb sich die Zeit mit unendlichem Sterben, dem er unendlich zuhörte. Er war keusch. Er liebte das Leiden. Für ihn war ein Weib — immer — eine Gelegenheit, über sich selbst zu weinen. Weinen! weinen! Ach, Botaniker du!

— Napoleon hatte keine Zeit zum Leiden und zum Weinen. Aber auch er war keusch. Herr Pierre Louys stellt sich ihn nicht enthaltsam vor. Er hat unrecht. Er verachtete die Courtisanen. Er glaubte, ihnen nicht einmal eine Gunst zu erweisen, indem er sie umarmte. Er entledigte sich einer kleinen Wallung und warf ein bischen Zärtlichkeit, ein bischen Unruhe von sich ab. Er regulirte sich. Ihr Frauen, die man die geheime Treppe der Tuilerien hinaufsteigen oder auch nicht hinaufsteigen sah, schwerfällige Grassini, furchtsame Duchesnois, empfindliche Bourgoin und du, Georges und die Vorleserinnen und die Anderen, Ihr Alle erhieltet nichts von Bonaparte. Er drückte euch an seine Brust, zerstreute Sinnlichkeit, er suchte in euch Alles zu vergessen, er suchte einen Augenblick Brutalität, um euch dann fortzuschicken. Da ist das Vierzigfranken-Stück, das er Fräulein George anbietet, weil sie das Porträt des Helden haben will: »Man sagt, dass er mir ähnlich sieht,« und dann noch ein oder zwei Capitel des Herrn Frédéric Masson. Er liebt nicht. Er »befriedigt« sich nicht. Er sucht bloss Fleisch, um es zu hätscheln, um es zu verwunden. Er will sich

bloss nicht sentimental werden lassen. Er ist keusch. Er muss sich seiner Begierden entledigen, ehe er Begierden hat. Er macht ein Verlangen daraus: ein Ach! ein Oh! und sonst nichts. Eine halbe Stunde Umarmung. Das ist die ärgste Enthaltsamkeit.

Die Zeit kommt, wo Napoleon ein Idyll sucht. An einer Lebenswende. Es ist Frau Walewska. Er hat Stunden todtzuschlagen, Pläne auszubrüten, auszureifen, etwas zu verwischen. Er muss die segnen, die ihm widersteht, die ihm Glut und Aufregung, Blumensträusse und Sextanerbriefe erlaubt. Doch er vergisst.

Und er wollte Kinder haben.

— Jean-Jacques dagegen liess seine Kinder in Findelanstalten stecken: denn er hatte köstliche Worte gefunden, die für ihn die köstlichsten Qualen gewesen wären und die köstlichsten Unruhen, und die ihm zu süsse Leiden verursacht hätten. Es wäre reizend gewesen. Leiden! Leiden! Ach! Botaniker.

— Für Napoleon war ein Kind, ebenso wie ein Weib oder ein Land, eine Gleichung. Immer eine Berechnung, und eine Berechnung, die nicht widerwärtig war. Ach! Wie hat Hortense Unrecht, auszurufen: »Wie, wenn er mich wie seine Tochter behandelte; wenn es für mich so süss und so einfach war, den Vater, den ich verloren hatte, wiederzufinden, waren so viel Aufmerksamkeit und Vorliebe nur Politik und keine Zärtlichkeit!...«

— Kleine?...

— Kleine Julietta?...

— Womit beschäftigen wir uns?

— Aber...

— Herr Frédéric Masson hatte das Alles vor dir gesagt...

— Und vor dir.

— Was liegt daran?

— Ach! Julietta!

— Ach! Kleine! das ist Literatur! Wahrhaftig, ich bedauerte nicht am meisten den Verlust von Zanetto. Am meisten sehnte ich mich nach Herrn de Brémont zurück, nach einem Schiffscapitän oder einem Matrosen, die ich naiv und gierig gekannt hatte.

Und du, Kleine, du liebtest und du suchtest Jemanden — der dich rein geküsst, geschlagen oder verschmäht hatte. Aber die grossen Männer! Die Abenteurer! Das hat nichts mit den Weibern zu thun. Die Julietta von 1744 hatte recht: »L a s c i a t e l e d o n n e e s t u d i a l a m a t e m a t i c a.« Mathematik studiren und von den Weibern lassen. Noch besser! Sie stets vermieden haben! Keusch geblieben sein, keusch bleiben, wieder keusch werden! Ach! sie sollten immer keusch sein — immer ganz einfach.

Und wir, Julietta? Wir?

DIE WANDERNDEN KREUZE.

Von GEORG EEKHOUD (Brüssel).

Uebersetzt von MARIE LANG.

Wir rollten mühsam in den Geleisen der sandigen Strasse und hatten schon lange das beängstigende Gebäude der Strafanstalt wahrgenommen, als mein Begleiter mit der Spitze seiner Peitsche auf einige inmitten der Haide aufgepflanzte schwarze Holzkreuze hinwies.

»Der Friedhof der Sträflinge!« bemerkte er und fügte lächelnd hinzu: »Es sind dort zwölf Kreuze. Es hat nie und wird nie um eines mehr dort geben . . . Saubere Verwaltung!«

Dann zog er die Zügel straffer und sagte ernst: »Erst hier versinkt der Vagabund in seinen ersten guten Schlaf. Die Bienen summen ihm ihre süssen Schlummerlieder, und die Natur hüllt ihn in Violett — die zur Trauer um Könige erwählte Farbe — das Grab des allerniedrigsten der Bettler!

Wie vieler Lumpen abgestreifte Hüllen befruchten diesen ungepflegten Grund; verwüstete, magere Leiber verwitterter Landstreicher oder köstliches Fleisch von Novizen . . . Ebensowenig als das Fallbeil die Häupter der Guillotinirten zählt, geben diese zwölf Kreuze die Zahl der Hügel an, denen sie vorübergehend dienten . . . Bei jedem Todesfall entwurzelt der Todtengräber das Kreuz des ältesten der zwölf letzten Todten und setzt es auf das neue, unbekannte Grab . . .

Sie wissen besser als ich, wie sehr der Bauer dieser Gegend zum Wunderglauben neigt. So haben denn auch die Bewegungen der Kreuze in der Ebene seine Einbildungskraft erregt. Er behauptet, der unstete, widerspenstige Geist des verscharrten Gesindels habe sich durch eine teuflische Kraft dem Erlöserzeichen mitgetheilt, das ihre irdischen Ueberreste schirmen sollte. Aus eigenem Antrieb rücken diese Kreuze eines nach dem andern vor, um über die Haide zu ziehen. Schweifende Kreuze, Kreuze ohne Ruh'! Sie wandern über die verzauberte Haide, wie die Landstreicher und die Geächteten in den Gefängnisshöfen umherirrten oder in der Tretmühle eingespannt kreisten. Der Bauer hat ihnen den vielsagenden Namen gegeben: die wandernden Kreuze.

Ich selbst, wenn ich sie in Dämmerstunden, den Mitschuldigen der Wunder und Hallucinationen, erblickte, verwechselte sie häufig mit einer Schaar gesättigter Raben, die sich fröstelnd aneinander drücken.

Diese Aehnlichkeit behexte mich besonders vor drei Jahren während einer Typhusepidemie, welche das grosse Heerlager der Parias zu entvölkern drohte. Im Lazareth, dem düstersten von allen Räumlichkeiten des Arbeitshauses, weil sich dort die Schrecknisse des

Spitales noch zu denen des Kerkers gesellen, starben ganze Zimmer aus, all das Bettelvolk, Greise und Jünglinge.

Dort draussen im Haidesand hatten die Pflanzer des Todes nichts zu thun, als die Erde umzugraben und zu häufen, die Kreuze einzusetzen und auszureissen. Aber wie sehr sie sich auch plagten, die Pest feierte noch weniger als sie und sandte ihnen Karren auf Karren menschlichen Düngers hinaus. Meine zwölf schwarzen Raben waren niemals so beutegierig gewesen!

Die Verheerung war derart, dass der Director des Arbeitshauses, um die ehrsamen Dörfler der Umgebung nicht zu beunruhigen, anordnete, diese Massenbeerdigungen nur des Nachts vorzunehmen.

Aber der administrativen Fürsorge zum Trotz waren die auf der Haide einsam nachtwachenden Hirten Zeugen grauenvoller Erscheinungen.

Die langsamen, feierlichen Wanderkreuze begannen eines Nachts wie entsetzt zu laufen. Sie eilten so sehr, dass sie kaum Zeit fanden, die frisch aufgeworfenen Hügel zu berühren. Sie stolperten gegen die Gräber, schlugen mit den ausgebreiteten Armen um sich, fielen nieder, um sofort wieder aufzuspringen. Und ihre tückischen Fackelträger, die Irrlichter, freuten sich ihrer Luftsprünge und Purzelbäume, statt sie zu beschwichtigen und zum Stehen zu bringen, sie steigerten ihr Entsetzen bis zum Aeussersten, indem sie dieselben mit fahlen Blitzesschlangen umringelten.

Heute noch, wenn in den Spinnstuben dieses Wunders gedacht wird, beten die Spinnerinnen ein Vaterunser und ein Ave maria für die armen Seelen im Fegefeuer, und die beherztesten Burschen ziehen fieberhaft Rauchwolken aus ihren langen holländischen Pfeifen.

Indessen, seit die Sterblichkeit wieder eine normale geworden ist, wie es im amtlichen Berichte heisst, haben die Kreuze ihre gemessene Haltung wiedergewonnen, sie schreiten langsam, ergeben . . .«

»Ja,« murmelte ich nun, und mein Blick liebkoste fast mit Heimweh die violette Haide und den Hain der wandernden Kreuze; »ja, erinnert Euch der Verse des Dante: Tacendo e lagrimendo al passo che famo le letane in questo mondo!«

IM MÄRZENSCHNEE.[1])

Von ANTON SMITAL (†).

Jenny war ärgerlich gestimmt; um ihrem Missmuth Ausdruck zu geben, kehrte sie ihrem Coupégenossen den Rücken und sah beharrlich zum Fenster des dahineilenden Zuges hinaus.

Der arme Mann konnte wahrlich nichts dafür, dass Jenny, die hohe, schlanke, blonde Jenny, übler Laune war. Er hatte wohl grosse, rothe Hände; aber diese mächtigen Schaufeln waren, nach dem Ausdruck des gutmüthigen, bärtigen Gesichtes zu schliessen, weit eher geneigt, jedes Hinderniss, das sich der schönen Mitreisenden entgegenstellen würde, zu beseitigen, als ein solches herbeizuschaffen. Gleichviel, für die stolze Tochter des Ministerialraths waren die rothen Hände ein Greuel; sie vermochte es nicht über sich zu bringen, den schüchternen Anknüpfungsversuchen des Mannes, dessen Augen förmlich mit ihrem üppigen Haar kosten, selbst nur mit einer nichtssagenden Verbindlichkeit entgegenzukommen.

Jenny presste die Lippen aufeinander und drückte zum Ueberfluss das Taschentuch an die Wange. Zerfallen mit sich selbst und mit allen Menschen, verfolgte sie starren Blickes die Umrisse der Hügelkette, längs welcher der Zug nun schon seit mehr als einer Stunde dahinfuhr.

...Warum war sie so herrlich, so auffallend schön? Warum floss an ihrem wunderbaren Leib das duftige Kleid in so berückendem Faltenwurf herab? Und warum hatte Jenny, die doch unter tausend Mädchen als eine blendende, die Sinne verwirrende Erscheinung hervorstach, nicht einmal so viel Mitgift zu erwarten, als hingereicht hätte, um einen von den Männern, die ihr, wo sie sich zeigte, trunken nachblickten, mit gutem Recht für sich beanspruchen zu dürfen?...

Allzugrosse Schönheit thut dem Mädchen nicht gut, dachte Jenny verbittert, und sie rief sich den Verlauf des gestrigen Abends, an dem ihr die unangenehme Wahrheit wieder einmal zu vollem Bewusstsein gelangt war, ins Gedächtniss zurück...

Es war auf einem Ball in der Provinzstadt. Die Gäste waren distinguirt genug, um es Jenny, die mit der Familie ihres Onkels gekommen war, möglich zu machen, die hohe Anmuth und den köstlichen Reiz ihrer Erscheinung voll zur Entfaltung zu bringen. Da gab

---

[1]) Wir veröffentlichen hiermit eine bisher ungedruckte Arbeit von Anton Smital, einem hervorragend begabten Schriftsteller, der im vorigen Jahre verschieden ist. Ein Kreis von Verehrern der Smital'schen Arbeiten beabsichtigt eine Herausgabe seiner verstreut veröffentlichten Skizzen. Wir verweisen schon heute auf dieses werthvolle Project. *D. R.*

es junge Gutsbesitzer und Staatsbeamte mit überaus angenehmen Alluren; die meisten von ihnen fanden die richtigen Worte, als sie der Ballkönigin, »die sich ihrer Einsiedelei erbarmt hätte,« ihre unbegrenzte Huldigung zu Füssen legten. Doch Jenny war kein Mädchen von siebzehn Jahren mehr, sie suchte nicht flüchtige Verehrung, sondern bleibende Hingebung, festen Halt. Der blühende, wonnige Leib, dessen Bild die Spiegelscheiben zurückstrahlten, barg bereits eine ermattende Seele, die mit Sehnsucht Ruhe nnd Frieden im engbegrenzten Heim erflehte... Die Tochter des Ministerialraths hielt Umschau in der Schaar der sie umringenden Herren. Alle Blicke hingen an ihr und verzehrten sie förmlich — so lange Jenny ihre grauen, unergründlichen Augen ins Leere gerichtet hatte; doch sowie sie dieselben auf eine bestimmte Person heftete, ging dem Betreffenden vor so viel weiblicher Kraft und Majestät der Muth aus, und er stahl sich verzagt aus dem Kreise, suchte sein Heil in den Reihen der bescheidenen Landschönheiten. Das war eigentlich Feigheit, Mangel an männlichem Selbstvertrauen.

Jenny empfand es mit wachsendem Unmuth. Ihr entging nicht das geringste Zeichen, welches darauf hindeutete, dass sie trotz Allem wie eine Fremde angesehen wurde. Die feuchten Blicke der Männer verletzten sie — sie war keine Abenteuerin! Das verstohlene Gehaben der Frauen und Mädchen empörte sie — wahrlich, vor diesen Gänschen sollte sie auch noch wegen ihres schimmernden Nackens und ihrer alabasternen Arme um Vergebung bitten!... Das Vergnügen war gering. Als das eigentliche Ballgetriebe anging, war Jenny bereits so gut wie verlassen. Bloss ein Einziger verharrte an ihrer Seite, ein eleganter schmächtiger Cavalier, Graf Weidenbruck, Statthaltereiconcipist, der im Orte der Bezirkshauptmannschaft zugetheilt war. Dieser meinte es offenbar anders als die Anderen.

Er blickte Jenny tief in die Augen, und in seine herb tönende Stimme hallte es wie ein Seufzer hinein. Er sprach mit dem Mädchen, das ihn fast um Kopfeslänge überragte, vom Leben, wie es ist, und nicht wie es in albernen Ballgesprächen zur grotesken Caricatur verzerrt wird. Jenny war gerührt, fühlte sich zu ihm hingezogen. Es war ihr einen Moment, als hätte sie das Glück ihres Lebens in der Hand und brauchte nur, ebenso wie er, mit einigen aufrichtigen, herzlichen Worten ihre Vereinsamung kundthun, auf dass er ihr die Rechte entgegenstreckte... Ach, Jenny muss vor Scham erglühen darüber, dass sie sich hat hinreissen lassen!... Welche Unbesonnenheit, gütiger Himmel!... Sie, ein vierundzwanzigjähriges Mädchen!... Jawohl, Jenny war recht voreilig und unklug, als sie die Sehnsucht des Weibes dem Grafen gegenüber in ein paar melancholische Worte kleidete. Es folgte eine Enttäuschung, wie sie nicht fürchterlicher gedacht werden konnte. Der junge Herr verfärbte sich. »Ich meinestheils habe in dieser Richtung resignirt,« sagte er leise, aber bestimmt; »die Satzungen des Ritterordens, dem ich angehöre, verhalten mich zur Einsamkeit.«...

Beständig klirrten eiserne Brücken, welche die unzähligen Flusswindungen übersetzten, unter dem rasselnden Zug, und Jenny, überwältigt von der Wucht der schmerzlichen Erinnerung, liess den Kopf hängen. Nun fuhr sie wieder heim, kehrte in die Wohnung der Eltern zurück. Mit Mühe nur unterdrückte sie einen Thränenstrom: es ist ja, man mag darüber mit noch so schönen Reden hinweggleiten wollen, das väterliche Haus für eine vierundzwanzigjährige Tochter kein Asyl vor Sturm und Drang und Noth! Nein, bei Gott, das ist es nicht! . . .

Ein kalter Luftzug von der anderen Seite weckte Jenny aus ihren bangen Gedanken. Sie sah erschreckt hin, der Mann, mit dem sie wider Willen in einem Coupé reiste, hatte, ohne um Erlaubniss nachzusuchen, das Fenster herabgelassen und stand, den Kopf vornübergeneigt, in erwartungsvoller Haltung, zur vollen Höhe aufgerichtet. Im Winde flatterte sein Haar, das Profil seines Gesichtes, welches Jenny mit ängstlicher Spannung betrachtete, war wie aus Bronzeguss. Und nun beugte er sich noch mehr vor, schwenkte den Arm und rief einige unverständliche Worte in den Tumult der Fahrt hinaus. Es klang wie Jubelgeschrei. Jenny hielt entsetzt den Athem an.

»Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein« — das Fenster flog wieder empor und der Mann wendete sich mit einem glückseligen Lächeln an Jenny — »ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, meinen braven Franz, der hier Streckendienst hat, im Vorüberfahren zu begrüssen.« Jenny verblieb regungslos.

Nicht achtend der eisigen Kühle, die Jenny der ungebetenen Erklärung des jedenfalls ungebührlichen Benehmens entgegensetzte, verlor sich der Herr mit den grossen Händen in allerlei Erzählungen, die ihm wohl sehr interessant scheinen mochten, für welche Jenny indessen, da sie auch nur mit halbem Ohr lauschte, absolut kein Verständniss besass. Soviel erhellte aus Allem, dass er gut und weich war, gut bis zur Schwäche, wie es einem Mann gar nicht ziemt. Die Art mochte Jenny schon gar nicht. Das sind die anhänglichsten, wusste sie; jedes halbwegs pfiffige Mädchen kann sie kapern, denn sie wehren sich nicht; im Gegentheil, sie tragen sich persönlich aller Welt an.

In breitem Fluss ergoss sich die Rede, in der es mitunter nicht an komisch wirkenden Solicismen fehlte. Für Jenny eine Qual; die Stimme berührte sie wie mit harten Spitzen. Wenn das, Gott bewahre, bis Wien währen sollte, dann hielt sie's wohl gar nicht aus. Jetzt ging es zwischen hohen Waldwänden, von denen Schneewehen herabhingen, hindurch, keuchend und pustend, mit geringer Geschwindigkeit. Nun, bis zur nächsten Station gedachte sie es zu tragen, dann aber wollte sie jedenfalls ein anderes Coupé wählen.

»Sind Sie unwohl, gnädiges Fräulein?« fragte ahnungslos der Erzähler, als ihm eine heftige Bewegung seiner Reisegefährtin aufgefallen war. »Wirklich unwohl? Ich habe bereits bemerkt . . .« Er sah sie so treuherzig, so innig an. Eine Pause entstand. »Wie schön und blass Sie sind, gnädiges Fräulein,« stammelte der Riese sichtlich bewegt. Wenn ich Ihnen aus meiner Reiseapotheke . . .«

Er vollendete nicht. Jenny stiess einen Schrei des Unwillens aus. Der Mann wich erstaunt zurück. Aber was war es doch? Da erzitterte der Boden, die Dampfbremse zischte, gefolterte Schienen kreischten, der Wagen neigte sich — ein Krach von oben aufs Dach — die Luft verfinsterte sich, dann stand der Zug still.

Langgezogene, jammernde Pfiffe von der Locomotive her bestätigten die Thatsache, dass ein Bahnunfall geschehen war. Die alarmirenden Rufe der Schaffner, die zum Aussteigen aufforderten, verursachten Aufregung und Verwirrung.

Jenny, die beim ersten Anprall zu Boden geworfen worden war, erwachte aus ihrer Betäubung.

»Was ist geschehen?« rief sie.

Keine Antwort. Aber sie hörte, wie etwas Kolossales an der Thür, die von aussen verrammelt war, mit voller Kraft rüttelte. Noch war es finster. Dann krachte die Thür, Licht drang ein. Und nun fühlte sich Jenny von zwei stählernen Armen ergriffen und emporgetragen. Das Schaurige währte mehr als eine Minute. Ein Tunnel, den die herabgestürzte Schneelawine bildete, zeigte sich im Dämmerlicht. Das Mädchen wusste sich von einer sieghaften Kraft getragen, vor der jedes Hinderniss zusammenfiel. Wie im Traum erlebte sie die Todesgefahr; der Schnee kühlte ihren Nacken, presste ihr zuweilen die Kehle zusammen; doch gleichzeitig durchströmte sie das Gefühl der Sicherheit, dass es zu dem Moment des Erdrücktwerdens nicht kommen werde . . . Dann schloss Jenny die Augen. Es gab keinen Stillstand, sie kam von der Stelle, ruhig und sicher. Sie überliess sich mit kindlichem Vertrauen der Fürsorge, von der sie zwar wusste, dass sie nie erlahmen würde, deren eigentliches Wesen ihr jedoch nicht zum vollen Bewusstsein kam . . . Im hellen Sonnenlicht, am Bahndamm schlug Jenny die Augen auf. Ihr Kopf ruhte an der Brust des Riesen.

Sie lächelte . . .

»Es war ein kleiner Unfall,« sprach er in unbeschreiblicher Verlegenheit. »Der Zug bleibt stecken, wir müssen den Hilfstrain erwarten . . . Wie blass, wie schön Sie sind, gnädiges Fräulein!«

* * *

Zwei Stunden später rollte der Hilfszug von der Unglücksstelle weg. In einem Coupé erster Classe sassen wie vorhin Jenny und der Riese mit den grossen Händen. Doch nun nicht mehr auf respectvolle Entfernung conversirend. In der kleinen Restauration des Badeortes, in dessen Nähe der Unfall geschehen war, hatten sie an einem Tische gegessen und zusammen eine Flasche Wein geleert. Das physische Behagen nach der überstandenen Gefahr brachte sie einander näher; auch fluthete jetzt blendendes Sonnenlicht herein, und die weite, leere unbegrenzte Schneeebene schimmerte. Es war Nachmittag.

»Wie traurig trotzdem!« sagte Jenny mit einem müden Lächeln.

»Ja, so einsam,« gab er zurück. »Das ist im März immer so. Und die Wolken am Himmel . . . das sind schon Regenwolken, und da weiss man, Ostern ist nicht mehr fern. Es ist schön und traurig!« . . .

Fast aneinander gelehnt sassen sie Beide und blickten schweigend ins Land. So merkwürdig sahen die Gegenden aus, an denen sie vorbeiflogen! So viel Strahlenglanz zitterte in der Luft!

»Daran werde ich immer denken,« sagte er bewegt. Woran? Das wusste er nicht und sie auch nicht. An das einsame Schneefeld im glänzenden Sonnenschein . . .

Dann rückten wieder Berge vor und warfen Schatten in das Coupé . . . Als wäre das schon ein anderer Tag oder ein Tag über ein Jahr später!

Es begann zu dunkeln . . . Stumm zog sich Jenny in ihre Ecke zurück, der Mann blieb mit gefalteten Händen sitzen . . . Sie sprachen nicht . . . Einen Augenblick lang waren ihre Seelen nahe bei einander gewesen, jetzt in der öden Dämmerung flogen sie von einander, als müsse eines im Osten, eines im Westen Ruhe für die Nacht suchen. Der Mann seufzte . . . Jenny blickte verlegen zu Boden . . .

Es war vorüber . . .

* * *

Vollends auf den letzten Stationen vor Wien wurde der intime Zauber grausam zerstört. Einige neue Passagiere stiegen ein, es brannte die Lampe, das Gespräch drehte sich um die allergewöhnlichsten Dinge.

Jenny vermied es, in die Richtung zu blicken, wo ihr Reisekamerad sass. Er richtete noch einmal das Wort an sie; Jenny zuckte zusammen. Er wollte ihr für alle Fälle seine Dienste antragen; sie bemerkte nun wieder die grossen, rothen Hände und dankte höflich, aber kalt.

Die erleuchteten Häuserfronten tauchten beiderseits auf. Schon fuhr der Zug in die weite Halle ein. Die Dampfwolke zischte aus dem Schlot der Locomotive hervor, der mattbeleuchtete Perron lag schmutzig und grau in dem feuchten Nebel eines Märzabends in der Residenz.

Jenny nahm ihre Reisetasche aus dem Netz.

»Darf ich Ihnen nicht behilflich sein, gnädiges Fräulein?« tönte es leise, flehend an ihr Ohr.

Jenny wandte sich ab.

»Nein . . . ich danke.«

»Und ist es auch nicht möglich, Sie wiederzusehen?« . . .

Das Aechzen der Bremsen, der Lärm der Träger, das Aufschlagen der Thüren gestatteten keine Unterredung mehr.

Jenny stieg aus, verlor sich im Gedränge, das dem Ausgang zustrebte . . .

In den Gassen der Residenz aber war der Märzenschnee, der draussen im Feld in herrlichem Schimmer geglänzt hatte, zu einer dunklen Masse zusammengeschmolzen.

DIE »NEUE UNIVERSITÄT« IN BRÜSSEL.

(Eine Hochschule ohne Zopf.)

Von DR. LADISLAUS GUMPLOWICZ (Graz).

Nichts ist erquickender als ein Buchenwald nach dem Gewitter und ein Volk nach einer siegreichen Revolution. Letzteres war der Fall der Belgier anno 1830. Sie hatten ihren legitimen König von Diplomatencongresses Gnaden zum Teufel gejagt und sich (das nennt man ja bekanntlich Befreiungskampf!) einen neuen König gegeben, einen König von Gnaden der Strassenrebellion.

In jener gewitterfrischen Zeit lebte in Brüssel ein liberaler Volksmann, den ich gekannt haben möchte; denn nach Allem, was man über ihn sagt und schreibt, war er ein Prachtkerl, kühn und derb. Er hiess Theodor Verhaegen. Notabene: man lasse sich ja nicht durch die vertrackte vlämische Orthographie verführen. Der betonte Stammsilbenvocal in Verhaegen's Namen ist kein leisetreterisches, meckerndes Ä, sondern ein helles, klares A. Und auf dieses helle, klare, weithinschallende Volksredner-A war sein ganzes Leben gestimmt.

Verhaegen wusste auch B zu sagen, wenn er A gesagt hatte. Er hatte seinem Volk die politische Freiheit erringen helfen; er wollte ihm auch die geistige Freiheit verbürgen. Er wurde (1834) der Gründer der freien Universität zu Brüssel.

Das heisst: Verhaegen und eine Anzahl gleichgesinnter Privatleute traten zu einem Verein zusammen, der ein imposantes neues Universitätsgebäude bauen liess, Professoren besoldete, Hörer immatriculirte, Laboratorien und Kliniken schuf. Und das Alles, ohne dass der Staat, dieser irdische Herrgott, ohne den, nach österreichischer Vorstellung, kein Sperling aus dem Neste fällt, etwas Anderes dazugethan hätte als der jungen Hochschule aus der Sonne zu gehen: er gestattete ihr in Gnaden zu existiren und liess die Giltigkeit ihrer Diplome unangefochten.

Und die freie Universität wurde eine Schule des Lebens; Lehrer, die mitten im Volksleben standen, lehrten dort ihre Schüler die Gegenwart zu verstehen und ihre Kämpfe thätig mitzukämpfen.

Verhaegen wurde alt, er schied aus dem politischen Leben, er starb. Und inzwischen ging es in Belgien wie anderswo auch. Auf die heroische Phase des belgischen Liberalismus folgte die Phase des Nationalliberalismus, die Phase der vereinigt-linkischen Arbeiterfeindlichkeit — kurzum, die einstigen Wortführer des rebellischen Volkswillens entwickelten sich rückwärts, wie ein zum festsitzenden Parasiten

gewordener Meerkrebs, und entarteten zu einer protzigen, bornirten, unduldsamen Mastbürgerclique.

Auch die freie Universität wurde von dieser rückschrittlichen Metamorphose ergriffen. Sie wurde eine ziemlich unfreie Lehranstalt, deren Verwaltungsrath anfing, sich immer ängstlicher gegen das Aufkommen neuer ketzerischer Lehrmeinungen zu wehren. Um so toleranter war man indessen gegen clerical schillernde Lehrkräfte; man sehnte sich eben mehr und mehr nach künstlichen Bollwerken gegen die Hochfluth des Socialismus.

So kam es, dass man die Lehrkanzel der Psychologie dem letzten überlebenden Exemplar einer vorsündfluthlichen Philosophenspecies anvertraut hatte — dem letzten lebenden Bekenner des Panentheismus. Man beachte wohl: des Pan-En-Theismus. Der ehrwürdige alte Herr bemühte sich zu wiederholtenmalen, einen Jünger seines Bekenntnisses heranzuziehen, der als sein Nachfolger den Panentheismus künftigen Generationen übermitteln sollte; es misslang jedesmal. Endlich glaubte er einen Apostel gefischt zu haben; unglücklicherweise machte der fragliche junge Docent eine Studienreise nach Deutschland und kam als Positivist zurück. Nun rief der Alte den Verwaltungsrath der Universität gegen ihn auf, und der junge Mann wurde als Ketzer gemassregelt. Die Folge war eine stürmische Studentendemonstration gegen den Panentheisten. Der Rector hatte die Dummdreistigkeit, die Polizei gegen die Studenten zu Hilfe zu rufen. Dies rief eine grenzenlose Erbitterung hervor, vor welcher der Verwaltungsrath die Waffen streckte. Der Rector, als der Hauptschuldige, wurde von seinen Collegen zur Demission genöthigt und verduftete ins Ausland.

Dies geschah 1893. Mit diesem Scharmützel war der Krieg erklärt zwischen der reactionären alten Garde und dem jungen Nachwuchs, der in der Philosophie positivistischen, in der Politik demokratischen und socialistischen Neigungen huldigte. Bald ereignete sich ein neuer Zwischenfall. Der Panentheistengreis hatte endlich einen willfährigen Schüler gefunden. Der strebsame junge Herr habilitirte sich — mit einer Schmähschrift gegen die socialistischen Professoren Hector Denis und Guillaume de Greef. Die Studenten demonstrirten mit aller Energie gegen den Angreifer; auch er wurde fallen gelassen, auch er verliess Belgien.

Dann aber kam ein Casus, der die Gemüther noch ganz anders aufregte. Hector Denis hatte es durchgesetzt, dass man Elisée Reclus als Professor der Erdkunde berufen hatte, den grossen Forschungsreisenden und Geographen, den die Welt nebenbei als einen der grundlegenden Theoretiker des Anarchismus kennt. Während aber Reclus noch in Bourg la Reine bei Paris weilte, passirte in der Pariser Deputirtenkammer ein etwas geräuschvolles Intermezzo. Der junge Schustergesell August Vaillant, gleichfalls ein Bekenner des Anarchismus, hatte nach langen Jahren der Noth und des Elends dem directen Selbstmord einen indirecten vorgezogen: er hatte in echt gallischer Lust an kriegerischen Zerstörungsthaten eine zur Bombe hergerichtete, alte

Sardinenbüchse nach den geheiligten Häuptern der Deputirten geworfen. Nun würde man es zwar höchst unlogisch finden, wenn etwa dem Katholiken Professor Schlesinger die Lehrbefugniss entzogen würde, weil hinten in Sinabelkirchen ein katholischer Bauernbursch seinen Rivalen beim Fensterln erschossen hat; den Anarchisten gegenüber hört sich aber bekanntlich die Logik auf, und so verkündete denn der Verwaltungsrath der »freien« Universität zu Brüssel, die Vorlesungen von Elisée Reclus seien »verschoben«.

Diese verlogen-höfliche Formel täuschte Niemand. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in allen betheiligten Kreisen. Es regnete Proteste und Demonstrationen; die Rührigsten waren die socialistischen Studenten. Hector Denis nahm Partei für die Demonstranten; der Verwaltungsrath nöthigte ihn, seine Demission als Rector zu geben. Sein Nachfolger wurde ein schneidiger, schnoddriger liberaler Jurist, der mit Massenrelegationen vorging. Aber die Unruhen dauerten fort. Abermaliger Rectorwechsel, Schliessung der Universität. Die oppositionellen Professoren eröffneten ostentativ provisorische Lehrcurse ausserhalb der Anstalt. Elisée Reclus selbst kam über Einladung der Studenten nach Brüssel und hielt seine ersten Vorlesungen unter massenhaftem Zulauf in einem Saal, den ihm eine Freimaurerloge zur Verfügung stellte.

Nun freilich zog der Verwaltungsrath mildere Saiten auf und machte die Relegationen rückgängig. Aber die Opposition hatte allen Grund, dem Landfrieden nicht zu trauen.[1]) Und der Gedanke reifte in den Köpfen, die That Verhaegen's zu erneuern. In einer am 12. März 1894 abgehaltenen Sitzung beschloss man die Gründung einer neuen Universität.

Schon im October 1894 wurde die Université nouvelle thatsächlich eröffnet, und zwar zunächst die juristische und philosophische Facultät; es folgte die Errichtung einer medicinischen und naturwissenschaftlichen, endlich die einer technischen Schule. Sehr bemerkenswerth ist, dass für die Juristen ein obligates Colleg über Biologie eingeführt wurde. Man will, dass die künftigen Richter und Anwälte nicht bloss von ihren Paragraphen etwas verstehen, sondern auch vom Wachsen und Werden lebendiger, fühlender Organismen.

Den Facultäten stand von Anfang an das Institut des Hautes Etudes zur Seite; dort werden Vortragsserien gehalten, die nach verschiedenen Richtungen über den Lehrplan der Facultäten hinausgehen und auch nichtakademischen Hörern zugänglich sind. Dieses Institut hat sich als eine freie Tribüne für eine Reihe vorgeschrittener Geister bewährt. Hier lehrt Elisée Reclus; hier lässt Elisée Reclus den Glauben und Aberglauben alter und neuer Völker gleichsam in bunten Wandelbildern vorübergleiten; hier erzählt Georges Eekhoud, der leidenschaftliche Dichter, von seinen kraftgenialischen, verwegen-ketzerischen Lieb-

---

[1]) Genauere Angaben über all diese Vorgänge enthalten die Aufsätze von Edmond Picard in der »Société Nouvelle« (jetzt »Humanité nouvelle«).

lingen, den halbvergessenen Dramatikern der Shakespeare-Periode; hier verkündete Enrico Ferri, der gluthvolle italienische Socialist, seine Theorien über das Verbrecherthum, und der belgische Socialistenführer Vandervelde die Resultate seiner Studien über die Agrarfrage.

Ich bitte um Verzeihung; diese Liste ist nichts weniger als vollständig. Ich habe noch vielerlei Werthvolles nicht erwähnt, was den Hörern und Hörerinnen der Université nouvelle behufs allseitiger Erweiterung ihres Gesichtskreises geboten wurde. Noch manchen prächtig befiederten Zugvogel habe ich nicht genannt, der in den Hallen der freiesten aller Hochschulen Rast hielt, um dem jungen Lauschervolk ein Lied von fernen seligen Inseln des Geistes zu singen. Aber zu meiner Entschuldigung sei es gesagt: ich bin eben auch nur ein Zugvogel in Brüssel.

Vergessen wir übrigens über den lauten Beifallssalven, die im Institut des Hautes Etudes so oft den Redner lohnen, die Stätten stillfleissiger Arbeit an den Facultäten nicht: das geographische Institut, wo unter der Leitung des nimmermüden Elisée Reclus so viele der schönsten Landkarten entstehen, das zoologische Laboratorium, wo mein gelehrter Freund Scherbanow, der bulgarische Bauernsohn, mit geduldiger Emsigkeit Flohkrebse und anderes Kleinvieh mikroskopirt, das physikalische Institut, wo Louis de Brouckère sich an der scheinbar unabänderlichen Gesetzmässigkeit aller Naturvorgänge erfreut; denn er liebt das Gesetzliche, in der Physik wie in der Socialpolitik. Aber dieser friedliebende, in Erscheinung und Manieren so durchaus salonfähige junge Socialdemokrat ist doch schon sechs Monate im Gefängniss zu Saint-Gilles gesessen und musste Düten kleben — wegen antimilitärischer Propaganda.

Noch ist die Zahl der eingeschriebenen Facultätshörer an der Université nouvelle eine ziemlich bescheidene; inländische Studenten, die sich eine rasche und glänzende Carrière sichern wollen, wohl gar auf hohe Staatsämter aspiriren, ziehen ihr die altliberale oder noch besser die clericale Parteiuniversität vor. Die Université nouvelle hat den Staat gegen sich; der Staat vertritt ja, in Belgien wie anderswo, die absterbende Vergangenheit. Aber was diese Hochschule ohne Zopf der Zukunft bedeutet, als Freistätte für culturfördernde neue Lehrmeinungen; wie entwicklungsbeschleunigend es wirken muss, wenn hunderte von künftigen Aerzten und Advocaten, Lehrern und Schriftstellern, Chemikern und Technikern dazu erzogen werden, all ihre geistige Kraft nicht nur in den engen Kammern ihres Berufes, sondern auch in der freien Atmosphäre reiner, universeller Interessen auszugeben, — das wird die Zukunft lehren.

DER ENGLÄNDER.

Eine Studie von RICHARD SCHAUKAL.

Was Alles in den halben von achtlosen Lippen sinkenden Lauten an Schönheit athmet und Kraft, an Volkswitzen und grossen Traditionen, wollen wir mit eifersüchtiger Liebe ans Licht heben und leuchten lassen. So entdecken wir uns die Sprache, ihre Macht und die Musik ihrer Wahrheit. Und so entdecken wir uns die Menschen, wenn sie, ohne sich mühsam auf den Krücken der Bedürfnisse zu strecken, still und wie die Pflanzen ihre Stunde ausleben.

Dann werden uns auch die so gemissbrauchten Wunder der »Nationalität«, der »Race« verständlich. Wie im Märchen ist es, wenn dem Helden die Vögel zu reden beginnen.

Wir »Oesterreicher«, Fremden eine sonderbare, nicht recht zu classificirende Menschengattung, wissen nicht, was das heisst, etwa ein Engländer sein. Wir sind geneigt, dem »Engländer« den Ungarn, den Böhmen an die Seite zu stellen. Das ist diese Achtlosigkeit, dieses logische Schlendern des Gewohnheitsthieres.

Es nehmen sich wenig Reisende die Mühe, ihre Nachbarn im Geiste zu »entdecken«. Und besonders wir müssen das, wir überbildeten »Linguisten«, wie uns so gerne die Fremden halb mitleidig nennen. Der Franzose, der Engländer, sie stehen den Völkern ganz anders gegenüber als wir Deutsche (besser »Oesterreicher«). Wie die Kinder lassen sich die Engländer von draussen erzählen. Was für eine Sprache wir sprechen in Oesterreich, ist eine häufige Frage. Dass unser Staat ein Conglomerat von einander befehdenden stammesverschiedenen Racen ist, ist ihnen wie eine seltsame Sage, und sie schütteln das allzu langsam functionirende Haupt. Man könnte ihnen den grössten Unsinn weismachen. Sie würden ein wenig staunen und — glauben. (Ich rede von der grossen Menge, von dem Durchschnitt der »besseren« Classe.)

Nie ist mir die richtige Kosmopolitennatur des »Oesterreichers« deutlicher geworden als in diesem naiven Verkehr mit neugierigen Fragern. Denn sie sind geschwätzig, die »steifen« Briten. Ihre Schweigsamkeit auf der Reise rührt davon her, dass sie Niemand verstehen. Sie lernen ja principiell keine Sprachen. Ich fuhr mit einem Amerikaner von Köln bis Brüssel, der zwei Jahre in Dresden und Leipzig Musik studirt hatte, ohne mehr als zehn schlecht gestolperte deutsche Wendungen sich zu erwerben. Dieser crassen Ignoranz, dieser bornirten Hilflosigkeit gegenüber ist aber nichts weniger am Platze als das uns allzu geläufige Lachen.

Wir sollen vielmehr recht betrübt in unsere Einsamkeit blicken und unsere »Stamm«-Losigkeit beklagen, die uns (die geborenen Interviewer fremder »Völkerschaften«) an dem Strande des Menschheitsmeeres als seltsame, einsame Wesen liess.

Der Engländer tritt dir als sein Volk entgegen. Ihm gehört das Meer, London, »die Stadt« (wie einst urbs dem Erdkreis Rom bedeutete). Der gemeinste Kerl, der tabakkauend, mit breiten Nasenlöchern, schwarzgebrannt, schmutzig am Strande strolcht, ist »der« Engländer, ein Theil seines mächtigen Volkes. Englische, auch die überseeische Politik ist dem Stiefelputzer des Boardinghouse wohl bekannt. Er liest seine Zeitung und ist »Anhänger« mit Emphase. Und sozusagen einen »Hieb« vom Gentleman hat jeder Kellner, der seine Zeitung auseinanderfaltet. Nirgends freilich kann man solche Rüppel, solche »bontes«, so ungeschlachte »ganzknochige« Gliedercomplexe kennen und hassen lernen als im Lande der »freien Bewegung«. Aber wenn ein Engländer seine Beine an den Tisch stemmt, dass die Bretter krachen, und in der Nase schaufelt, dass sich Erbarmen zum Ekel drängt — er thut es gewissermassen »berechtigt«. Er ist »somebody«; er hat einen Millionenhandel und »seine« Königin hat das »jubilee« gefeiert. Man will ihm gedemüthigt vergeben. Aber ärgern dürfen wir uns.

»Are you very fond of music?« Die läppische Frage wird dir zehnmal des Tages gestellt. So recht eine ausgehungerte, mühselige und staubbeladene Phrase. Und nun höre man den musikalischen Engländer an! Die Geschmacklosigkeit auf der Höhe. Jedes halbwegs lebensfähige Individuum spielt und singt. Ein Abend im drawing-room bietet die reichste Auswahl unter wetteifernden musikalischen Mördern. Sie sind alle so fürchterlich sentimental in ihren endlosen Liedern. Und so bereit, einander nimmermüde abzulösen.

Wie wohlthuend ist dagegen die wirkliche tiefe Verehrung des Volkes für seine Zierden. In einem Londoner »Variété«-Theater konnte ein »Künstler« unter dem Jubel des Publicums Charaktere aus »David Copperfield« mimen, und als er zum Schlusse den »Great novellist himself« in markanter Pose zeigte, brach ein Freudensturm in allen Räumen los. Man sollte so etwas bei uns probiren!

Eine »music-hall« ist überhaupt sehr lehrreich für den Fremden. Was »die Stadt« an Typen aufweist, kommt auf die Bühne, und geschmeichelt klatscht das Volk Zustimmung. Das Geld spielt eine grosse Rolle in der »Kunst«. Ich kann mich keines deutschen oder französischen Chansons entsinnen, in dem mit solcher Begeisterung vom »Kleingeld« gesungen wurde, das man zu diesem und jenem Zwecke brauchen kann. Wie überhaupt in London dreht sich das ganze Interesse um das »business«. Es ist schon ekelhaft, wie selbstgefällig sich diese Krämer geberden. Bei uns, dem Lande der falschen Scham und des schüchternen Snobismus, wo jeder Handlungsgehilfe den »Cavalier« spielt, wenn ihn zufällig der Nächstsitzende nicht kennt, will man mit dem Rocke den Tagesmenschen ausziehen, man eilt, der Geschäfte los

zu werden. Der Engländer, der freilich viel stylvoller, viel umfassender seinen äussern Menschen ändert, wenn er zur dinner-Ruhe kommt, wird nie den Kaufmann verleugnen. Er wird dem Fremden gerne von den Schiffen der Themse, von den zahllosen fremden Völkerschaften erzählen, die in der »Stadt« belächelt werden. Wohl aber kennt er eine ganz andere, eine weit edlere Ruhe als der bierstubensüchtige Deutsche — er liebt die freie Luft. Jeder Galanteriewaarenhändler handhabt sein Racket als Mitglied eines Tennisclubs mindestens ebenso geschickt als die Feder. In den freien Stunden stürzen sie alle zu den gulf-grounds und folgen aufmerksam in der glühendsten Sonne dem kleinen Ball über hügelige Meilen offenen Graslandes. Der Sport, der diesen prächtigen, widerstandskräftigen, sehnigen Männerschlag heranzieht, ist eben nicht wie bei uns ein Vorrecht der Zeitbeschenkten. Unsere Geschäftsleute, unsere Studenten klagen über Zeitmangel. Sie mögen in gewissem Sinne Recht haben. Unsere ganze Schuldressur ist allzu einseitig. Aber der Engländer gestaltet sich den Tag anders und — besser.

Wenn man nicht gerade magenleidend ist — und dann ist schon der durchdringende Geruch all dieser voluminösen Gerichte schrecklich — sieht man gerne diesem breiten, fast andächtigen Essen zu. Und interessant ist das Typische der Schüsseln. Der Engländer hat *seinen* Geschmack. Wir »Andern« kosten und verstehen Vieles zu goutiren. Der Engländer muss sein Programm haben. Wieder ein Zeichen der »Nation«, nicht so sehr einer »Race«, denn dieses zusammengewürfelte Volk käme in grosse Verlegenheit, wollte man seine origines markiren. Ich zähle diese vereinigenden Merkmale. Ich zähle sie mit einem stillen Neide, wie etwa der Ungläubige einen heiss und innig mit seinem Gotte Redenden betrachtet.

Das Prägnante am Engländer ist — ich kann mich nur wiederholen — seine Eigenschaft als Volkselement. Er ist nicht Individuum in unserem Sinne. Er will nicht aus seinem Zahldasein heraustreten. Er fühlt sich unbehaglich in persönlichen Gewohnheiten. Er übernimmt die Liebhabereien, die Sitten und Ansichten seines Volkes. Er scheitelt sein Haupthaar, raucht seine Pfeife, isst sein geschmackloses Weissbrot, sitzt stundenlang hinter dem faden Glase Whiskey-Wasser, spielt seine Nationalspiele, kennt und liebt das Pferd, den Hund, das Boot, die Tageszeitung und das Bier.

Uns »Oesterreicher«, die wir uns englisch kleiden, französisch denken, deutsch politisiren, in allen Stylen Kunst treiben — und eigentlich nur in der Musik und der duftigen Schönheit unserer Frauen eine eigene Heimat dem forschenden Fremden mit Bewusstsein entgegenstellen dürfen — uns thäte Noth, ein wenig Thätigkeit, Liniendeutlichkeit von dem »überzeugtesten« Volk der Erde zu lernen.

WIE ICH EIN BUCH SCHRIEB.

Von WALT WHITMAN.

Deutsch von CARL FEDERN.

Meine Freunde haben mehr als einmal einige embryonische Thatsachen von meinen «Grashalmen» angedeutet . . oder vielleicht ist es nur die Geschwätzigkeit des vorschreitenden Alters, die mich heute zum Reden anregt. Dr. Bücke hat bereits klar und ausführlich die Vorbereitung meines poetischen Feldes erklärt, das Pflügen, Bepflanzen, Besäen und Besetzen des Bodens im Allgemeinen und Einzelnen, bis Alles befruchtet war und Wurzel geschlagen und bereit war, aufzuzugehen und emporzustreben auf eigenem Weg zu Gutem oder Schlimmem.

Etwa in meinem 16. Jahre war ich Besitzer eines starken, wohlangepfropften Octavbandes von 1000 Seiten geworden, der (ich habe ihn noch) Walter Scott's gesammte Poesien enthielt, ein unerschöpflicher Schacht und Schatzkammer poetischen Studiums (insbesondere die endlosen Wälder und Dickichte von Anmerkungen) . . . das ist er für mich durch fünfzig Jahre gewesen und ist es noch heute.

Später pflegte ich zu Zeiten mich aufzumachen — manchmal für eine ganze Woche in einem — und ging hinab ins Land oder an die Meerküsten von Long Island, und da, im Angesicht all der Einflüsse des freien Himmels, durchlas ich gründlich das alte und das neue Testament und genoss (vermuthlich mit grösserem Vortheil für mich, als in irgend einer Bibliothek oder einem geschlossenen Raum — es macht solch einen Unterschied, wo man liest) Shakespeare, Ossien und die besten Uebersetzungen, die ich auftreiben konnte, von Homer, Aeschylus, Sophocles, den alten deutschen Nibelungen, den uralten Gedichten der Hindu und ein oder zwei anderen Meisterwerken, darunter das Dante's. Zufällig las ich den letzteren zumeist in einem alten Walde. Die Ilias (in Buckley's Prosa-Uebersetzung) las ich zuerst gründlich auf der Halbinsel Orient, an der Nordostspitze von Long Island, in einer geschützten Höhle von Fels und Sand, auf beiden Seiten das Meer. Ich habe mich manchmal seither gewundert, wie es kam, dass ich von diesen gewaltigen Meistern nicht ganz überwältigt wurde. Vermuthlich, weil ich sie, wie geschildert, in der vollen Gegenwart der Natur las, unter der Sonne, die weitgedehnte Landschaft und ihre Fernblicke vor mir oder die hereinrollende See.

Zuletzt hatte ich unter vielem Anderen auch Edgar Poe's Gedichte angesehen — zu deren Bewunderern ich nicht gehörte, obwohl ich immer erkannt habe, dass ausser ihrer beschränkten Scala von Melodien

(gleich unaufhörlichem musikalischen Glockenklingen von einem niederen b bis zum g hinauf) sie der Ausdruck und vielleicht ein nie übertroffener Ausdruck gewisser ausgesprochener Phasen menschlicher Krankhaftigkeit waren. (Das Reich der Poesie ist so gross — hat so viele Wohnungen!) Aber ich fand in Poe's Prosa den Ersatz in dem Gedanken, dass (wenigstens für unsere Bedürfnisse und in unseren Tagen) ein langes Gedicht nicht möglich ist. Derselbe Gedanke hatte meinen Geist schon früher beschäftigt, aber Poe's kurze Auseinandersetzung arbeitete das Resultat aus und lieferte mir den Beweis dafür.

Noch ein anderer Punkt wurde bei Zeiten erledigt, der schon viel zur Klärung des Grundes beitrug. Ich erkannte von der Zeit an, wo mein Unternehmen und die Fragen, die ich aufwarf, Gestalt gewannen (»Wie kann ich am besten meine eigene Zeit und Umgebung, Amerika, die Demokratie zum Ausdruck bringen?«), dass der Rumpf und der Mittelpunkt, von dem die Antwort ausstrahlen musste und zu dem Alles zurückkehren sollte, wenn es noch so in die Ferne schweifte, ein identischer Leib und Seele, eine Persönlichkeit sein musste — und nach manchen Betrachtungen und Erwägung kam ich mit vollem Bewusstsein zu dem Resultat, dass ich selbst diese Persönlichkeit sein sollte, ja, dass es gar keine andere sein konnte. Auch empfand ich klar (ob ich es nun gezeigt oder nicht), dass zur wahren und vollen Schätzung der Gegenwart beides, Vergangenheit und Zukunft, von grösster Wichtigkeit sind.

Dies indessen und noch viel mehr hätte weitergehen und doch zu nichts führen können (ja es hätte fast mit Bestimmtheit zu nichts geführt), wenn nicht ein plötzlicher, gewaltiger, schrecklicher, sowohl directer als indirecter Anreiz für einen neuen und nationalen poetischen Ausdruck mir wäre gegeben worden. Ich kann sagen, es ist gewiss, dass, obgleich ich schon vorher einen Anlauf genommen, um durch das Ereigniss des Secessionskrieges und was er mir wie mit Blitzesleuchten zeigte, mit den Tiefen der Erregung, die er hervorrief und tönen liess (und natürlich meine ich nicht nur in meinem eigenen Herzen, ich sah es genau so gut in anderen, in Millionen), dass nur aus dem mächtigen Flammenschein und Aufreiz der Scenen und Gesichte dieses Krieges die endgiltigen Daseinsgründe für einen autochthonen amerikanischen Sang definitiv hervortraten.

Ich begab mich nach dem Kriegsschauplatz in Virginien (Ende 1862), lebte von da an im Feld — sah grosse Schlachten und die Tage und Nächte, die auf sie folgten, all die Schwankungen, Düster, Verzweiflung, widererstandene Hoffnungen und aufgerichteten Muth, den Tod, dem so bereit ins Antlitz gesehen ward, und vor Allem die Sache — all die Dinge, die diese düsteren von Agonie erfüllten Jahre 1863, 1864, 1865 erfüllten, die wahren Geburtsjahre (seit 1776—83) dieser hinfort homogenen Union. Ohne diese drei oder vier Jahre würden meine »Grashalme«, so wie sind, jetzt nicht existiren.

Aber ich begann mit der Absicht, einige charaktistische Punkte anzudeuten und bemerklich zu machen, welche, wie ich seither (nicht

damals, wenigstens nicht klar) erkannt, Ausgangspunkte und Lebenstriebe für diese »Halme« von allem Anfang an waren. Das Wort, welches ich zunächst dafür brauchen kann, ist »Suggestivität«. Ich runde und feile wenig, wenn überhaupt; und könnte es meinem Plane nach gar nicht. Der Leser wird immer seinen Theil zu thun haben, gerade wie ich meinen hatte. Ich suche weit weniger irgend ein Thema oder einen Gedanken klarzustellen oder darzulegen, als dich, Leser, in die Atmosphäre dieses Themas oder Gedankens zu bringen — dort magst du deinen eigenen Flug verfolgen.

Ein anderes Impulswort ist Kameradschaft für alle Länder und in einem höheren und ausgesprocheneren Sinne, als es bisher gedeutet worden. Andere Wortzeichen wären Fröhlichkeit, Zufriedenheit und Hoffnung. Der wichtigste Zug irgend eines gegebenen Dichters ist immer der Geist, in dem er an die Bearbeitung der Menschheit und der Natur geht — die Stimmung, aus der er seine Objecte betrachtet. Was für ein Temperament und wie viel Glauben zeigen uns seine Werke? Bis zu welchem neuesten Standpunkt hat er seinen Sang hinaufgeführt? Welche waren die Ausrüstung und die specielle »Racigkeit« des Sängers? — welches seine Farbennuancen? Der letzte Werth aller poetischen Sprecher der Vergangenheit und Gegenwart — griechischer Aestheten, Shakespeare's und in unseren Tagen Tennyson's, Victor Hugo's, Carlyle's, Emerson's — ist sicherlich in diesen Fragen enthalten.

Ich meine, der tiefste Dienst, den Gedichte oder irgend welche andere Schriften jeder Art ihrem Leser erweisen können, ist nicht, nur einen geistigen Genuss zu gewähren oder etwas schön Ausgearbeitetes und Interessantes zu bieten, noch selbst grosse Leidenschaften oder Persönlichkeiten oder Ereignisse zu schildern, sondern ihn mit kräftiger reiner Männlichkeit, mit Religiosität zu erfüllen und ihm ein frohes Gemüth als festwurzelnden Besitz und Gewohnheit zu geben.

Die gebildete Welt scheint seit Menschenaltern immer mehr Langweile empfunden und aufgespeichert zu haben und möchte unserer Zeit diese ganze Erbschaft anhängen. Glücklicherweise bleibt uns der ursprüngliche unerschöpfliche Vorrath an überschäumender Lebenskraft, der von Natur in der Race liegt und immer da ist, an den immer appellirt werden, auf den man sich immer verlassen kann.

Was eine eingeborene amerikanische Individualität anbelangt, so ist sie, obgleich sie sicherlich in grossen Zügen den klaren und idealen Typus des Charakters des Westens enthalten muss (der sich gerade so aus den thätigen, politischen und selbst den geldmacherischen Zügen der Menschheit in unseren Vereinigten Staaten ergeben muss, wie auserwählte Ritter, Edelleute und Kriege die Ideale der feudalen Jahrhunderte in Europa waren), bisher noch nicht gezeigt worden. Ich habe das Schwergewicht meiner Gedichte von Anfang an bis zu Ende auf amerikanischer Individualität ruhen und zu ihrer Entwicklung beitragen lassen — nicht nur weil dies eine grosse Lehre der Natur ist, trotz all ihrer generalisirenden Gesetze, sondern auch als ein Gegen-

gewicht gegen die nivellirenden Tendenzen der Demokratie — und noch aus anderen Gründen.

Ohne Rücksicht auf alle sichtlichen literarischen und anderen Conventionalitäten singe ich eingestandenermassen »den grossen Stolz des Menschen auf sich selber« und lasse diesen Stolz mehr oder minder ein Motiv in fast all meinen Versen sein. Ich glaube, dass dieser Stolz für einen Amerikaner unentbehrlich ist. Ich glaube, dass er sich mit Gehorsam, Demuth, Ehrfurcht und Selbstkritik recht gut verträgt.

Die Demokratie ist durch machtvolle Persönlichkeiten so verzögert und gefährdet worden, dass ihre ersten Instincte jetzt gerne Alles beschneiden, in Uebereinstimmung bringen, abseits Streifende hereinzwingen, und Alles auf ein todtes Niveau reduciren möchten. Wenn es die ehrgeizige Absicht meines Sanges ist, eine grosse, geeinte Nation bilden zu helfen, so ist dies vielleicht zugleich durch die Bildung von Myriaden von entwickelten und allseitigen Individualitäten gedacht. So willkommen die Lehren von Gleichheit und Brüderlichkeit und Volksbildung sind, eine gewisse Gefahr begleitet sie Alle, wie wir sehen. Jenes primäre und innere Etwas im Menschen, in den Abgründen seiner Seele, das Allem Farbe und ihm in ausserordentlich herrlichen Fällen die letzte Majestät gibt — etwas, was die alten Gedichte und Balladen der Feudalzeit beständig berühren und erreichen, ja das oft ihre Hauptgrundlage bildet — scheint durch die moderne Wissenschaft und die Demokratie gefährdet, ja vielleicht ausgemerzt zu werden.

Die neuen Einflüsse bereiten im Ganzen sicherlich den Weg für grössere Individualität, als je gewesen. Heute und hier herrscht die Macht der Persönlichkeit noch immer hinter allen socialen Erscheinungen, ganz so wie einst. Die Zeiten und Bilder von der Ilias bis Shakespeare können glücklicherweise nicht wieder realisirt werden — aber die Elemente muthiger und hochgesinnter Mannheit sind unverändert geblieben.

Darum sollten der Arbeiter und die Arbeiterin vom ersten bis zum letzten in meinen Blättern sein. Die Fülle von Heroismus und Hoheit, mit welchen griechische und feudale Dichter ihre göttergleichen oder adelig geborenen Charaktere ausstatteten, ja noch stolzere und begründetere und mit grösserer Fülle als jene hatte ich dem demokratischen Durchschnitt von Amerikas Männern und Weibern zu verleihen. Ich hatte zu zeigen, dass wir hier und heute des Grossartigsten und Besten fähig sind, ja fähiger, als irgend welche Zeiten der Vergangenheit waren. Ich wünsche auch, dass meine Aeusserungen (so sagte ich zu mir selbst, als ich begann) in ihrem Geiste Gedichte des Morgens seien. Sie wurden im sonnigen Vormittag und frühen Mittag meines Lebens entworfen und zum grössten Theil auch geschrieben. Ich will, dass sie ebensosehr Dichtungen des Weibes wie des Mannes seien. Es war mein Wunsch, die ganze Union dieser Staaten in meinen Sang zu bringen, ohne irgendwelche Parteilichkeit. Und wenn sie leben und gelesen werden, so muss es ebensosehr im Süden wie im Norden, ebensosehr längs des Pacifischen wie an

dem Atlantischen Ocean, in dem Thal des Mississippi, in Canada, oben in Maine, unten in Texas und am Strand des Pugel-Sundes.

Von einem anderen Gesichtspunkte sind die »Grashalme« eingestandenermassen der Sang des Geschlechtes und des animalischen Lebens — obgleich ein Sinn hinter Allem ist, der mit diesen Worten nicht gewöhnlich verbunden zu sein pflegt, und der gebührend zu Tage treten wird und Alles in ein anderes Licht und eine andere Atmosphäre zu heben versucht ist. Von diesem Zug, der in einigen Zeilen absichtlich greifbar betont ist, will ich nur das sagen, dass das befruchtende Princip dieser wenigen Zeilen so sehr meinem ganzen Werke den Lebensodem gibt, dass, wären diese Zeilen ausgelassen worden, die ganze Masse der Stücke ebensogut hätte ungeschrieben bleiben können.

So schwer dies sein wird, es ist meines Erachtens eine gebieterische Nothwendigkeit geworden, dass hochstehende Männer und Frauen gegenüber dem Gedanken und den Thatsachen des sexuellen Lebens, als einem Grundelement des Charakters, der Persönlichkeit, aller Seelenbewegungen und als einem Thema der Literatur, eine andere Stellung einnehmen als bisher. Ich werde die Frage an und für sich nicht erledigen, sie ist an und für sich gar keine Frage. Ihre Vitalität liegt gänzlich in ihren Beziehungen, ihren Gestaltungen, ihrer Bedeutsamkeit — sie ist gleich dem Schlüssel einer Symphonie. Für den, der die letzten Analogien erkennen kann, durchziehen die Zeilen, auf die ich anspiele, und der Geist, in dem sie gesprochen sind, die gesammten »Grashalme«, und das Werk muss mit ihnen stehen und fallen, sowie der identische Menschenleib und Seele ein Ganzes bleiben muss.

So allgemein gewisse Thatsachen und Symptome der gesellschaftlichen Organismen wie der Individuen zu allen Zeiten sind, so ist doch nach moderner Conventionalität und in moderner Poesie nichts so selten als ihre einfache Anerkennung. Die Literatur ruft allzeit den Doctor zur Consultation und zur Beichte und gibt stets ausweichende Redensarten und verhüllende Verschweigungen an Stelle jener »heroischen Nacktheit«, auf welche allein eine wahre Diagnose ernster Fälle gegründet werden kann. Und mit Bezug auf Ausgaben meiner »Grashalme« in kommenden Zeiten (wenn solche veranstaltet werden sollten) benütze ich die Gelegenheit, um diese Stellen nochmals mit der gefesteten Ueberzeugung und wohlerwogenen Wiederholung von dreissig Jahren zu bekräftigen, und ich verbiete hiemit, so weit mein Wort reichen kann, sie jemals auszulassen.

Und noch eine Absicht hatte ich, die Alle einschloss und über und unter allen Anderen einherlief. Immer, seitdem, was man Gedanken oder Knospen von Gedanken nennen konnte, in meinem jugendlichen Geist recht aufzutauchen begannen, hatte ich den Wunsch empfunden, einen würdigen Bericht jenes vollkommenen Glaubens und Bejahens zu versuchen (»die Wege Gottes mit den Menschen zu rechtfertigen,« ist Milton's wohlbekanntes ehrgeiziges Wort), das die sittliche Grundlage Amerikas bildet. Ich fühlte Alles genau so mächtig und klar in meinen jungen Tagen wie jetzt in meinen alten. Ein Gedicht

zu formuliren, in welchem jede Zeile direct oder indirect den Glauben in sich eingeschlossen tragen sollte, den Glauben an die Weisheit, Gesundheit, Geheimnissfülle und Schönheit jedes Vorganges, jedes concreten Dinges, jeder menschlichen oder andersartigen Existenz, und dies nicht vom Standpunkte Aller, sondern von dem jedes Einzelnen betrachtet. Obwohl ich es weder begreifen, noch beweisen kann, glaube ich vollkommen an alle Fäden und Absichten der Natur, im Ganzen wie im Einzelnen, und dass unsichtbare geistige Resultate, gerade so real und bestimmt wie die sichtbaren, alles concrete Leben und alles Materielle durchsetzen und beherrschen, durch alle Zeit hindurch. Auch muss das Buch heisse Lebensfreude und Fröhlichkeit ausströmen, da es aus diesen Elementen hervorgewachsen ist und der Trost meines Lebens gewesen ist, seitdem es zum erstenmale begonnen wurde. Ich wäre bereit, das ganze Leben noch einmal zu durchwandern mit all seinen äusseren Misserfolgen und ernstlichen Schäden, Unzulänglichkeiten und Entsagungen, um das Glück zu empfinden und auf diesem Theil der Strasse noch einmal zu ziehen.

Ein Entschlussmotiv der Verse war meine Ueberzeugung, dass die krönende Entwicklung der Vereinigten Staaten eine geistige und heroische sein muss. Dieser Entwicklung zum Anbruch und zum Fortschritt zu verhelfen, oder selbst nur die Aufmerksamkeit auf sie und ihre Nothwendigkeit zu lenken, ist der Zweck der »Grashalme« vom Anfang, in der Mitte und am Ende. In der That, wenn wir wirklich an die Rechnung und letzte Summenziehung gehen, wenn all die endlosen guten und schlechten brachliegenden Acker der Menschheit ausgepflügt werden, so ist nicht eine »gute Regierung« allein im gewöhnlichen Sinn des Wortes die Rechtfertigung und der Hauptzweck dieser Staaten.

Isolirte Vorzüge in Rang, in Anmuth, in Glück — die directen oder indirecten Fäden aller Poesie der Vergangenheit — sind meiner Ansicht nach dem republikanischen Geiste zuwider und bieten Grundlage für den ihm passenden Vers. Die vorhandenen Gedichte, ich weiss es, haben den sehr grossen Vortheil, das schon Geleistete zu feiern, das so voll Herrlichkeiten ist und Erinnerungen, die den Geistern der Menschen theuer sind. Aber mein Band ist ein Candidat für die Zukunft. »Alle ursprüngliche Kunst,« sagt Taine irgendwo, »gibt sich ihre eigenen Gesetze, und keine ursprüngliche Kunst kann ihre Gesetze von aussen empfangen. Sie trägt ihr eigenes Gleichgewicht und empfängt es nicht von anderswoher, lebt von ihrem eigenen Blut . . .« ein Trost für meine Häufigen Wunden und verletzte Eitelkeit.

Da diese Worte vielleicht hauptsächlich ein Versuch zur persönlichen Erklärung und Erläuterung sind, so will ich mir als weitere Hilfe gestatten, die folgende Anekdote einem Buche zu entnehmen — »Berichte von alten Malern« hiess es — das ich in meiner Jugend eifrig gelesen: Rubens, der flämische Maler, stiess auf einer seiner Wanderungen durch die Galerien alter Klöster auf ein sonderbares Werk. Nachdem er es durch eine gute Weile gedankenvoll betrachtet

und die Urtheile der ihn begleitenden Schüler angehört, sagte er zu den Letzteren als Antwort auf ihre Fragen (zu welcher Schule das Werk gehören mochte u. dgl.): »Ich glaube nicht, dass der unbekannte und vielleicht längst gestorbene Künstler, der der Welt dieses Vermächtniss hinterlassen hatte, zu irgend einer Schule gehörte oder irgend etwas gemalt ausser diesem einen Gemälde, denn das ist eine persönliche Sache — ein Stück aus dem Leben eines Menschen.«

Niemand wird zu meinen Versen gelangen, der darauf beharrt, sie als eine literarische Leistung oder als Versuch solcher Leistung zu betrachten oder überhaupt als etwas, das vornehmlich mit Kunst und Aesthetik zu thun hat. Ich hoffe, dass ich mit etwas Anderem zur Nachwelt kommen werde — etwas Besserem, wenn ich das zu sagen wagen darf. Wenn ich die »Grashalme« auf die gewöhnlichen Voraussetzungen stützen würde — wenn ich nicht fühlte, dass die tiefsten sittlichen, socialen, politischen Ziele Amerikas (ja, der ganzen modernen Welt) die Allem zugrunde liegenden Bestrebungen zum Mindesten meiner Schriften sind; dass die Geographie und Hydrographie dieses Continents, der Prairien, des St Lorenz-Stromes, Ohios, der Carolines, Texas', Missouri's, der wirkliche und wahrhafte geistige Strom darin sind, ich hätte nie wagen dürfen, sie setzen, drucken und zum Verkauf anbieten zu lassen.

Ich meine, dass nie ein Land oder Volk oder Zeitlage existirte, die in solchem Masse einer Race von Sängern und einer Gattung von Gedichten bedürften, die sich von allen Anderen unterscheiden und im strengsten Sinne ihre eigenen sind, wie Land und Volk und Zeitlage unserer Vereinigten Staaten solcher Sänger und Gedichte bedürfen — heute wie für die Zukunft. Noch mehr, so lange die Staaten nicht aufhören, sich von der Dichtung der alten Welt nähren zu lassen und in ihr das geistige Heim zu finden, und so lange sie keinen autochthonen Gesang aufbringen, um ihren materiellen und politischen Erfolgen Ausdruck, Leben, Farbe und Klarheit zu geben, der ihnen allein eigen ist, so lange werden sie nicht eine wahrhaft und vollkommene Nationalität bilden und mangelhaft bleiben.

Ich schliesse mit zwei Bemerkungen für den bildnerischen Genuss des Westens, wenn er sich einmal würdig erhebt: erstens, was Herder den jungen Goethe lehrte: dass wirklich grosse Poesie immer (wie die homerischen oder biblischen Gesänge) das Resultat eines nationalen Geistes und nicht das Privileg einiger verfeinerten und ausgewählten Wenigen ist, und zweitens, dass die machtvollsten und süssesten Gesänge noch zu singen sind.

WIENER KUNSTFRÜHLING.

Von GUSTAV SCHOENAICH (Wien).

I.

In den Räumen der Gartenbaugesellschaft am Parkring hat die »Vereinigung der bildenden Künstler Oesterreichs« — so nennen sich diejenigen, aus deren gutem und tapferem künstlerischen Geiste unsere Secession hervorgegangen ist — eine Ausstellung veranstaltet, deren grosser und augenscheinlich nicht nur materieller, sondern auch künstlerischer Erfolg ein über Erwarten grosser ist. Haben bei früheren Ausstellungen oft genug die mit Gemälden nach dem vorausgesetzten Tagesgeschmack gepflasterten Wände, deren Menge schon die Wirkung des einzelnen Werkes aufhob, eine künstlerische Stimmung und damit ein tieferes Interesse der spärlichen Besucher nicht aufkommen lassen — so finden sich in der Secessions-Ausstellung der Beschauer so viele ein, dass uns die Menge der Anwesenden und genussfreudig Schauenden die nähere Betrachtung des Einzelnen oft erschwert — eine Unzukömmlichkeit, die wir über der Freude, in der Bevölkerung wieder einigen künstlerischen Sinn erwacht zu sehen, gerne hinnehmen. Die Anziehungskraft, welche das Unternehmen ausübt, gibt wirklich Einiges zu denken. Denn die Wiener waren, wo nicht das Stoffliche des Kunstwerkes Aufsehen erregte und Zulauf bewirkte, dem Reinkünstlerischen gegenüber schon bedenklich tief in den Sumpf der Gleichgiltigkeit versunken. Um sich von Fremdartigem und Ueberraschendem zum Widerspruch reizen zu lassen, pilgern die Leute nicht in die Secessions-Ausstellung. Sie würden bei dieser Absicht auch wohl kaum auf ihre Kosten kommen. Was dort geboten wird, unterscheidet sich, auf das Aeusserliche der Behandlungsweise hin angesehen, nicht in dem Grade vom Gewohnten, dass dadurch die Neugier der Menge hätte erregt werden können. Auch ist es der Stimmung, den Gesprächen und der augenscheinlichen Lebhaftigkeit des Eindruckes so vieler Werke auf die Beschauer unschwer zu entnehmen, dass die Quelle ihres Antheiles der Eigenart des Gesehenen selbst entspringt. Ein Beweis dafür, dass die Geneigtheit der Wiener, den Schablonenmassstab, nach dem Werke der Malerei in Wien bis in die letzte Zeit gemessen wurden, wegzuwerfen und mit eigenen Augen zu sehen, in erfreulicher Aufnahme begriffen ist. Diese Umstimmung des Publicums hätte sich noch gründlicher und organisch wachsend eingestellt, wenn der Weg, der durch die vor einigen Jahren veranstaltete Ausstellung der Münchener Secession im Künstlerhause betreten wurde, weiter verfolgt worden wäre und die Reaction in der Genossenschaft nicht wieder die Oberhand gewonnen

hätte. Auch ein momentan grösserer finanzieller Aufwand durfte nicht abschrecken, denn schon damals war leicht erkennbar, dass durch die intimere Kenntniss der künstlerischen Bewegung im Auslande eine lebhafte Anregung der inländischen Künstler und eine Hebung des Interesses der Wiener Kunstfreunde an der modernen Production sich ergeben würden.

Der einleuchtendste Vorzug der Secessions-Ausstellung und das Moment, welches das Interesse breiterer Schichten wachruft, ist jedenfalls deren Mannigfaltigkeit im weitesten Sinne. An die Stelle des öden Einerlei, das in so vielen nicht nur Wiener Ausstellungen dem reichlichen Biergenuss in der Erzeugung der erwünschten »Bettschwere« für den Schlaf eine so wirksame Concurrenz machte, tritt uns in dieser Ausstellung ein reizvoll gestimmtes, harmonisch wirkendes Gemisch von Malerei, Plastik und Kunstgewerbe entgegen. Auch diese Zweige sind mannigfaltig getheilt. Wir sehen einen grossen Reichthum an Maltechniken, fast jeder der vertretenen Künstler sucht sich mit von ihm zugerichteten Mitteln vorzustellen, jeder in Stoff und Behandlung seine eigene Sprache zu finden. Der Plastik begegnen wir in allen Formen, vom reliefirten Deckel der Cigarrentasche über die Statuette bis zum Monument. Dabei ist das Ineinander der Kunstbethätigung, des Kunsttriebes und des Kunstbedürfnisses durch die Vertheilung aufs Glücklichste zur Anschauung gebracht. Kunst und Leben — das fühlen wir in diesen Räumen — sind nicht getrennte, einander fremde Dinge. Das Begehren nach dem Schönen wird im Beschauer gesteigert. Ein Flüssiges, Aufschäumendes, Gestaltungsfreudiges umgibt ihn. Nicht das zugeknöpfte, abweisende, tief egoistische »l'art pour l'art« ist es, das er verspürt. Dennoch hat sich diese Vereinigung die Führerschaft dem Publicum gegenüber vorbehalten und ladet es höflichst ein, in Dichters Lande zu gehen. Am Ende ist das Publicum doch insoferne ein grosser Herr, als das schmeichlerische und unterwürfige Abgucken seiner Launen ihm schliesslich nur jene mässige Hochachtung abzugewinnen vermag, die man dem Handlanger entgegenbringt. Es tritt immer ein Moment ein, wo das Publicum lieber beherrscht sein als herrschen will. Er tritt ein, wenn das von ihm Gewollte ihm nichts mehr zu bieten vermag, ihm nichts mehr sagt.

Es ist der Vereinigung in erfreulichem Masse gelungen, Typisches für die Richtungen, welche die führenden Kunstcentren einschlagen, in ihrer Ausstellung zu vereinigen. Frankreich und Belgien sind in Malerei und Plastik sehr gut vertreten. Das Fesselndste, was sie bieten, finden wir in dem Cabinet, das die Malereien und Plastiken Constantin Meunier's enthält. Das Problem, einen durchaus modernen, für unsere Culturperiode charakteristischen Stoff in ebenso modernem, also uns lebhaft berührendem Sinne künstlerisch zu beleben und seinen tief verborgenen Schönheitsgehalt ans Licht zu ziehen, hat Meunier am glänzendsten gelöst. Den reinen Kohlenstoff zeigt Meunier im Demantglanz der Poesie, ohne der Wahrheit im Geringsten Gewalt anzuthun. An Germinal von Zola denkt wohl Jeder, der seinen Arbeiten gegen-

übersteht. Es ist dasselbe Gebiet, dieselbe Welt, die der grosse Schriftsteller in seinem bedeutendsten Werke mit so unvergleichlicher Unmittelbarkeit geschildert hat. Den furchtbaren Druck, der nach der Darstellung Zola's auf ihr lastet, hat Meunier zum grossen Theil von ihr genommen, indem er den Momenten der Kraftbethätigung, der Ruhe, des Leidens einen Schönheitsschimmer abgewinnt, der ihnen nicht angelogen, sondern ihrem Wesen entnommen ist. So anziehend und anschaulich seine alle dem Arbeitermilieu mit unbestechlicher Ehrlichkeit und starkem Darstellungsvermögen entnommenen Pastelle wirken — wir geben seinen mit unendlicher Liebe durchgebildeten und in jedem Zug ihrer Bewegung der Natur abgelauschten Statuetten dennoch den Vorzug. Wir verkehren mit ihnen fast wie mit lebendigen Wesen. Durch Schönheit in liberalem, nicht akademischem Sinne zu wirken, ohne die Natur zu corrigiren, versteht Meunier als Meister.

Der Pariser Alfred Roll, ein nicht mehr junger Neuerer in der Malerei, ist mit mehreren Bildern glücklich vertreten. Ein weiblicher Act in Frühlingsumgebung, »Plein-air« genannt, reizvoll im Fleischton und mit der Umgebung glücklich gestimmt, befriedigt ebenso wie die sehr charakteristischen Bildnisse Rochefort's und des Malers Damoye. Ein Jüngerer, John W. Alexander, tönt jedes seiner Bildnisse glücklich auf eine Farbe, wirkt aber ebenso stark durch Bestimmtheit und Einheitlichkeit der Linienführung. Eine aparte Erscheinung ist Eugène Carrière, der seine malerischen Wirkungen nur aus der Abtönung des Grau zieht. In seinem Bild dreier Figuren »Im Nebel« gelingt ihm das vorzüglich. Die aussergewöhnliche Virtuosität und unerschöpfliche Abwechslung, die seine Eintönigkeit bietet, überzeugen uns fast von der Entbehrlichkeit aller anderen Farben. In der von ihm angegebenen Richtung folgt ihm Henry Lerolle mit seinem »Interieur«. Eugène Jettel, der auch als Pariser ausstellt, zeigt mit seinen fünf aus dem empfindlichsten Naturgefühl geschöpften und mit den feinsten Mitteln des Pinsels hergestellten landschaftlichen Stimmungsbildern, wie weit es Oesterreicher bringen können, die in frühen Jahren in lebendige Berührung mit der ausländischen Kunstbewegung gerathen sind. Leon Fréderic aus Brüssel ist durch ein Tryptichon, »Das Volk wird eines Tages den Aufgang der Sonne sehen«, vertreten. Das Symbolistische lenkt hier allzu auffällig in die breite Strasse der Tendenzmalerei ein, ohne dafür durch die malerischen Qualitäten vollauf zu entschädigen. Was das grosse Publicum unter Secession versteht, das vertritt am auffälligsten Fernand Khnopff. Sein Zusammenhang mit den Erscheinungen der gleichzeitigen symbolistischen Literatur, mit Maeterlink und den literarischen Decadenten ist augenscheinlich. Sein künstlerisches Können ist immerhin hervorragend. Doch verliert er sich in mehreren der ausgestellten Werke in leere Spielereien. Als Meister zeigt er sich in dem Stimmungsbilde »Stilles Wasser«, wo er den poetischen Ton aus der Tiefe herausholt, und in der symbolistischen Darstellung »Liebkosung«, deren Charakteristik ebenso scharf als geistreich ist. Die volle Bedeutung Auguste Rodin's als Plastiker wird den ausgestellten

Fragmenten seiner Arbeiten nicht leicht entnommen werden können. Hingegen ist die reiche Collection der grösstentheils kunstgewerblichen Zwecken dienenden Reliefplatten Alexandre Charpentier's eine Quelle mühelosen und anregenden Vergnügens. Hier gesellt sich eine wirklich vornehme und delicate Kunst dem täglichen Leben. Eine nie ermattende Erfindung, gepaart mit einer unfehlbaren, reichen und mannigfaltigen Meistertechnik, weiss hier sofort Rath, jeden Gebrauchsgegenstand künstlerisch zu gestalten. Kein Material setzt den Künstler in Verlegenheit. Er versteht es, aus jedem künstlerischen Honig zu saugen, seine Arbeit jedem anzupassen. Seinen hunderterlei Gestalten scheint jede Schwere benommen, dennoch vermitteln sie dem Beschauer blühendes Leben. Ueberall feinste Empfindung und ein sicherer unfehlbarer Geschmack.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

NOTIZEN.

BLIND, RANZONI, THALER, JORDAN. Die letzten Wochen haben den ewigen Greisen gehört, jenen Greisen, die niemals Jünglinge waren. Erst krochen die Achtundvierziger ans Tageslicht, Sectionschefe a. D., Hofräthe und dergleichen Revolutionäre, von denen man nicht wusste, wo sie im tollen Jahre gesteckt haben, und die mithin als Freiheitskämpfer gefeiert wurden. Bei diesem Anlass tauchte natürlich Herr Carl Blind wieder auf, wie immer, wenn irgendwo das 48er Jahr genannt wird. Herr Blind erzählt zwar immer dieselben Sachen, aber wie es scheint, rentirt sich die Fructificirung des 48er Jahres noch immer. Dann starb Herr Emerich Ranzoni, der Kunstkritiker, diese Wiener Curiosität. Der ihm congeniale Carl v. Thaler schrieb seinen Nachruf. Welcher andere Schriftsteller hätte diesen Nachruf verfassen können? Nur eine düstere Frage tauchte im Zuschauer auf: Wer wird, da Ranzoni nun todt ist, einst, in späten Zeiten, Herrn v. Thaler den Nachruf halten können? Schliesslich kam Herr Wilhelm Jordan, der grimmige Rhapsode, zu Gast. Er declamirte im kleinen Musikvereinssaale sein Nibelungenepos frei aus dem Gedächtniss. Das war vom Standpunkt der Mnemotechnik ein gelungenes Kunststück. Es ist ja auch psychologisch interessant, dass noch irgend Jemand das Jordan'sche Epos so genau kennt, und wäre es auch der Autor selbst. Ich fürchte aber, Herr Jordan ist so ziemlich der Einzige, welcher mit diesem Thema so innig vertraut ist. Wenigstens was seine Zuhörer im kleinen Musikvereinssaal betrifft, so liefen sie entweder schaarenweise in den Pausen davon oder sie bemühten sich anstandshalber, das Gähnen zu unterdrücken. Diese Sachen mögen ja für Herrn Jordan sehr traurig sein, er war auch sehr missgestimmt, menschenfeindlich, selbstbewusst-verbittert, als er den leeren und sich immer mehr leerenden Saal erblickte. Aber was für ein taktloser Einfall war es auch, Herrn Jordan noch einmal in die Oeffentlichkeit zu locken? Was soll uns diese seelenlose Erweckung eines antiquirten Heldenthums sagen? . . . Wer ist auf diesen senilen Gedanken gekommen, Herrn Jordan aus dem bescheidenen Ruhm seines »Freundeskreises« in die strenge Atmosphäre der Oeffentlichkeit zu locken? . . . Das alles sind unsinnige Experimente. Il n'y a pas une renaissance des . . . vieillards!

st. gr.

F. R. IM HAUSE DER ABGEORDNETEN fiel, kaum beachtet, vor Kurzem ein eigenthümliches Wort. Herr W. hatte es für gut befunden, den Namen der deutschen Cultur in den Mund zu nehmen, worauf Herr H. entgegnete: die Cultur

habe mit der Politik nichts zu schaffen. Die wenigen Leute, die gewohnt sind, derartige Vorgänge mit der Unbefangenheit des Psychologen zu verfolgen, lächelten: der Mann war unabsichtlich tiefsinnig gewesen . . . .

Wie sehr, zeigte sich einige Tage später, als man erfuhr, das Gastspiel eines deutschen Künstlers sei von der magyarischen Patriotenpresse verhindert worden; ein an sich äusserst geringfügiger Vorfall, der höchstens durch die Art, wie man ihn als selbstverständlich hinnahm, ein gewisses Interesse erregt. Dass es einige Eisenbahnstunden von Wien entfernt Leute von so vorsintfluthlichen und dem Europäer so schwer fassbaren Begriffen gibt und dass sie herrschen, wundert Niemanden mehr. Ueber die Culturfähigkeit der magyarischen Race ist man so ziemlich im Klaren; sie hat kürzlich das tausendjährige Jubiläum ihres Reiches gefeiert, dessen Gründung bisher leider ihre einzige That blieb. Bei den günstigsten Bedingungen hat sie bisher keine irgendwie erwähnenswerthe Leistung vollbracht, sie hat keine grossen Namen in ihrer Geschichte, sie hat nie eine Idee gezeugt, und sie ist heute gezwungen, einen Romanverfertiger vom Schlage der Marlitt für einen bedeutenden Mann auszugeben; zu aller productiven Geistesarbeit gänzlich untauglich, beschäftigt sie sich damit, halbverstandene Institutionen, die im Westen in Jahrhunderten organisch entstanden, herüberzuholen und gewaltsam einzubürgern. Sie kann als Beispiel dafür dienen, bis zu welchem Grade geistiger Verflachung man durch das heute grassirende und ganz unnatürliche Grossziehen aller national-politischen Instincte herabsinkt. Während eine Cultur sich nur auf der Fähigkeit der Rangbestimmung aufbauen kann, gebraucht die Politik falsche Werthungen, indem sie Ueberflüssiges wichtig macht und Werthvolles in den Hintergrund rückt. Durch Fictionen und Schlagworte schafft sie unnatürliche Gruppirungen und gewöhnt den Einzelnen daran, »sich um Dinge zu kümmern, die ihn nichts angehen«, dagegen sein eigenstes Eigenthum, sich und seine Entwicklung zu vernachlässigen; sie verscheucht die Individualitäten und erzeugt Dutzendmenschen, Leitartikelseelen und Männergesangvereinsbegeisterungen . . . . . Mögen doch die braven und wahrlich nicht zur Leidenschaft geborenen Leute, die man heute mit den Drommeten des Stammesbewusstseins aus ihrer Ruhe stört, nicht vergessen, dass der Werth einer Race sich nur in der von ihr geschaffenen Cultur offenbart; dass ein Volk sich nur in seinen Gipfeln ehrt und keinen Grund hat, stolz zu sein, so lange es seine Heroen verleugnet und an seiner Gleichgiltigkeit zugrunde gehen lässt.

»Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen nebst anderen Essays« betitelt sich ein Buch von Marie Herzfeld (Verlag Schuster & Loeffler, 1898), das wir mit antheilvollstem Interesse gelesen haben. Die Verfasserin, deren vortreffliche Uebersetzungen der deutschen Lesewelt so vieles Bedeutende, jedenfalls Symptomatische des nordischen Schriftthums vermittelt

haben, ist auf diesem Gebiete heimisch geworden und hat sich dieser Gedankenwelt bemächtigt, ohne den Zusammenhang mit der Weltliteratur aus dem Auge zu verlieren. Die Schrift ist eine durchaus anregende, und das Urtheil der Verfasserin interessirt uns lebhaft, weil es das Gepräge eines selbstständigen, wohlcultivirten Geistes trägt. Mit dem Buche der Herzfeld machen wir eine literarische Zimmerreise durch den Norden, die gelungenen Aufnahmen prägen sich dem Beschauer ein, geben zutreffende Bilder der einzelnen Erscheinungen und werden Viele veranlassen, sich ins Land der geschilderten Dichter selbst zu begeben. Damit ist der Zweck solcher gesammelter Essays aufs Beste erfüllt. Es bleibt immer eines der merkwürdigsten Phänomene, dass der skandinavische Norden im letzten Viertel unseres Jahrhunderts eine so ansehnliche Reihe von literarischen Charakterköpfen hervorgebracht hat, in denen sich der Geist unserer Zeit und die Ergebnisse unseres Denkens und Empfindens zu Gestalten und Darstellungen verdichten, denen eine starke Rückwirkung auf die Weltliteratur nicht abgesprochen werden kann. Die innere Entwicklung der nordischen Länder sowie die Richtung und Intensität ihrer socialen und culturellen Neugestaltung dürfte vielleicht mehr Antheil an der Zeitigung so vieler verschiedenartiger Geister gehabt haben als der Werderuf Georg Brandes', auf den die Verfasserin die Entstehung dieser Literatur etwas einseitig zurückführen will. Ihre Signatur ist das Suchen — weniger das Finden. Es ist aber Pflicht und Bestimmung fein veranlagter receptiver Geister, ehrlich Suchenden auf ihren Pfaden zu folgen, ihre künstlerische Art liebevoll eingehend zu betrachten und das kritische Richtschwert möglichst ungeschwungen zu lassen. Auf eine Production, die dem inneren Drang entquillt, fällt das letztere als Papiermaché nieder — eisern zeigt es sich nur dem Gemeinen, dem Speculativen gegenüber. Dass es sich bei der nordischen Literatur nicht um Marktwaare handelt, kann diese leicht dadurch erweisen, dass einer ihrer begabtesten Vertreter — Knut Hansum — den selbst erlittenen Hunger zum Gegenstand einer ebenso erschreckenden als lebenswahren Novelle gemacht hat. Es soll der Arbeit Marie Herzfeld's nicht als letzter ihrer Vorzüge nachgerühmt werden, dass sie nicht überkritisch ist. Die Kraftanstrengungen, welche die nordischen Schriftsteller machen, um Pessimismus und Skepticismus unter Verzicht auf religiösen Glauben zu überwinden, sind in diesem Buche eingehend und überzeugend geschildert. Werden sie zum Ziele führen? Uns ist gegeben, auf keiner — auch nicht auf einer geistigen — Stätte zu rasten.

G. S.

CARL SPITTELER, L a c h e n d e W a h r h e i t e n. Gesammelte Essays. Verlag von Eugen D i e d e r i c h s. Florenz und Leipzig. 1898.

Trotzdem die Essayisten jetzt nicht wenig Ablagerungsstätten für ihre Arbeiten haben, gibt es nur ganz wenige lesbare deutsche Essays. Die primitiven Impotenzen unter den Essayisten machen es sich am leichtesten, sie schneiden aus den Autoren, über welche sie schreiben, ein paar Citate heraus

und setzen ein paar leere Worte als verbindenden Text. Geschickter sind die complicirten Impotenzen. Diese schreiben heutzutage durchwegs kunstphilosophische oder philosophisch-psychologische Essays. Mit den paar Gedanken, die sie hier und dort unbemerkt stiebitzen, oder mit irgend einem Reflexgedanken, der ihnen wirklich einmal eingefallen ist, gehen diese »Napoleone der Literatur« (man muss bei diesem Gattungsnamen bleiben) sorgfältig und sparsam um. Im gewöhnlichen Leben verrathen sie nichts von diesen Schätzen. Aber wenn sie vor dem Schreibtisch sitzen, kramen sie ihre Habseligkeiten aus. Daher dieser fürchterliche Ernst in ihren Essays, diese Melancholie der Impotenz. Wie sie schwitzen, wenn sie von ihren kunstphilosophischen Anschauungen reden! Um so freudiger ist dieser Band gesammelter Essays von Carl Spitteler zu begrüssen. Es sind momentan vielleicht die einzigen Essays in Deutschland, worin Wahrheiten lachend gesagt werden. Der Autor strengt sich gar nicht an. Was er hier und dort gesehen hat, was ihm dabei eingefallen ist (ganz unsystematisch, wie es sich für einen productiven Essayisten ziemt), lauter einleuchtend richtige und gescheite Dinge werden uns in guter Laune mitgetheilt. Der Gesammteindruck ist, dass man es hier mit einem freimüthigen, kunst- und lebensverständigen Menschen zu thun hat. Von wie viel Literaten, insbesondere den Essay-Fabrikanten, kann man das sagen? *st. gr.*

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.
Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

Wiener Rundschau.

1. MAI 1898.

FRIEDRICH NIETZSCHE IN WEIMAR.

Von PHILO VOM WALDE (Neisse).

Als er noch unter den geistig Lebenden weilte und mit titanenhafter Kraft am Gesellschaftsbau des modernen Lebens rüttelte, da hat man ihn todtgeschwiegen. Wie glücklich hätte ihn damals die Anerkennung einer einzigen befreundeten Seele gemacht! Aber alle hatten sie sich von ihm losgesagt. Jetzt, wo er als geistig Todter daliegt und auf nichts mehr antworten kann, wird sein Name unzähligemale genannt. Eine ganze Bibliothek ist bereits über das Thema »Friedrich Nietzsche« geschrieben worden, und wer eine kleine Ahnung davon bekommen will, wie mächtig das moderne Kunstschaffen von ihm beeinflusst ist, der lese das soeben erschienene Buch: »Der Uebermensch in der Literatur« von Leo Berg (München, Albert Langen). Spasshaft klingt es, wenn die Gegner behaupten: Nietzsche sei nur ein Modephilosoph, über den bald kein Hahn mehr krähen werde. Es muss wohl eine Zeit kommen, wo sein Name nicht mehr durch den Mund eines jeden Bildungsphilisters und Protzen entweiht wird — aber kein Zeitensturm kann die Spur seiner Erdentage je mehr ganz verwischen.

Gegenwärtig liebt man es, sich nicht nur mit dem Dichter und Philosophen Nietzsche zu befassen, sondern auch allerlei Menschliches-Allzumenschliches in der Oeffentlichkeit breitzutreten, so dass jede feiner organisirte Natur eine förmliche Scham über solche Pietätlosigkeit empfindet. Wie bitter klang vor zwei Jahren die Klage der Mutter Nietzsche's, als sie mir von der Unzartheit erzählte, mit der sich die lieben Naumburger an den Kranken herandrängten, sobald man ihn im Fahrstuhl ins Freie brachte, um ihn frische Luft geniessen zu lassen. Und kurze Zeit vor ihrem Tode noch schrieb mir die leidensmuthige Frau: »Es mag nur Niemand den Zeitungsberichten glauben, wenn Berichterstatter über ihre Artikel ‚Ein Besuch bei Friedrich Nietzsche' setzen und Unglaubliches erzählen. Ahnen solch rohe Naturen doch kaum, was ein Mutter- und ein Schwesterherz dabei empfinden!«

Die Sensationslust geht so weit, dass man vor anderthalb Jahren eine Notiz in der Presse fand, wonach Friedrich Nietzsche als lustiger Bergfex auf dem Hohentwiel gewesen sei und dort einen Aphorismus

ins Fremdenbuch geschrieben habe. So lange er noch bei seiner Mutter in Naumburg lebte und absolut Niemandem zugänglich war, hatte sich in seiner Nähe ein förmliches Bureau etablirt, das die grossen Blätter mit allerlei Schauermärchen bediente. Nun hat sich das gebessert. Die Mutter, die ihn mit rührender Hingebung gepflegt, ist für immer von ihm geschieden; er selbst befindet sich in der Obhut seiner Schwester an der Stätte, von der die gewaltigste geistige Anregung über Deutschland ausgegangen ist.

Mein Herz drängte mich, das traumhafte Sonnenauge Zarathustras wiederzusehen. Spät Abends kam ich in Weimar an. Der Nachthimmel war mit flockigem Ziehgewölk überdeckt, durch das der halbvolle Mond wie eine Silberbarke auf flinkem Wellengekräusel rasch dahinsegelte. Im »Hotel zum Elephanten« am Marktplatz herrschte noch reges Leben, denn Weimar ist stets von Fremden zahlreich besucht. Nächsten Morgen besuchte ich den Friedhof an der alten Schlosskirche mit den Grabstätten von Lukas Cranach, Musäus, der Christiane Vulpius und der Euphrosyne, schlenderte dann nach der Fürstengruft und in die wunderbare Hofbibliothek, bis endlich der Mittag herangekommen war. Vom Wielandplatze biegt rechts die Kaiserin Augustastrasse ab, in die gleich am Anfange die Luisenstrasse einmündet. Luisenstrasse 30 würde ich Nietzsche wiederfinden — das wusste ich. So ging ich denn immer weiter und weiter und kam zuletzt auf freies Feld; ich kam links am »Felsenkeller« vorbei — da lag sie nun vor mir, die Villa »Silberblick«, die die ganze Gegend beherrscht wie eine Königin das niedere Volk. Ringsum friedvolle Einsamkeit, weite Horizonte, lachender Himmel und goldiger Sonnenschein in allen Fenstern. Verschiedene Verhältnisse liessen es als nöthig erscheinen, dass Frau Dr. Förster-Nietzsche das »Nietzsche-Archiv« von Naumburg nach Weimar verlegte. Zu diesem Zwecke miethete sie die Villa, die der bekannten Nietzsche-Verehrerin, Fräulein von Salis (Verfasserin von »Philosoph und Edelmensch«, Verlag von C. G. Naumann, Leipzig), gehört, um hier ganz ungestört leben zu können. Das Haus umfasst zwei Stockwerke und eine Mansardenwohnung. Der Stil ist einfach, prunklos, aber vornehm: Rohbau von rothen Ziegeln mit weisser Simskrönung, stumpf abfallendes Schieferdach, Vorhaus und Balcon, ringsum ein grosser Garten mit jungen Obstbäumen und Gehölzgruppen. In der Nähe befindet sich eine alte holländische Windmühle. Auf mein Läuten an der Hausglocke tritt mir Alwine entgegen, die mir bereits von Naumburg her bekannt ist. Sie dient nun seit 19 Jahren im Nietzsche-Hause, ist eine schlanke, wohlgestaltete Erscheinung, hat ein vornehmes, sehr sympathisches, etwas blasses Gesicht und ist einfach und geschmackvoll gekleidet. Beim Blick auf meine Karte überfliegt sie eine freudige Ueberraschung, indem sie meint: »Die Frau Doctor erwartet schon den Herrn Doctor!« Das Empfangszimmer, in das ich eintrete, ist reich ausgestattet und macht einen überaus stimmungsvollen Eindruck. Hier steht das Piano, worauf Nietzsche, der nebenbei ein hervorragender Musiker war, so oft gespielt hat; dort, aus üppigem Grün und zwischen duftigen Blumen

hervor, grüsst die Büste Dr. Bernhard Förster's, der am edlen Werke der Colonisation in Paraguay zu Grunde ging. Nun höre ich Tritte über mir, sie kommen die Treppe herab — es ist Frau Dr. Förster-Nietzsche, die zu mir hereintritt. Die Trauerkleidung hebt sich scharf von ihrem lebhaft gerötheten Gesicht ab. Sie erscheint diesmal nicht so frisch wie bei meinem vorigen Besuche. Wir reden über vielerlei: über den körperlichen Zustand des Bruders, über sein Lebenswerk, über die Krankheit und den Tod der Mutter. Oft wird ihr Auge thränentrüb, aber immer wieder siegt ihr lebhaftes, heiteres Naturell, so dass ein herzliches Lachen wie aus einem Kindergemüth allen Schmerz und alles Leid holdselig verklärt. Dann kommt Alwine mit einer Meldung, und ich sage ihr einige herzliche Worte über ihre aufopfernde Pflege, die sie dem grossen Kranken zutheil werden lässt. Frau Dr. Förster erzählt mir: Alwine, die aus der Umgegend von Naumburg stammt, habe nach der Uebersiedlung wohl etwas Heimweh empfunden, sie sei aber sonst heiter und unverdrossen. Jede Arbeit vollführe sie bereitwilligst und lasse bei keiner Dienstleistung um den Kranken die Ehrfurcht ausser Acht. Selbst in der Nacht sei sie auf leisen Zuruf sofort zur Stelle, um ihn mit zu bedienen. Von anderem Dienstpersonal sind noch eine Köchin und ein Diener, der zugleich Badediener und Masseur ist, im Hause. Frau Pastor Nietzsche sowohl als auch ihre Tochter sind stets überzeugte Anhängerinnen der hygienisch-diätetischen Heilweise (Naturheilkunde) gewesen und haben es mit tiefem Schmerz empfunden, dass der liebe Fritz gegen seine Schlaflosigkeit und die neuralgischen Schmerzen allerlei Medicamente gebrauchte, die seine Gehirnnerven immer mehr ruinirten, bis er zuletzt am Chloralgebrauch zu Grunde ging. Es wurde wissenschaftlich festgestellt, dass die grossen Chloraldosen gewisse Gehirnpartien angriffen, so dass 1889 in Turin ein Gehirnschlag eintrat. Seit jener Zeit ist der Process immer weiter vorgeschritten. Nietzsche leidet an Dementia paralytica und jede Besserung und Hilfe sind ausgeschlossen. Nur ein Wunder könnte Zarathustra, den Gottlosen, retten. Wer aber könnte je auf ein solches Wunder hoffen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts? In den ersten Jahren war der Zustand ein ganz zufriedenstellender. Der Kranke zeigte sich ruhig, nahm an Gesprächen theil, ging Arm in Arm mit der Mutter spazieren und erfreute sich einer leidlichen Gesundheit. Nach und nach wurden die einzelnen Nervensysteme krankhaft ergriffen. Das Bewusstsein schwand immer mehr, die Glieder versagten, die Sprache wurde undeutlich. Um ihm genügend frische Luft zu verschaffen, wurde er im Krankenstuhl auf der Promenade umhergefahren oder in einer Droschke in den Stadtwald gebracht. Als diese Ausfahrten wegen der Zudringlichkeit des Publicums unterbleiben mussten, liess ihm seine Mutter eine weinlaubumrankte Veranda bauen, wo er den grössten Theil der Sommertage und Sommernächte zubrachte. Im Winter wurden täglich sogenannte »grosse Touren«, wie mir die Mutter scherzend erzählte, im Zimmer unternommen. Der Schlaf war fast immer ein ruhiger; nur dreimal binnen vier Jahren war die Mutter genöthigt, in der Nacht

Alwine zu wecken; sonst hat sie stets alles allein um ihren »lieben Sohn« besorgt. Die Pflege war eine wahrhaft ideale. An reinster Luft und an Sonnenschein hat es dem Kranken nie im Zimmer gefehlt. Die Diät war eine kräftigende, keineswegs erregende, mehr vegetabilische. Wöchentlich zweimal erhielt der Kranke Bäder und wurde auch, um die active Bewegung theilweise zu ersetzen, massirt. Medicamente wurden nie mehr gegeben. Diese Krankenbehandlung war zwar nicht mehr im Stande, Geschehenes ungeschehen zu machen — aber der Process wurde derartig verlangsamt, wie solches fast einzig in der Geschichte dieses Leidens dasteht. Als ich Nietzsche das erstemal sah, war ich überrascht über das gute Aussehen, und in einem Briefe vom 13. Februar 1897 schreibt mir Frau Pastor Nietzsche: »Den Nachmittag brachten wir bei unserem geliebten Kranken zu. Es geht ihm im Ganzen recht leidlich; natürlich wird man immer bescheidener. Er leidet aber Gottlob nicht, wie mir unser Hausarzt wiederholt und jetzt bei einem gelegentlichen Besuche auch sein früherer Arzt, Hofrath Binswanger aus Jena, versicherte, der fast erstaunt über sein gutes Aussehen war und mir über die Pflege viel Liebes sagte.«

Ueber Nietzsches Uebersiedlung von Naumburg nach Weimar haben die Zeitungen im vorigen Sommer alles Mögliche zusammengefabelt. Frau Dr. Förster erzählte mir darüber Folgendes: Es war ein Salonwagen eigens von Berlin aus gemiethet, ein besonderer Krankentragstuhl construirt worden, die Eisenbahnbeamten hatten besondere Unterweisungen erhalten. Mit dem Nachtzuge fuhr man ab, als das erste Morgengrauen erwachte war man im neuen Heim angekommen. Zwischen Naumburg und Weimar ging Alles rasch und geheimnissvoll ab. Die Separat-Ein- und Ausgänge, die sonst nur vom Grossherzog benutzt werden, flogen auf und zu, so dass das Publicum nichts weiter merkte. Als sich der Kranke im neuen Zimmer sah, blickte er zur Decke hinauf und lächelte. Den Verlust der Mutter hat er nie empfunden. Immer hatte er nur zwei weibliche Gestalten um sich gesehen. Als die Mutter wegblieb, trat dafür seine Schwester, sein geliebtes Lama, ein. Des Nachts liegt er im Bett, bei Tage zumeist angekleidet auf dem Sopha. Ein Lichtschirm am Fenster dämpft die einfallenden Sonnenstrahlen, der Tisch ist dicht an die Lagerstatt angerückt, um das Heruntergleiten zu verhüten. Manchmal fängt er (undeutlich) zu reden an: »Ich habe eine Schwester. Meine Schwester ist eine gute Frau. In diesem Hause wohnen lauter gute Menchen«... Auch Singversuche macht er zu Zeiten. Die ersten Tage nach der Uebersiedlung umlagerten die Weimarer förmlich die Villa und krochen zwischen die umliegenden Kornfelder, um nur einen Blick zu erhaschen. Niemand aber sah Zarathustra!

Der regnerische Sommer liess ihn leider nicht oft ins Freie kommen. Für dies Jahr ist eine eiserne Treppe construirt, über die er bequem vom Balcon herab in den sonnigen Garten getragen werden kann.

Lange hatten wir unten im Archiv geplaudert, als Alwine dann gegen 4 Uhr ein Zeichen gab, dass der Herr Professor vom Mittags-

schlafe erwacht sei und sich nach der Frau Doctor umsehe. Wir gingen nun hinauf in das hohe, geräumige, lichtvolle und freundlich ausgestattete Krankenzimmer, wo einer der grössten Geisteskämpfer, die je auf der Welt gelebt haben, den Rest seines Daseins verträumt. Dort in jener Ecke ruht er auf dem Sopha in halbsitzender Stellung. Ein weisses Kissen dient ihm als Rückenunterlage, der Oberkörper trägt ein blaues Jaquet, die Beine sind mit einer leichten Decke überworfen. Ja, das sind die Augen Zarathustras, die nun auf mir ruhen. Sie haben in die tiefsten Abgründe des Lebens und in die sonnigsten Höhen des Schöpferglückes geschaut — davon sind sie so traumverloren . . . Ein martialischer Schnurrbart, wie man ihn fast nie wiederfindet, überwuchert den Mund bis zum energischen Kinn herab. Das grau-blonde, üppige Haupthaar fällt schlicht nach hinten. Seine Schwester redet ihm liebreich zu: dass hier ein Herr sei, der ihn besuchen komme. Da streckt er mir die Hand zum Gruss entgegen. Ach, wer die Hand Zarathustras je in der seinigen gefühlt — der vergisst es nie! Sie ist äusserst fein und zart und kühl. Ich streichelte ihm nun das Haar und rede zu ihm: »Du müder Kämpfer, du ruhst dich nun aus!« Da hoben sich die buschigen Augenbrauen — mir ist's, als ob ich der Sphinx ins Antlitz sähe . . . Endlich verabschieden wir uns Beide von ihm und gehen wieder ins Archiv hinab.

Man möge nicht glauben, dass es im Hause öd und traurig hergehe. Das wäre ganz gegen die Philosophie Nietzsche's. Ist nicht Zarathustra gekommen, um uns die Rosenkranzkrone aufzudrücken und das Lachen heiligzusprechen? Lehrte er je das Mit-Leiden? Getheiltes Leid war ihm nicht halbes, sondern doppeltes Leid. Der Mit-Freude schlug sein Herz entgegen. Frau Dr. Förster bietet alles auf, um ihren Bediensteten, die sonst auf vieles verzichten müssen, das Leben heiter und angenehm zu machen. Es wird fleissig erzählt, es werden heitere Bücher gelesen, freundliche Zimmer dienen zum Aufenthalt. Ist das nicht dieselbe Auffassung, die Nietzsche in der »Geburt der Tragödie« von den Griechen hat, wenn er ausführt: die Griechen waren im Grunde Pessimisten; sie kannten die Schattenseite des Lebens — darum schufen sie sich eine heitere Götterwelt, um sich das Leben erträglich zu gestalten!

Was immer auch für Nachrichten über eine Besserung im Befinden Friedrich Nietzsche's in der Presse auftauchen — alle beruhen sie auf Unwahrheit und Erfindung. In einem Briefe, den mir neulich Nietzsche's Nichte aus Weimar im Namen seiner Schwester schrieb, heisst es zwar am Schluss: »Meine Tante lässt Ihnen noch sagen, dass sich der theure Kranke hier merkwürdig gut befindet; die tiefe Stille und die gute Luft, die hier oben weht, scheinen ihm recht wohl zu thun« — dieses relative Wohlbefinden gibt aber zu einer thatsächlichen Besserung des Grundübels keinerlei berechtigte Hoffnung. Es ist nur zu befürchten, dass auch Frau Dr. Förster-Nietzsche vorzeitig Schaden an ihrer Gesundheit nehme. Die Herausgabe der gesammelten Werke ihres Bruders ist für eine Frauennatur geradezu als Riesenleistung zu bezeichnen. Und doch konnte dies nur die Schwester thun, die ihn von Jugend auf

geliebt und verehrt, und die alles Erreichbare von ihm gesammelt hat. Von der hervorragenden Befähigung dieser Frau legen besonders die beiden bis jetzt erschienenen Biographiebände glänzendes Zeugniss ab. Nicht genug, dass Frau Dr. Förster-Nietzsche das ganze Material mitgesichtet hat, dass sie die ganze Correspondenz führt und den zahlreichen Gelehrten, die das Archiv besuchen, ausführliche Aufschlüsse gibt — nein, auf ihr ruht auch die ganze Wirthschaftsleitung. Darum schreibt mir ihre Nichte: »Die arme Tante kann nicht einmal ihre Mahnung, alle Tage eine Stunde spazieren zu gehen, ausführen, da sie in der That zu viel zu thun hat. Die Pflege des Kranken nimmt ihre Hauptzeit in Anspruch. Sie behütet ihn Tag und Nacht, und vielleicht ist dies manchmal doch angreifender, als sie sich's selbst gestehen mag. Die gute Alwine hilft ja, so viel sie kann; aber schliesslich bleibt der Tante doch die Hauptsache, besonders die Nachtwachen, wenn es nöthig ist. Tante könnte und würde es auch niemand anders übergeben, da sie viel zu sehr um ihn besorgt ist und durch die genaue Kenntniss und Beobachtung des gesunden und kranken Bruders allein am besten weiss, was dem theuren Kranken zuträglich ist.«

Anmerkung der Redaction. Durch die Zeitungen geht wieder einmal die frech in die Welt gesetzte Nachricht, dass im Befinden Friedrich Nietzsche's eine unerwartete, hoffnungsvolle Wendung eingetreten sei. Aus dem Aufsatze, den uns Philo v. Walde, ein Freund der Familie Nietzsche, freundlichst übersandte, wird die Leichtfertigkeit und Unwahrhaftigkeit der erwähnten Zeitungsnotizen ersichtlich. Ueberdies hatte die Schwester des kranken Philosophen die Güte, uns brieflich von der Unrichtigkeit dieser journalistischen Erfindung zu informiren. Frau Elisabeth Förster-Nietzsche schreibt aus Weimar, den 23. April:

»Aus Ihrem warmempfundenen Schreiben fühle ich die Aufregung und die aufrichtige Theilnahme heraus, die eine leider falsche Zeitungsnotiz in Ihnen Allen erregt hat. Mich selbst haben diese Nachrichten, Anfragen, Glückwünsche, die ich daraufhin erhielt, ganz elend gemacht, denn die Wahrheit ist ja, wie ich mit unendlichem Schmerz sagen muss, dass die Aerzte auch nicht den geringsten Glauben an eine Wiederherstellung meines geliebten Bruders haben und mir jede Hoffnung darauf genommen ist.

Die Veranlassung zu jener Zeitungsnotiz mag wohl die Thatsache sein, dass sich mein Bruder seit seiner Uebersiedlung nach Weimar Ende Juli des vorigen Jahres verhältnissmässig wohl befindet, jedenfalls besser als in Naumburg. Das Haus, das wir hier bewohnen, liegt hoch auf einem Hügel oberhalb Weimars, mitten in einem grossen Garten in tiefster Stille und Einsamkeit, und da es von einer sehr guten und kräftigen Luft umweht wird, so scheint es auf den Zustand meines Bruders einen recht günstigen Einfluss gehabt zu haben. Der theure Kranke ist immer freundlich und zufrieden, zeigt für seine Umgebung lebhaftes Interesse, hört mich gerne vorlesen und freut sich an der schönen weiten Aussicht, die sich um uns ausbreitet. Er ist der liebenswürdigste Kranke, den zu pflegen mein höchstes Glück ist. Er hat sich so viel von der ehemaligen Würde und Anmuth seines Wesens bewahrt, sieht mit grossen, klaren, schönen Augen um sich, nichts in seinem Aussehen erinnert an geistige Störung — trotzdem, er ist ein Kranker, der sich aber seines furchtbaren Geschickes nicht bewusst ist. Das ist mein einziger Trost!

Durch ein Uebermaass geistiger Arbeit, durch den Gebrauch des Chlorals in stärksten Dosen sind seine geistigen Kräfte einer unheilbaren Lähmung verfallen; es wird mir so grenzenlos schwer, mich in dieses »unheilbar« zu ergeben — und doch, es ist unbedingt nöthig. Ich darf weder mir noch Anderen Hoffnung machen, dass dieser wunderbare Geist wieder hergestellt werden könnte.«

MAUDALAY.

Aus den »Barrack-Room Ballads« von RUDYARD KIPLING.

Uebersetzt von OTTO SACHS (1897).

Wo der alte Moulmein-Tempel ostwärts blinkt ins Meer hinein,
Sitzt ein braunes Burmamädchen, und ich weiss, sie denkt jetzt mein.
Denn der Wind geht in den Palmen, Tempelglocke singt dabei:
Komm' zurück, du Britenkrieger, komm zurück nach Maudalay.
Komm' zurück nach Maudalay!
Von den Schiffen Reih' an Reih',
Hörst du nicht die Ruder rauschen von Rangoon nach Maudalay?
Dort am Weg nach Maudalay
Spielt der Flugfisch, jagt der Hai;
Und der Tag, von China dämmernd, streut ein Blitzen durch die Bai.

Und sie trug ein gelbes Röckchen, und ihr Häubchen, das war grün,
Und sie nannt' sich Lupi-gaw-lat, — grad' wie Thebaws Königin.
Eine Pfeife trug sie zierlich, als ich sie zuerst dort fand,
Und bedeckt mit süssen Küssen eines irdnen Götzen Hand,
Götzenbild aus Lehm gebrannt,
Grosser Buddha — Gott genannt.
Ah! Sie wandte Dir den Rücken, und ich küsst' sie, wo sie stand.
Dort am Weg nach Maudalay u. s. w.

Sank das Dunkel übers Reisfeld, zog die Sonne fort, dann oh,
Seht, dann glitt sie aus der Hütte, und sie lockt': Kullalolo!
Wenn ihr Arm auf meiner Schulter, ihre Wang' an meiner lag,
Sah'n wir gern den fernen Dampfern, sah'n den Elephanten nach.
Sah'n den Elephanten nach
Patschend durch den schlammigen Bach —
Pst! Nicht sprechen! 's ist so ruhig und sonst wird die Stille wach.
Dort am Weg nach Maudalay u. s. w.

Doch das Alles ist vorüber, weit entfernt und lange her,
Von der »Bank« nach Indien leider geht kein Omnibusverkehr;
Und ich weiss warum die Alten immer jammern, immer schrei'n:
Hat der Osten dich gerufen, kannst du nicht mehr glücklich sein.
Nein, ich kann nicht glücklich sein,
Fällt die würzige Luft mir ein
Und die Palmen und die Glöckchen und der starke Sonnenschein.
Dort am Weg nach Maudalay u. s. w.

Ach, wie brennt mir durch die Sohlen hier der rauhe Pflaster-
stein!
Ach, wie haucht mir Englands Nebel kaltes Fieber ins Gebein!
Mit fünfzig Dirnen mindestens am Strand in Chelsea ging
ich schon,
Die schwatzten auch von Liebe: doch was verstehen die davon?
Rindfleischwangen, roth wie Mohn, —
Ja, was wissen die davon?
Fern in reinern, grünern Landen fand ich süssern Liebeslohn,
Dort am Weg nach Maudalay u. s. w.

Schickt mich ostwärts, über Suez, wo wir alle gleich an Werth,
Wo nicht zehn Commandos schelten, wo die Sehnsucht auch
nicht zehrt.
Horch! Die Tempelglocken rufen — und ich möcht' gern
dorten sein,
Wo der alte Moulmein-Tempel blinzelt träg ins Meer hinein;
Dort am Weg nach Maudalay,
Liegt die Flotte Reih' an Reih'.
He! Hoiho! Auf Deck die Kranken!
Denn wir sind in Maudalay.
O, am Weg nach Maudalay
Spielt der Flugfisch, jagt der Hai,
Und der Tag, von China dämmernd, streut ein Blitzen durch
die Bai.

DIE WALDSEELEN.

Von BRUNO WILLE (Friedrichshagen).

1. Der Wachholderbaum.

Da bist du ja wieder, alte Moorlake — düstres Geheimniss dieser weiten Forste. Sachtes Sausen wogt ewig über dich hin — und manchmal nicken die Föhren mit den struppigen Grüblerköpfen. Schwärzliche Fluth unter trübem Aprilhimmel — an das Unergründliche mahnst du, wo man versinkt. Wie schaudernd kräuselt sich die graue Fläche, wenn ein Windhauch durch das dürre Schilf raschelt — dessen junge Schossen noch kaum aus dem Wasser ragen. Und doch kann die Moorlake wieder so lieblich sein — wenn aus ihr das Blau des Sommerhimmels lächelt. Dann schwamm ich in der lauen Fluth — lag auf dem Rücken — träumte mit den gelben Seerosen empor zu den weissen Wölkchen — und die grünen Halme wankten und tuschelten — als verstecke sich in ihnen das Wasserfräulein.

Sieh — da ragt auch der Wachholderbaum auf der kleinen Halbinsel, wo das Waldfliess eine knappe Windung macht — bevor es sich in des Weihers Umarmung schmiegt. Feierlich steht er da — ein Patriarch, umringt von einem Volke kleiner Sprösslinge. Ich besuche ihn gern, wenn ich in diese Gegend komme. Seltsame Träume hausen hier. Auf das Moospolster gestreckt, lasse ich mich von ihnen einspinnen — bis eine andere Welt sich aufthut. Baum und Schilf und Wasser starrt mein Auge an — doch die Seele dringt hindurch zu einem tiefen Grunde. Die bläulichgrüne Wachholdersäule — röthlich blühendes Moos — das schleichende Wässerlein — drüben über der Moorlake die alten Erlen — schwarze Stämme, die erst über dem Wasser beginnen und auf senkrechten Wurzeln wie auf Stelzen waten — die rehbraunen Föhrenäste mit den düstern Nadelbüscheln — das lugende Wolkengrau — alles webt sich seelenvoll, ge-

schwisterlich zusammen. Und ich fühle mich hineingezogen in die Umarmung und komme mir vor wie ein Wanderer, der endlich heimgefunden hat.

Auf einmal regt es sich vor meinem Träumerblicke. Steht da nicht ein alter Mann in dunkelgrüner Kutte?

Staunend spähe ich hin; es ist der Wachholderbaum!

Wahrhaftig, alter Freund, wie ein Eremit stehst du da — versunken in Mystik! Hegst du mit nebelhaftem Grün, mit dicht geschmiegten Stachelzweigen etwa ein Geheimniss, spröder Grübler? Und möchtest du aus den Tiefen der Natur deine Offenbarungen spenden, alter Sonderling?

»Wer Ohren hat zu hören, der höre!«

»Hollah! Jetzt war mir gerade, als hättest du geredet!«

»Wahrlich, ich rede!«

»Reden? Du? ein alter Wachholderbaum? Ach nein! Dryaden gibt es nicht — die Götter Griechenlands sind dahin — der grosse Pan ist todt! Du redest nur in meiner Einbildung. Ich selber spreche zu mir und übertrage meine Gedanken auf dich. So habe ich jüngst zu Hause mit meiner Guitarre geredet. Bin eben ein Träumer!«

»Und warum willst du deinem Einbilden nicht glauben? Ist nicht alles Verstehen solch Einbilden? In das fremde Wesen bildest du hinein, was in deiner Seele vorgeht — und dann darfst du sagen: Ich verstehe das Wesen!«

»Doch das Einbilden soll nicht zu weit gehen. Bedenke doch, reden — nach Menschenart reden...«

»Lässt sich denn blos nach Menschenart reden? Horch, wie die Wildgänse ihrer nordischen Heimat entgegenschnattern! Skool, skool! reden sie — skool, dägeck!«

»Meinethalben, die Wildgänse reden — mögen sogar Skool rufen. Du aber, alter Freund — so lieb du mir bist — was ein Thier kann, du kannst es nicht! Die Thiere fühlen, sie haben eine Seele. Du hast keine — bist eben eine Pflanze.«

Traurig wiegte der Wachholderbaum das Haupt: »Ich keine Seele? Mir sprichst du ab, was du einem Thiere — dort dem elenden Regenwurme — zugestehst?«

Ein schwermüthiges Raunen ging durch die Föhren: »Oh — oh! Zu ist der Sinn — auf einmal zu! Was hat ihn verschlossen? Oh — oh! Merlin, Merlin!«

»Was tausend! Ihr Bäume wollt auch mitreden? Und Merlin nennt ihr mich? Wie kommt ihr denn dazu?«

Die Föhren raunten weiter: »Hörtest du nicht vom weisen Merlin — der die Sprache der Bäume und aller Waldwesen verstand? Wir glaubten, du seist ein Merlin. Hast du nicht im Herbst zu unseren Füssen gelauscht auf unsere schwermüthige Weise und aufgeschrieben, was wir klagten?«

»Ja — das war in Gedichten! Als Denker bin ich anderer Meinung!«

Der Wachholderbaum nahm wieder das Wort: »Bist du denn zweierlei? ein Anderer, wenn du denkst? und ein Anderer, wenn du dichtest? und da liegst du doch, ein einziger Merlin!«

»Einzig wohl! Nicht einig!«

»Oh! klagten die Föhren — Merlin ist krank! Oh!«

»Ach ja! seufzte der Wachholderbaum — Merlin glaubt nicht an sich! Er möchte so gern glauben; aber dann räuspert sich der Superkluge, der in ihm wohnt und schilt: Unsinn!«

Die Föhren blickten finster: »Ei, wie kommt denn der Superkluge dazu?«

»Ihr guten Bäume — ihr werdet mich wohl nicht verstehen! Der Superkluge sagt ihr; ich sage: Wissenschaft. Meine Wissenschaft lehrt: Was du in Gedichten Föhrenraunen nennst, ist nichts als seelenlos' Geräusch. Die Wipfel schwingen im Winde — ganz mechanisch — und erschüttern die Luft.«

»Seelenlos' Geräusch!« entgegnete der Wachholderbaum. »Und wenn nun der Mensch redet? Sage, Merlin, wie entsteht das Geräusch deiner Rede?«

»Das ist doch was Anderes! Beim Menschen wird die Luft aus den Lungen gepresst und versetzt die Stimmbänder in Schwingung.«

Die Föhren meinten: »So entsteht eure Rede eigentlich ähnlich wie unsere Rede. Bei uns schwingen die Wipfel — beim Menschen die Stimmbänder!«

Der Wachholderbaum fügte hinzu: »Und warum nennst du nicht das Geräusch deiner Stimmbänder seelenlos?«

»Weil in der Menschenrede eine reiche Abwechslung bebt — die auf ein inneres Fühlen schliessen lässt! Dagegen

gibt das Geräusch der Wipfel nur von Kräften Kunde, die von Aussen stossen. Bei gleicher Windstärke ist es dasselbe Geräusch, mag es Sommer, mag es Winter sein.«

»Glaubst du wirklich — versetzten die Föhren — dass in winterlicher Starre und Verholzung unsere Wipfel kein ander Geräusch von sich geben, als zur Zeit der Jugendsäfte?«

»Nun gut! Saft und Trockenheit bedingen verschiedene Geräusche. Ich gebe auch zu, Saft und Trockenheit sind was Innerliches; doch sie bedeuten nichts Seelisches!«

»Still!« tuschelten die Föhren — »da kommt wer!«

Ein Ast knackte. Mit klatschendem Flügelschlag flog ein Reiher von der Moorlake empor. Dann sang eine helle Stimme:

»Alle Vögel sind schon da —
Alle Vögel, alle!«

Es musste ein Kind sein.

Und noch eine Stimme: »Lenchen! — es klang krächzend — kumm vun de Moorlake wech!« Das war ein altes Weib.

»Woher weisst du das? murmelte der Wachholderbaum. »Du siehst doch nichts!«

»Ich sehe nichts; aber das hört doch leicht heraus!«

»Ja — die Haidehanne ist es. Woran hast du es denn gemerkt? Kennst du sie?«

»Ich kenne sie nicht; aber so vertrocknet spricht nur ein altes Weib. Und die helle Stimme — das muss doch ein frisches, muntres Ding sein!«

»Noch eins, Merlin — ehe sie kommen. Du sagtest vorhin, Saft und Trockenheit seien nichts Seelisches. Doch warum denkst du zu der trocknen Stimme eine alte, zu der frischen eine junge, muntere Seele hinzu?«

»Nun, das ist doch einfach: Weil Saft und Frische schliessen lassen auf eine junge, muntere Seele, während der Trockenheit ein altes, mattes Fühlen entspricht!«

»Und warum willst du nicht auch bei uns Pflanzen diesen Schluss gelten lassen? Warum bildest du nicht in uns dasselbe hinein, wie in die Alte und in das Kind — ein Seelenleben, der menschlichen Seele ähnlich? — Und klänge

selbst das Föhrenrauschen im Frühling nicht anders wie beim Nahen des Winters — ich weiss, wie mir um diese Jahreszeiten zu Muthe. Schon aus den Umständen darfst du schliessen, dass die Föhren bald jubeln, bald wieder stöhnen. Jubeln müssen sie, wenn der laue Frühlingssturm sie aufrüttelt...«

»Ja, der Dichter schliesst so! Er beseelt Baum und Blume, Wind und Wolke. Doch der Denker...«

»Wenn nun aber dein Dichten ein rechtes Denken wäre?«

»Sst!« machten die Föhren.

Das Kind und die Alte kamen hinter einer Schiffscoulisse hervor. Das Kind stutzte, als es mich erblickte; es war ein zierliches Mädchen mit rothgoldnem Haar; es trug Reisig in der Schürze. Die Alte bückte sich, zerbrach einen dürren Ast und warf die Stücke in die Kiepe auf ihrem Rücken. Das Mädchen hielt sich scheu zur Alten. Die murmelte vor sich hin, und dann gingen die Beiden wieder fort, indem sie hier und dort nach Holz sich bückten.

Als sie zwischen den braunen Stämmen verschwunden waren, wandte ich mich zum Wachholderbaum: »Das also war die Haidehanne? Lenchen ist wohl ihre Enkelin?«

Starr und steif stand der Wachholder, als kenne er mich nicht. Und auch die Föhren waren so fremd und stumm. Ich hörte nur ihr feines Sausen und des Schilfes Lispeln. Ich sah mich um; schon wob die Abenddämmerung zwischen den violetten Stämmen. Voll dunkler Verstecke lag der Forst; wohin war denn nun das scheue Märchen geschlüpft? Komm doch wieder, du liebes Märchen!

VERSE ZUM GEDÄCHTNISS EINES SCHAUSPIELERS.

Er losch auf einmal aus so wie ein Licht.
Wir trugen alle wie von einem Blitz
den Wiederschein als Blässe im Gesicht.

Er fiel: da fielen alle Puppen hin,
in deren Adern er sein Lebensblut
gegossen hatte, lautlos starben sie,
und wo er lag, da lag ein Haufen Leichen,
wüst hingestreckt: das Knie von einem Säufer
in eines Königs Aug' gedrückt, Don Philipp
mit Caliban als Alp um seinen Hals,
und jeder todt, o todt wie eine Ratte!

Da wussten wir, wer uns gestorben war:
der Zauberer, der grosse, grosse Gaukler!
Und aus den Häusern traten wir heraus
und fingen an zu reden, wer er war.
Wer aber war er und wer war er nicht?

Er kroch von einer Larve in die andre,
sprang aus des Vaters in des Sohnes Leib
und tauschte wie Gewänder die Gestalten.
Mit Schwertern, die er kreisen liess so schnell,
dass Niemand ihre Klinge funkeln sah,
hieb er sich selbst in Stücke: Jago war
vielleicht das eine, und die andre Hälfte
gab einen süssen Narren oder Träumer.
Sein ganzer Leib war wie der Zauberschleier,
in dessen Falten alle Dinge wohnen:
er holte Thiere aus sich selbst hervor:
das Schaf, den Löwen, einen dummen Teufel
und einen schrecklichen, und den, und jenen,
und dich und mich.
Sein ganzer Leib war glühend
von innerlichem Schicksal durch und durch
wie Kohle glühend, und er lebte drin

und sah auf uns, die wir in Häusern wohnen,
mit jenem undurchdringlich fremdem Blick
des Salamanders, der im Feuer wohnt.

Er war ein wilder König. Um die Hüften
trug er wie bunte Muscheln aufgereiht
die Wahrheit und die Lüge von uns Allen.
In seinen Augen flogen unsre Träume
vorüber, wie von Schaaren wilder Vögel
das Spiegelbild in einem tiefen Wasser.

Hier trat er her, auf eben diesen Fleck,
wo ich jetzt steh', und wie im Tritonshorn
der Lärm des Meeres eingefangen ist,
so war in ihm die Stimme alles Lebens:
Er wurde gross. Er war der ganze Wald,
er war das Land, durch das die Strassen laufen.
Mit Augen wie die Kinder sassen wir
und sah'n an ihm hinauf wie an den Hängen
von einem grossen Berg: in seinem Mund
war eine Bucht, drin brandete das Meer.

Denn in ihm war etwas, das viele Thüren
aufschloss und viele Räume überflog:
Gewalt des Lebens, diese war in ihm.
Und über ihn bekam der Tod Gewalt!
Blies aus die Augen, deren inn'rer Kern
bedeckt war mit geheimnissvollen Zeichen,
erwürgte in der Kehle tausend Stimmen
und tödtete den Leib, der Glied für Glied
beladen war mit ungebornem Leben.

Hier stand er. Wann kommt einer, der ihm gleicht?
Ein Geist, der uns das Labyrinth der Brust
bevölkert mit verständlichen Gestalten,
Erschliesst aufs Neu' zu schauerlicher Lust?
Die er uns gab, wir konnten sie nicht halten,
und starren nun bei seines Namens Klang
hinab den Abgrund, der sie uns verschlang.

Wien. HUGO VON HOFMANNSTHAL.

DIE MISSACHTUNG DER KUNST.

Von ERNEST HELLO.

Autorisirte Uebersetzung von CLARA THEUMANN.

I.

Es gibt Gefühle, für welche die Menschen leben und sterben, Gefühle, die sie ernst nehmen. Dahin gehört das Gefühl für die Familie, ein sehr schätzenswerthes, aber sehr oft verderbtes Gefühl, dessen Verderbtheit Ungeheuer hervorbringt, die vor unseren Augen emporwuchern.

Es gibt andere Gefühle, die man zu verachten pflegt. Ein Gefühl verachten nenne ich aber: sich ihm hingeben und es doch nicht ernst nehmen.

Von den verachteten Gefühlen citire ich die Bewunderung.

— —

Es gibt Leute, die die Bewunderung nicht kennen; sie empfanden sie nie. Sie weisen sie nicht einmal zurück, es wäre ungerecht zu behaupten, dass die Todten das Leben zurückweisen. Sie sind fern von ihr, und sie ist fern von ihnen. Nicht von diesen will ich sprechen.

Von jenen will ich sprechen, die bewundern und ihrer Bewunderung die nöthige Achtung versagen.

Diese sind für das Schöne nicht ganz unempfänglich, aber ihre Empfänglichkeit ist eine Beleidigung, weil sie nicht ernst ist. Man möge ihnen etwas Erhabenes sagen, vorlesen, zeigen, und sie werden gerührt sein: vielleicht, ja sogar sehr oft wird ihre Rührung äusserlich, lärmend, wortreich, lebendig sein. Sie wird sich nach der Gewohnheit jener Menschen und Dinge, die ihrer Dauer nicht sicher sind, selbst ausstellen.

Aber am nächsten Tage merkt man nichts mehr davon. Die Geschäfte sind gekommen, die Bewunderung hat nicht einmal eine Ruine hinter sich gelassen, um uns ihr Vorbeischreiten kund zu thun. Sie hat nicht einmal das lautere Nichts, ein einfaches Vergessen hinterlassen, sie hinterliess eine Art Vergessen, das die Erinnerung nicht ausschliesst und sich oft in folgenden Worten ausdrückt: Ich habe diesen Künstler gehört; er hat mir Vergnügen bereitet.

II.

Der Mensch, der den Tag zuvor bewunderte, sagt am nächsten dass man ihm Vergnügen bereitet hat. War denn seine Bewunderung lügenhaft? Nein, aber es hat sich Folgendes zugetragen:

Dieser Mensch ist überzeugt, dass die Wahrheit, die Schönheit, die Harmonie Launen sind, denen sich ein ernster Mensch hingeben kann, wenn er seine Geschäfte beendigt hat. Aber das Wirkliche für ihn ist das Handwerk, das er ausübt.

Gestern Abends hat er bewundert: er hatte nämlich in dem Augenblicke nichts zu thun; sein Arbeitstag war beendet. Er hat den ewigen Dingen gnädigst einige verlorene Momente geschenkt.

Aber schlaget ihm ja nicht am nächsten Tage vor, die Wahrheiten in sein Leben einzuführen, die Tags zuvor seine Seele erschüttert und verjüngt haben: er würde euch für verrückt halten. Er hat vielleicht, als er euch lauschte, geweint. Glaubt aber nur ja nicht, dass er seine Lebensweise nun beeinträchtigen wird. Er hat geweint, weil es ohne Folgen war: dieser Mensch verachtet die Thränen. Aber er wird seine Lebensweise nicht beeinträchtigen, weil er seine Beschäftigungen schätzt. Dieser Mensch geht ins Theater; er ist einverstanden damit, dass die Heldin unglücklich ist und ergötzt sich sogar an diesem Unglück aus mehreren, sehr tiefsinnigen Gründen. Aber wenn er am nächsten Tage in Wirklichkeit das Unglück begegnen würde, dessen Darstellung er seinen gestrigen Abend gewidmet hat, würde er es nicht ansehen, weil es nun weder Zeit zu lachen, noch zu weinen ist: es ist Geschäftsstunde.

III.

Dieser fürchterliche Gegensatz zwischen diesem Menschen im Theater und diesem Menschen im Leben erstreckt sich nun viel weiter als man denkt.

Alle Male, wenn ihr ihm von Wahrheit und Schönheit sprecht, alle Male, wenn ihr von ewigen Dingen zu ihm redet, glaubt er im Theater zu sein.

Alle Male, wenn ihr von unsichtbaren Dingen sprecht, dünkt er sich im Theater. Denn die unsichtbaren Dinge erscheinen ihm ohne Wirklichkeit und sind die Decorationen der Bühne, auf die ihn euer Wort führt. Aber täuschet euch nicht darüber; dieser Mensch wird das Theater verlassen, und wenn ihr ihm morgen von Dingen sprächet, die die Wahrheit erheischt; wenn ihr ihm vorschlüget, nach den Gesetzen der Schöpfung aus Sonnenstrahlen Brot zu machen, würde er lachen, als ob ihr ihm vorschlüget, sein Leben der Linderung der Schmerzen zu weihen, die in der »Porte Saint-Martin« gezeigt werden. Diesen Schmerzen wollte er wohl Beifall klatschen, denn bekanntlich sind Schmerzen Dinge, denen man Beifall klatscht, ja, er wollte ihnen Beifall klatschen: aber er nahm es nicht auf sich, sie zu lindern.

IV.

Jeder Mensch trägt in sich eine gewisse Anzahl Menschen, und alle diese Menschen sind verschiedener Meinung. In einem Menschen kann sich ein Gelehrter, ein Künstler, ein Philosoph, ein Familienvater, ein Arbeiter treffen, und jede dieser Persönlichkeiten hat eine Art, die

Dinge zu betrachten, die der ihres Nachbars entgegengesetzt ist. Da diese Persönlichkeiten alle voll Mässigung sind, leben sie unter ein und demselben Dache in verhältnissmässigem Frieden. Sie theilen die Stunden des Tages unter sich ein. Manchmal erscheint der Künstler und während dessen ist der Familienvater versteckt; manchmal erscheint der Familienvater, dann ergreift der Künstler die Flucht. Wenn es einen Christen gibt unter den Menschen, die den mannigfaltigen Mann, von dem ich spreche, bewohnen, und wenn dieser Christ sich nicht wie eine lebende und erhabene Wahrheit all seinen Nachbarn aufdrängt, vollzieht sich ein abscheuliches, lächerliches, abgeschmacktes Phänomen, das unsere Strassen und Häuser erfüllt: dieser unglückliche Christ ist den wilden Thieren ausgesetzt, ohne auch nur auszugehen. Wenn er nicht den Künstler bekehrt, der mit ihm im selben Menschen seinen Sitz hat, werden sich Künstler und Christ im selben Herzen einen geräuschlosen, um so erbitterteren Krieg machen, als er einem schmählichen Frieden gleichen wird. Wenn der Christ das Wort ergreift, wird er sagen, dass manche Dinge wahr sind. Wenn der Künstler die Stimme erhebt, wird er sagen, dass manche Dinge schön sind, und diese beiden Gattungen von Dingen werden zu einander im Gegensatz stehen. Der Christ wird in diesem verwüsteten Herzen gewisse Götzen zerschlagen, die der Künstler bewundert, und dann wird der Künstler, wenn der Christ verschwunden ist, seinerseits den zerschlagenen Götzen wieder aufrichten und ihn einige Zeit anbeten. Der Christ wird den Künstler als Feind der Wahrheit, zu der sich der Mensch bekennt, verdammen. Der Künstler wird den Christen als Feind der Schönheit, die der Mensch bewundert, verachten, und der Kampf dieser beiden Personen wird um so länger, unfruchtbarer, unnützer und bitterer sein, als zwischen ihnen beiden im selben Herzen ein Weltmann stehen wird. Dieser Weltmann wird es versuchen, zwischen dem Künstler und dem christlichen »Herrn« eine Versöhnung herbeizuführen. Er wird beiden gegenseitige Concessionen anrathen. Er wird jedem ein Theil zusprechen. Er wird sich zum Richter zwischen ihnen aufwerfen, und sein Rechtsspruch wird die Sache so lange verhindern, ins Klare zu kommen, als keine höhere Macht eingreift.

V.

Anlässlich eines Bildes, welches den heiligen Sebastian, von Pfeilen durchbohrt, vorstellt, hat eine Zeitung folgende Zeilen veröffentlicht:

»Allerdings ist das Bild Herrn Ribot's vollständig stillos, aber bei dem gegebenen Sujet erscheint diese Trivialität minder störend. Der heilige Sebastian ‚in der Kunst' hat keinerlei mystische Berechtigung. Die Malerei hat seine ‚Qualen' immer von einem rein ‚malerischen' Gesichtspunkt aus ins Auge gefasst. Sie hat aus ihm abwechselnd ihren Märtyrer und ihren religiösen Apollo gemacht. Bald ist er ein schöner, junger, elegant an einen Baum gebundener Mann, der seine

Niobidenbrust den Pfeilen darbietet, wie er sich den Pfeilen Amors bieten würde, bald das ‚Individuum‘ eines Amphitheaters, welches der Pinsel secirt wie das Messer des Anatomen.«

Diese Worte sind geschrieben worden. Ich erfinde sie nicht; ich setze sie nur her. Sie sind nicht eigens geschrieben worden, um mir als Citat zu dienen. Sie sind ernst geschrieben worden von einem Manne, der das Märtyrerthum des heiligen Sebastian auf diese Weise auffasst, sich nicht darüber wundert, es so aufzufassen und nicht daran denkt, es anders aufzufassen.

Denken Sie sich nun diesen religiösen Maler, diesen Gegenstand behandelnd, unter dem Einfluss des Geistes, der dem Journalisten die angeführte Stelle dictirt hat.

Der Maler ist dazu verdammt, seinen Pinsel mit dem Gedanken zu ergreifen, dass die Malerei schliesslich gewöhnt ist, die Qualen des heiligen Sebastian von einem rein malerischen Gesichtspunkte aus zu betrachten. Dies hat sie »immer« gethan. Sie braucht also nur fortzufahren. Niemals hat sie sich gefragt, was in der That der heilige Sebastian und sein Märtyrerthum war; sie hat nie diese Frage an sich gestellt, bevor sie ihn auf der Leinwand wiedergab. Und nicht um den heiligen Sebastian zu beleidigen, hat sie ihn so behandelt. Nein; sie hat es gethan wie ein Kind, das Spielsachen in die Hand nimmt. Und man wundert sich nicht darüber: man constatirt die Thatsache mit ernster Miene. Man ist es gewöhnt.

Die Malerei hat angesicht des heiligen Sebastian nicht einen Augenblick lang den Gedanken gehegt nachzusehen, welche Wirklichkeit sie darstellen wollte. Durchaus nicht; sie hatte Farben in Bereitschaft. Was geht sie der heilige Sebastian an? Sie sucht malerische Effecte.

»In der Kunst!« Man muss die Tiefe dieser Worte verstehen. Der heilige Sebastian, der heilige Sebastian in der Wirklichkeit, der heilige Sebastian in der Geschichte, der heilige Sebastian auf der Erde, der heilige Sebastian im Himmel wird sein, was man nur aus ihm machen will. Das geht die Malerei nichts an, Sie verstehen wohl! Sie braucht nur einen gewissen heiligen Sebastian, wie er »in der Kunst« ist. In der Kunst, wie ist er in der Kunst? Man hatte die Güte, es Ihnen zu sagen: er ist malerisch. Wundern Sie sich also nicht zu sehr, wenn das Bild »stillos« ist. »Das gegebene Sujet macht diese Trivialität minder störend.« In der That, was gibt es trivialeres als das Märtyrerthum des heiligen Sebastian? Die Malerei schwankt angesichts einer so gewöhnlichen Thatsache und einer so malerischen Persönlichkeit zwischen Apollo und dem Individuum eines Amphitheaters. Wenn sie einer derartigen Trivialität gegenübersteht, wenn sie sich einem Heiligen gegenüber befindet, braucht sie zum Troste einen Dämon oder einen Leichnam. Was den Maler anbetrifft, der auf so malerische Weise diesen Dämon oder diesen Leichnam gemalt hat, so hat er ein religiöses Bild gemalt, weil der Museumskatalog den Namen »Der heilige Sebastian« aufweist.

Was ist das Bild an sich? Ich weiss es nicht. Aber so hat man es beurtheilt. Ob es nun eine solche Behandlung verdient oder nicht, jedenfalls hat es sie erhalten. Und diese Dinge werden nach mehr als 1800 Jahren nach Christi Geburt gedruckt.

V.

Eine der häufigsten Erscheinungen bei den Künstlern ist die Missachtung der Kunst. Eine der häufigsten Erscheinungen bei den Kritikern ist die Missachtung der Kunst.

Was ich »die Kunst missachten« nenne, heisst, ihr gestatten, dass sie lügt.

Der Künstler missachtet die Kunst, wenn er anderes anstrebt, als das Wahre zu verwirklichen. Der Kritiker missachtet die Kunst, wenn er ihr verzeiht, ein Ideal zu haben, das nicht wahr ist.

Wir hören alle Tage die absurden Worte, auf diesen oder jenen Irrthum angewendet, wenn dieser Irrthum in glänzender Sprache ausgedrückt ist:

»Das ist Poesie.«

Wenn der Durchschnittsmensch, von einer Lüge sprechend, die Worte: »das ist Poesie« ausgesprochen hat, glaubt er den Lügner entlastet zu haben. Ganz im Gegentheil hat er eine neue Beschuldigung ausgesprochen, denn wenn der Lügner »poetisch« lügt, lässt er das Wort in seiner erhabensten Form lügen.

Poesie heisst Schöpfung.

Die Lüge, welche die Poesie trifft, stürmt ein Heiligthum. Der Durchschnittsmensch, der der Unklarheit eines anderen Menschen schmeicheln will, sagt: »Das ist ein Künstler«. Wenn es sich in der That um einen Künstler handelt, so ist diese Unklarheit bei ihm ungeheuerlich. Die Musik hat die Mathematik zum Kernpunkt; der Vers findet seinen Wohllaut in der Strenge seiner Gesetze.

Der Künstler soll unter dem Zeichen strenger Ordnung leben; die Bewunderung soll sich ihm nur mit Ehrfurcht nahen und die Bewunderung, die nicht ernst und streng ist, ist die grausamste aller Schmähungen.

MITTERWURZER REDIVIVUS.

Von EUGEN GUGLIA (Wien).

Er war der grosse Versprechende: wie viel er auch gab, er verhiess noch immer etwas. Das war sein grosser Reiz und seine Jugend.

Er sagte manch gewaltiges Wort. Aber sein Blick sprach: Wartet, ich weiss noch höhere Worte, noch tieferes Geheimniss.

Es war eine Dunkelheit um ihn, nur der Glanz seiner Blicke leuchtete, und seine weissen Hände winkten durch die Nacht, in die Nacht.

Wie sagt Zarathustra doch? »Ich liebe die, welche nicht zu leben wissen, es sei denn als Untergehende, denn es sind die Hinübergehenden.«

Er war ein Hinübergehender. Immer dachte man bei ihm: Wohin wirst du mich führen? In welches unbekannte Land? Immer dachte man, wenn man von ihm schied: Das nächstemal find' ich dich nicht mehr hier, find' ich dich auf neuen Meeren, auf noch ungekannten fremden Eilanden.

Wie oft war es, dass man hinter seiner Maske eine zweite Maske ahnte. Unter, hinter dieser noch eine, und dann wieder eine. Wo ist er selbst? fragte man dann.

Ich denke an seinen König Richard. Von Scene zu Scene wandelte sich sein Bild, schien sein Wesen sich zu wandeln. In Selbstgesprächen enthüllt er's scheinbar, und doch lüftet er kaum den Zipfel des Schleiers. Nur zuletzt wirft er die Hülle ab: »Wohl tausend Herzen schwellen meinen Busen!« Es kommt mit schmetterndem Klang aus dem Innersten seiner Seele, jetzt ist kein Zweifel, der echte Richard — wir kennen ihn nun. Aber es ist ein Augenblick nur. Gleich entschwindet er uns im Gewoge des Kampfes, in der Nacht des Todes. Wir aber wünschen ein neues Stück, wo dieser echte Richard uns noch mehr enthüllte von seinem Wesen.

Und ich denke an seinen Röcknitz. Da spielt er den »Löwenwilligen«, dem die Liebe »die grosse Herzstärkung ist und das grosse Gleichniss Glück für höheres Glück und höchste Hoffnung«. Und die Weiber entzückten sich an ihm und sagten: »Selig die, der ein Mann auch nur so von Liebe spricht.«

Aber die Männer dachten: Ist es ihm nicht bloss ein Spiel? Wo ist sein Ernst? Draussen, wenn er mit seinen Rossen über die weite Haide jagt? Draussen auf dem dampfenden Schlachtfeld unter allen

Schrecken des Todes? Im hohen Saal, dort wo sie um Kronen und Throne feilschen. Aber vielleicht ist ihm auch das nur Spass.

Und ich denke an seinen Holofernes. Nicht an den, der die gewaltigen Reden führt, über die das Volk erschrickt und seine Krieger zittern. Nein, an den, der in heiliger Frühe den Vorhang seiner Zelte hebt und mit Schritten wie die Sonne, mit Geberden wie die Schatten des Berges hervortritt und ruft: »Opfert!« Erinnert ihr euch, wie da die Feuersäule stieg, die Rauchwolken wallten? Aber er, der Rufende, Heischende, der Jünger Zarathustras, sank wie vom Blitz getroffen, wie vom Sturm geknickt, die Augen scheu zur Erde, sank in die Knie, um anzubeten.

Wem betete er?

Darum sind die besten von seinen Rollen die, die er noch nicht gespielt. Die wir uns ausgedacht, wenn wir durch die öden Gassen heimwärts gingen und das Schaugepränge der Bühne versunken war in der Nacht und er allein mit uns. Dann war allemal die Rolle, in der nr das letzte Wort seiner Räthsel sprach, noch nicht geschrieben, noch eicht gedichtet. Aber wir dichteten sie. Dann sahen wir ihn als den Helden von vielen Erlösungen, nicht nur als den, der den Willen zur Macht nur über die andern hat, sondern auch »über den Einen, den Gott Ich«. Und wir sahen ihn mit der Krone des Lachenden, dieser »Rosenkranzkrone«, sahen, wie er »sich selbst aufsetzte diese Krone«, wie er selbst »heilig sprach sein Gelächter«. Ueber sich hinweg hörten wir ihn lachen.

Nein, diese Rollen, seine besten Rollen werden nicht gedichtet, wären nie gedichtet worden, ihr selbst hättet sie ihm andichten müssen, andichten können, das war eure höchste Lust an diesem Gaukelspieler, das hätte eure höchste Lust sein können, wenn ihr es verstanden hättet.

Darum, ihr Wissenden, ist er euch nicht entschwunden. In euch lebt er immer wieder auf, ihr beschwört ihn immer wieder herauf auf eure Bühne, die euch allein gehört; Mitterwurzer redivivus! Ihr träumt ihn mit dem Baumeister Solness hinauf auf den schwindelnden Thurm, ihr lasst ihn mit Gabriel Borkmann hinauswandern »ins Ungewitter des Lebens«, ihr hört ihn mit dem Narren im Gewittersturm auf öder Haide. Und vor Allem, ihr dichtet ihm in euch jene ungedichteten Rollen, die Rollen ohne Worte, die Rolle von dem König mit der Krone des Lachenden, der Rosenkranzkrone, die er sich selber aufsetzt.

FINKEN HELM.

Novellette von ROSENKRANTZ JOHNSEN.

Einzig autorisirte Uebersetzung von E. BRAUSEWETTER.

Worauf die Menschen nicht Alles kommen — was das menschliche Hirn nicht Alles auszuhecken vermag — wie es sich nicht unerwartet Abfluss verschaffen kann, wenn der Irritationsstoff, der so lange unter der Wohlerzogenheit verborgen lag, plötzlich zur Explosion kommt.

Da ist z. B. Finken Helm! Nun haben die Ihrigen vor ihr Respect bekommen! Sie ist eine privilegirte Dame geworden, eine Persönlichkeit, auf die man Rücksicht nimmt. Man hat begriffen, dass man sich bei ihr auf alles Mögliche gefasst machen kann, und daher nimmt man Rücksicht.

Und das Alles nur, weil sie einmal ihre Natur alle Fesseln des Zwanges abwerfen liess.

Finken war von Natur sprühende Lebhaftigkeit. Schon als Mädchen liefen ihr alle Männer nach.

Die Flaumbärtigen und Cynischen sprachen mit plumper Bewunderung von ihrem Mund und ihrer Figur; die Gesetzten und Wohlerzogenen dachten im Geheimen an Finken, wenn sich Gelegenheit fand, ein Hoch auf das Weib auszubringen.

Sie aber heiratete einen Cyniker aus ihrem Bekanntenkreis.

Er hiess Tom Helm und war vierzig Jahre alt, während sie damals nur achtzehn zählte. Er war gross und breitschulterig, hatte einen ziemlichen Mond und einen stattlichen Schnurrbart, der hübsch seine ein wenig verdorbenen Zähne verdeckte.

Er hatte Finken lange gekannt. Er hatte sie sogar auf den Armen getragen, als sie noch klein war, und viele Jahre lang du zu ihr gesagt.

Dann ging er ins Ausland, und als er wieder zurückkam mit den Spuren reifer Erfahrung und fremder Cultur, war Finken eine erwachsene Dame.

Und Tom Helm war mit ihren Bekannten darüber einig, dass sie hübsch und flott sei. Er fühlte sich zu ihr hingezogen, weil sie, ohne eigentlich schön zu sein, jung und frisch und unmittelbar war — sein völliger Gegensatz.

Das räumte er ein: die Menschen lieben ihren eigenen Gegensatz. Mir sind jetzt alle Damen, die nicht mehr erröthen können, so durch und durch zuwider — diese Damen, die Alles können und Alles wissen und mit denen wir Männer bald über Alles reden können... Sie umschnüren ja unsere Phantasie. — Und wenn unsere Phantasie der

Frau gegenüber versagt — dann danke schön. — Ja, Finken Gran, das ist ein richtiges Frauenzimmer und ein Teufelsmädel — ein Weib bis in die Fingerspitzen und nach aussen hin Dame... Sie ist gesund und frisch und saftig wie eine Preisselbeere...

Kurz und gut, Finken heiratete Tom Helm, und in der ersten Zeit ihrer Ehe waren sie sehr glücklich.

Es war ja nur ganz natürlich, gleichsam eine Folge seines langjährigen Bummellebens, dass er unvernünftig eifersüchtig war.

Und die Männer verliebten sich in seine Preisselbeere mehr und mehr, je reifer sie wurde.

Gegen seinen Willen musste er wie ein Spion sich mit allerhand Vorwänden umhertragen, um ständig in ihrer Nähe sein zu können. Und wenn er dann meinte, Grund zur Eifersucht zu haben, und sie ausschalt, warf sie ihm zur Antwort nur einen Blick zu, den er so verteufelt schön fand, dass er schweigen musste.

Aber auf die Dauer wurde seine Wachsamkeit oder richtiger sein Mangel an Vertrauen für sie überaus unbehaglich.

Er duldete nicht, dass sie einen anderen Mann ansah oder mit ihm sprach. Und was fast noch schlimmer war: nach und nach zog er sich vom Verkehr mit ihrem eigentlichen Freundeskreis zurück und schloss sich mehr an seine eigene Familie an.

Und diese — war ihr ein Graus. Feine, brave Menschen, ohne einen Tadel im Sittenheft, aber auch ohne ein Freudenlächeln im Auge; eine Familie, die in Dick und Dünn zusammenhielt, deren Mitglieder einander bewunderten und niemals an ihre unangreifbare Vorzüglichkeit zu erinnern vergassen, wenn eine neue Person durch Verheiratung in dieselbe aufgenommen wurde.

»Bedenke, dass du nun eine Helm bist,« wurde auf der Hochzeit Finken in den verschiedensten Tonarten gesagt.

Und Finken entdeckte allmälig, was es heissen wollte, eine Helm zu sein; man langweilte sie fast zu Tode; man machte ihr Alles interesselos und zuwider; man prägte ihr altkluge Gedanken ein.

»Dies« musste sie nicht thun, und von »jenem« musste sie sich fernhalten; mit »dem« musste sie nicht gehen — sprach »der« sie auf der Strasse an, dann sollte sie, um ihn los zu werden, vorgeben, dass sie in dem oder dem Laden etwas zu thun hätte; »dieser« wäre keine passende Gesellschaft für sie; »so« müsste sie sich nicht kleiden; »das« schickte sich nicht für eine Helm.

Aber gerade »dies« und »jenes«, »dieser« und »jener«, »so« und »das« behagte ihrer Natur, und da sie diese nicht befriedigen durfte, wurde sie verdriesslich und schwer umgänglich.

Tom war der Schlimmste. Er, der jahrelang nach seinem Wohlgefallen gelebt hatte, war nun ein alter Stubenhocker, ein Topfgucker und Familien-Sonntagsgast geworden, der sie fortwährend zu diesen unerträglichen »Abfütterungen« in der Familie herumschleppte, wobei jeder seinen bestimmten Tischplatz hatte; wo das Essen das einemal accurat wie das andere war; wo Tante Peter und Onkel Paul die Leute in ganz gleicher

Weise, mit genau denselben Redensarten beredeten und wo ein richtiger Familienton mit ehrerbietiger Höflichkeit gegenüber den älteren und einer förmlichen Unterthänigkeit gegenüber den ältesten Personen herrschte — etsch!

Mit »etsch!« wurde Finken von einer Freundin charakterisirt; denn Finken wäre ein »Etsch-Mensch« geworden; sie sagte »etsch« zu Allem und Allen, bei jeder Gelegenheit.

Recht von Herzen kam es ihr, als Tom eines Abends nach Hause kam, vergnügt seine Hände rieb und erzählte, wie sie die Osterfeiertage zubringen wollten.

Sie sollte aller Mühe enthoben werden; am Gründonnerstag sollten sie nämlich zu Onkel Hans, am Charfreitag zu Onkel Wilhelm, am ersten Feiertage zu Onkel Ludwig und am zweiten Feiertage zu Onkel August.

Finken schrie förmlich ihr »etsch!«, als sie dieses Programm hörte. Sie sah die ganze wohlgenährte, gemüthlose und steife Familie vor sich und hörte sie schwatzen — sie kannte die Hauptthemata voraus; sie hatten neulich entdeckt, dass ein Bekannter von ihnen mit einer ihrer Bekanntin eine Liebschaft hätte. Sie wusste genau die Worte, die in Bezug auf diese Beiden angewendet werden würden; sie wusste, was sie während dieser vier Tage für Essen bekommen würde: Rinderbraten, Kalbsbraten, Schneehühner, Pudding, Kalbsbraten, Rinderbraten, Schneehühner, Pudding, Schneehühner, Kalbsbraten, Rinderbraten, Pudding — gelben Pudding mit rother Sauce — bei dem einen hiess er Dagmar-Pudding, bei dem zweiten Prinzessinpudding, bei dem dritten Eierpudding, bei dem vierten Rumpudding — etsch!

Und das statt der kleinen Fusswanderung im knospenden, schwellenden Frühling mit einigen guten, lebenslustigen Freunden, auf die sie sich so gefreut hatte. — Wenn Tom nur ihre Gedanken hätte lesen können.

Man war mit den Familienfeiern glücklich bis zum Charfreitag nach dem Mittagessen gekommen.

Die traditionelle Stimmung des Tages ruhte über der Gesellschaft. Man schwatzte wie sonst über alle möglichen Dinge, nur hatte der Ton etwas Gedämpftes, es war, als wenn man sich während des Gespräches erinnerte, dass die Schiffe im Hafen halbmast geflaggt hatten.

Die Aelteren sassen weich und gemüthlich im Salon, auf den Sophas und bequemen Fauteuils, damit beschäftigt, die letzten Kaffeereste auszutrinken.

Sie behandelten mit denselben Worten und denselben Ansichten, wie gestern bei Onkel Hans, den letzten Scandal, und hoben, jeder besonders, die gefährlichen Zeittendenzen hervor, mit Hindeutungen, die nicht misszuverstehen waren.

Finken schnob vor Wuth und Langweile, dass diese abgerichteten Menschen so herzensroh sein konnten, an sie ihre Warnungen zu richten. Wer wagte es, direct oder in direct, gegen sie als Frau eine Beschuldigung zu erheben — wer wagte das —!

Hu! Wie sie sich ärgerte! Wenn sie nur etwas hätte ausfindig machen können, womit sie auch die Anderen zum Entgelt recht gründlich geärgert hätte. Etwas recht verteufelt Amüsantes, etwas, woran sie sich bei Gelegenheit erinnern würden . . .

Ihre Augen funkelten, ihr ganzer Körper gerieth in eine fieberhafte Aufregung, urplötzlich brach ihre echte Natur hervor — sie war zu einer That aufgelegt, gleichsam zu derselben inspiriert, und sprang schnell vom Stuhl auf.

Sie ging in das Zimmer hinein, wo die jungen Leute sassen und sich mit Anstand langweilten.

Dort drinnen fand sie Tom's Vetter Johann, einen sechzehnjährigen wilden Burschen. der sehr musikalisch war.

Sie beugte sich dicht an sein Ohr herab und sprach flüsternd zu ihm.

Er sah sie fast erschreckt an, als sie zu reden begann. Aber allmälig nahm sein Gesicht einen munteren, schelmischen Ausdruck an, und er erhob sich und ging in den Salon hinein.

In demselben Augenblick riss Finken die Nadeln aus ihrem Haar, so dass es wogend über ihre Schultern herabfloss.

Mit seltsamem Glanz in den Augen, mit herausforderndem Lächeln um den Mund — ihre Zähne leuchteten förmlich bissig — hüpfte sie mit einem Knix in den Salon hinein.

Das Kleid hatte sie an beiden Seiten zwischen dem Daumen und Zeigefinger hoch emporgehoben, sie machte dem geehrten Publicum eine liebenswürdige Verbeugung — dann ein Zeichen nach Johann hin, der zitternd vor Angst am Flügel sass.

Vom Instrument her ertönte eine Kaskade von Trillern, und dann ein lustiges, herausforderndes Hei! von Finken, die zu tanzen begann...

Die überraschte Familie sah mit erschreckten, weitaufgerissenen Augen zu — die Tassen wurden klappernd auf den Tisch gesetzt — ein Buch fiel zu Boden, als Onkel Ole, der im Halbschlaf dagesessen hatte, sich aus seiner Sophaecke erhob . . . . Man vernahm Ausrufe wie: »Aber du allmächtiger Gott!« — »Finken!« — »Aber Fi—nken!« — »Was fällt dir ein!« — und so weiter.

Der Flügel donnerte und zitterte unter einer wilden Tarantella. Und Finken tanzte. Nicht gedämpft vorsichtig; sondern mit fliegenden Röcken leidenschaftlich, mit Leib und Seele.

Die Familie sass sprachlos und starrte und lauschte. Die Tarantella brauste, jubelte und schrie ihre wilde Begleitung zu Finkens leidenschaftlichem Tanz.

Die Jungen und die Jüngsten waren beim Laut der unerwarteten Musik in den Salon hineingestürzt und standen ebenso sprachlos, aber in unterdrücktem Jubel da und starrten bald Finken an, bald fragend die Alten.

War das möglich? Hinderte das denn Niemand?

Finken's Locken flatterten ihr lustig um Gesicht und Schultern, sie fächelte im Takt des Tanzes mit einem Fächer, den sie in der

rechten Hand hielt, während sie ab und zu mit der linken den Onkeln und Tanten flott Handküsse zuwarf.

Die Wärme begann ihr lästig zu werden, woher sie mit raschem Griff ihren Halskragen abriss und ihn der Tante Peter an den Kopf warf — und sie tanzte weiter.

Tom, der auf einem Fauteuil im Halbschlummer geruht hatte, stand plötzlich in der Thüröffnung, gerade so überrascht und erschreckt, wie die Andern.

Er wagte sich einige Schritte vor, um sie zur Vernunft zu bringen. Dass ihr das Niemand gleich im ersten Augenblick verboten hatte.

»Aber, Finken,« begann er, »Finken, was in aller Welt — bedenke doch — es ist ja Charfreitag.«

In demselben Augenblick erhielt er einen Schlag mit dem Fächer, und sie warf die Beine so hoch empor, dass die Gesellschaft einen Wirbel von weissen Röcken mit einigen bunten Streifen dazwischen sah und die Herren einen kurzen, für sie erinnerungswürdigen Schimmer ihrer runden Waden zu sehen bekamen, die mit schwarzen gelbgestickten Seidenstrümpfen bekleidet waren.

Noch einmal flogen die Beine empor, einige donnernde Sätze vom Flügel her, und die Tarantella war zu Ende . . .

»Aber du himmlischer Vater« — »Du Allmächtiger!« — »Bist du denn ganz von Sinnen!« — »An einem heiligen Charfreitag!« . . . und ähnliche Ausrufe kamen von der ganzen Gesellschaft.

Finken stand einen Augenblick keuchend und stöhnend da und sah sie an, indem sie vom Gesicht und Hals den Schweiss abwischte.

Tom näherte sich ihr, als wenn er etwas sagen wollte.

»Idioten!« flüsterte sie, drehte sich herum und sah Jeden einzeln an.

Dann warf sie sich auf ein Sopha nieder und weinte laut und schluchzend, während die verwirrte Familie rathlos dastand und zusah.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine Weile später fuhr Finken nach Hause und schluchzte mit kurzen Unterbrechungen wie ein kleines Kind.

Tom begann zu begreifen . . .

GUSTAVE MOREAU †.

Von FELIX RAPPAPORT (Wien).

Gustave Moreau ist dieser Tage zu Paris gestorben.

Den Zug, der ihn zu Grabe geleitet, umtönt nicht der aufdringliche und widrige Lärm, mit dem die Vielzuvielen diejenigen zu feiern gewöhnt sind, die sie nicht erdrücken konnten. Nie hat ihn der heulende Beifall der Uneingeweihten compromittirt; selbst Paris wusste nicht viel von seiner Existenz. Einsam und zurückgezogen lebte er ein Leben von antiker Einfachheit und Grösse. Selten hat man seinen Namen in den Verzeichnissen der Ausstellungen gelesen.

Dieser Todte war wenn nicht der grösste, so doch der vorgeschrittenste Künstler dieses Jahrhunderts. Während seines langen Lebens sind an diesem Zeitlosen zahllose Schulen und Strömungen vorübergezogen, ohne ihn wesentlich zu berühren. Nicht einmal seine Technik hat sich beeinflussen lassen; von Anfang bis zu Ende der Gleiche und Nur-sich-selbst-gleiche hat er weder an den Kämpfen um die neue Lichttechnik Antheil genommen, noch ist er später von den Farbensymphonikern und Tonlyrikern gewesen. Die Ordnungsliebenden, die jeder Erscheinung immer irgend eine Marke ankleben müssen, dürften ihn zu den Mystikern zählen. Richtiger wäre es, ihn einen Visionär zu nennen. Sein Werk war die Vision höchster Entwicklungsmöglichkeiten, reflectirt von einer Psyche, die einen Mechanismus von unendlicher Verfeinerung und Complicirtheit darstellte. Ungleich denen, die sich »auf ihre Stimmungen setzen können wie auf Pferde«, arbeitete dieser Organismus, unbewusst, genau wie die wunderbaren Instrumente der modernen Technik. Durch einen Namen, eine Erinnerung, einen Ton angeregt, werden die in der Stimmung gebundenen Kräfte frei und geben nach zahlreichen und mit unfehlbarer Logik sich abspielenden Vorgängen ein Werk, welches uns mit seherischer Sicherheit das letzte und verborgenste Wesen des Stimmungsentladers — des Themas — aufdeckt. Das ist der Zusammenhang der Kunst mit der Mathematik, den die indischen Adepten lehren.

So haben sich uns durch diese Psyche Welten offenbart, die wir bisher nur mittelst schlechtgebauter Instrumente, also unklar und verzeichnet zu sehen gewohnt waren. Auch die Romantiker, die Nazarener und Andere haben christliche Stoffe gemalt; aber einzig Moreau hat, und schon vor den Präraphaëliten, in seinem höchsten Werk, in der Salome, alle Zauber, Wollüste und Trunkenheiten concentrirt, welche das moderne Nervensystem aus diesem Begriff »Christenthum« schöpfen kann. Unzählige Phantasien haben versucht, sich durch das Griechen-

thum befruchten zu lassen und einen Strahl dieses Lichtes aufzufangen; die meisten haben kaum die äusseren Formen richtig aufgepasst, es kaum zuwege gebracht, Linien zu copiren, und durch ihre seichte und äusserliche Nachahmung die Entwicklung ganzer Epochen in falsche Bahnen gelenkt. Während so der deutsche Geist an die Lösung des Problems »Griechenthum« ein Jahrhundert lang umsonst seine besten Kräfte ausgab, ist es diesem Franzosen von selbst aufgegangen. Nebst Nietzsche, der uns neue Wege nach Jonien erschloss und die so lange geglaubte Mär von der »heiteren Ruhe« der Hellenen aus der Welt schaffte, hat Moreau in einer Reihe seiner besten Gemälde, im »Orpheus«, der »Galatea«, »Helena«, »Oedipus und die Sphinx« aus dem tiefen Born geschöpft, dem die hellenische Cultur entstieg. Ihm ist das Dämonische, Unterirdische, Naturträchtige dieser räthselhaften Gestalten klar geworden, er sieht sie in ihren Anfängen, den egyptisch-asiatischen Naturmysterien; wie er, gegen alle Tradition, griechischen Göttinnen edelsteinbesetzte Kleider und Kronen gab, hätte er sie auch mit acht Armen und Köpfen versehen können, neugeschaffen aus dem uralten Born des indischen Pantheismus. Nur einmal noch hat unser Jahrhundert eine solche Auferstehung gefeiert, als die Welt der Edda — an der ein Hebbel so kläglich scheiterte — sich im Werke Wagner's offenbarte. Ein Vorgang, den nur die Annahme erklärt, die Summe der Energien, die sich in solchen Systemen resumirt hatten, habe sich eines vollkommener gebauten Gehirnes zu einer neuen Incarnation bedient.

Im Grunde bedeutet dieser Vorgang nur die ganz natürliche Weiterentwicklung des genus »homo«: die nächste Stufe. Auf diesem Wege wird das neue Wesen entstehen, das nur die Grössten bisher dunkel geahnt haben. Wir kennen seinen Namen nicht; einer seiner Vorläufer war Gustave Moreau.

STILLER FESTZUG.

Leise, mit heiter-hoher Geberde,
Unhörbar, unsichtbar der lärmenden Welt,
Geht ein Festzug über die Erde...
Seine Schritte streifen mein stilles Zelt.

Seelenmächtig spür' ich es schreiten,
Kühnheit athmend, den Blumenpfad,
Triumphirende Lebensklänge geleiten
Seine Spur von Gestad' zu Gestad'.

Komm' Geliebte, tritt aus dem Zelte
Uns'rer frohlockenden Liebesrast —
Sieh', wie der Aether rings sich erhellte,
Wie der Himmel die Erde zärtlich umfasst!

Jene vorüberzieh'nden Gestalten
Stiegen aus zitternden Träumen empor,
Und nun kann unser Auge sie halten,
Bis sich im Goldduft die Ferne verlor.

Will sich der Freien Geschlecht offenbaren?
Deutet des Menschen Erfüllung sich an?
Siehe, das sind uns'rer Genien Schaaren,
Der in Schönheit schaffende Geisterbann!

Leise, mit heiter-hoher Geberde,
Geht der Festzug über die Welt,
Unhörbar, unsichtbar der lärmenden Heerde,
Seine Schritte streifen auch unser verschwiegenes Zelt.

Zürich. CARL HENCKELL.

WIENER KUNSTFRÜHLING.

Von GUSTAV SCHOENAICH (Wien).

II.

Eine der fesselndsten Erscheinungen in der Secessionsausstellung und ein echter Secessionist in dem einzig berechtigten Sinne eines Künstlers, der die Dinge mit seinen eigenen Augen betrachtet und die Macht hat, das von ihm Geschehene auch Andern überzeugend darzustellen, ist der Italiener Giovanni Segantini. Zahl und Verschiedenartigkeit der von ihm ausgestellten Werke geben auch ein ausreichendes Bild sowohl von der Entwicklung als der Eigenartigkeit seiner Individualität, von dem imponirenden Umfang seines Könnens und den vielen Saiten, die Gesehenes in seiner reichen Natur erklingen macht. Sein künstlerisches Wesen hat einen Zug ins Grosse. Er gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Seine Arbeiten bedeuten von der stofflichen Seite betrachtet eine Reaction gegen die ebenso erklärliche als gerechtfertigte Abneigung, welche die Modernen der grossen Natur, den Paradiesen der grossen Touristik entgegen bringen. Erklärlich und gerechtfertigt war diese Abneigung, weil die Gletscher- und Gebirgmalerei in's Schablonenhafte herabgesunken war, weil sich bei Künstlern und Publicum ein im Inhalte immer mehr abmagernder Begriff über das Malerische herausgebildet hatte. Bis zur Kartenmalerei war das grosse Landschaftsbild herabgesunken, bei der ein eisstarrendes Gletscherhaupt oder ein tosender Wasserfall Atout war. Die Grossartigkeit der Natur wurde den Betrachtern durch eine Art Gaunersprache des Pinsels vermittelt. Dem gegenüber erschien sehr natürlich, dass die wahrhaft Berufenen unter den Künstlern die Wunder der Erscheinung, an denen das bescheidenste Stück Natur nicht arm ist, durch liebevolles Eingehen und Beobachten zu erfassen trachteten, dass ihnen die Reize der Fläche, das Spiel der Wolken, der unerschöpfliche Reichthum der Beleuchtungen und Lufttöne als die wahren Quellen erschienen, die sich erfrischend über eine neue, intime Art die Natur zu erfassen und darzustellen, ergiessen sollten. Wir verdanken dieser Richtung, welche sich von allen Knalleffecten der Natur ängstlich ferne hält und das Grosse im Kleinen, das Beseeligende im Leisen, das Ueberraschende im Alltäglichen aufsucht, eine Steigerung unseres inneren und äusseren Sehvermögens und eine Vertiefung unserer Naturempfindung. Und diese neue Weihe, welche die Kunst der Landschaftsmalerei empfing, stärkte

auch Segantini's Fähigheit das Grosse, Ueberwältigende in der Natur mit erfrischten Sinnen aufzunehmen und die Erscheinungen des Erhabenen, die grossen Einsamkeiten, die Höhen, welche die Geschwätzigkeit des Menschen verstummen machen, in einem erneuerten Sinne aus seiner starken künstlerischen Individualität heraus darzustellen. Was uns seine »Alpenweide« von der Unbekümmerniss der Natur um Menschenschicksal, von Dauer im Wechsel und Beharren im Wandel erzählt, das konnte nur der schicksalsreiche Künstler in Erfahrung gebracht haben, dessen jahrelanger ehrfürchtiger Verkehr mit dieser grossen, mitleidlosen Natur ihm das Verständniss der dunklen Laute ihrer Sprache durch inneres Erleben erschlossen hat. Dieses tiefeinsame Hochplateau mit dem Blick auf die ewigstarre Gletscherwelt, auf dem ein Schafhirte unter dem Drucke der Natur ein von dumpfen Bewusstsein spärlich erhelltes Instinctdasein verträumt, ist eine neuschöpferische Variation auf das berühmte »Tristezza«-Bild des Meisters. Hingegen bildet »Die Frucht der Liebe« — eine Mutter, die mit ihrem Kinde am Schosse auf einem niedergebeugten Baumstamm sitzt — das jubelnde Gegenstück zur vernichtenden Tragik der »mères dénaturées«, jener schaurigen Winter- und Gletscherphantasie über Kindesmörderinnen, die Segantini so genial veranschaulicht hat. »Die Quelle des Uebels«, auf dem ein nacktes Weib sich auf einsamer Höhe im Quellwasser spiegelt, an dessen Rande das unheimlich funkelnde Ungethüm der Eitelkeit sitzt, ist eine coloristische Leistung ersten Ranges. Hingegen zeigt das Bildniss eines Wohlthäters, aus einer Zeit, da sich der Künstler noch nicht selbst gefunden und mit seinen Ausdrucksmitteln noch stark im Banne der Tradition befangen war, die Stärke seiner ursprünglichen Veranlagung für Wahrheit und Charakteristik. Von seinem eingehenden, nimmermüden Naturstudium geben die im ersten Stock ausgestellten Skizzen ein lautredendes Zeugniss.

Die Deutschen sind in unserer Secessionsausstellung, wenn nicht ausreichend, so doch durch vortreffliche Werke und erlesene Namen vertreten. »Vor der Schicht« von Gotthard Kuehl schildert das Zuständliche des Vorganges mit jener gelassenen Theilnahme und ungeschminkten Wahrheit, deren Gepräge alle Werke dieses Künstlers tragen. Die schöne Behandlung der Lufttöne legt uns das Dargestellte auf's Wärmste an's Herz. Hans von Bartels' »Nach der Arbeit« zeigt alle Vorzüge dieses Meisters, der unter den Erneuerern der deutschen Malkunst einer der ersten und anregendsten war. Heinrich Zügel hat wieder ein vortreffliches Thierstück beigestellt. Von den vier der grössten Künstlern, die an der Spitze der heutigen Bewegung der Malerei in Deutschland stehen, finden wir bedeutende und charakteristische Werke: von Arnold Boecklin, Friedrich von Uhde, Max Klinger und Hans Thoma. Boecklin ist durch sein Münchener Pinakothekbild »Das Spiel der Wellen« ausgezeichnet vertreten. An schäumender Lebenskraft, Ueppigkeit des Farbentones, jubelnder Daseinsfreudigkeit, Klarheit im Sehen und Verkörpern phantastischer

Gestalten, künstlerischem Ergötzen in der Nachbildung des Menschenleibes und Belebung der Natur kann das Werk Boecklins nicht leicht übertroffen werden. Es ist zu kräftigstem Behagen des Beschauers von einem Künstler hingestellt, der sich eine neue Welt erschaffen. Von diesem grossen Heiden zu Fritz von Uhde ist ein weiter Weg. Aber sein Ziel ist lohnend. »Christus predigt am See« ist ein ergreifendes Werk. Es zeichnet sich vor Allem durch rührende, beredteste Einfachheit aus. Einfachheit bis zum völligen Verzicht auf alle rein technischen Wirkungen, über die Meister Uhde doch souverän verfügt. Er hat sich mit seinem Stoff innerlichst durchdrungen, er ist ihm völlig aufgegangen, aber er hütet sich ängstlich, ihm irgend einen spielenden, virtuosen Beisatz zu geben. Die Composition des Bildes zeigt eine bewunderungswürdige Concentration. Die Worte Christi lösen eine neue, tief innere Welt in seinen Zuhörern aus. Eine helle Erleuchtung der Seele macht sie achtlos gegen die trübe Abendstimmung der Aussenwelt. Diese kleine Versammlung Bedrückter aller Altersclassen, deren jugendliche Mitglieder insbesondere die neue Lehre mit klammernden Organen in sich aufnehmen, spiegelt den Eindruck dieser Offenbarungen in der glücklichsten und mannigfaltigsten Art wieder. Die Darstellung der Erscheinung des Erlösers ist der Höhepunkt dieses Bildes. Ohne jeden Zusatz von Süsslichkeit im Ausdruck des Antlitzes, in absichtslos natürlichster sitzender Stellung und mit einer Handgeberde, die seinen Worten den Nachdruck mildester Ueberredung verleiht, lässt dieser Christus nicht den mindesten Zweifel übrig, dass von seinen Lippen Worte fliessen, die den umwandelnden Eindruck auf die Zuhörer mit Naturnothwendigkeit zur Folge haben müssen. Das Bild bringt uns wie alle Werke Uhde's nahe, wie viel aus diesem Stoffe noch zu holen ist, wenn seine Behandlung der Schablone und archaistischer Nachäfferei entrissen wird. Es liegt Charakter darin — auch eine grosse Sache.

Nicht so glänzend, wie im Künstlerhause durch seine Plastik und das Kreuzigungsbild, ist in der Secession Max Klinger vertreten. Freilich ist die Darstellung des menschlichen Körpers in seiner »Am Strande« liegenden weiblichen Figur von einer nicht zu übertreffenden Vollkommenheit der Zeichnung. Der Kunstverstand, den wir in deren Durchbildung bewundern, ist schier verblüffend. Doch steht Klinger's Farbensinn, wenigstens in dieser Arbeit, nicht auf der Höhe seines Formensinnes. Die Farben sind in Absicht auf die Detaillirung der Lichtwirkungen etwas ängstlich aufgetragen und dem Colorit haftet eine gewisse Härte an.

Max Klinger stellt in seinem Kunstschaffen den Menschen in erste Linie. Die Natur bleibt für ihn Hintergrund, von dem der Mensch sich abhebt. Hans Thoma aber ist so recht der Pantheist unter der deutschen Malergilde. Ihm ist Wald und Feld, Wasser und Luft, Mensch und Thier gleichwerthig beseelt, er versteht, wie Siegfried, die Sprache der Vögel. Er ist kein Symbolist. Bei ihm redet jeder Gegenstand unmittelbar. Eine tief deutsche, vom Gemüth geadelte

Phantasie bemächtigt sich der Objecte und lässt uns an ihnen den Glanz des Künstlerischen, ihren Schönheitsgehalt erblicken. Er ist ein grosser Fabulirer als Maler. Das künstlerische und menschliche Wesen, das aus seinen Werken spricht, ist so gewinnend, dass wir Schwächen seiner Darstellungen gerne übersehen. Thoma überfällt uns nicht, er überredet uns leise und ohne rhetorischen Aufwand. Ganz absichtslos zieht er uns in den Kreis seines reichen Naturempfindens. Der bescheidene und doch so intime Reiz einer Taunuslandschaft findet in ihm den wärmsten und erfolgreichsten Anwalt. Mit Fabelthieren und Meerweibern verkehrt er in seiner Phantasie als seinesgleichen. Dass er auch mit den Schönheiten der menschlichen Gestalt wohl vertraut ist, zeigen uns seine ausgestellten »Bogenschützen« und die verschwenderische Ueppigkeit seiner »Gardiniera«. Fehlt Thoma auch die kraftstrotzende Grösse und grandiose Einbildungs- und Gestaltungskraft Boecklin's, so bleibt er immer einer der Ersten, welche die deutsche Malerei aus der Cartonzeichnerei, der Illustrationswirthschaft und der Schwartenmalerei wieder ins Land der Poesie zurückgeführt haben.

Die österreichischen Künstler haben in dieser Ausstellung nur einen bescheidenen Raum für sich in Anspruch genommen. Um so erfreulicher ist es, dass sich unter ihren Beiträgen fast gar keine Nieten finden, dass alles Gebotene von Streben und Talent zeigt. Rudolf Alt gebührt in jedem Sinne der Vortritt. Wir kritisiren ihn nicht — wir gratuliren dem Altmeister. Er ist von der Natur niemals abgewichen und so bietet sie sich heute dem Sechsundachtzigjährigen, so geneigt wie dem Jüngling und Manne. Gustav Klimt ist kein Stürmer. Unter seinen Arbeiten interessiren zwei vortreffliche Pastelle, der sorgfältig durchgebildete Kopf eines Blinden und eine decorativ-symbolistische Supraporta für ein Musikzimmer. Einen starken Wahrheitszug hat Rudolf Bacher's Porträt einer Frau. Hübsch in der Zeichnung ist Adalbert Hynais' »Wahrheit«. Doch nähert sich das Bild im Colorit bedenklich der Porzellanmalerei. Ein reizvolles Stimmungsbild ist Wilhelm Bernatzik's »Träumerei«. Viel Interesse erregen die symbolistischen Compositionen des Prager Künstlers Maximilian Pyrner. Sie geben glücklicherweise nicht bloss zu denken, sondern durch ihre anziehenden, malerischen Qualitäten auch Einiges zu geniessen. Hans Tichy hat einige kräftige Studienköpfe beigestellt. »Der Tod der Dryade« von Max Kurzweil löst ein coloristisches Problem mit bemerkenswerthem Geschick. Von dem begabten Leopold Burger finden wir ein Aquarell »Die himmlische und die irdische Liebe«, das auch mehr zeichnerische als coloristische Vorzüge zeigt. Die Farben sind zu wenig in Luftton getaucht und stehen als solche allzu hart neben einander. Die drei kräftigsten Talente dieser Gruppe sind Carl Moll, Josef Engelhart und Johann V. Krämer. Ganz glücklich vertreten ist unter ihnen nur Carl Moll. In seiner »Schlosserdiele« erreicht er durch Licht und Luft die intimste Interieurwirkung, und die Schönbrunner Schlossruine ist vom empfindlichsten Natursinn belebt. Engelhart hat eine mehr durch Kraft als Anmuth fesselnde, aber nach

jeder Richtung vortrefflich wirkende spanische Sängerin ausgestellt. »Nach dem Bade« und »Schlangen« — zwei weibliche Acte, im Freien liegend dargestellt, vermögen die Erinnerung an Alfred Roll's gleichfalls ausgestelltes »Plein-air«, das denselben Stoff behandelt, nicht zu verdrängen. Krämer's »Porträt meiner Eltern« gehört durch Schlichtheit des Vortrages, Charakteristik und warme Plein-air-Wirkung zu den wirklich guten Erzeugnissen der Bildnissmalerei. An seiner »Verkündigung« stört Vieles. Das Bild ist der exacte Gegensatz zur Behandlung Uhde's. Es mangelt ihm an Ernst und Grösse. Hier wird der erhabene Stoff zum Vorwand der Geltendmachung technischer Künste. Der Effect der zerstreuten Sonnenreflexe ist von den Neueren ausserdem schon allzu sehr verbraucht worden. Und an der Einfalt, welche die Poesie eines solchen Vorganges auslöst, mangelt es dieser Verkündigung durchaus.

DAS ORGANISIRTE THEATERPUBLICUM.

Schriftsteller, Theaterdirectoren, Schauspieler haben ihre Verbände, das Publicum nicht.

Die Aeusserungen des Theaterpublicums, die auf Applaus und Zischen beschränkt sind, werden noch obendrein durch das Claqueunwesen verunreinigt.

Der Zuschauer ist folglich darauf angewiesen, nach Besuch einer Vorstellung sich einigen Bekannten gegenüber, mit denen er zufällig zusammentrifft, über eine Aufführung auszusprechen.

Mehr als das urzeitliche Verbreitungsmittel der mündlichen Ueberlieferung steht dem Einzelnen nicht zu Gebote.

Die geistige Arbeit, die in den Urtheilen des Theaterpublicums steckt, geht für die Allgemeinheit verloren.

Die berufsmässige Kritik sieht sich stets ein und denselben Premièrenbesuchern gegenüber — jede Novität spielt vor einem abgedroschenen Publicum. Dadurch ist dem Kritiker die eigene Rückläuterung erschwert, den Kreislauf seiner Kunstideen im Grossen zu beobachten.

Es wird also ausserhalb des Theaters eine Gelegenheit zu suchen sein, wo das Gesammt-Theaterpublicum seine eigenen Urtheile hören, wo es seine Forderungen entwickeln kann und in die Macht gelangt, sie auch durchzusetzen.

Den fortwährenden Irrthümern, die aus der sogenannten Unberechenbarkeit des Theaterpublicums entspringen, würde allmählich gesteuert.

Theaterdirectoren, Schauspieler und auch die Censur erhielten eine sichere Richtschnur, von der nicht leicht abgegangen werden könnte.

Die Theaterwillkür in allen Zweigen würde gebrochen.

Die Kritik, die aus dem Publicum heraus für Alle vernehmlich erfolgt, verleiht theils der fachmännischen Journal-

kritik eine grössere Resonanz, dient aber zugleich auch als deren Controle.

Der Verband der Theaterbesucher wird seinen Mitgliedern den gebührenden Einfluss nach jeder Richtung hin sichern und damit das Interesse am Theater vertiefen.

Insbesondere für Wien fällt ins Gewicht die gesellschaftliche Bedeutung einer solchen Vereinigung, der Contact aller Ränge, der auf neutralem Kunstboden hergestellt würde.

Anmerkung der Redaction. Wir halten den Zeitpunkt für geeignet, um mit diesem Organisationsgedanken unseres Mitarbeiters F. Schik, den derselbe übrigens schon vor circa zwei Jahren andeutete, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Erst unlängst, anlässlich der Arretirungen beifallsfreudiger Theaterbesucher, ist die Nothwendigkeit der Organisirung des Theaterpublicums auch im Interesse seiner Rechtssicherheit klar geworden. Wir stellen die Frage daher zur allgemeinen Discussion und erbitten uns von Freunden dieser Idee eventuelle Vorschläge. (Zuschriften sind an die Redaction der »Wiener Rundschau«, Wien, I., Spiegelgasse 11, zu richten.) Von der Betheiligung des Publicums wird es abhängen, ob wir eine constituirende Versammlung mit der entsprechenden Tagesordnung noch in dieser Saison einberufen oder die Veranstaltung derselben bis zum Beginne der nächsten Saison verschieben.

NOTIZEN.

BURGTHEATER. »Die Neuvermählten«. Lustspiel in zwei Aufzügen von Björnstjerne Björnson. — »Komödie der Irrungen«. Lustspiel in einem Act von Shakespeare.

Björnson, dem schon vor mehreren Decennien das Bühnenglück in Deutschland hold war, zur Zeit als die Werke Ibsens, seines Altersgenossen, noch fast unbekannt gewesen, ist nun ein Halbvergessener. Nur um den Schein von Thätigkeit zu erwecken, hat der neue Burgtheaterdirector keinen besseren Einfall gehabt, als zu einem seit zwanzig Jahren ein »Reclam«-Scheinleben führenden Stücke dieses Schriftstellers das Premièrenpublicum zu bemühen. »Die Neuvermählten« sind allerdings ein gutes Beispiel, an dem man den Unterschied zwischen moderner und unmoderner Bühnendichtung deutlich demonstriren kann. Darin ist gerade das, was heute interessirt, nämlich die Vorgänge in den Seelen zweier junger Eheleute, hinter die Scene verlegt, das Bild ist gleichsam verkehrt in den Rahmen gesteckt. Wir sehen den Rücken der Leinwand und den Rahmen. Wir sehen die Leute zur Seelenmahlzeit gehen und von ihr kommen, sind aber grausamerweise nicht dazu eingeladen worden. Das Stück wurde lau aufgenommen, ebenso die darauffolgende »Komödie der Irrungen«. Hier brachte die neue Direction eine Neuerung. Bisher war es im Burgtheater üblich, den Uebersetzer und Bearbeiter Shakespeare's auf dem Theaterzettel zu nennen. Diesmal unterblieb dies. Freilich handelte es sich hier um ein tempelschänderisches Beginnen, denn das fünfactige Lustspiel war in einen Act zusammengezogen worden, und der Uebelthäter mag doch wohl eine Regung des Schamgefühls gehabt haben. Es gab den ganzen Abend hindurch keine Scene, bei deren Darstellung man nicht die leitende Hand vermisst hätte. Der Styl war derselbe bei Björnson und Shakespeare. Ueberall schlug rauher, polternder Bierton durch. Man muss lange die Bretter des Burgtheaters nicht betreten haben, um, wie die treffliche Auguste Baudius, die als »Gast« erschien, angenehm abzustechen. Sie ist während ihrer Abwesenheit von Wien viel in der Welt herumgekommen, und es ist eine Freude, auf ihrem intelligenten Antlitze die künstlerisch verarbeiteten Erfahrungen ablesen zu können. Das »Kleinod« vom Franzensring, Fräulein Medelsky, war unverfälschte Theaterschule. Die Komiker des Abends vermochten nicht über den Ernst der Situation, in der sich das Burgtheater befindet, hinwegzutäuschen. —*i*—.

CARLTHEATER. Das Ensemble des Neuen Theaters in Berlin, mit dem Director Lautenburg die »Wildente« gastspielweise in Wien aufführte, enthält keine eigentlichen Ibsen-Spieler. So dargestellt hätte die Dichtung auch von Iffland geschrieben sein können. So weit sind wir derzeit hierzulande selber. Wer sich in einer fremden Stadt produciren will, soll

etwas Neues zu sagen haben. Der gewissenhafte Fleiss allein, durch den sich das Lautenburg'sche Ensemble auszeichnet, genügt nicht, um in die vielen, noch unentdeckten, geheimnissvollen Gebiete der Ibsen-schen Stücke vorzudringen. Zu deren schauspielerischer Ausgestaltung können Darsteller, die im Neuen Theater in Berlin im Dienste des französischen Schwankes stehen und darin brilliren, nicht beitragen. Mit solchen ist es unmöglich, das Niveau der Ibsen-Auffassung zu heben, vielmehr wird die Schwerkraft ihrer gewohnten schauspielerischen Ausdrucksmittel jede Dichtung in die Kategorie der Stücke alter Ordnung rücken. Unter den Gästen deutete einzig Herr Jarno, der den jungen Gregor Werle spielte, den Weg an, der zu neuen Ausblicken leiten könnte. Alle Anderen boten sehr verständige Leistungen, führten aber weder im Ganzen, noch im Detail weiter. Die Inscenirung der äusseren Umrisse des Dramas zeugte von Intelligenz. —*i*—.

MARIE GEISTINGER, die sich vor mehr als einem Jahrzehnte von der Bühne zurückgezogen hatte, weil ihr das Komödiespielen kein Vergnügen mehr machte und deren Name seither so oft bei sentimentalen Theaterrückblicken genannt wurde, hat nun wieder seit Wochen ihre Meisterschaft in Wien bewundern lassen. Während im Drama die Darstellungsmittel einer gedeihlichen Reformation zustreben, sind sie in der Operette und Posse immer mehr depravirt. Hier war die Vergangenheit moderner als die Gegenwart, und Marie Geistinger ist noch immer die souveräne Beherrscherin aller ihrer Nachfolgerinnen geblieben. Neben ihr auf der Scene erscheint auch die jüngste Vertreterin des sogenannten leichten Genres veraltet, roh und derb. Die Aufnahme, die sie in dieser Saison im Theater an der Wien, im Deutschen Volkstheater und jetzt im Carltheater gefunden, wird ihre Schaffenskraft noch auf lange hinaus frisch erhalten. Es würde den Wienern viele Freude bereiten, wenn Marie Geistinger wieder ständiges Engagement an einer hiesigen Bühne nähme. —*i*—.

IM LANDE DER HOFRÄTHE. Ludwig Börne theilte die Deutschen bekanntlich in zwei Gruppen ein: in solche, die schon Hofräthe sind, und in Andere, die es erst werden wollen. In diesem Sinne deutsch, das muss man ihnen lassen, zeigen sich gewisse leitende Kreise der Wiener Künstlergenossenschaft, und erst jüngst hatten wir wieder Gelegenheit, den würdigen Präsidenten Herrn Felix als patriotischen Redner zu bewundern. Der Gute war offenbar damals mit der Welt zufrieden, er fand Alles sehr nett, machte einige treffende Bemerkungen über das Gute, Wahre und Schöne und dankte zuletzt in tiefempfundenen Worten für die Unterstützung, welche unserer Kunst von oben her stets zutheil geworden sei. Nun, der Herr muss ja wissen, ob er Grund hat, irgend Jemandem dankbar zu sein; im Allgemeinen verhält sich die Sache nicht ganz so, und erst in letzter Zeit wieder haben gewisse Vorfälle neuerdings gezeigt, wie sehr alle Kunst- und Culturbestrebungen in der officiellen Welt auf passiven Widerstand stossen, was ja begreiflich ist. Entstammen doch diese Kreise einer Aristo-

kratie, die an Verständnisslosigkeit und dünkelhafter Bornirtheit solchen Dingen gegenüber noch mehr leistet, als man von ihr verlangen könnte. Nichts bürgerlicher in Gesinnung und Ansichten als der österreichische Adel, bis in seine höchsten Höhen hinauf; alles Hohe und wahrhaft Fürstliche, also auch die Kunst, ist ihm unangenehm. Er begnügt sich mit der traditionellen Impotenz und den gewissen Künstlern, die Maler sind und Hofräthe dazu. Uebrigens scheint es auch im österreichischen Schriftthum an solchen Centauren nicht zu fehlen. So befindet sich im Katalog der Jubiläumsausstellung ein liebliches Gedicht von Saar, dieser Säule unserer Literatur, in welchem es von der Kunst heisst, dass sie »aus dem Engen zu sonnigen Weiten sich emporringe durch fördernde Gunst«. Jetzt wissen wir's wenigstens. *f. r.*

MARCEL PRÉVOST, »Eine Pariser Ehe«. München, Verlag von Albert Langen. 1898.

Die ungeheuere Beliebtheit dieses Autors stammt vermuthlich daher, dass er als Erster die erotischen Gefühle der modernen Durchschnittsmenschen mit Witz, einer gewissen Quantität Grazie und vor Allem mit kecker Aufrichtigkeit geschildert hat. In seinen Büchern müssen Tausende entweder ein wohlgelungenes Bild ihrer Erlebnisse und Beziehungen oder zumindest das Bild ihrer Wünsche und Sehnsucht gefunden haben . . . Was erzählt uns dieser seichte Maupassant in dem neuen Buch? Eine hübsche, junge Frau, die natürlich viel schlauer und sensibler ist als der schon alternde Gatte, will Untreue mit Untreue rächen. Sie setzt viel ins Werk, um einen passenden Liebhaber zu finden. Endlich, nachdem sie den eingefangen hat, mit dem sie es am liebsten riskiren möchte, und mit ihm in der heikelsten Situation ist, fühlt sie halb ärgerlich, halb herzensfroh, dass sie doch eine anständige Frau sei, enttäuscht sich und den Dritten durch das misslungene Abenteuer. Sie kehrt heim, von der herbeigeführten Möglichkeit des Ehebruches schon befriedigt, und findet ihren Gatten in — Herzkrämpfen, die er sich am selben Tage bei seiner Maitresse zugezogen hat. Die Krankheit bringt das Leben der Gatten ins alte Geleise; sie versprechen sich ewige Treue. Monsieur le mari wird es halten, denn er fürchtet einen zweiten Herzkrampf zu sehr. Und Madame? Madame tröstet sich bei dem Gedanken, dass sie — Gott sei Dank nicht an Herzkrämpfen leide . . . F. v. Reznicek bemüht sich, den Roman pariserisch zu illustriren, aber er gefällt uns nur dort, wo er dieses vergebliche Bemühen aufgibt. *m. m.*

DIE BALLADE: MAUDALAY von Rudyard Kipling stammt in ihrer vortrefflichen deutschen Uebersetzung aus dem Nachlasse des jüngst verstorbenen Dichters Otto Sachs. Von diesem Autor ist übrigens dieser Tage auch ein Novellenband, »Von zwei Geschwistern«, bei Schuster & Loeffler (Berlin) erschienen.

Herausgeber: Gustav Schoenaich, Felix Rappaport.
Verantwortlicher Redacteur: Gustav Schoenaich.

Ch. Reisser & M. Werthner, Wien.

AUTOREN- UND INHALTS-VERZEICHNIS.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die schwachgedruckten die Seitenzahlen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

INHALTS-VERZEICHNIS.

INHALTS-VERZEICHNIS.

NOTIZEN.

Theater.

Bücher.

Kunst.

Politik, Cultur.

Vorträge.

Literarisches.


32101 076534559